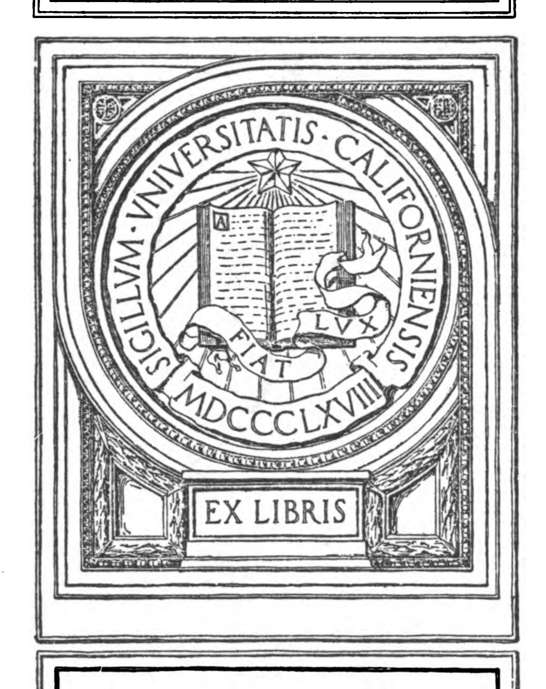





SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

# Das Gesetz der

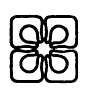
# Zivilisation und des Verfalles.

BROOKS ADAMS

# DAS GESETZ DER ZIVILISATION UND DES VERFALLES

VOLLSTÄNDIGE UND AUTORISIERTE ÜBERSETZUNG NACH DER ENGLISCHEN UND FRANZÖSISCHEN AUSGABE

MIT EINEM ESSAY VON
THEODOR ROOSEVELT



AKADEMISCHER VERLAG
WIEN UND LEIPZIG
1907.

K. u. k. Hofbuchdrucker Fr. Winiker & Schickardt, Brünn.






# Inhaltsverzeichnis.

# Gesetz der Zivilisation und des Verfalles.

**Essay von Theodor Roosevelt.**

Es gibt wohl wenig Bücher, die im Leser einen so düsteren Eindruck auslösen, wie Adams' „Gesetz der Zivilisation und des Verfalles". Ein wahres Wunderwerk an Klarheit und Verdichtungskunst ist dieses Buch zu nennen. Auf kaum 400 Seiten bringt es Adams fertig, einige der wesentlichsten Faktoren, die während der letzten zwei Jahrtausende für das Wachstum und die Entwicklung des zivilisierten Lebens bestimmend gewesen sind, klar vor den Augen des Lesers zu entwickeln, und dies in so glänzender Weise, daß wir instand gesetzt werden, mit dem Autor einen kurzen Blick wohl nur, aber einen der hellsten Blicke, die je einem Forscher vergönnt waren, auf einige der wichtigsten Entwicklungslinien der christlichen Kultur zu werfen. Nur auf einige dieser Linien, denn — und dies ist einer der Mängel des so glänzenden Werkes — der Autor geht an gewissen Phasen im Leben der Völker vorbei, an Phasen, die ebenso bedeutsam sind, wie die anderen, deren Verlauf er mit so großer Kraft und Kunst schildert. Auch geht er auf manche Erscheinungen nicht ein, die ein erklärendes Licht auf gewisse andere Tatsachen werfen würden, deren Bedeutsamkeit er selbst rückhaltlos anerkennt. Doch diese beiden Versäumnisse sind nur natürlich bei einem Autor, der einen durchaus ursprünglichen Gesichtspunkt einnimmt, der als erster gewisse Dinge im Lichte sieht, die allen seinen Vorgängern nur in nebelhaften Umrissen erschienen; sie sind natürlich bei einem Autor, der durchwegs, auch dort, wo er den bittersten Zynismus empfindet, mit einer glühenden Überzeugungskraft schreibt, die an einen Propheten und Reformator und nicht an einen Historiker gemahnt.

Es ist ein seltener Fall, daß ein Historiker auch einen ernsten Beitrag zur Geschichtsphilosophie liefert. Dies aber ist Adams' Fall. Und wie jeder, der auf einem neuen Grunde ackert, wirft

auch er hie und da eine falsche Furche auf; das ist ganz natürlich und begreiflich.

Immer wieder stößt man in dem Buche auf lebendige Schilderungen, auf Sätze und ganze Abschnitte, die als Meisterstücke im Gedächtnisse des Lesers haften bleiben, denn der Autor versteht es in wunderbarer Weise, einen Gegenstand in seinen wesentlichsten Zügen mit wenigen Meisterstrichen darzustellen. Die Art z. B., wie er die Kreuzzüge erzählt und uns einen Überblick über die Eroberung Indiens gibt, ist geradezu vollendet zu nennen, ebenso wie seine kurze Darstellung der Entwicklung des Hauses Rothschild. In keinem zweiten Werke wird man in so engem Rahmen eine Schilderung der Kreuzzüge finden, die in so tiefgründiger Weise auf die letzten Motive der Bewegung eingeht, in der die Hauptakteure und die Hauptereignisse mit so packender Kraft porträtiert sind. Ja, man möchte fast sagen, in der Darstellung der Kreuzzüge hat Adams das Beste geleistet. Er steht vor einer gewaltigen Bewegung und er erfaßt sie nicht nur in ihren kolossalen äußeren Manifestationen, er erfaßt auch den Geist, der sie lenkte und, was das wesentlichste ist, die merkwürdigen traurigen Veränderungen, die dieser Geist erfuhr. Der Leser sieht, wenn er bloß die Beschreibung der von den Kreuzfahrern im Heiligen Lande errichteten Baronien liest, diese ganze lose Feudalregierung vor seinem geistigen Auge in vollkommener Deutlichkeit, und nur wenige Spezialwerke vermöchten eine gleich lebendige Vorstellung jener Bewegung in uns zu erwecken. Es ist nicht leicht, über eine Festung zu schreiben und von ihr mit wenigen Strichen ein Bild zu entwerfen, das immer in unserem Gedächtnisse haften wird; gerade das aber bringt Adams zuwege, wenn er von den trutzigen, furchterweckenden Kastellen erzählt, die die Tempelritter und Johanniter als Bollwerke gegen die Sarazenen errichteten. Er ist nicht nur ein feinsinniger Historiker, sondern auch ein Kunstgelehrter, aber ein Kunstgelehrter, der seinen Gegenstand mit dem begeisterten Auge des Künstlers sieht. Er schildert in einem schönen, kräftigen, hier wohlangebrachten Stile, wie tief die europäische Kunst durch die Kreuzzüge beeinflußt wurde. Nicht jeder wird es zuwege bringen, gleich interessant über religiöse Architektur und über militärische Ingenieurkunst zu schreiben, gleich trefflich die wunderbaren gotischen Dome und die finster drohenden Feudalburgen ihrem Wesen und Ursprung

nach zu würdigen und überdies die geheimen Fäden, die sie verbinden, aufzudecken.

Die Geschichte von der Einnahme Konstantinopels durch die Kreuzfahrer, an deren Spitze der blinde Doge Dandolo stand, ist in dem Buche mit einer fast brutal zu nennenden Härte, die übrigens dem Thema selbst nur angemessen ist, erzählt. Nirgendsonst betont Adams besser den Konflikt zwischen dem von ihm sogenannten imaginativen und dem ökonomischen Geiste. Der Fall liefert einen treffenden Beleg für seine Lieblingstheorie, daß mit der fortschreitenden Zentralisation der Gesellschaft der imaginative Mensch unvermeidlich dem ökonomischen Menschen erliegen muß und daß eben dieser Triumph die schließliche Erstarrung und den Untergang des betreffenden politischen Körpers herbeiführt. Die Eroberung Indiens durch die Engländer wird nicht weniger lebendig erzählt. Als eine von Adams' vielen guten Seiten mag auch erwähnt werden, daß er es verächtlich ablehnt, sich durch die modernen kritischen Anschauungen über Macaulay irreführen zu lassen. Er betrachtet Macaulay als einen großen Historiker, er sieht, wieviel Licht er auf viele Punkte und gerade auf jene geworfen hat, in denen er am meisten kritisiert worden ist.

Doch Adams' Buch ist nicht etwa bloß eine Zusammenstellung von glänzend erzählten historischen Episoden. Er sieht klar ein, daß der Wert der Tatsachen in ihrer inneren Verknüpfung liegt, und so entwickelt er denn aus den Tatsachen, wie sie sich ihm darstellen, gewisse Gesetze, und dies mit einer Unparteilichkeit und einer Objektivität, die sogar über die des Thukydides hinausgeht. Er sieht in dem Leben der Völker, wie in jeder anderen Lebensform, nur eine große Energieäußerung, und wie düster seine Lebensphilosophie ist, kann man daraus erkennen, daß er die Angst und die Habgier als die beiden vornehmsten Energieformen auffaßt, — die Angst in den früheren, die Gier in den späteren Stadien der Entwicklung von der Barbarei zur Zivilisation. Die Zivilisation betrachtet er nur als die Bewegung von einem Zustande physischer Zerstreuung zu einem Zustande physischer Konzentration. In den ersten Stadien der Bewegung steht der imaginative Mensch — der den Priester fürchtet — als Typus im Vordergrunde, und neben ihm, gleichfalls als typische Form, der Soldat und der Künstler. Mit der fortschreitenden Konsolidation werden die emotiven und

künstlerischen Typen immer mehr durch den ökonomischen Menschen, den Menschen der Industrie, des Handels und des Kapitals, verdrängt, und schließlich entwickelt sich dieser ökonomische Typus selbst nach zwei Richtungen, es entsteht „der Wucherer in seiner furchtbarsten Form und der Bauer, dessen Körper am leichtesten bei kärglicher Nahrung gedeihen kann.“ Diese beiden Typen betrachtet Adams als die unvermeidlichen Endprodukte aller Zivilisation; es tritt dann entweder eine stationäre Periode ein, in der der ganze politische Körper verknöchert und verkümmert, oder eine Periode vollständigen Zerfalles.

Dies ist also keine heitere Theorie; sie mag in mancher Hinsicht ganz falsch sein, in anderer enthält sie aber eine traurige Wahrheit. Man braucht weder alle Theorien Adams' oder alle von ihm vorgebrachten Tatsachen anzuerkennen, um manche sehr häßlichen Züge wahrzunehmen, die unsere Zivilisation mit der Zivilisation der römischen Kaiserzeit oder den Verhältnissen, wie sie unter Alexanders Nachfolgern in Griechenland herrschten, gemeinsam hat. Dagegen versäumt er es, auf gewisse fundamentale Unterschiede einzugehen, die jeden Parallelismus zwischen den beiden Erscheinungsreihen aufheben. Wenn er für seine Theorien eintritt, läßt er sich manchmal im Eifer zu Behauptungen hinreißen, die man auf den ersten Blick als unhaltbar erkennen kann.

Adams' Darstellung der englischen Reformation und seine Charakteristik Heinrichs VIII. und seiner Helfershelfer dürfte der Wahrheit weit näherkommen als die Darstellung Froudes. Doch seine Schilderung der Mißstände, gegen die die Reformatoren im allgemeinen ankämpften, und des Geistes, von dem sich die wirklichen Führer der Bewegung leiten ließen, ist wohl weniger zutreffend als die Ausführungen Froudes in seinem „Erasmus“ und im „Council of Trent“. Man kann die gegebenen Anschauungen durch die Lektüre eines weit weniger bedeutenden Buches — Henry C. Leas Werk über „Die Inquisition“ meinen wir — zum Teile korrigieren. Doch Adams' Darstellung der englischen Reformation ist eine gewaltige Leistung und birgt manch bittere Wahrheit, wenn sie auch im ganzen genommen nicht so vorzüglich geschrieben ist wie das Kapitel von der Aufhebung des Templerordens in Frankreich. Wenn man von dem Werke sagen kann, daß es Helden hat, so müssen vor allem die Tempelritter zu ihnen gezählt werden.

Seine beste Leistung ist die Schilderung des imaginativen Menschen, jenes Typus namentlich, der seine Energie im Waffenhandwerk betätigt. Besonders beachtenswert ist die Darstellung der gewaltigen Umwälzung, die sich in Europa während jener Jahrhunderte vollzog, in denen der sogenannte Verfall des Glaubens eintrat. In keinem zweiten Geschichtswerke wird man zwei Sätze wie die folgenden finden, in denen die Gründe, warum Hildebrand über Kaiser Heinrich siegte, so anschaulich dargestellt sind:

„Den Soldaten Heinrichs erschien diese Welt als ein ungeheurer, von phantastischen Fabelwesen bevölkerter Raum, von der Art, wie man sie heute noch auf den gotischen Türmen abgebildet sieht. Diese Dämonen gehorchten dem römischen Pfaffen, ein namenloses Grauen erfaßte die Truppen, und sie ließen ihren Kaiser im Stiche.“

Hochdramatisch ist der Kontrast in dem Verhältnis Philipp-Augusts und Philipp des Schönen zur Kirche dargelegt. Adams sieht in Philipp dem Schönen mehr noch als in Heinrich VIII. die Inkarnation des ökonomischen Geistes in seinem Konflikte mit der Kirche, und er stellt ihn als eine noch abstoßendere und vielleicht auch fähigere Persönlichkeit dar als Heinrich. Und darin dürfte er vollkommen recht haben. Die Erzählung von der Hetze, die er auf Bonifazius veranstaltete, und von der grausamen Ausrottung der Tempelritter ist ebenso packend wie wahrheitsgetreu; doch er stellt seine Theorie in unmöglicher Übertreibung auf die Spitze, wenn er behauptet, die kapitalistische Klasse, nämlich die Bürgerklasse, sei schon zu jener Zeit die herrschende in Frankreich gewesen. Noch lagen die Helden Froissarts in der Zukunft, und noch Jahrhunderte lang mußten die Bürger hinter dem König, den Priestern und Adeligen zurückstehen. Der ökonomische Typus, der sich mit dem Handel und mit dem Geldgeschäft befaßte, nahm damals in keiner Weise eine herrschende Stellung ein.

Daß Adams' düstere Prophezeiungen zum Teil wohlbegründet sind, wird kein ernster Betrachter, kein Soziologe und Reformer und kein praktischer Politiker, der nicht nur auf den Erfolg des Tages bedacht ist, leugnen können. Der törichte Optimist ist nicht viel weniger schädlich als der extreme Pessimist, und die erste Bedingung, wenn wir unsere Lage bessern wollen, ist eine genaue Kenntnis dieser Lage. Es hat keinen Sinn,

uns gegen gewisse traurige Tendenzen und Resultate unserer Hochdruckzivilisation verblenden zu wollen. Immer deutlicher treten manche sehr drohenden Phänomene in unserem Jahrhunderte hervor, in dem die soziale Bewegung der weißen Rassen mit so unerhörter Beschleunigung vor sich gegangen ist. Die Reichen sind fraglos noch reicher geworden und, trotzdem selbst die vorsichtigsten Forscher die Behauptung, daß die Armen immer ärmer werden, nachdrücklich als falsch erklären, steht es doch fest, daß die Armut, im absoluten, wenn auch nicht im relativen Sinne, sehr zugenommen hat und daß die Ärmsten sich immer mehr in den Städten zusammendrängen. Und wenn auch diese Massen im Verhältnis zur übrigen Bevölkerung kleiner sind als in früheren Zeiten, bilden sie doch eine beständige Bedrohung nicht nur für unser Wohlsein, sondern auch für unsere Existenz selbst. Auch die Verbesserung der Verkehrsmittel hat dazu beigetragen, daß die städtische Bevölkerung auf Kosten der ländlichen zunimmt, und die Philosophen neigen gewöhnlich der Ansicht zu, daß das Heil jeder Nation im letzten Grunde auf dem Bauernstande beruhe. Durch die Verbesserungen auf dem Gebiete der Maschinentechnik und gerade durch die wissenschaftlichen Fortschritte wird den ungeübten Arbeitern ein großer, wenn auch nur vorübergehender Schaden zugefügt. Auch macht sich bei den zivilisierten Völkern eine gewisse Weichlichkeit bemerkbar; sollte dieselbe zunehmen, so würde dies die Entwicklung einer hochkultivierten und verfeinerten Rasse zur Folge haben, die sich unmöglich in jenen Kämpfen behaupten könnte, durch die allein ein großes Volk zum Siege schreiten kann. Auch tritt allmählich eine gewisse Tendenz zur Unbeweglichkeit hervor, und das freie Anpassungsvermögen geht verloren. Und, was wohl am traurigsten ist, in den letzten zwei Generationen zeigte sich bei den höchstzivilisierten Völkern und bei den höchstzivilisierten Teilen aller Völker eine ausgesprochene Abnahme der Reproduktionskraft, ja, die Tendenz zur Abnahme der Bevölkerung; heute müssen einem Bewohner von Frankreich oder von Neu-England die Befürchtungen, denen einst die Schüler Malthus' Ausdruck gaben, geradezu absurd erscheinen.

Adams' Ansicht ist, daß kein Individuum und auch keine Gruppe von Individuen die Geschicke eines Volkes zum Guten oder zum Bösen beeinflussen kann. Wir geben zu, daß eine solche

Änderung nur mit größter Mühe durch eine individuelle Anstrengung erzielt werden kann, aber für gänzlich unmöglich halten wir dies nicht. Und Adams hat sehr viel geleistet, wenn es ihm gelungen ist, die Aufmerksamkeit all jener, die die Probleme unserer Zeit genau zu kennen berufen sind, auf die wesentlichen Züge dieser Probleme zu lenken. Ich halte seine Diagnose nicht in jeder Hinsicht für genau. Ich glaube, es gibt noch viele von ihm nicht gesehene, gesunde Gewebe im sozialen Körper; aber eine Krankheit steckt in ihm, und sie ist so ernst, daß eine sorgsame Untersuchung dringend geboten erscheint.

Dagegen irrt Adams, wenn er der Frage der Fülle oder der Knappheit des Geldstandes eine so außerordentlich große Bedeutung beimißt. Es steht ganz außer Zweifel, daß ein Volk durch den Charakter seines Geldes in hohem Maße beeinflußt wird, aber wohl ebenso unzweifelhaft stellt das Geld nur eine und nicht etwa die bedeutendste neben hundert anderen Ursachen dar, die alle im gleichen Sinne wirken. Die Vereinigten Staaten haben das Gold als Basis des Geldverkehres gehabt, sie haben auch eine Silberbasis, eine Papierbasis und eine Basis von, wir möchten sagen, den Abschnitzeln des Kurantgeldes einer Anzahl anderer Völker gehabt; aber die Entwicklung vollzog sich immer in derselben Richtung, gleichgültig, welches Geld wir hatten. Würde die Reform der Umlaufsmittel so durchgeführt, daß sie auf eine Unehrlichkeit hinausliefe, d. h. wäre sie auf einer Nichtanerkennung der Staatsschuld basiert, so wäre dies im moralischen Sinne schlimm; würde eine Neuerung in der Weise vollzogen, daß dadurch die Kaufkraft des Lohnarbeiters zeitweilig herabgesetzt würde, so wäre dies im materiellen Sinne sehr schlimm. Doch auch eine so radikale Änderung könnte den Strom des nationalen Lebens nicht in eine ganz neue Richtung drängen oder zum Stocken bringen, sondern ihn nur für eine Weile aufhalten. Die Kräfte, die die Entwicklung des nationalen Lebens beeinflussen, liegen viel tiefer; hier kommt nicht nur die Frage der Gold- oder der Silberwährung in Betracht und die Wertsteigerung oder die Entwertung des einen Metalles im Verhältnis zum anderen oder im Verhältnis zu den Gütern im allgemeinen.

Diese Wahrheit weist Adams unbewußt in seinem äußerst interessanten Abschnitt über das römische Reich nach. Das einemal scheint er den Untergang des römischen Reiches auf

Rechnung der Geldknappheit zu setzen, wenn er sagt: „Die Geldspannung führte den Preissturz herbei; infolgedessen wurde die eingeborene italische Landbevölkerung an den Bettelstab gebracht, sie geriet dann in Sklaverei und wurde schließlich ausgerottet.“ Die Ursache dieses Prozesses erblickt er in dem Überwiegen des ökonomischen oder kapitalistischen Geistes, oder, wie er sich ausdrückt, „der stärkere Typus vernichtete den schwächeren, der Geldleiher tötete den Landwirt, die Soldaten starben aus, und die einst so blühenden Anwesen lagen öde und verlassen da.“

Merkwürdigerweise aber weist Adams selbst nach, daß dieser Prozeß während der etwa zweihundertjährigen Periode vor sich ging, die mit dem Ende des zweiten punischen Krieges eintrat und die Regierungszeit der ersten römischen Kaiser umfaßt. In dieser Periode herrschte eine Expansion und keine Geldspannung; und gerade in dieser Zeit überwog ganz entschieden der militärische Typus, und nicht der ökonomische. Die größten Römer des ersten und zweiten vorchristlichen Jahrhunderts waren Soldaten, nicht Kaufleute oder Wucherer, und den ökonomischen Instinkt besaßen sie nur nebenher, wie ihn jeder Soldat besitzt, der von den angesammelten Schätzen des ökonomischen Typus Besitz ergreift. Und in diesen Jahrhunderten, wo der militärische Typus eine herrschende Stellung einnahm und die Preise immer mehr sanken, begann die Verarmung, die Knechtschaft und die Ausrottung der alten italienischen Bevölkerung. Gerade in dieser Periode verließen die Landleute die Scholle und wurden römische Proletarier, die nach Brot und Spielen verlangten. Und am Schlusse dieser Periode änderte die römische Armee, die bisher aus römischen Bürgern bestanden hatte, ihren früheren Charakter; in den Legionen standen nunmehr römisch geschulte Barbaren. Am Ende dieser Periode wurde auch die Ehelosigkeit ein so schreiendes Übel, daß man die leider vergebliche Hilfe der Gesetzgebung anrief, und das römische Volk hatte nicht mehr die Kraft, sich fortzupflanzen. Und die in den folgenden Jahrhunderten eintretende Geldspannung mit der sie begleitenden Preissteigerung ergänzte nur das Unglück, das über das römische Volk schon hereingebrochen war.

Aus all dem scheint klar hervorzugehen, daß die Geldverhältnisse mit dem Verfalle der römischen Macht eigentlich nur

wenig oder gar nichts zu tun hatten. Der Verfall setzte unter der Herrschaft bestimmter Geldverhältnisse ein und hielt auch an, als genau die entgegengesetzten Verhältnisse eintraten. Weit schwerer fiel, wie Adams selbst darlegt, der ungeheure Schaden ins Gewicht, der den italienischen Landleuten aus der Einführung asiatischer und afrikanischer Sklaven erwuchs; hier lag wahrscheinlich die Hauptursache zum Ruin jener Bauernklasse. Der italische Bauer mußte mit Rassen, die eine geringere Lebenskraft besaßen, in Konkurrenz treten, mit zäheren Rassen, die eine sehr niedrige Lebenshaltung hatten und die dem Sklavenhändler billige Arbeit leisteten. Adams weist nach, daß der Landwirt nicht nur durch die großen Sklavenherden geschädigt wurde, die nach Italien gebracht wurden und mit ihm in Konkurrenz traten, sondern auch durch die Konkurrenz seitens der niedrigeren Arbeitskräfte in Ägypten usw. Hätte Adams diesen Punkt mit seiner bekannten Kunst entwickelt, so hätte er in packender Weise auf den radikalen Unterschied zwischen dem heutigen politischen und sozialen Leben unserer zivilisierten Staaten und dem Leben in Rom während der von ihm sogenannten kapitalistischen Periode hinweisen können. Wenn es heute der Demokratie klar wird, daß der Arbeiter und der Landmann unter der billigen Konkurrenz zu leiden haben, so wird sie dieser Konkurrenz ohneweiters ein Ende setzen, mag diese nun in Form von eingewanderten Arbeitskräften eintreten oder durch Importierung von im Auslande durch niedrigere Arbeitskräfte hergestellten Artikeln oder als Sträflingsarbeit. So schließen wir klugerweise die Chinesen von unserem Arbeitsmarkte aus, wir haben den Wettbewerb, in den die Sträflingsarbeit mit der freien Arbeit trat, aufgehoben, und wir können uns im Notfalle gegen allzu billige ausländische Arbeit durch hohe Einfuhrzölle schützen; schließlich haben wir im Bürgerkriege endgültig das Sklavereisystem abgeschafft, durch das die freien Arbeiter in einer Weise bedroht erschienen, wie sie durch keine denkbare Entwicklung des „kapitalistischen" Geistes bedroht sein könnten.

Adams ist in allen mit der Finanzpolitik zusammenhängenden Fragen sehr eindringlich bewandert, und in vielen Fällen könnte nur ein kompetenter Fachmann auf seine Ausführungen eingehen. Doch werden gewisse finanzpolitische und ökonomische Fragen berührt, in denen auch ein Mann von Durchschnittsbildung mitreden kann, und da ist seine Terminologie

entschieden etwas vage. Das gilt namentlich dort, wo er von dem „Produzenten“ spricht. Nun ist der Produzent, wie er von den Wahlrednern und den Verfassern politischer und ökonomischer Pamphlete dargestellt wird, ein Wesen, mit dem wir während der letzten Wahlkampagne ziemlich genaue Bekanntschaft geschlossen haben; doch haben wir keine klare Vorstellung gewonnen, wer eigentlich unter dem Produzenten zu verstehen ist. Die eine Schule sieht in dem Landwirt den Produzenten, die andere, radikalere Schule meint, dies gelte nur für den Fall, daß der Landwirt selbst Handarbeit und nicht nur Kopfarbeit leistet; der Name „Produzent“ wird also bloß dem Arbeiter beigelegt, der die unmittelbare Handarbeit tut. Andererseits muß man, wenn man sich wissenschatlich präzise ausdrücken will, als Produzenten alle diejenigen auffassen, deren Arbeitsleistung mittelbar oder unmittelbar in der Produktion zum Ausdruck kommt. Auch die Erfinder und all die Personen, die die Transportmethoden verbessern, wie die Eisenbahnpräsidenten, ferner solche Personen, die anderen Produzenten ihre Arbeitsleistung erst ermöglichen, wie vorsichtige und mäßige Bankiers, müßten dieser Definition entsprechend Produzenten und oftmals Produzenten der wirksamsten Art genannt werden.

Die große Masse der Bevölkerung besteht aus Produzenten, und dementsprechend sind die meisten Verkäufe, die von der einen Produzentenklasse ausgehen, Verkäufe an andere Produzenten. Es muß immer die eine Produzentengruppe den Markt für eine andere Produzentengruppe bilden, und darum fällt die Preissteigerung oder der Preisfall auf dem Gütermarkt für die verschiedenen Produzentengruppen je nach den besonderen Verhältnissen günstig oder ungünstig aus. Adams sagt, die von der Mitte des zwölften bis zur Mitte des dreizehnten Jahrhunderts reichende Periode war eine Epoche „fast beispielloser Prosperität“; er schreibt dies wohl der Expansion der Umlaufsmittel zu, mit der, wie er sagt, „die Preise stiegen: alle Produzenten wurden reich, und mehr als zwei Menschenalter hindurch war der Druck der Konkurrenz so gering, daß die verschiedenen Klassen einander weniger ausraubten, als früher in besseren Zeitläuften.“ Nun ist es uns nicht ganz klar, wie eine Preissteigerung sowohl jener Artikel, die der eine Produzent an den anderen verkauft, wie auch der anderen, die er selbst einkauft, beide Produzenten bereichern und ein Nach-

lassen des Konkurrenzkampfes bewirken kann. Gewiß war im vorigen Jahrhundert die Konkurrenz bei hohen Preiskonjunkturen ebenso strenge, und Perioden der größten Prosperität sind oft mit niederen Preisperioden zusammengefallen.

Und manche Umstände scheinen darauf hinzuweisen, daß die niedrigen Preise im letzten Grunde einen großen Vorteil für den Lohnarbeiter bedeuten, während er durch eine Preissteigerung im allgemeinen empfindlich getroffen wird. Übrigens sind in der Zeit, von der Adams spricht, die wirklichen Nichtproduzenten die großen Feudalherren gewesen, die Könige und der Klerus, und gerade diese Elemente hatten damals die höchste Macht inne. Es war die Zeit der grausamen Kämpfe gegen die Albigenser. Allerdings war jene Periode eine sehr harte; man denke an die englisch-französischen Kriege, an die Jacquerie, die Bauernkriege und die Züge der Räuberbanden. Aber dieser Umschwung zum Schlimmen war in einem neuerlichen Ausbruch des „imaginativen“ Geistes begründet, und in der ersten Periode wurden die Völker von Seuchen und Hungersnot heimgesucht; zudem wurde im Lande geraubt und geplündert, und es herrschte allgemeine Korruption. Adams sagt, daß in jener glücklichen Zeit die verschiedenen Klassen einander weniger ausplünderten als früher. Darauf kann man nur erwidern, daß es heute keinen zivilisierten Staat gibt, in dem — mag der kapitalistische Druck noch so groß sein — die Klassen einander mit einem Zehntel jener Grausamkeit ausrauben, wie damals, oder in denen Hungersnot und Seuchen — vom Kriege gar nicht zu sprechen — dem armen Volke, namentlich der Arbeiterklasse, der untersten Schichte und Basis der produzierenden Klassen, soviel Unglück und Elend zufügen.

Auch manchen anderen, von Adams in dem höchst interessanten Schlußkapitel aufgestellten Behauptungen möchte ich widersprechen, und doch ist dieses Kapitel nicht nur interessant, sondern an die Seele greifend und enthält viele Dinge, denen wir aus ganzem Herzen beistimmen. Durch die kühle Unparteilichkeit, mit der er die Dinge bloß als Forscher zu betrachten bemüht ist, zuckt hin und wieder ein Blitz glühenden Zornes und bitterer Verachtung gegen all das Gemeine und Kleinliche in der rein materialistischen und kapitalistischen Zivilisation. Seine Verachtung für all das Niedrige, Häßliche in unserer Zivilisation, die Empörung, mit der er die Deifikation der Börse, des Kontors

und der Fabrik betont, muß in allen vornehm denkenden Seelen ein Echo erwecken. Wenn wir sehen, daß Männer in hervorragender Stellung die Verteidigung der nationalen Ehre hintansetzen wollen, weil dadurch „der Handel in übler Weise beeinflußt wird", wenn wir sehen, wie Atkinsons sonderbare Theorie Anklang findet, daß die Preise der Baumwollartikel oder die Macht, unsere Konkurrenten auf den Auslandmärkten zu unterbieten, wichtiger sei als aller Patriotismus, so ist es nicht verwunderlich, daß ein Mann, der aus demselben Stoffe gemacht ist, wie unsere Vorfahren, die unseren Staat begründeten, und ihn durch die Wirren des Bürgerkrieges retteten, mit finsteren Ahnungen in die Zukunft blickt. Doch sollte der Verfasser nicht vergessen, daß es immer Menschen von diesem Krämertypus oder nicht viel höher stehende Typen gegeben hat.... Aber seit 1812 sind wir vorwärts geschritten, nicht rückwärts.

Dasselbe gilt auch für die Ausführungen Adams, wenn er von dem Verfalle des Soldaten und dem Emporkommen des Wucherers spricht. Er geht wohl in seinen Behauptungen zu weit, wenn er sagt, daß der Soldat in Europa seit 1871 an Bedeutung verloren hat und daß die Lenkung der Gesellschaft seither an den „ökonomischen Menschen" übergegangen ist, infolgedessen ein „tiefergreifender" Umschwung eingetreten sei „als je in Rom und sogar in Byzanz". Vor allem ist ein Vierteljahrhundert eine zu kurze Zeitspanne, als daß eine derartige Verallgemeinerung erlaubt wäre, weiters ist diese besondere Generalisierung auch aus sachlichen Gründen nicht gerechtfertigt. Die Deutschen sind heute ebenso ein militärischer Typus wie je vorher, und der militärische Geist ist heute stärker entwickelt als in der zweihundertjährigen Periode vor Bismarck und Moltke. Auch ist es nicht richtig, daß „die Lenkung der Geschicke Frankreichs zum ersten Male in der Geschichte vom kriegerischen an den kapitalistischen Typus übergegangen ist." Ludwig XV. und Louis II. Philipp können wohl kaum als militärische Typen angesehen werden, und der Grund für den relativen Niedergang des Militärs in Frankreich ist durchaus nicht dem Emporkommen seiner ökonomischen Bürger, sondern der Blüte des militärischen Typus in Deutschland zuzuschreiben. Seit der Kapitulation von Paris, sagt Adams, ist der Soldat immer tiefer gesunken und schließlich empfängt er mit seinem Solde auch die

Befehle von den Bankiers (unter welchem Namen Adams alle möglichen Geschäftsleute und Arbeiter begreift), ohne daß er auch nur in den Fragen, die Krieg und Frieden betreffen, irgendwie mitzureden hat. Aber eben diese Stellung hat der Soldat zwei Jahrhunderte lang unter den englisch sprechenden Völkern inne gehabt, und gerade in dieser Zeit hat die Rasse ihre größten Soldaten hervorgebracht. Marlborough und Wellington, Nelson und Farragut, Grant und Lee nahmen genau die Stellung ein, in die nach Adams' Definition die Soldaten „gesunken“ sind; und das Volk der Vereinigten Staaten hat, wie schon früher so oft, auch jetzt einen Mann zum Präsidenten gewählt, der seine politische Stellung zum Teil seiner militärischen Laufbahn zu verdanken hat und der in keinem Sinne als Repräsentant des kapitalistischen Typus gelten kann.

Weiters macht Adams die pessimistische Bemerkung, „die Produzenten sind den Besitzern des aufgehäuften Reichtums dienstbar geworden“, und unter den Kapitalisten sollen die Geldleiher eine besondere Aristokratie bilden, während die Schuldner ganz schutzlos und die Sklaven der Gläubigerklasse sind. Solche Behauptungen sind eines Mannes wie Adams unwürdig, wie überhaupt jedes Menschen, der über dem intellektuellen Niveau eines Bryan, Henry George oder Bellamy steht. Jeder, der die geringste praktische Vertrautheit mit dem Gesetzgebungsapparat besitzt, weiß, daß heute bei der Abfassung der Gesetze viel eher auf den Schuldner, als auf den Gläubiger Rücksicht genommen wird, wobei immer jener sehr große Teil der Gläubigerklasse ausgenommen ist, der die Lohnarbeiter umfaßt. Die Produzenten — wer immer sie auch seien — sind durchaus nicht dem „aufgehäuften Reichtum“ dienstbar und auch sonst niemandem. Das Kapital übt durchaus keine absolute Macht aus, und es wäre ein müßiges Beginnen, die heutige Stellung des Kapitalisten mit der Stellung zu vergleichen, die er einnahm, als seine Arbeitsleute Sklaven und als die Gesetzgeber seine gefügigen Kreaturen waren. Der Geldleiher, unter dem Adams wohl den Bankier versteht, ist durchaus kein Aristokrat im Verhältnis zu anderen Kapitalisten, in Amerika wenigstens nicht. Der Kaufmann, der Fabrikant und der Eisenbahnbauer nehmen die gleiche Stellung ein wie der Bankier, und die Bankiers weisen untereinander dieselben Unterschiede auf wie alle anderen Geschäftsleute. Sie bilden durchaus keine besondere

„Klasse“; es steht jedem frei, sich ihrem Berufszweige zuzuwenden, und er wird in diesem Zweige ebenso Erfolg oder Unglück haben können wie in jedem anderen. Und was die Behauptung anlangt, die Schuldner seien machtlos, so braucht Adams nur bei Personen nachzufragen, die in Kansas oder ähnlichen Staaten Geld geliehen haben, und sie werden ihn bald darüber aufklären, wie weit der Schuldner in der Dienstbarkeit des Gläubigers steht. In diesen Staaten ist der Geldleiher ein Mann, der all sein Geld verloren hat. Adams kann sich leicht davon überzeugen, er versuche nur einen „Geldleiher“ dazu zu bewegen, ihm auf eine Farm im Westen Geld zu borgen. In den höchstzivilisierten Teilen der Vereinigten Staaten wird der Geldleiher nur zu Schaden kommen, wenn der Schuldner zu Schaden kommt oder wenn derselbe nicht ehrlich ist. Natürlich gibt es auch unter den Bankiers „Schwindler“, ebenso wie unter den Produzenten. Übrigens nimmt der Privatschuldner im Gegensatz zu Körperschaften verhältnismäßig kurzfristige Anleihen auf, so daß er von einer Wertveränderung der Umlaufmittel gar nicht getroffen wird; die allfällige Werterhöhung ist so geringe, daß sie für den einzelnen gar nicht ins Gewicht fällt, wohl aber bei langfristigen Anleihen, die eine Nation oder eine Körperschaft aufnimmt. Die Arbeitslöhne werden steigen, während die Interessen, die den Lohn des Kapitales darstellen, sinken.

Sehr interessant ist Adams Studie über das Emporkommen des Wucherers und über den Untergang der kriegerischen Rassen in Indien, aber all das hat auf die Verhältnisse in den zivilisierten Ländern des Westens nicht den geringsten Bezug. In Amerika wenigstens besitzt der Schuldner eine ausreichende Macht, um für die Wahrung seiner Interessen zu sorgen. Die Erfahrung zeigt klar, daß die Kreditoren nur dann prosperieren, wenn die Schuldner prosperieren, und eine Gefahr ist weniger von der Anhäufung der Schulden, als von ihrer Nichtanerkennung zu befürchten. Gerade die Staaten, die ihre Schulden nicht anerkennen wollen, die am heftigsten gegen die Gläubiger losziehen und die für die ehrlichen Bankiers — die man dann immer „Geldleiher“ nennt — das schwächste Operationsfeld bieten, gerade diese Staaten erfreuen sich der geringsten Prosperität und haben auch das geringste Selbstbewußtsein. Gewiß gibt es Personen, die gegen den Geldleiher den kürzeren ziehen, und das gilt auch von ganzen Landesteilen; daraus folgt aber

nur, daß eine schwache oder verschwenderische Person von einem schwindlerischen Geldleiher ebenso ausgeraubt werden kann, wie von dem schwindlerischen Produzenten, bei dem sie die Waren einkauft oder an den sie solche verkauft. Es besteht in manchen Punkten ein entschiedener Interessengegensatz zwischen dem Landwirt, der seine Produkte zu einem möglichst hohen Preise absetzen will, und dem Arbeiter, der dieses Produkt möglichst billig erstehen will; aber der Erfolg des Kapitalisten, insbesondere des Bankiers, ist von der Prosperität des Arbeiters wie auch des Landwirtes abhängig.

Wenn Adams von der Veränderung spricht, die sich in den Beziehungen der Geschlechter zueinander vollzogen hat, legt er den Finger auf den schwachen Punkt unserer Zivilisation. Wenn wir wirklich einem Zustande entgegengehen, wo die Rasse nicht mehr imstande sein wird, sich fortzupflanzen, ist unsere Zivilisation allerdings schlecht zu nennen. Keine Eigenschaft eines Volkes kann die Unfähigkeit, einen Überfluß von gesunden Kindern in die Welt zu setzen, wettmachen. Das Problem, das Adams hier berührt, ist das allerernsteste, denn es liegt an der Wurzel des nationalen Lebens, ja, es betrifft dieses selbst. Doch können wir kaum Adams Behauptung ernst nehmen, daß die „kriegerischen“ Männer ihre Weiber mehr liebten als die ökonomischen und daß sie ihre Liebe bewiesen, indem sie sie kauften. Der einzige Grund, warum man früher die Frauen kaufte, lag darin, daß man sie nur als käufliches Gut betrachtete; mehr geliebt wurden sie allenfalls in dem Sinne, in dem ein Schwarzer im Jahre 1860 vom Sklavenhändler mehr geliebt wurde als heutzutage. Der Frauenkultus des Mittelalters war in seinen praktischen Folgen wohl ein sonderbarer Kultus. Der „ökonomische Mensch“ von heute behandelt die Frauen ohne Zweifel zärtlicher und liebevoller als der „emotive Mensch“ des Mittelalters.

Das Buch schließt mit ein paar wirklich prächtigen Abschnitten, die im wesentlichen darauf hinauslaufen, daß mit dem Siege des Kapitalisten und des ökonomischen Menschen, namentlich des Wucherers, ein Zustand der Konsolidation erreicht wird, in dem die völlige Dekadenz eintritt, so daß unsere Gesellschaft infolge dieser beschleunigten Bewegung sich jetzt in einer ähnlichen Lage befindet wie die Gesellschaft des spätrömischen Reiches. Doch vergißt der Autor, daß es viele moderne Staaten gibt, die in die beschleunigte Bewegung un-

serer Zeit ganz und gar nicht hineingezogen worden sind. Spanien und Rußland haben, wenn auch sonst keinen, so doch den einen Zug gemeinsam, daß sie von der modernen kapitalistischen Strömung nicht berührt werden. Spanien hatte nie durch die Kapitalisten zu leiden, der ökonomische Mensch wurde dort im Interesse des emotiven und des kriegerischen Menschen ausgerottet. Infolgedessen ist das Land so tief gesunken, daß es gerade noch über Marokko steht, — nebenbei bemerkt, auch ein Staat, der von dem emotiven und kriegerischen Typus nicht lassen will und der von den Lastern der kapitalistischen Gesellschaft und von der Gegenwart der Wucherer befreit ist. Der Soldat und der Künstler sind in Spanien tiefer gesunken als sonstwo, obwohl sie nicht mit dem ökonomischen Menschen zu konkurrieren hatten. In Rußland wieder liegen die Verhältnisse ganz anders. In Rußland ist das Volk hochgradig emotiv veranlagt, und die Kapitalisten sind noch vom archaischen Typus; doch könnte man kaum genau feststellen, was Rußland auf dem Gebiete der Kunst geleistet hat, oder in welchem Sinne die russischen Soldaten denen der anderen Nationen überlegen sind; und die unteren Klassen führen in Rußland gewiß ein weit weniger glückliches Leben als die Arbeiter und die Landwirte eines englisch sprechenden Volkes. Wie aus dem Beispiele Rußlands und Spaniens hervorgeht, dürfte also der nationale Verfall oder Stillstand mit dem ökonomischen Fortschritt wenig zu tun haben.

Adams hat in trefflicher Weise dargelegt, daß die Zivilisation wie die Zentralisation erst möglich wurde, als der Angriffskrieg die Verteidigung an Kraft überwuchs; aber für seine Behauptung, daß der kriegerische Typus mit der fortschreitenden Zivilisation verfallen muß, kann er wohl nicht den Nachweis erbringen. Mehrere Jahrhunderte lang hat sich der ökonomische Mensch in England, Holland und in den Vereinigten Staaten als ein besserer Kämpfer erwiesen als der spanische emotive Soldat. Nicht die Nationen, in denen der Kapitalismus entwickelt ist, gehen heute dem Verfalle entgegen, sondern Spanien. Die Ursachen, aus denen es zu erklären ist, daß Rußland so mächtig ist, hängen mit der großen Ausdehnung seines Territoriums und mit der Verteilung der Bevölkerung zusammen, denn Rußland hat durchaus nicht einen Kämpfertypus hervorgebracht, der dem der ökonomischen Zivilisation

überlegen ist. Und wäre das Territorium des Landes allseits eingeschlossen, so würde der Aufschwung weniger rasch und der Verfall rascher eintreten als in den anderen Ländern, und der Mangel der Zentralisation und der kapitalistischen Wirtschaft würde dem Lande nichts nützen. Spanien, das an der modernen ökonomischen Entwicklung gar keinen Anteil hat, leidet mehr als irgendein englisch sprechendes Volk an ähnlichen Krankheiten wie das Rom der Dekadenzzeit. Und der Untergang Roms ist durchaus nicht jenen Ursachen zuzuschreiben, die sich heute in Amerika oder in Europa geltend machen, während, wenn Rußland von einigen Übeln frei ist, an denen wir leiden, dies nicht auf jene Ursachen zurückzuführen ist, die mit der dort herrschenden Rückständigkeit zusammenhängen; und überdies hat das Land mit besonderen, schweren Mißständen zu kämpfen. Die englisch sprechenden Völker haben es viel weiter gebracht als die Russen, im Kampfe sowohl wie in der Verwaltung und in der Organisation; und ihre Lage ist nicht im entferntesten mit der des spätrömischen Reiches zu vergleichen.

Auch ist die relative Kraft der besoldeten Wehrmacht in den letzten fünfzig Jahren durchaus nicht gewachsen, wie Adams behauptet, sondern sie ist überall zurückgegangen im Vergleich zu den modernen Heeren, in denen die Scharen der Arbeiter und Landwirte stehen. Der Kapitalist kann heute nicht mehr wie einst die Soldaten als seine Parteigänger betrachten, er kann nur dann auf sie zählen, wenn sie überzeugt sind, daß sie auch für ihr eigenes Wohl kämpfen... Die Tatsache, daß an der Basis der modernen Gesellschaft der Arbeiter steht im Gegensatz zum Sklaven der alten Gesellschaft, ist von so entscheidender Bedeutung, daß ein derartiger Vergleich höchstens zur Hervorhebung des Kontrastes erlaubt wäre.

Während die emotive Religion in unseren Tagen zurücktritt, gewinnt die praktische Moral immer mehr an Verbreitung. Allerdings ist der kriegerische Typus, wie er unter den wilden Völkern und im Mittelalter verbreitet war, heute weniger häufig anzutreffen, außer in den verrufensten Großstadtwinkeln, aber wir haben einen kriegerischen Typus, der mehr leistet als alle Kämpfer der Vergangenheit. Es gibt ausgedehnte Erwerbszweige, die in dem Menschen mehr Kühnheit, Mut und Männlichkeit erwecken, als je ein Gewerbe der Vergangenheit. Die zahllosen Individuen, die in den Eisenbahnbetrieben beschäf-

tigt sind, müssen unaufhörlich ihre geistigen und körperlichen Fähigkeiten in Übung erhalten; kein Handwerk des Altertums hat an den Menschen so große Anforderungen gestellt. Wohl sind gewisse Einflüsse am Werke, die auf den Mut und die Lebenskraft der Rasse schädigend einwirken können, aber es gibt auch andere Einflüsse, die genau im entgegengesetzten Sinne wirken. Und wie immer sich auch die Zukunft gestalten möge, bis jetzt haben diese letzteren Einflüsse überwogen; und wenn die Menschen sanfter und ehrlicher sind als in vergangenen Zeiten, so sind sie darum durchaus nicht weniger tapfer, und im Kampfe leisten sie jedenfalls heute Besseres. Wenn aber unsere Bevölkerung abnimmt, wenn wir alle starken und männlichen Tugenden verlieren und zu einem Krämervolke hinabsinken, das den Gewinn höher stellt als die nationale Ehre und das alle Dinge der Rücksicht auf eine möglichst bequeme Lebensführung unterordnet, dann wird unsere Zivilisation allerdings schlimmer sein als die der alten Völker, die dem Verfalle entgegengingen. Aber heute kann man unmöglich Byzanz oder das spätrömische Reich mit einem großen modernen Staate vergleichen, wo die große Masse der Bevölkerung, die drängenden Millionen, aus Arbeitern bestehen, die über ihr Schicksal selbst entscheiden, mit einem Staate, der im Falle der Not ausschließlich aus den eigenen Bürgern rekrutierte Armeen ins Feld stellen kann — die größten Armeen, die die Welt je gesehen hat, die in der unmittelbaren Vergangenheit mit einer Tapferkeit gekämpft haben, nach der man in den Annalen des Altertums vergebens forschen würde.[1])

---

[1]) Mit Bewilligung des Verlages G. P. Putnam's Sons, New York and London.

# Vorrede.

Indem ich der Öffentlichkeit eine neue Ausgabe meines Buches „Das Gesetz der Zivilisation und des Verfalles" überreiche, will ich die Gelegenheit nicht versäumen, eine Erklärung abzugeben: welches auch der Wert dieses Versuches sein möge, in jedem Falle liegt er in der völligen Abwesenheit jeder vorgefaßten Tendenz. All die Theorien religiöser oder ökonomischer Natur, die in diesem Buche entwickelt sind, bilden die Folge und nicht die erklärende Ursache der Art und Weise, in der die Ereignisse der Weltgeschichte ihren Weg nehmen. Der Autor ist stets passiv geblieben.

Nicht in der Menge und in der Häufung der einzelnen Tatsachen, sondern in ihrer Beziehung zueinander, in ihrem Zusammenhange liegt der Wert und die Bedeutung der Geschichte, und von diesem Gesichtswinkel aus betrachtet darf man dem Geschichtsschreiber keine größere Verantwortlichkeit aufbürden als etwa dem Forscher auf dem Gebiete der Naturwissenschaften. Wenn aus der Kette und Folge der Ereignisse uns ein Gesetz entgegenzutreten scheint, ein Gesetz, das die sozialeEntwicklung lenkt und regelt, so kann ein solches Gesetz nur in seiner Tatsächlichkeit dargestellt werden; das Gesetz zu billigen oder ihm unsere Billigung zu versagen, wäre ein kindisches Unterfangen, ebenso kindisch, als wollte man die innere Moralität des Gravitationsgesetzes zur Diskussion stellen.

Als ich vor einigen Jahren an einer historischen Skizze der Massachusetts-Bay-Kolonie arbeitete, traten mir gewisse religiöse Züge der Reformation entgegen, die mein ganzes Interesse in Anspruch nahmen; sie schienen nämlich mit den landläufigen Theorien, aus denen man sie sonst zu deuten pflegte, nicht ver-

einbar. Nach der Veröffentlichung jener Arbeit setzte ich meine theologischen Studien fort und so wurde ich Schritt für Schritt weitergeführt, zu den Scholastikern, zu den Kreuzzügen, zur Bekehrung der Hunnen und zu den neuerlichen großen Zügen nach Palästina, die jene Bekehrung im Gefolge hatte. Lange hatte das wilde Heidenvolk den Weg nach Konstantinopel versperrt; im Jahre 1000 aber, nach der Krönung Stephan, des Heiligen, kam ein neuer Schwung in das europäische Leben, und aus dem Orient kam dem Okzident ein neuer mächtiger Antrieb. Der religiöse Enthusiasmus — das wurde mir nun klar —, der die Völker zu jenen Pilgerzügen entflammt hatte, stellte auch die Verbindung zwischen dem Bosporus und dem Rhein her, er bot die Triebfeder zu jener Beschleunigung der Zivilisation, die in der modernen Zentralisation ihren Höhepunkt erreicht hat.

Zugleich glaubte ich zu erkennen, daß im elften, zwölften und im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts der Glaube seinen vorzüglichsten Ausdruck in der Baukunst fand, daß sich ferner, in Frankreich wenigstens und in Syrien, eine exakte Beziehung zwischen dem geistlichen und dem militärischen Bausystem nachweisen lasse und daß das eine System ohne Berücksichtigung des anderen nicht verstanden werden könne. In den handeltreibenden Städten dagegen gelangte die religiöse Idee zu keiner entschiedenen künstlerischen Ausdrucksform. Nie blühte die Gotik in Venedig, in Genua, in Pisa oder Florenz; in dieser merkantilen Atmosphäre konnte sich keine reine Architektonik entwickeln. Gleich von allem Anfange an stellte sich der Handel in hemmenden Gegensatz zur Einbildungskraft, denn nach der großartigen kommerziellen Blütezeit im 13. Jahrhundert zeigte sich in ganz Europa ein allgemeiner Verfall der Architektur; ich zog daraus die Folgerung, daß der ökonomische Instinkt in irgendeinem anderen Mittel seinen Ausdruck gefunden haben müsse. Meine Studien brachten mich auf die Vermutung, daß das Geld, die Münze ein solches Ausdrucksmittel sein könnte, und ich kam zum Schlusse, daß, will man die Entwicklung einer merkantilen Zivilisation verstehen, man sie mit Rücksicht auf die Geldverhältnisse studieren müsse.

Noch eine andere Überzeugung drängte sich meinem Geiste auf, als ich so mit der Untersuchung gewisser großen historischen Perioden zu Ende kam, die Überzeugung von der ganz geringfügigen Rolle, die das bewußte Denken im Leben und im Schicksale der Ge-

schlechter spielt. Im Augenblick der Tat gehorcht das Individuum fast unabänderlich seinem Instinkt, nicht anders wie das Tier; erst nachher beginnt es zu denken und zu überlegen. Und diese maßgebenden Instinkte sind unwillkürlich in ihrem Wesen; ihr Antrieb wird in verschiedenen Individuen unter gleichen Verhältnissen verschiedene Wirkungen hervorbringen, so daß die Instinkte die Menschen in ziemlich ausgeprägte Gruppen teilen. Im Drange der Angst z. B. wird der eine Typus sich auf den Feind stürzen, der andere wird Reißaus nehmen. Und die Liebe zum Weibe wie die Liebe zum Gelde charakterisiert gewisse Rassen ebenso deutlich, wie der Löwe und der Fuchs durch die Raubgier oder durch die Schlauheit charakterisiert werden.

Wie viele andere persönliche Züge, scheint auch die besondere Beschaffenheit des Geistes und des Charakters in hohem Grade erblich zu sein. Und werden auf diese Weise die Instinkte von Generation zu Generation übertragen, so ist es klar, daß in dem Maße, wie sich die äußeren Verhältnisse ändern, die Späterkommenden auf der sozialen Leiter steigen oder sinken, je nachdem ihr Nervensystem den Verhältnissen, in denen sie zur Welt gekommen sind, mehr oder weniger angepaßt ist. Es geschieht z. B. sehr oft, daß Familien, die in dem einen Jahrhundert hochberühmt waren, im nächsten Jahrhundert zu einem obskuren Dasein verurteilt sind, und zwar nicht infolge einer Entartung, sondern weil ein gewisses Gebiet der Betätigung, das dem Vorfahr die freie Entfaltung seiner Fähigkeiten gestattete, seinen Nachkommen verwehrt und verschlossen ist. Dieser Fall trat besonders in den großen revolutionären Epochen, wie zur Zeit der Reformation, ein, und solche Familien sind heute meist ausgestorben.

Als ich in meinen Untersuchungen bis zu diesem Punkte gelangt war, da sah ich die Reformation allmählich in einem ganz anderen Lichte: aber es mußten noch einige Jahre vergehen, ehe mir klar wurde, wohin mich meine Studien führten. Nur ganz allmählich begann sich in meinem Geiste ein kausaler Zusammenhang, das Bild einer Folge von Ursache und Wirkung zu formen, einer Folge von ganz ungeahntem Charakter; ganz langsam trat sie hervor, wie sich die Fragmente einer alten Inschrift ordnen, die man nicht eher entziffern kann, als bis alle Steine in einer ganz bestimmten Ordnung und Fügung aneinander gereiht werden. Und als sich schließlich die historische

Arbeit ihrem Ende näherte, geschah es, daß die intellektuellen Erscheinungen, die den Vorwurf der Arbeit bildeten, sich zu gewissen Ketten ordneten, und diese schienen mir ziemlich parallel mit den Gesetzen zu laufen, die die Gesetze der materiellen Welt regeln.

Die Richtigkeit einer Theorie läßt sich nur an den Ereignissen selbst nachweisen, und die Geschehnisse, wie sie den wechselnden Phasen des menschlichen Denkens entsprechen — ob es sich um bewußtes oder unbewußtes Denken handelt —, bilden in ihrer Aufeinanderfolge die Geschichte. Entwickeln sich nun die intellektuellen Erscheinungen in einer regelmäßigen Folge, so muß die Geschichte ebenso wie die materielle Welt selbst unter der Herrschaft bestimmter Gesetze stehen. Zur Unterstützung dieser Idee versuche ich eine Hypothese aufzustellen, die uns eine Klassifikation von einigen der interessantesten intellektuellen Phasen gestattet, wie sie die Gesellschaft in ihrem Auf- und Abwärtsschwanken zwischen Barbarei und Zivilisation oder, was dasselbe ist, in ihrer Vorwärtsbewegung aus einem Zustand physischer Zerstreuung zu einem Konzentrationszustande durchmachen muß. Das vorliegende Buch enthält die Folge der Tatsachen, aus denen jene Hypothese hervorging. Freilich braucht nicht erst hinzugefügt zu werden, daß eine in engen Grenzen gehaltene Studie über ein so gewaltiges Thema sich nur in Andeutungen bewegen kann und selbst nur als eine erste Andeutung aufgefaßt werden darf.

Die Theorie, die wir unseren Betrachtungen zugrunde legen, stützt sich auf den allgemein anerkannten wissenschaftlichen Grundsatz, daß das Gesetz von der Erhaltung der Energie auf das Gesamtgebiet der Natur Anwendung findet und daß das animalische Leben einer der Kanäle ist, in denen die solare Energie nach außen drängt. Die erste Schlußfolgerung aus diesem Fundamentalgesetz ist, da jede menschliche Gesellschaft als eine Form des animalen Lebens aufzufassen ist, daß diese Gemeinwesen, je nachdem die Natur sie begabt hat, eine verschieden große Energie aufweisen müssen. Eine der wichtigsten Äußerungen der menschlichen Energie ist der Instinkt, und unter den primitiven, unter den einfachsten Instinkten sind es vor allem zwei, die eine hervorragende Rolle spielen, die Angst und die Habgier. Die Angst ist es, die auf die Einbildungskraft wirkt, die den Glauben an eine unsichtbare Welt schafft und in letzter Entwicklung den

Priester hervorbringt; und die Habgier ist es, die der Energie durch die Kanäle des Krieges und des Handels einen Ausweg bahnt.

Man kann mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit die Meinung aussprechen, daß die Beschleunigung der Bewegung, in der sich eine Gesellschaft jeweilig befindet, deren Energie und Maße und daß der Grad ihrer Zentralisation ihrer Beschleunigung proportional ist; eine Gesellschaft zentralisiert sich also um so schärfer, je beschleunigter die Bewegung der Menschheit ist. In den primitiven Perioden der Konzentration scheint es vor allem die Angst zu sein, in der die Energie sich einen Ausweg bahnt; dementsprechend ist in den primitiven, im zerstreuten Zustande lebenden Gemeinwesen die Einbildungskraft sehr groß und lebendig, und die Charaktertypen, die eine solche Epoche hervorbringt, sind der religiöse Mensch, der Soldat und der Künstler. Mit der fortschreitenden Konsolidation aber tritt an die Stelle der Angst die Habgier, der ökonomische Organismus arbeitet sich empor und sucht den emotiven und kriegerischen Typus zu verdrängen.

Ist eine Rasse so reichlich mit Energie ausgestattet, daß sie dieselbe im täglichen Kampfe ums Dasein nicht ganz verausgabt, so kann der Überschuß in Form von Reichtum aufbewahrt werden; und dieser angesammelte Energievorrat kann dann von einem Gemeinwesen auf ein anderes übertragen werden, entweder durch Eroberung oder durch den Sieg im ökonomischen Konkurrenzkampfe. Doch wie reich auch der durch Eroberung aufgesammelte Energievorrat einer Rasse sein mag, ist sie einmal in die Phase der ökonomischen Konkurrenz eingetreten, so muß sie früher oder später die Grenze ihrer kriegerischen Energie erreichen. Nun ist aber der ökonomische Organismus vom kriegerischen Organismus grundwesentlich verschieden, und die ökonomische Konkurrenz hat das vielleicht unabänderliche Resultat, daß sie die im Krieg erworbene Energie wieder zerstreut.

Ist der Energieüberschuß so groß geworden, daß er mächtiger wird als die produktive Energie, so nimmt er unter den sozialen Kräften die hervorragendste Stellung ein. Das Kapital wird autokratisch, und die Energie bahnt sich ihren Weg in neuen Organismen, in denen die Macht des Kapitals ihren besten Ausdruck findet. In dieser letzten Phase der Konsolidation

tritt der ökonomische und vielleicht auch der wissenschaftliche Intellekt hervor, während die Einbildungskraft verweht und der emotive, der kriegerische und der künstlerische Typus aus der Menschheit schwinden. Hat die soziale Geschwindigkeit den Grad erreicht, auf dem eine derartige Energieverschwendung stattfindet, treiben der kriegerische und der imaginative Zweig keine Blüten mehr, dann scheint die zur größten Intensität gediehene Konkurrenz zwei extreme ökonomische Typen hervorzubringen, — den Wucherer in seiner abschreckendsten Gestalt und den Bauer mit einer so widerstandsfähigen Konstitution, daß er allen Entbehrungen zum Trotze gedeihen kann.

So stellen sich uns Zivilisation wie Zentralisation als gleichartige Resultate jenes Kampfes ums Dasein dar, der darauf ausgeht, mittels einer beschleunigten Bewegung die Produktions- und die Verteilungskosten immer tiefer hinabzudrücken. Die Menschen unterscheiden sich in keiner Weise von den andern Lebewesen, sie leben fort, wenn sie imstande sind, sich den äußeren Bedingungen, die bei ihrer Geburt am stärksten sind, anzupassen, und so ist es vielleicht die Geschichte der internationalen Handelsbeziehungen, die uns in der Untersuchung der ökonomischen Verhältnisse der verschiedenen Völker das beste Mittel an die Hand geben wird, diesen Prozeß der natürlichen Auslese zu verfolgen.

Der Lauf, den diese Handelsbeziehungen nahmen, ist stets von Westen nach Osten, nicht von Nord gegen Süd gerichtet gewesen, und von allem Anfang an scheint die indische und die chinesische Arbeit die Basis der Zivilisation gebildet zu haben, und zwar aus dem Grunde, weil diese Arbeit durch alle Epochen der Geschichte hindurch am besten die Geschicklichkeit mit der Okonomie und der Ausdauer verband. Dagegen sind die in diesen Ländern wohnenden Völker stets zur Kriegführung ungeeignet gewesen.

Als nun die Produkte des westlichen und des östlichen Asien nach Westen eingeführt wurden, wurde die Stadt, der Verteilungspunkt für jene Produkte, das Zentrum des Reichtums zugleich und der Macht; mit der Verschiebung, die diese Metropole nach den verschiedensten Richtungen erfuhr, hat sich die Geschichte des internationalen Verkehrs vor allem zu befassen. Mehr als viertausend Jahre sind es her, seit sich die Zivilisation

in Chaldäa oder in Assyrien zentralisierte, je nachdem Babylon oder Ninive aus militärischen oder aus irgendwelchen anderen Gründen die Vorherrschaft hatte; und während dieser Zeit waren es die Phönizier, die die Beförderung der Güter besorgten und die Gestade des Mittelmeeres befruchteten. Seither ist das Handelszentrum, bald vorwärts-, bald zurückschreitend, schließlich bis an die Themse gerückt worden, und je weiter sich die Verschiebung nach Osten vollzog, um so größer war die konsolidierte Masse der Gesellschaft, und um so rapider ging ihre soziale Bewegung vor sich.

Solange die Konsolidation vorwärts schreitet, wird vornehmlich der Organismus der überlebende sein, der im gegebenen Augenblicke am wohlfeilsten funktioniert, und diese Tendenz tritt gleich deutlich im abstrakten Denken wie im Handel und im Kriege hervor. Den treffendsten Beleg zu diesem Prinzip liefert die Entwicklung der Religionen. Der Monotheismus ist wohlfeiler als der Polytheismus. Demzufolge konnten die zwei großen monotheistischen Religionen in Kairo und in Konstantinopel, den beiden Handelszentren des ersten Mittelalters, fortleben, während der römische Kultus unterging, gleichwie der griechische und der ägyptische und wie die verschiedenen persischen Religionen. Im gleichen Sinne ist der Protestantismus billiger als der Katholizismus. Darum auch nahmen Holland und England den Protestantismus an, als sie Italien und Spanien den Handel mit dem Orient entrissen. Der Atheismus schließlich ist billiger als jedwede Religion, und es ist eine Tatsache, daß alle modernen Handelszentren zum Skeptizismus neigen, daß der moderne Staat selbst die Kultuskosten auf ein Minimum hinabzudrücken trachtet.

Wie weit die mögliche Bewegungsbeschleunigung der Menschheit gehen dürfte, das kann man nicht angeben; das eine aber scheint gewiß, daß die Konsolidation früher oder später eine Grenze erreichen wird, da sie naturnotwendig wird Halt machen müssen. Das Weltall kennt keinen stationären Zustand. Nicht mehr vorwärtsschreiten heißt zurückschreiten, und wenn eine intensiv zentralisierte Gesellschaft unter dem Drucke der ökonomischen Konkurrenz auseinanderzugehen, sich zu zersetzen beginnt, so ist eben die Energie der Rasse erschöpft. Wir werden so anscheinend zum Schlusse geführt, daß den Überlebenden einer solchen Zivilisation die zu einer neuerlichen, vorgeschritteneren

Zentralisation erforderliche Lebenskraft mangelt, und die Regionen, die sie bewohnen, müssen wahrscheinlich brach liegen, bis ihrer Rasse mit fremdem, barbarischem Blute neue Jugendkraft und neues Leben zuströmt.

Quincy (Massachusetts).

**Brooks Adams.**

# I. Kapitel.

## Die römische Republik.

Das Volk der Römer stellte sich dem Betrachter im Lichte seiner ersten Sagen als eine Ackergemeinschaft dar, deren Mitglieder den Grund und Boden privatrechtlich zu eigen besaßen; und da das freie Veräußerungsrecht gesetzlich anerkannt war, kamen schon in jenen fern zurückliegenden Zeiten große Besitzungen zustande. Es ist möglich, daß in einer noch weiter zurückreichenden Vergangenheit die an den Ufern des Tiber ansässigen Stämme eine durchwegs homogene ackerbautreibende Bevölkerung bildeten, in der die einzelnen Klassen noch nicht entschieden hervortraten. Bis in eine verhältnismäßig späte Zeit pflegte die Ackerfamilie nur soviel an Boden zu bebauen, als für ihre Bedürfnisse nötig erschien, und selbst zur Zeit des Ausbruches der punischen Kriege lieferte der fruchtbare Boden Latiums genug Getreide, um eine dichte Landbevölkerung zu ernähren. Wenn jedoch ein solcher sozialer Zustand jemals existiert hat, so hat er jedenfalls schon vor jener Epoche, aus der die ersten römischen Sagen stammen, sein Ende gefunden. Denn schon machte sich die Konkurrenz fühlbar und tat einen Abgrund auf zwischen den schlauen und den naiven Individuen. Die stärkeren Familien zogen immer mehr nach der Stadt, die das Zentrum für die Abwicklung aller Geschäfte bildete, und entwickelten sich so zu einer städtischen Aristokratie, die seit dem Ende des fünften Jahrhunderts (493 v. Chr.) keinen Zuwachs mehr erhielt.[1])

Die Römer hatten ursprünglich einen rein kriegerischen

[1]) Emile Belot, Histoire des chevaliers romains, 1866—73, t. II, p. 50 et suiv.

Charakter, und die ökonomische Gewandtheit und Findigkeit ist ihnen immer, im ganzen Lauf ihrer Geschichte, abgegangen. Was ihnen fehlte, war die kommerzielle Begabung der Griechen, die gewerblichen Fähigkeiten der Hindus und der Syrer. Die Römer waren Landleute oder Soldaten, die, wenn sie den Erwerbstrieb besaßen, zu Wucherern wurden. Unter günstigen Verhältnissen erstanden aber auch große organisatorische Talente und kühne Spekulantennaturen. Latium brachte die ökonomischen Typen nur in geringer Zahl hervor, aber diese Typen waren in ihrer Art stark ausgeprägt. Im Kampf ums Dasein erwies sich der ökonomische Mensch widerstandsfähiger und schlauer als der Soldat, und die Ungleichheit dieser Typen, dieser Charakterunterschiede wurde zum Wendepunkt der Geschicke Roms nicht nur, sondern der Geschicke der ganzen Zivilisation.

Die Ereignisse, die sich unter den Königen abspielten, werden nie ganz aufgeklärt werden; soviel jedoch können wir mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit annehmen, daß dem Sturze der Tarquinier die Gründung einer kapitalistischen Klasse vorausging, welche die ganze Regierungsmacht in einem dieser Klasse selbst entnommenen Senate zentralisierte.[1]) Belot, der diesen Gegenstand einem gründlichen Studium unterworfen hat, stellt uns diese Aristokratie als eine Klasse dar, welche alle Familien freier Abkunft (ingenuae) umfaßte, die sich in der Stadt vor der Einführung des Volkstribunates (493 v. Chr.) niedergelassen hatten und deren Gens vor diesem Zeitpunkt schon ein oder mehrere Mitglieder in den Senat gestellt hatte.[2]) Der wesentliche Umstand ist aber hiebei der, daß nur jene Familien in den Adelsstand traten, die sich im Geschäftszentrum, in der Stadt, niederließen. Daher kam es, daß eine und dieselbe Familie zugleich Patrizier und Plebejer enthalten konnte; so waren in einer und derselben Familie die schlichten Leute, die im Lande geblieben waren, durch einen unübersteiglichen Abgrund von ihren Brüdern getrennt, die ausgezogen waren, um sich ein Vermögen zu erwerben. Als z. B. Attus Clausus und seine Gefährten i. J. 504 v. Chr. sich in Rom niederließen, wurden sie in die Aristokratie aufgenommen, während die anderen Mit-

[1]) Mommsen, Römische Geschichte, 1888, Bd. I, S. 255, 256.
[2]) Histoire des chevaliers romains, t. II, p. 54.

glieder ihrer Gens, die in ihrer Heimat am rechten Anioufer zurückgeblieben waren, in einer ländlichen Plebejerklasse aufgingen.[1]) Und eben dieser Attus Clausus oder Appius Claudius war der erste und vielleicht der größte Römer vom ökonomischen Typus, den die Geschichte kennt.

So verdichtete sich der Kern des römischen Volkes zu einer städtischen Aristokratie, im Gegensatz zu den um die Stadt herum wohnenden, im Untertänigkeitsverhältnis stehenden ländlichen Klassen, denen, wie die Sage erzählt, Romulus die Bodenbearbeitung zuwies, während die städtischen Aristokraten die Priester-, Gesetzgeber- und Richterämter innehatten.[2]) Wohl gehörte diese Aristokratie zum großen Teile dem Soldatenstande an, ihr hervorstechendster Charakterzug war jedoch die Erwerbgier, und ihre Unersättlichkeit rief in der Republik immer wieder innere Streitigkeiten hervor. In einem seiner packendsten Kapitel hat Niebuhr den Nachweis geliefert, daß der Wucher ein besonderes Privilegium der Patrizier war, und Macaulay gibt uns in der Vorrede zu „Virginia" eine lebendige Schilderung der herrschenden Kaste.

„Die regierende Klasse in Rom," sagt er, „war eine kapitalistische Klasse; bei der Verfassung und bei der Anwendung der Gesetze wurde ausschließlich auf das Interesse dieser Klasse Rücksicht genommen. So kam in eigentümlich komplizierender Weise zum Verhältnis des Borgers und des Schuldners noch das Verhältnis des Herrn zum Untertanen hinzu. Die Starken rissen einen großen Teil des Gemeinwesens an sich, indem sie dem Volke Geld zu einem unglaublich hohen Zinsfuße borgten. Ein so furchtbares Schuldgesetz, wie das römische, das von der Gläubigerklasse verfaßt wurde und nur zum Schutze der Gläubiger, hat es nirgendsonst gegeben. Die Freiheit und selbst das Leben des Plebejers, der seine Schuld nicht bezahlen konnte, war der Gnade des patrizischen Wucherers anheimgegeben. Oft mußten die Kinder der unglücklichen Schuldner in die Sklaverei gehen. Der Schuldner wurde in den Kerker geworfen, aber nicht in ein öffentliches, unter der Aufsicht unparteiischer Beamten stehendes Gefängnis, sondern in ein dem

[1]) Livius, Historia romana, II, 16.
[2]) Dionysius von Halicarnass, Urgeschichte der Römer, II, 9; über diesen ganzen Gegenstand verweisen wir auf Em. Belot, Histoire etc., t. II, p. 100.

Gläubiger gehörendes Arbeitshaus. Von diesen Verliesen wurden furchtbare Dinge erzählt.“ [1])

Ein Gefangener aber verursachte Auslagen, und was die Patrizier wollten, war neues Geld. Sie mußten also, das war ihr Problem, die Arbeitskraft des Schuldners bis zur Erschöpfung ausnützen und ihn dann verkaufen. Da aber nun ein Sklave schwächer und weniger energisch ist als ein Freier, so verfielen die Patrizier auf ein eigenes System. Der Plebejer durfte auf seinem Grund und Boden wohnen, und die Hoffnung, sich selbst und seine Kinder einmal aus der Knechtschaft loskaufen zu können, wurde ihm zu einem Ansporn zu nimmermüder Arbeit. Niebuhr war es, der den Mechanismus dieses Systemes sehr gut aufgedeckt hat.

Es konnte ein Mann „durch formellen quiritischen Verkauf vor Zeugen sich selbst und folglich alles, was sein war, gegen zugewogenes Geld der Form nach verkaufen, nach der Wesentlichkeit verpfänden;“ er war dann ein „Nexus“. Er gehörte seinem Gläubiger als Eigentum an und erhielt nach Rückzahlung der als Kaufpreis erhaltenen Summe den Pfandgegenstand zurück; konnte er das Geld nicht zurückzahlen, so vindizierte der Käufer sein Eigentum von dem Leiher. [2]) Mit einem solchen Kontrakte war den Wünschen des Käufers Genüge geleistet, und die Wucherer standen nur noch vor der Aufgabe, eine so strenge Schuldgerichtsbarkeit zu ersinnen, daß der Schuldner gezwungen war, Nexus zu werden. Und ein solches Verfahren war leicht zu finden. Dem Verklagten wurde eine Frist von dreißig Tagen gewährt, nach deren Ablauf er verhaftet und vor den Gläubiger geführt wurde. Konnte er weder

---

[1]) Lays of ancient Rome, Edit. Tauchnitz 1851, p. 147—148.

[2]) Niebuhr, Röm. Geschichte, Bd. I, S. 603. Die neuere Forschung hat den Gesichtspunkt Niebuhrs beibehalten, obwohl das Nexum einen der strittigsten Punkte des römischen Gesetzwesens ausmacht. (L. Savigny, Über das altrömische Schuldrecht.) Doch kommt die genaue Form des Kontraktes hier weniger in Betracht, denn die Mehrzahl der Forscher ist darüber einig, daß der Vertrag eine Art Hypothek bildete, deren Nichteinhaltung nicht nur den Verlust des Pfandes, sondern auch der persönlichen Freiheit des Schuldners nach sich zog. Vgl. die Arbeit von Charles Giraud „Des Nexi ou de la condition des débiteurs chez les Romains“, in den Mémoires de l'Académie des sciences morales et politiques. 1849, t. V, p. 379—546.

zahlen, noch eine Bürgschaft finden, so legte man ihm mindestens fünfzehn Pfund schwere Ketten an und der Kläger nahm ihn mit sich. Er gab ihm ein Pfund Mehl täglich und es wurde ihm eine Frist von zwei Monaten gestellt, um seine Schuld zu bezahlen. War ihm dies nicht möglich, so wurde er wiederum vor den Geldleiher geführt und nun verurteilt. Dann konnte er verkauft oder getötet werden, und „sind mehrere Gläubiger, so können sie seinen Leib teilen; hackt einer ein größeres Teil ab, als im Verhältnis seiner Schuld, so ist er darum nicht zu strafen.“ [1]) „Wer als schuldig zugesprochen ward, mit dem gingen in die Knechtschaft Kinder und Enkel, die in seiner Gewalt waren.“ [2]) Natürlich zogen die Schuldner es vor, Nexi zu werden; sie mußten sich ihr ganzes Leben lang abmühen, um den Kontrakt zu erfüllen, der über ihre Kräfte ging, und gerieten mit jedem Tage in eine verzweifeltere Lage und ihre Schulden mehrten sich, denn die sich ansammelnden Zinsen machten gewöhnlich bald ein Mehrfaches der geliehenen Summe aus. Niebuhr faßt die wirtschaftliche Lage folgendermaßen zusammen: „Um das Schicksal der plebejischen Schuldner zu erfassen, denke sich der geschäftskundige Leser die Gesamtheit der Privatschulden in einer Landschaft in Wechsel auf ein Jahr verwandelt, welche 20 und mehr Prozent Zinsen tragen könnten: auf deren Nichteinlösung nach summarischem Prozeß Schuldgefängnis und Übertragung des ganzen Vermögens, wenn es auch die Schuld überstiege, an den Gläubiger erfolgte. Der weiteren Eigentümlichkeiten, welche bei unseren Sitten unmöglich geworden sind, die eigentliche Sklaverei des Schuldners und seiner Kinder, bedarf es nicht, um das gräßliche Schicksal der unglücklichen Plebejer zu ermessen.“ [3])

Der Wucherer saugte also zuerst die Familie aus, dann verkaufte er sie; und da seine Klasse von der Zahlungsunfähigkeit des Plebejers lebte und die Gesetzgebung in der Hand dieser Klasse lag, waren alle Gesetze mit Bedacht daraufhin angelegt, daß die Entstehung der Schulden begünstigt wurde und daß diese Schulden dem Gläubiger zu einem möglichst großen Nutzen verhalfen. Eine charakteristische Handhabe be-

[1]) Niebuhr, Römische Geschichte, Bd. I, S. 670.
[2]) Id., Ibid., Bd. I, S. 606.
[3]) Id., Ibid., Bd. I. S. 610.

saßen die Richter in der Verhängung von Geldstrafen wegen „Ordnungswidrigkeit". „Unter den vagen Begriff der Ordnungswidrigkeit ließ sich alles, was man wollte, bringen und durch die höheren Stufen der Vermögensbußen alles, was man wollte, erreichen." [1]) Da die Kapitalisten die Gerichte beherrschten, da die ganze Rechtssprechung in ihren Händen lag, konnten sie jeden Plebejer, dessen Besitz ihr Gelüste erweckte, zugrunde richten. Aber die Macht des Wuchers ruhte vor allem im Fiskalsystem; dieses hatte immerfort, bis zum Ende der Kaiserzeit, den Bankrott im Gefolge, den größten Schaden aber fügte es dem Volke im fünften vorchristlichen Jahrhundert zu. Lange noch nach der Annahme der licinischen Gesetze (367 v. Chr.) gab es in Italien zahlreiche kleine Staaten, die im beständigen Kriegszustand lebten. Bis zur Eroberung Veiis (405 v. Chr.) bestand das Heer aus unbesoldeten Miliztruppen, die selbst für die Beschaffung ihrer Waffen sorgten. Und wenn auch in günstigen Zeiten die kleinen Wirtschaften von etwa zwölf Morgen [2]) eine Familie ernähren konnten, so stand doch die Arbeit stille, wenn die männliche Bevölkerung im Felde stand. Die Feldzüge brachten immer einen gewissen Notstand mit sich und so konnte der Bauer keine Steuern zahlen.

Noch zur Zeit der punischen Kriege kam es vor, daß ein Mann wie Regulus vom Kommando abgelöst zu werden wünschte, weil sein Sklave gestorben war, sein Knecht allein nichts leisten konnte und seinem Feld daher die nötigen Hände zur Bearbeitung fehlten. Wenn nun ein Konsul, ein Heerführer, Schaden litt, sofern er sein Heimwesen verließ, so kann man sich leicht eine Vorstellung von der Lage der einfachen Soldaten machen. Selbst wenn sie siegten, war ihr Los ein hartes. Von den möglichen Krankheiten und Verwundungen abgesehen kam vor allem der Zeitverlust in Betracht, für den ihnen keinerlei Entschädigung zuteil wurde. Die Plebejer bildeten die gesamte Linieninfanterie und doch war ihnen nicht nur der Anteil an dem gewonnenen Lande versagt, selbst die Kriegsbeute ward oft einbehalten, sie kam in den gemeinen Kasten der Patrizier. [3]) Im Falle einer Niederlage wurde das Land vom Feinde überzogen,

---

[1]) Mommsen, Römische Geschichte, Bd. I, S. 331.

[2]) Ein Morgen oder jugerum hatte 28.000 römische Quadratfuß, das sind etwa 25 Ar.

[3]) Niebuhr, Römische Geschichte, Bd. I, S. 610.

das Vieh wurde weggetrieben oder niedergemacht, die Obstbäume wurden gefällt, die Saaten verwüstet und die Häuser in Brand gesteckt. Anläßlich der gallischen Invasion weist Niebuhr nach, daß die Verwüstungen, die der Feind anrichtete, und die neuen Steuern, die zur Wiederherstellung der öffentlichen Gebäude eingefordert werden mußten, zu einer allgemeinen Zahlungsunfähigkeit führten.[1])

Diese Steuern waren ungerecht verteilt und stellten sich als eine Ausbeutung des Volkes dar. Das Tributum, das von dem scheinbar vorhandenen Besitze — wie Grundbesitz und Sklaven — eingehoben wurde, hatten die Plebejer zu tragen. Da man nun auf die jeweilig vorhandenen Schulden bei der Steuereintreibung keine Rücksicht nahm, da ferner der nominelle Besitzer für seine und seiner Familie Bedürfnisse aufzukommen hatte, so blieb diesem oft nichts übrig, als die Zinsen wenigstens zum Teil alljährlich zum Kapital zu schlagen, alljährlich eine um soviel anwachsende Schuld anzuerkennen.[2]) Außerdem trat, wie es scheint, in der römischen Politik schon seit der Monarchie die Tendenz hervor, die Staatseinkünfte zu verpachten, d. h. die Steuern wurden von den Zensoren verteilt und einem Spekulanten verkauft, der dann trachtete, herauszuschlagen, soviel er konnte. In den späteren Zeiten hatte dieses System furchtbare Ungerechtigkeiten im Gefolge und Livius teilt uns folgenden Satz aus einem Senatsbeschlusse mit: „Sich an die Zollpächter wenden, heißt entweder das öffentliche Recht untergraben oder die Freiheit der Verbündeten opfern.“[3])

Diese Verhältnisse wirkten auf das alte kriegerische Temperament der Rasse in stark auflösendem Sinne. Die Bevölkerung verlor die frühere homogene Zusammensetzung, und sehr bald kam ein neuer Römertypus empor, dem der kriegerische Instinkt abging, der aber dafür schlauer und widerstandsfähiger war. Diesem Typus gehörten jene Römer an, die die Wuchergesetze ersannen und sie mit aller Härte zur Anwendung brachten, die das Personenpfand als das schätzenswerteste Vorrecht ihres Standes betrachteten. Livius legt den Tribunen

---

[1]) Niebuhr, Römische Geschichte, Bd. II, S. 642.
[2]) Id., Ibid., Bd. II, S. 674.
[3]) Historia Romana, XLV, 18.

Sextius und Licinius folgende Worte der Empörung gegen die Patrizier in den Mund: „Bereitet es ihnen denn ein so großes Vergnügen, wenn das Volk unter der Last des Wuchertums erdrückt wird, statt daß es das Kapital zurückzahlen und sich so befreien sollte? Ist es ihnen so angenehm, daß das Volk gepeitscht und gemartert wird, daß die unglücklichen Schuldner täglich scharenweise vom Forum weggeführt werden, daß die Häuser der Vornehmen von Gefangenen wimmeln, daß jedes Patrizierhaus einen Kerker für die Bürger hat?“ [1])

Ein berüchtigtes Beispiel dieses furchtbaren Typus war die Familie der Claudier. Macaulay, der von Appius Claudius ein glänzendes Bild entworfen hat, hat es verstanden, diese Züge mit feinem historischen Sinne ins Licht zu setzen.

„Appius Claudius Crassus war der Abkömmling eines alten Geschlechtes, dessen sämtliche Mitglieder durch ihren Hochmut und durch die Härte bekannt waren, mit der sie allen Forderungen der Plebejer entgegentraten. Diesem Geschlechte, das sich durch seine politische Haltung und durch seine vielen Übergriffe allgemeinen Haß zuzog, sollen auch, wenn anders man die Urgeschichte Roms als einigermaßen wahr annehmen darf, gewisse Tugenden gänzlich abgegangen sein, um derentwillen in einer Militärrepublik viele Fehler verziehen werden. Die jeweiligen Familienhäupter zeichneten sich, scheint es, durch Beredsamkeit, durch Gewandtheit in der Führung der Geschäfte aus und besaßen eine gewisse Bildung, soweit ihnen dieselbe damals zugänglich war, dafür aber ragten sie nie im Kriege hervor, weder durch Geschicklichkeit, noch durch persönliche Tapferkeit. Manche von ihnen waren sich ihrer Schwäche wohl bewußt, und darum nahmen sie für sich die ganze Verwaltung in Anspruch, wenn sie gerade die höchsten Stellen innehatten, und überließen das militärische Kommando ihren Kollegen. Einer der Claudier, dem man einmal ein Heer anvertraute, hatte einen schmählichen Mißerfolg zu verzeichnen. Keinem war je die Ehre des Triumphes zuteil geworden

Der Großvater des Appius Claudius, der den gleichen Namen führte, hatte ein so verhaßtes Andenken hinterlassen wie Sextus Tarquinius. Dieser Appius Claudius war seinerzeit,

---

[1]) Historia Romana, VI, 36.

mehr als siebzig Jahre vor der Einführung der licinischen Gesetze, Konsul gewesen. Er verstand es, eine momentane Krise der öffentlichen Stimmung sich zunutze zu machen, er wußte bei den Bürgern die Abschaffung des Tribunates durchzusetzen und trat an die Spitze des zehngliedrigen Rates, der die Staatsgeschäfte leitete. Nach wenigen Monaten schon hatte er sich durch seine Regierung allgemeinen Abscheu zugezogen. Der Haß des Volkes brach hervor und mit unwiderstehlicher Macht wurde die Regierung hinweggefegt; — noch dachte man mit Abscheu und Entrüstung an jene Tage zurück. Die unmittelbare Veranlassung zum Sturze des Appius Claudius war, wie es hieß, ein Fall gewesen, in dem sich Appius Claudius an einem keuschen jungen Mädchen von bescheidener Abkunft vergreifen wollte. Es hieß, daß der Dezemvir, der trotz seiner Bitten und Geschenke kein Gehör fand, einen tyrannisch-gemeinen Plan ersann. Ein ehrloser Mensch, ein Klient des claudischen Geschlechtes, verlangte das Mädchen für sich als Sklavin. Die Angelegenheit kam vor Appius, der darüber zu urteilen hatte. Der böse Richter gab trotz der klarsten Beweise dem Kläger recht. Da rettete der Vater des Mädchens, ein ehrenhafter Soldat, sein Kind vor der Schmach und der Knechtschaft, indem er ihm — auf dem Forum vor dem versammelten Volke — das Herz durchbohrte. Dies war das Signal zu einem allgemeinen Aufstande. Das Volk erhob sich in der Stadt und im Lager; die Dezemviren wurden gestürzt und das Tribunat wurde wieder eingeführt. Nur durch Selbstmord entging Appius dem Henker.“ [1])

Der Tod Virginias fällt in das Jahr 449 v. Chr., genau in die Mitte jener stürmisch bewegten Epoche, die mit dem Zug auf den Mons Sacer ihren Anfang nahm und mit den licinischen Gesetzen endete. Während dieser hundertundfünfundzwanzig Jahre wäre das römische Volk trotz seiner Lebenskraft dem Wucher beinahe erlegen. Mit Recht nimmt Niebuhr an, daß in den aufrührerischen Legionen meistens Nexi standen, für die die bestehenden Gesetze gleichbedeutend waren mit dem Verluste der Freiheit, und Mommsen hat gezeigt, daß die wildbewegten Perioden im dritten und im vierten Jahrhundert, als es fast schien, als gehe die römische Gesellschaft ihrem

[1]) Lays of ancient Rome, p. 154—157.

völligen Zerfalle entgegen, ihre Ursache in der Zahlungsunfähigkeit der mittleren Klassen des Grundbesitzes hatten.[1])

Wäre Italien in dieser Periode ruhig gewesen, so wären die kleinen Landwirte vielleicht schon damals in die Knechtschaft geraten, die ihnen in der Kaiserzeit beschieden war. Denn die Plebejer waren nicht organisiert und so hätten die Patrizier sie wie ihre Klienten unterwerfen können. Aber das Kapital erreichte seinen ausgesprochenen Machtcharakter in Form eines stehenden Heeres erst unter Augustus, und währenddessen, unter den ersten Konsuln, brauchte man fast in jedem Jahre Truppen. Da die Aristokraten nicht Truppen in Sold nehmen konnten, hob man die Legionen aus den ländlichen Tribus aus, was zur Folge hatte, daß dieselben nicht Werkzeuge in der Hand des zentralisierten Reichtums, sondern dessen Feinde und stärkste Gegner wurden. Diese Legionen, die bis zur Belagerung von Veii eine unbesoldete Miliz blieben, bildeten eine unwiderstehliche Macht; ihnen gegenüber war die kapitalistische Oligarchie ohnmächtig, was ja im Zuge auf den Mons Sacer klar zutage trat.

Langsam zogen von allen Seiten die drohenden Wolken herauf. Im Jahre 495 weigerte sich die Landbevölkerung, die unter den Wuchergesetzen fast erdrückt wurde, den Militärdienst zu leisten. Der Konsul Publius Servilius mußte die schwebenden Schuldprozesse aufheben und die Schuldner aus den Gefängnissen entlassen. Als aber der Feldzug beendet war, lehnte Appius Claudius die Erfüllung der Versprechungen ab und wandte die Wuchergesetze wieder mit aller Strenge an; „das Volk“, sagte er, „ist frech und anspruchsvoll, und sein Unglück ist nicht so groß. Es ist daher angezeigt, an unsere Spitze einen Diktator zu stellen, gegen dessen Spruch es keine Berufung gibt; dann wird dieser wilde Aufruhr sich bald legen.“[2])

Diesmal gab das Volk nach. Im nächsten Jahre mußten die Legionen wieder ins Feld rücken. Manius Valerius Maximus erneute die Versprechungen des Servilius, die Römer siegten wieder, und auch diesmal wollte man das Versprechen des Diktators nicht einlösen. Nun kam aber der Sturm zum Ausbruch.

---

[1]) Mommsen, Römische Geschichte, Bd. I, S. 188—189 und S. 265—267.

[2]) Livius, II, 29.

Das Heer überschritt den Anio, zog gegen Crustamaria und besetzte den Hügel, der seit dieser Zeit den Namen Mons Sacer trug. Die Aristokratie versuchte gar keinen Widerstand zu leisten. Der Senat wählte eine Deputation und zehn seiner hervorragendsten Mitglieder zogen den Plebejern wie einem siegreichen Feinde entgegen. Die Aristokratie unterwarf sich auch im Jahre 449, als Appius Claudius von seiner Kaste verlassen wurde und im Gefängnisse den Tod fand. Als Virginius seine Tochter tötete und in das Lager flüchtete, bemächtigten sich seine Genossen der Feldzeichen und zogen gegen Rom. Statt die Rebellion im Keime zu ersticken, ließ sich der Senat in Unterhandlungen ein, er beschloß die Abschaffung des Dezemvirates, und die triumphierenden Kohorten, die sich im Waffenschmuck auf dem Aventin versammelten, wählten ihre Tribunen.[1]) Und als dann im letzten großen Kampfe Camillus zum Diktator ernannt wurde, um das Volk zu unterwerfen, konnte er nichts ausrichten. Im Augenblicke, wo die Oligarchie dem Heere entgegentreten mußte, war sie verloren; Camillus mußte die Vermittlerrolle übernehmen und weihte, als die licinischen Gesetze angenommen wurden, der Concordia einen Tempel.

Die Einführung der licinischen Gesetze bildet einen Wendepunkt in der Urgeschichte der römischen Republik und diese Gesetze waren die direkte Folge des Krieges gewesen. Vom Jahre 493 v. Chr. an wurden in die Aristokratie keine neuen Familien mehr aufgenommen, so daß sie nicht mehr zunahm, während die Zahl der Plebejer mit jedem neuen Siege anwuchs. Als dann im Jahre 386 nach Einverleibung der Bevölkerung von Veii vier neue ländliche Tribus gebildet wurden, war den Plebejern das Übergewicht gesichert, und im Jahre 376 brachten die Tribunen Caius Licinius und Lucius Sextus die Rogationes Liciniae als Gesetzesanträge ein. Die daran sich knüpfenden Kämpfe hemmten zehn Jahre lang den regelmäßigen Gang der Staatsgeschäfte; im Jahre 366 wurde dann Lucius Sextus Lateranus zum ersten plebejischen Konsul gewählt.

Die licinischen Gesetze kamen dank dem Hervortreten des kriegerischen Typus zur Durchführung, und ihr Zweck war wiederum eine Stärkung des kriegerischen Elementes. Daß den Plebejern der Zutritt zum Konsulate eröffnet wurde, war nicht

---

[1]) Livius, III, 54.

von wesentlicher Bedeutung; aber die neuen Gesetze, die eine teilweise Liquidation und auch eine neue Verteilung des Gemeindelandes zur Folge hatten, bedeuteten für den Bauer eine große Erleichterung. Das Gemeindeland bestand nämlich aus den im Kriege eroberten Gebieten, deren die Patrizier sich widerrechtlich bemächtigt hatten. Nach dem licinischen Gesetze sollten die überzahlten Zinsen vom Kapitale abgezogen und der Rest in Raten binnen drei Jahren abgezahlt werden. Ferner wurde für das Gemeindeland, das ein einfacher Bürger besitzen durfte, eine höchste Grenze festgesetzt, und der Überschuß an Gemeindeland, der zurückbleiben würde, wenn alle Besitzungen nach diesem Maße abgegrenzt wären, sollte in Ackerlosen zu sieben Morgen an die Plebejer verteilt werden.

Mit dem Blicke des Soldaten erkannte Pyrrhus, daß Roms Macht nicht in seinen Feldherren lag, die sich mit Pyrrhus vielfach nicht messen konnten, sondern in den Bauern, die er durch seine Siege nicht unterwerfen konnte; und eben diese Klasse erfuhr durch die licinischen Gesetze eine Begünstigung. Die Bauern vermehrten sich in starkem Maße, als die Wucherer kapitulieren mußten, und das Resultat dieses Umschwunges war, wie Macaulay bemerkt, „höchst günstig und ruhmvoll.“ Es bedeutete in Wirklichkeit die Eroberung Italiens. „Solange die Plebejer vor dem Gesetze keine Macht besaßen ... vermochte Rom kaum den Volskern und den Hernikern standzuhalten. Als nun die gesetzliche Unterdrückung beseitigt war, erhob sich Rom zu einer solchen Macht, daß es sich leicht mit Staaten wie Karthago und Mazedonien messen konnte.[1])

Zur Zeit des Ausbruches der punischen Kriege nämlich war Karthago, — wenn man von der Menge der kriegstüchtigen Bürger absieht, — Rom durchaus überlegen. Karthago verfügte über unermeßliche Hilfsquellen. Die Bevölkerung dürfte in jener Zeit eine außerordentlich große gewesen sein; hatte ja doch Karthago ein Jahrhundert später vor seinem Untergange noch siebenhunderttausend Einwohner! Der mit goldenen Platten belegte Sonnentempel repräsentierte einen Wert von mehr als fünf Millionen Francs, und die Provinzen lieferten so reiche Einkünfte, daß selbst noch im Jahre 201, nach Zama, Polybius diese Stadt für die reichste der Welt hielt.

---

[1]) Lays of ancient Rome, p. 151.

Doch im Kampfe mit Rom konnte Karthagos Reichtum dieser Stadt nichts nützen, sondern nur schaden. Denn um die Mitte des dritten vorchristlichen Jahrhunderts war Karthago aus der militärischen Phase schon in die ökonomische getreten. Die Stadt hatte keine eingeborenen Soldaten mehr und mußte ihr Heil den Söldnertruppen anvertrauen. Und auch zu den großen Heerführern hatten die Karthager kein Vertrauen mehr, ihre Siege betrachtete man mit Eifersucht, man gewährte ihnen nur geringe Unterstützung, ja sogar vor Verrat schrak man nicht zurück. Rom mangelte es wohl an Geld, dafür aber besaß es eine reiche Bevölkerung, als deren Ideal Manius Curius Dentatus anzusehen ist; in seinen Scharen standen Männer, die in ihrem bescheidenen Heime sich mit einer Kost von Rüben begnügten und die in der Schlacht mit der Wildheit und Zähigkeit von Wölfen kämpften.

Am klarsten ist der Unterschied zwischen diesen zwei um die Macht kämpfenden Typen von Napoleon III. in seinem Werke „Histoire de Jules César“ hervorgehoben worden. „Unstreitig lag beim Ausbruch der punischen Kriege die größere Macht auf seiten Karthagos und doch brauchte man nur den Charakter der beiden Staaten zu betrachten, um über den schließlichen Ausgang des Kampfs ins klare zu kommen... Der Römer kannte nur eine Triebfeder, den Ruhm, seine Hauptbeschäftigung war der Krieg, seine vornehmste Pflicht der Kriegsdienst. In Karthago mußte vor dem Handel und der Gewinnsucht jedes andere Streben zurücktreten; die Verteidigung des Vaterlandes wurde wie eine lästige Aufgabe den Söldnern überlassen. Darum war in Karthago im Falle einer Niederlage die Reorganisation des Heeres sehr schwer, in Rom ging die neue Formierung mit Leichtigkeit vonstatten, denn das Volk selbst mußte die Rekruten stellen. Herrschte im karthagischen Staatsschatz gerade Ebbe, so empörten sich die Truppen und die Existenz des Staates selbst erschien gefährdet, die Römer dagegen ertrugen ohne Murren Not und Entbehrungen, denn sie hielt die Liebe zum Vaterlande aufrecht. In Karthago fielen die fähigsten Feldherren der Mißgunst und der Undankbarkeit ihrer Mitbürger zum Opfer. Xantippus, der den Regulus besiegte, mußte vor der Eifersucht der Aristokratie, die ihm ihre Rettung verdankte, weichen, und Hamilkar, den eine feindliche Partei verleumdete, erhielt von seiner Regierung

nicht die nötige Unterstützung, um seine großartigen Pläne zur Ausführung zu bringen.“ [1])

Aber gerade diese vorzügliche Veranlagung des römischen Bauernsoldaten sollte ihm verhängnisvoll werden. Der Soldat, der alle Leiden und Strapazen ertrug, der im Rate bedächtig zu reden verstand und in der Schlacht wie ein Löwe kämpfte, — er vermochte jeden Widerstand zu brechen; doch der starke Geist und der starke Körper, der ihn im Kampfe zum Siege führte, wurde in Friedenszeiten sein Verhängnis. Denn er brauchte eine kostspielige Nahrung, und als er mit den Afrikanern und den Asiaten in Konkurrenz trat, mußte er Hungers sterben. Dieser Konkurrenzkampf war eine Folge der römischen Eroberungen und trat nach der Konsolidierung Italiens immer entschiedener hervor, als die Latiner nun die fremden Völker zu unterwerfen begannen. Fast fünfhundert Jahre verflossen zwischen der Gründung Roms und der Niederlage Pyrrhus'; und wenig mehr als zweihundert Jahre nach dem Siege bei Beneventum hatten die Römer die Weltherrschaft errungen.

Der einzige Staat, der mit einiger Aussicht den Legionen entgegenzutreten hoffen durfte, war ja nur Karthago. Denn in Griechenland begann mit Alexanders Tode i. J. 323 die Zeit des Verfalles, und als i. J. 200 Rom gegen Mazedonien kämpfte, war das einst so ruhmreiche Land gänzlich verfallen. Die Bevölkerung von Kleinasien, Syrien und Ägypten war nicht kriegstüchtig und hatte sich mit den Völkern des Westens nie auf dem Schlachtfelde messen können. In Spanien und in Gallien wiederum lebten wohl mutige kräftige Stämme, aber es fehlte ihnen jener innere Zusammenhang, den nur das Geld einem Heere zu leihen vermag, und darum mußten sie dem Ansturm der wohlorganisierten und disziplinierten römischen Truppen erliegen.

Bei einem Vergleiche der modernen und der alten ökonomischen Systeme fällt uns, und darauf scheint der entscheidende Unterschied zwischen ihnen zu beruhen, die langsamere Bewegung innerhalb der antiken Systeme auf, wodurch der Um-

[1]) Histoire de Jules César, 1865, édit. in 4, p. 121—122 et 126.

kreis des Konsolidationsgebietes eine Verkleinerung erfuhr. Daß z. B. die Römer nach der Niederlage des Varus keinen neuen Zug in großem Maßstabe nach Deutschland unternahmen, war höchstwahrscheinlich in dem Mißverhältnis zwischen den Kosten, die eine solche Expedition erfordert hätte, und dem Werte der möglichen Eroberung begründet; andererseits bedeutete für ein nicht seefahrendes Volk wie das römische die große Entfernung Indiens und Amerikas ein Hindernis bei jedem Eroberungsversuche. So erscheint in beiden Fällen die relativ geringe Beschleunigung der sozialen Bewegung als ein Hindernis für die mögliche Konzentration.

Innerhalb des bestehenden ökonomischen Systems jedoch war ein Widerstand gegen den Ansturm der römischen Kapitalistenklasse unmöglich. Ein Jahrhundert nach der Annahme der licinischen Gesetze standen die Römer vor einer politischen Revolution, die ihr Ende erst mit der Austilgung des eingeborenen Soldaten fand, und ehe zwei Jahrhunderte verflossen waren, war in der Zusammensetzung der italischen Bevölkerung eine solche Veränderung eingetreten, daß die Gründung des Kaisertums sich als eine unausbleibliche Notwendigkeit erwies.

Unter der ersten Republik war das kriegerische Temperament bei allen Plebejern mehr oder minder stark entwickelt, aber die ökonomische Veranlagung wies bei den einzelnen bedeutsame Unterschiede auf. Man kann zwei berühmte Römer als Muster für die zwei Typen aufstellen, deren einen die Natur erhalten sollte, während der andere dem Untergang geweiht war. Diese beiden Männer sind Manius Curius Dentatus und Cato.

Manius Curius Dentatus, der Mann, der Appius Claudius demütigte, der im Kriege gegen die Samniten triumphierte und Pyrrhus besiegte, tat noch etwas anderes: er lenkte den Strom der Reichtümer in das Land, die den Untergang seiner Gesinnungsgenossen herbeiführen sollten. Manius Curius Dentatus war ein sabinischer Landwirt, dem der Erwerbstrieb vollständig abging. Der Soldat, der die Schätze Tarents nach Rom brachte, Gold und Silber, Seide und Purpur, er lehnte nach seinem dritten Konsulate die Geschenke, die ihm die Republik machen wollte, ab und kehrte wieder auf sein kleines Gütchen zurück; dort

trafen ihn die Abgesandten der Samniten, als er eben Rüben für sein Abendmahl kochte. Seine berühmt gewordenen Worte sollten eine Prophezeiung enthalten: „Perniciosum intellegi civem, cui septem jugera non essent satis.“ [1]) (Ein Bürger, der nicht mit sieben Morgen sein Auslangen findet, ist eine Gefahr für sein Land.)

Einen ganz anderen Charakter hatte Cato, der i. J. 234 in Tusculum geboren wurde. Plutarch erzählt, daß er öfters Dentatus in seinem kleinen Häuschen, das neben seinem eigenen Hause lag, zu besuchen pflegte; dann sann er über das so bescheidene Leben nach, das Dentatus führte und „schaffte mit doppeltem Eifer und vermied auch die kleinste unnötige Ausgabe.“ [2]) Wiewohl er ein tüchtiger Soldat war, wandte er doch sein Augenmerk vor allem dem Gelde zu. Der für seine eigene Person so bedürfnislose Landmann, der keine Barmherzigkeit und keine Bedenken kannte, betrachtete schließlich den Ackerbau eher als einen Zeitvertreib denn als eine Erwerbsgelegenheit. „Er suchte darum sein Geld in sicherer und vorteilhaften Weise anzulegen; er kaufte Teiche, Thermalquellen, irgendwie ergiebige Grundstücke, die ihm Holz und Weideland lieferten, lauter Besitzungen, die ihm großen Gewinn brachten und denen, wie er zu sagen pflegte, „Jupiter selbst keinen Schaden zufügen könnte.“ Er sagte auch, als wahrhaft göttlich sei der Mensch zu bewundern, aus dessen Geschäftsbuche hervorgehe, daß er mehr zurückläßt, als er selbst empfangen“.[3]) Sein ganzes Leben lang war er in Prozesse verwickelt und vor dem verruftensten Wucher scheute er nicht zurück. [4]) Seine Grundsätze bezüglich des Verkaufes alt gewordener oder erkrankter Sklaven haben eine gewisse Berühmtheit erlangt: „Servum senem, servum morbosum vendat. Patremfamilias vendacem, non curacem oportet.“ [5]) Plutarch fügt bei der Besprechung dieser Regel nicht ohne eine gewisse Verachtung hinzu: „Ich würde nicht einmal meinen Zugochsen verkaufen, weil er alt geworden ist, am allerwenigsten könnte ich einen alten Diener wegen

---

[1]) Plinius der Ältere, Naturalis Historia, XVIII, 4.
[2]) Cato der Ältere, II.
[3]) Ibid., XXII.
[4]) Ibid., XXI.
[5]) De Re rustica, II.

einiger Geldstücke aus seiner Heimat und aus dem Hause, in dem er groß geworden ist, verjagen und ihn aus seinem gewohnten Leben herausreißen.“ [1])

Die römischen Bürger waren nach dem Vermögen, das sie besaßen, in Klassen eingeteilt. Die erste Klasse der Plebejer war die Ritterklasse. Wenn wir die Theorie Belots als richtig annehmen, so war es für die Zeit von Servius bis zum ersten punischen Krieg ein Gesetz, daß ein Ritter 100.000 Asses vom Nominalgewichte eines Pfundes Kupfer besitzen mußte. Infolge der dann eingetretenen wirtschaftlichen Umwälzung, die auch eine Umgestaltung des Münzwesens zur Folge hatte, erfuhr dieser Zensus eine Veränderung, indem nunmehr eine Million Asses von zwei Unzen oder 400.000 Sesterzen als Besitz erforderlich waren. [2])

Man braucht jedoch zur Erklärung der Entwickelung des Ritterstandes nicht die Richtigkeit einer besonderen Theorie zu verteidigen; soviel ist klar, daß, wenn in den Patrizierstand vom Jahre 493 an keine neuen Familien mehr aufgenommen wurden, während in den Ritterstand alle Menschen eintreten konnten, die das Bürgerrecht hatten und die über ein großes Vermögen verfügten, die schlauesten und geschicktesten Römer fast sämtlich Mitglieder dieses Standes wurden. Mit einem Worte, die Macht und das Anwachsen des Ritterstandes ging mit der Vermehrung des sozialen Reichtums Hand in Hand; in der Zeit zwischen dem ersten und dem zweiten punischen Kriege, etwa im Jahre 226, zählte der Ritterstand ungefähr zweiundzwanzigtausend Mitglieder im Alter von siebzehn bis zu sechzig Jahren. [3])

Der römische Soldatentypus erreichte seine reifste Stufe zweifellos in der Person des Dentatus, der das vollkommenste Muster seiner Art war; und dank den Taten, die diese heroisch veranlagten, aber nicht weitblickenden Männer vollführten, wurde ihren ökonomischen Konkurrenten ein unbegrenztes Gebiet der Betätigung erschlossen.

Die alten Gebräuche blieben in Rom bis in die späte Zeit bestehen. Noch lange nach dem Tode Alexanders, als Griechen-

[1]) Cato der Ältere, V.

[2]) Histoire des chevaliers romains, t. I, p. 272; s. ferner: „La Révolution économique et monétaire“ desselben Autors.

[3]) Id., Ibid., t. II, p. 100.

land die Zeit seiner höchsten Blüte erreicht hatte, behielt man in Rom das alte Kupfergeld bei, und der sozialen Stellung Dentatus', des ersten Bürgers des Landes, tat es keinen Eintrag, daß er auf einem Besitze von fünf Morgen wohnte, während Regulus sich mit einem Sklaven und einem gemieteten Knechte begnügen konnte.

Aber die großen Erfolge dieser Krieger brachten Verhältnisse mit sich, die ihren Nachkommen das Leben unmöglich machten. In Tarent allein, das Manius Curius im Jahre 272 plündern ließ, fiel den Siegern soviel Geld in die Hände, daß man i. J. 269 den Denarius ausprägen konnte. Syrakus wurde im Jahre 263 zur Abschließung eines Bündnisses gezwungen und i. J. 262 fiel Agrigent. Polybius schätzt das in den Jahren 242 bis 237 von Karthago nach Rom gekommene Geld auf 4400 Talente.[1])

Indem diese Mengen von Edelmetall ins Land kamen, erwarben die einzelnen Bürger großen Reichtum und es wurde die Ausprägung der neuen Münze ermöglicht; zugleich aber trat infolge der wiederholten Emission von schlechten Kupfermünzen, die sich zur Deckung der ungeheuren Kosten der punischen Kriege als nötig erwiesen hatte, eine Entwertung des alten Kupfergeldes ein. Der Aß sank von 10 Unzen auf kaum zwei hinab, und es unterliegt kaum einem Zweifel, daß das Zusammenwirken dieser beiden Ursachen eine Preissteigerung im Gefolge hatte. Nach Belots Schätzung soll diese Steigerung im Verhältnisse von zehn zu eins Platz gegriffen haben. Aber ob diese Schätzung nun mit den Tatsachen zusammentrifft oder nicht, soviel steht zweifellos fest, daß eine gründliche Änderung in den Wertverhältnissen erfolgte und daß infolge des später wieder eintretenden Gleichgewichtes vom Jahre 220 an die kleine Landwirtschaft in das Verfallsstadium eintrat. Aus all dem geht hervor, daß jener Umschwung eine Beeinträchtigung der Landwirte bedeutete. Und wenn es auch ein höchst schwieriges Unternehmen ist, für irgendeine Epoche des Altertums eine relative Wertskala aufzustellen, so kann man doch aus gewissen Gründen den Schluß ziehen, daß diese Preissteigerung die meisten Lebensmittel traf, den Weizen jedoch nicht.

Mommsen und andere Autoritäten sind einig in der

---

[1]) Historia, I, 62, 63, 88.

Meinung, daß im zweiten vorchristlichen Jahrhundert der Weizen einen Denarius pro Modius oder 16 Asses einer Kupferunze kostete. Belot meint andererseits, daß zweihundert Jahre früher der Modius wahrscheinlich 3 Asses vom Gewichte eines Pfundes kostete, und aus den späteren Gesetzen könnte man den Schluß ziehen, daß der Preis des Modius noch höher stieg. Im Agrargesetze des Caius Gracchus wurde der Preis, zu dem die Armen das Getreide erhalten sollten, auf 6—7 Asses festgesetzt, und man darf wohl annehmen, daß diese Preisbestimmung keine willkürliche war, sondern daß man hiebei der Tradition folgte, nach der die Ädilen die Regelung der Preise besorgten. Ist diese Annahme berechtigt, so ist es nicht möglich, daß der Nominalwert des Weizens um das Dreifache gestiegen sein sollte, während der wirkliche Wert, in Geld berechnet, der gleiche geblieben wäre.

Lassen wir jedoch die Frage der Preissteigerung ganz beiseite, — soviel ist klar, daß dank der großen Mengen von Edelmetall, die im dritten Jahrhundert in das Land flossen, Menschen vom Charakter eines Cato leicht Bargeld sammeln konnten, und mit der Eroberung Siziliens wurde ihnen ein günstiges Spekulationsgebiet eröffnet.

Schon lange vor den punischen Kriegen hatten die Karthager die Insel nach kapitalistischen Prinzipien bewirtschaftet. Sie führten nämlich zur Bebauung des Bodens Sklaven ins Land ein und gingen nach dem Grundsatze des Massenabsatzes vor, wobei sie sich mit relativ kleinem Gewinne begnügen konnten. Als die Römer die Insel annektierten, entwickelten sie einfach dieses System bis zu seiner logischen Grenze. Es stand ihnen ja als Arbeitskraft die ganze Bevölkerung Kleinasiens zur Verfügung, und so wurden die Feldarbeiter ausgenützt, bis sie vor Hunger und Überanstrengung zugrunde gingen, denn es war ihnen leichter, neue Sklaven zu kaufen, als etwa die Beherrschung des Marktes zu verlieren. Aus der bekannten Geschichte des Sklavenkrieges vom Jahre 134 v. Chr. ist ersichtlich, welche Vorstellung man von der Hartherzigkeit der sizilischen Spekulanten hatte.

Die Sklaven eines reichen sizilischen Grundbesitzers, Damophilus mit Namen, baten ihn einmal, er möge sich ihrer erbarmen, da ihr Elend und ihre Armut so groß seien. Entrüstet

gab er ihnen die Antwort: „Warum seid ihr so dumm, zu hungern und zu frieren, wenn ihr doch Waffen in den Händen habet und das Land offen vor euch liegt?“ Dann ließ er sie an Pfähle binden und blutig peitschen.[1])

Mit der Einnahme von Syrakus durch Marcellus war die karthagische Herrschaft auf Sizilien gebrochen, und nach dem Falle von Agrigentum im Jahre 210 ging die Pazifizierung der Insel rasch vonstatten. In den Provinzen des Festlandes machten sich diese Ereignisse wahrscheinlich sofort in ungünstigem Sinne fühlbar, sogar im Transportgewerbe, da die Seefracht viel billiger war. In jedem Falle hatte Italien durch die Eröffnung des sizilischen Getreidemarktes außerordentlich zu leiden und die Wirkung trat sofort ein. An keiner anderen sozialen Erscheinung kann man dieselbe mit solcher Klarheit verfolgen wie an dem Zug der armen Bevölkerung in die Städte.

Der Bankrott der plebeischen Bauernbevölkerung, jener Männer, die sich wie Regulus und Dentatus mit sieben Morgen Landes begnügten, hatte die Einführung des leges frumentariae zur Folge. Heute erkennt man wohl die Notwendigkeit der öffentlichen Armenpflege an, und doch haben nur wenige Einrichtungen des Altertums so absprechenden Tadel erfahren wie die hier in Frage kommenden. Seit Catos Zeiten pflegte man in den guten Kreisen die Anschauung zu vertreten, die Demagogen fütterten das Volk auf Kosten der gewerbfleißigen Bevölkerung; die Gelehrten aber haben unzählige Male den Beweis dafür erbracht, daß der römische Landmann durch die kapitalistischen Methoden zugrunde gerichtet wurde und daß alle seine Versuche, sein Los zu bessern, von der vereinigten Gruppe der Senatoren und der Ritter unterdrückt wurden. Einige Jahrhunderte später hat Plinius der Ältere die Lage richtig charakterisiert, indem er sagte: „latifundia perdidere Italiam“.[2]) Und daß das Agrargesetz des Caius Gracchus den Angriffen der Kapitalistenkoalition erlag, steht außer Zweifel.[3])

---

[1]) Diodor v. Sicilien, Bibliothèque historique, XXXIV, 38. — S. auch Wallon, Histoire de l'esclavage dans l'antiquité, 2^0 édit. 1879, t. II, p. 300 et suiv.

[2]) Naturalis Historia, XVIII, 7.

[3]) Dureau de la Malle, Économie politique des Romains, 1840, t. II, p. 290—291, — Sallust, Jugurtha XLII, — Em. Belot, Histoire des chevaliers romains, t. II, p. 196.

Nach Mommsen hatten sich die Römer kaum in Sizilien festgesetzt, so drückten sie die Preise auf die unterste Grenze hinab und sofort traten die Folgen des Konkurrenzkampfes in Erscheinung. Agrigentum fiel im Jahre 210 v. Chr. und im Jahre 203 wurde, wahrscheinlich auf Scipios Veranlassung, in Rom spanisches und afrikanisches Getreide um 4 Asses pro Modius verkauft, während im Jahre 196 sizilisches Getreide in großen Quantitäten zum Preise von 2 Asses verteilt wurde. Der Preis war wohl niedrig, aber ganz ohne Entgelt erhielt die arme Bevölkerung gar nichts, und das Unternehmen ging nicht vom Staate aus, sondern war ein Werk der privaten Wohltätigkeit.

Bis zum Jahre 123, in dem Caius Gracchus entsprechende gesetzliche Maßnahmen vorschlug, wurde von Gesetzes wegen nichts für die Armen getan. Nur durften sie, und das war die einzige Unterstützung, die man ihnen gewährte, eine gewisse Quantität Getreide zum Preise von $6^1/_8$ Asses pro Modius kaufen, was einem Preise von ungefähr 75 Centimes für einen englischen Scheffel (27·3 *kg*) entspricht; wahrscheinlich war dies etwas weniger als der halbe Marktpreis. Dieser Tarif blieb — von einigen Unterbrechungen abgesehen — bis zur Kaiserzeit in Geltung. Neunzig Jahre also beherrschte das sizilische Getreide den Markt; denn im Jahre 300 v. Chr. wurde Ägypten von Augustus annektiert.

Man wird kaum sonstwo in der Geschichte ein Gegenstück zu der Härte finden, mit der es das Kapital in Rom ablehnte, die von ihm dem Volke zugefügten Schäden zu mildern. Der Widerstand der Kapitalisten setzte sich bis in die Kaiserzeit fort, vor keiner Gewalttat schrak man zurück, und die Parteigänger der Gracchen wurden einfach niedergemetzelt. Das Elend der Landbevölkerung muß außerordentlich gewesen sein. Aus der Schilderung, die uns Polybius von den Verhältnissen in Oberitalien um die Mitte des zweiten Jahrhunderts gibt, geht hervor, daß schon in jener verhältnismäßig frühen Epoche die ackerbautreibende Klasse der italienischen Bevölkerung völlig zugrunde gerichtet war.

„Das Getreide kommt in solchen Mengen auf den Markt," erzählt er, „daß eine Medimne sizilischen Weizens oft um vier Obolen und die Medimne Gerste um zwei Obolen verkauft wurde. Eine Metrete Weines kostet ebenso viel wie eine Medimne

Gerste .... kurz, alle wichtigen Lebensmittel sind so reichlich vorhanden und so billig im Preise, daß die Reisenden, die in den Gasthöfen absteigen, nicht nach dem Preise der einzelnen Artikel, sondern nach dem Pauschalpreise per Person fragen. Sie bezahlen für alles meist nur einen Semissis, d. h. den vierten Teil eines Obolus.“ [1])

Durch immer neue Gewalttaten wußten die römischen Kapitalisten schließlich die organisierte Opposition zu unterdrücken. Vor der Lex Clodia, vor dem Jahre 58 machte man gar nicht den Versuch, unentgeltliche Getreidespenden einzuführen, und bald gab man den Plan ganz auf. Den Staat mit Hilfe der Bauernsoldaten zu regieren, wurde nunmehr von niemandem ernstlich versucht, und Cäsar selbst bemühte sich, als er die höchste Stufe der Macht erreichte, mit der kapitalistischen Aristokratie Frieden zu schließen und er suchte die Ausgaben für die armen Schichten der Bevölkerung einzuschränken. Doch selbst er war dem Gesetze der Natur gegenüber ohnmächtig und die Kräfte, die solange auf die Entstehung des Proletariates hingewirkt hatten, führten diesem fortwirkend immer neue Elemente zu. Und als der Druck der Konkurrenz immer stärker wurde, konnte selbst die aus den ausdauerndsten Rassen hervorgegangene ländliche Bevölkerung auf dem italischen Boden sich nicht länger halten; als die Republik zu Falle kam, hatte sich die Zusammensetzung der römischen Volksklassen so sehr geändert, daß die ganze Zivilisation ein anderes Aussehen gewann. Der Römer der Urzeit war ein hervorragend begabter Landmann, und um zu gedeihen und sich zu vermehren, brauchte er eine gute Nahrung. Und es hatte eine Anpassung in diesem Sinne stattgefunden, als dank dem noch bestehenden Kastenwesen dem Landwirt gewisse Rechte gewährleistet wurden und als die Transportkosten die Preise in der Höhe erhielten. Mit den großen Eroberungen wurden diese Gegenden dem Handel und auch dem Sklavenhandel erschlossen und infolge der Konkurrenz wurde die Lage des italienischen Bauern unhaltbar.

Hatte ein Spekulant ein großes Vermögen erworben, so legte er dasselbe in Grundstücken an, und die zur Bebauung dieser Ländereien nötigen Arbeitskräfte zog man aus Kleinasien,

---

[1]) Historia, II, XV. — Ein Obolus entspricht im Werte 16 Centimes.

bis dieses Land fast entvölkert war. Wir haben gar keinen Anhaltspunkt, nach dem wir uns ein Urteil über den Umfang dieser unfreiwilligen Einwanderung bilden könnten. Aber groß muß sie in jedem Falle gewesen sein, wenn ein Feldzug sechzigtausend Gefangene lieferte, und selbst die annektierten Provinzen wurden von den Publikanern, die mit Menschenfleisch handelten, dezimiert. Im Jahre 73 v. Chr. konnte Spartacus mit leichter Mühe ein Heer von sechzigtausend Sklaven und Gladiatoren zusammenbringen, und mit diesem Heere zerstreute er alle Truppen, die ihm die Regierung entgegenstellte, er durchzog Italien von einem Ende bis zum anderen und bedrohte selbst Rom.

Die besten Arbeitskräfte für den Ackerbau kamen aus den Gegenden, in denen seit jeher eine außerordentliche Armut geherrscht hatte, wo die Menschen ungezählte Generationen lang in harter Arbeit um die kärgliche Nahrung hatten ringen müssen. Länder wie Bithynien und Syrien, wo die Sklaven um wohlfeiles Geld zu haben waren, waren stets von Rassen bebaut worden, die sich durchaus widerstandsfähiger und ausdauernder als die Europäer erwiesen. Nach dem Beutezug, den Lucullus an den Pontus unternahm, konnte man einen Sklaven um vier Drachmen (ungefähr 3 Fr. 50) erstehen.[1]) Andererseits nahm die Konkurrenz unter den Einwohnern Italiens selbst immer schärfere Formen an. Das Kapital sammelte sich in den Händen der Stärksten an, und im Kriege vom Jahre 90 v. Chr. schätzte Lucius Marcius Philippus die Anzahl der reichen Familien auf bloß zweitausend.[2]) Ungefähr dreihundert Jahre hatte die Natur gebraucht, um aus dem ursprünglich seinem innersten Wesen nach kriegerischen Volke eine reine Plutokratie zu entwickeln.

Indem der Soldatentypus verfiel, kam andererseits der Finanzier immer mehr empor; die Landleute starben aus, dagegen stiegen die Ritter zu einem Reichtum und zu einer Macht empor, wie sie bis dahin eine kapitalistische Aristokratie nie noch erreicht hatte. Nach der Tradition wie nach den Gesetzen durften die Patrizier sich nicht aktiv an geschäftlichen Unternehmungen beteiligen.[3]) So hatten die fähigsten unter den

---

[1]) Wallon, Histoire de l'esclavage dans l'antiquité, t. II, p. 36.

[2]) Cicero, De Officiis, II, 21.

[3]) Livius, XXI, 63,

Plebejern freies Spiel, und als die Römer fremde Gebiete eroberten, begannen sie auch schon die Gelegenheit auszunützen. Im Jahre 216 v. Chr. oder schon vor der Annektierung und regelmäßigen Ausbeutung Siziliens war, nach des Polybius Schilderung, das römische Volk in der Spekulation sehr tüchtig. „Überall in Italien haben wir zahlreiche öffentliche Unternehmungen, die man nicht alle aufzählen kann. Ihre Ausführung ist den Zensoren übertragen. Hieher gehört die Aufführung von Bauten, Ausbesserungsarbeiten an allen Bauten, Einhebung von Gebühren an Flüssen, Häfen, Gärten, Bergwerken und Grundstücken, kurz alle der römischen Rechtsprechung unterworfenen Unternehmungen. Alle hier in Betracht kommenden Arbeiten werden vom Volke ausgeführt, so daß fast jedermann zu irgendeinem, wenn auch kleinen, Teile daraus einen Nutzen zieht. Die einen kaufen die Zensoren, die anderen verbünden sich mit ihnen; die einen leisten die Bürgschaft, die anderen treten gestützt auf diese Bürgschaft mit Forderungen an den Staat heran.“ [1])

Doch die neue Aristokratie erwarb ihre Reichtümer nicht in derartigen Unternehmungen oder überhaupt durch Geschäfte, deren sich ein Bürger nicht zu schämen brauchte. Als das römische Volk immer neue Gebiete eroberte und neue Länder in das Steuergebiet einbezogen wurden, bildete sich ein unerhörtes Erpressungssystem heraus, das darauf ausging, die Völker völlig auszusaugen. Die Einhebung der Steuern für die einzelnen Provinzen wurde versteigert und an den Meistbietenden verkauft. Zu einer solchen Unternehmung waren indes bedeutende Kapitalien erforderlich. So entstanden besondere Gesellschaften, deren Kurse auf dem Markte notiert wurden. Zu Ciceros Zeiten gehörte das Börsenspiel auf dem Forum zu den Passionen der vornehmen Gesellschaft. [2])

---

[1]) Historia, VI.

[2]) Die Gesellschaften der Steuerpächter sind in einigen vorzüglichen Werken einem gründlichen Studium unterzogen worden. In erster Linie wären hier zu nennen: Marquardt, Manuel des antiquités romaines, t. X, ferner Em. Belot, Histoire des chevaliers romains; Deloume, Les manieurs d'argent à Rome, und Hugue, Une province romaine.

Alle fünf Jahre wurden die einzelnen Steuerbezirke von den Zensoren ausgeboten, und wenn die Spekulanten der Meinung waren, zu viel geboten zu haben, pflegten sie um eine Ermäßigung nachzusuchen und erhielten dieselbe auch zugestanden. Im allgemeinen kümmerte sich die Regierung wenig darum, ob das Geld, das man ihr ablieferte, im Rahmen des Gesetzes eingehoben wurde. Was Cicero von Verres Wirtschaft in Sizilien sagte, galt überall: „Wer gäbe nicht lieber deinen Steuerpächtern, was sie verlangen, als daß er von deiner Bande zur Bezahlung des vierfachen Betrages verurteilt würde?“ [1])

Für die Unterdrückten gab es keine Rettung, denn ihre Bedrücker hatten nicht nur die römischen Wahlen, sondern auch die Gerichte vollständig in ihrer Hand. Von den Zeiten des Caius Gracchus bis zur Kaiserzeit — mit Ausnahme einer kurzen Epoche unter Sulla — wurden die Geschworenen dem Ritterstande entnommen und, wie Cicero es unumwunden ausgesprochen hat, den Publikaner, der in einem Prozesse gegen einen anderen Publikaner gestimmt hätte, hätte man in soziale Acht getan. „Putasset nefas esse, publicanum judicare contra publicanum.“ [2]) So kam es, daß im Jahre 100 v. Chr. die großen Körperschaften jede Kontrolle abgeschüttelt hatten; sie übten in den außeritalischen Ländern eine unbeschränkte Selbstherrlichkeit aus, und hätte selbst die Aristokratie, aus der die Prokonsuln oft gewählt wurden, die Neigung gehabt, die Strenge des Gesetzes walten zu lassen, so hätte sie doch nichts auszurichten vermocht, denn sie waren ohne Macht. In den seltenen Fällen, wo ein Prokonsul sich irgendwelche Rechte anzumaßen suchte, fiel er in Ungnade und wurde abberufen. Dieses Schicksal traf den Lucullus mitten in seiner siegreichen Laufbahn, weil er in Asien die Wuchertaxe herabgesetzt hatte, und Verres wurde angeklagt und verbannt, nicht weil er die sizilische Bevölkerung zugrunde richtete, sondern weil er mit den syrakusanischen Bankherren in Zwist geriet. Recht bezeichnend ist folgende Stelle aus einem Briefe Ciceros an Lenthulus Spinther, seinen Vorgänger in Kilikien, der eine den Publikanern mißfällige Verordnung erlassen hatte. „Ich hatte eben“, schreibt er, „meinen Brief beendet, als ich den deinigen erhielt, in dem du über die

---

[1]) In Verrem, actio secunda, III, 13.
[2]) Pro Flacco, IV.

Publikaner schreibst. Dein Gerechtigkeitsgefühl kann ich nur billigen, doch ist es mir nicht lieb, daß du die Gefühle oder die Interessen eines Standes, dem du immer Ehre bezeugt hast, verletzest. Für deine Erlässe werde ich gewiß immer eintreten; aber du weißt, wie die Menschen sind. Du weißt auch, welch erbitterte Feinde Quintus Scaevola unter den Rittern fand. Trachte daher, wenn es möglich ist, dich mit diesem Stande wieder auszusöhnen oder die Leute wenigstens zu beruhigen — ein vielleicht nicht leichtes Unternehmen; doch dürfte es in deinem Interesse gelegen sein, alles zu versuchen.“ [1])

Den römischen Heeren zog ein Schwarm ökonomischer Abenteurer voraus, die alle Länder wie eine Geißel überzogen. Überall suchten sie die Bevölkerung in ihre Fallen zu locken; man leistete ihnen Widerstand und, wie Cicero sagt, „oft zogen unsere Voreltern in den Krieg, um einen Schimpf zu rächen, den man unseren Kaufleuten und Schiffsherren zugefügt.“ [2]) Schon im Jahre 70 v. Chr., also mehr als zehn Jahre, ehe Cäsar die Alpen überschritt, behandelt es Cicero als eine feststehende Tatsache, daß kein Gallier ein Geschäft ohne die Mithilfe eines römischen Bürgers unternehmen konnte, daß in Gallien keines Hellers Wert umgesetzt wurde, ohne daß die römischen Bankiers ihre Hand im Spiele gehabt hätten. [3])

Die Härte, mit der man die Völker unterdrückte, überstieg alle Grenzen. Man hauste in den Provinzen so arg, bis die Einwohner keine Steuer mehr zahlen konnten. Dann mußten sie Anlehen zu 40 und 50 % aufnehmen, und wenn diese Schulden fällig wurden, so veranstaltete man eine Razzia auf die Einwohner, nahm sie gefangen und verkaufte sie als Sklaven, denn der Sklavenhandel war der vorteilhafteste Teil des ganzen Geschäftes. Als man dem König von Bithynien, Nikomedes, vorwarf, daß er keine Hilfstruppen stelle, antwortete er, daß die Zollpächter alle seine waffenfähigen Untertanen weggeführt hatten; [4]) und aus den Äußerungen Ciceros über Sizilien geht

---

[1]) Ad Familiares, I, 9.

[2]) Pro lege Manilia, V.

[3]) Pro Fonteio, IV.

[4]) Diodor von Sizilien, XXXVI, 3. — Dieser ganze Gegenstand ist behandelt in Wallons, „Histoire de l'esclavage dans l'antiquité,“ t. II, p. 40—42.

hervor, daß jene Behauptung wahrscheinlich richtig war. Drei Jahre lang hatte Verres die Prätur inne. Im Distrikt Leontinum zählte man im ersten Jahre 83 Landwirte, im dritten Jahre nur noch 32, im Distrikt Mutyca 188, respektive 101; der Distrikt Herbitta hatte im ersten Jahre 257 Landwirte, im dritten 120 und der Distrikt von Agyrium im ersten Jahre 250, im dritten 80.[1])

Cicero hielt es zur Erreichung seiner politischen Zwecke für geraten, das Vorgehen des Verres in Sizilien öffentlich zu brandmarken; doch haben wir alle Ursache zur Annahme, daß in den anderen Provinzen kaum anders, womöglich noch ärger gehaust wurde. Sizilien lag ja in Roms nächster Nähe, die römischen Kapitalisten hatten dort ansehnliche Liegenschaften, und soviel steht fest, daß die Bedrückung nicht wie in Asien, in Afrika, in Gallien und England einen Aufstand zur Folge hatte.

Plutarch hat von den Verhältnissen in Asien eine Schilderung hinterlassen, die zu den berühmtesten Stücken der klassischen Literatur gehört. Er gibt darin nicht nur eine furchtbare Schilderung von den Leiden des Volkes, er wirft auch grelle Streiflichter auf die öffentliche Moral Roms. Lucullus, der Prokonsul, wollte zwischen den Wucherern und ihren Opfern vermitteln. Und weil er sich einen solchen Frevel zuschulden kommen ließ, wurde er nach einer langen Verhandlung, in der Cicero für die Publikaner eintrat, seines Amtes enthoben und mußte einem Gefügigeren Platz machen. „Lucullus zog darauf nach den asiatischen Städten, um die Ordnung wiederherzustellen und der Provinz die Gesetze zu geben, die ihr bisher gefehlt hatten, weshalb ihre Bewohner so unglaubliche, unsägliche Leiden hatten erdulden müssen. Die Publikaner und die Wucherer, die das ganze Land in Knechtschaft hielten und es in Elend und Jammer stürzten, zwangen die Einwohner, ihre schönsten Söhne und ihre jungfräulichen Töchter zu verkaufen, sie raubten ihnen die Opfergaben, die Bilder und heiligen Bildwerke. Doch auch die Väter entgingen ihrem Schicksal nicht und sie wurden ihren Gläubigern als Sklaven zugesprochen. Vorher hatten sie noch die schlimmsten Martern zu erdulden, sie wurden auf den Wippgalgen gespannt und auf die Folterbank, im Sommer wurden sie in der Sonnenglut an den Pranger gestellt, im Winter mußten

---

[1]) In Verrem, actio secunda, III, 51.

sie im Freien bleiben, in Kot und Eis. So war die Knechtschaft in ihren Augen eine Rettung, in ihr sahen sie ihr Heil." [1])

Lucullus leitete die Verwaltung dieser unglücklichen Provinz bis zum Jahre 66 v. Chr. Dann setzten die Publikaner mit Hilfe Ciceros und Pompeius' seine Entlassung durch, und zwar darum, weil er den Zinsfuß auf 12 % herabgesetzt hatte. Fünfzehn Jahre später bereiste Cicero persönlich das Land. Und wir sehen, daß die Verhältnisse im Jahre 51 nicht besser geworden waren, denn in einem Briefe an Atticus sagte er, daß er überall nur Klagen über die schweren Steuern zu hören bekomme, daß alle Besitzungen verkauft worden seien, und überall habe sein Vorgänger, Appius Claudius, ein furchtbares Andenken zurückgelassen, er habe das Land durchzogen, „wie ein Ungeheuer; nicht wie ein Mensch, sondern wie eine wilde Bestie." [2]) Trotzdem wurde Appius bei seiner Rückkehr nach Rom wohl empfangen und in Anerkennung seiner hervorragenden Leistungen auf dem Gebiete der Verwaltung zu der hohen Stellung eines Zensors berufen.

Ein solches Vorgehen rief überall bei den Unterdrückten wilden Haß hervor, und in jeder Provinz kam es zu Aufständen, in denen die Negotiatores niedergemacht wurden. Als Mithridates seinen Kriegsplan entwarf, forderte er zunächst seine Vizekönige in einem geheimen Sendschreiben auf, an einem bestimmten Tage alle in seinem Reiche befindlichen römischen Bürger zu töten, namentlich der Schuldner, der seinen Gläubiger töte, solle nichts zu fürchten haben. [3]) Es sollen damals hunderttausend römische Bürger ums Leben gekommen sein. Einige Jahre vorher hatte Jugurtha bei der Einnahme von Citra ein gleiches Blutbad veranstalten lassen, [4]) und im Jahre 52 v. Chr. wollten die Carnuten einen allgemeinen gallischen Aufstand inszenieren; sie machten einen Angriff auf Genabum — das heutige Orleans —, in dem sich damals zahlreiche römische Ritter „Geschäfte halber" befanden und ließen alle Gefangenen über die Klinge springen. [5]) Selbst unter Nero soll das wucherische Vorgehen Senecas in England die Ursache des

---

[1]) Plutarch, Lucullus XX.
[2]) Ad Atticum. V, 16.
[3]) Appian, De bello mithridatico, XXII.
[4]) Sallust, Jugurtha, XXVI.
[5]) Caesar, De bello Gallico. VII, 3.

Boadicea-Aufstandes gewesen sein, bei dem siebzigtausend Menschen ums Leben kamen.[1])

Die ganze römische Verwaltung lief also unter der Republik auf eine systematische Aussaugung der besiegten Völker durch eine kleine begünstigte Klasse unter den Siegern hinaus. Zuerst legte man die Hand auf die Güter der Besiegten, dann verkaufte man die Männer und die Frauen in die Sklaverei. Kein moderner Autor könnte das grausame Vorgehen der römischen Kapitalisten mit solcher Schärfe darstellen wie die alten Schriftsteller.

Im Jahre 70 v. Chr. sprach es Cicero aus, daß die Römer ihre Habgier überhaupt nicht verbargen, und das Volk fügte sich in diese Verhältnisse, „denn die Reichtümer aller Völker sammelten sich in den Händen einiger Menschen an... Gibt es in unserer schönen und prächtigen Stadt ein Bild, eine Statue, die nicht von dem besiegten Feinde stammte? Die Landhäuser der Sieger sind mit einer Unzahl der kostbarsten Beutestücke geschmückt, die sie unseren treuesten Verbündeten geraubt. Denket an Athen, an Pergamos und Cyzicus, an Milet, an Chios und Samos, betrachtet ganz Asien, Achaia, Griechenland und Sizilien und fraget euch, wohin die Schätze dieser Völker gekommen sind, denen man alles genommen hat? In ganz wenigen Lusthäusern sind sie aufgestapelt.“ [2])

Die Folge dieser Zustände war, daß die Bevölkerung überall abnahm. In Italien mußten die Landleute infolge der Konkurrenz der Völker, die sie unterworfen hatten, Hungers sterben, während die Provinzen von den Publikanern, den Sklavenjägern völlig verwüstet wurden. Livius, der zu Augustus' Zeiten schrieb, erwähnt, daß im Jahre 349 v. Chr., d. h. etwa achtzehn Jahre nach der Annahme der licinischen Gesetze, der Staat plötzlich in die Lage kam, eine Armee auszuheben, und ohne besondere Schwierigkeit konnte man damals zehn Legionen von je 4200 Infanteristen und 300 Reitern ins Feld stellen. Dazu macht er folgende Bemerkung: „Müßte man heute bei der plötzlichen Nachricht von einem heranziehenden Feinde eine solche Armee ausheben, so wäre das kein leichtes Unternehmen, würde man selbst alle Streit-

[1]) Dio Cassius, Historia romana, LXII, 2.
[2]) In Verrem, actio secunda, V, 46.

kräfte dieses römischen Volkes sammeln, das die Erde kaum fassen kann; denn unsere Macht liegt nur dort, wo sie uns Unglück bringen kann; was wir im Überfluß besitzen, ist nur Reichtum und Luxus." [1])

Fünfundsiebzig Jahre später war Griechenland nach Plutarchs Angabe fast gänzlich entvölkert. „Das ganze Land", sagt er, „könnte heute kaum dreitausend Hopliten aufbringen, d. h. ein Kontingent, wie es einst Megara allein zur Schlacht von Platäa stellen konnte.... Was könnten also heute die Orakel von Tegyra und Ptoon in einem Lande noch nützen, in dem man während einer Tagesreise kaum einem armen Hirten begegnet?" [2])

Doch keine Seite der ganzen klassischen Literatur dürfte eine so düstere Schilderung von den Verhältnissen enthalten, die in den Provinzen während der Dekadenzzeit der Republik herrschten, wie jener berühmte Brief, den Sulpicius anläßlich des Todes der Tullia, der Tochter Ciceros, an letzteren richtete: „Ich will", schreibt er, „dir einen Gedanken mitteilen, der mir einigen Trost eingeflößt hat und der vielleicht auch deinen Schmerz ein wenig besänftigen wird. Als ich von Asien kam und von Ägina nach Megara fuhr, da sah ich mir die Gegend ringsum näher an. Hinter mir lag Ägina, vor mir Megara, rechts der Piräus, links Korinth. Und diese einst so blühenden Gegenden sind jetzt ein Bild der Verwüstung. Da dachte ich bei mir: Wie schwach und klein sind wir Menschen doch! und wir empören uns, wenn einer der unsrigen, dem ja nur ein so kurzes Leben beschieden ist, stirbt oder sonstwie zugrunde geht, während hier ganze Länder zu Leichenstätten geworden sind!" [3])

Die Folge dieser Verhältnisse war, daß die Bevölkerung sich in zwei scharf getrennte Schichten schied, in eine sklavische Bevölkerungshälfte und in eine Aristokratie, in der die Individuen nicht nach ihrer militärischen, sondern nach ihrer ökonomischen Begabung sich abstuften. Zwischen dem Ende des

---

[1]) Historia romana, VII, 25. — Über die Abnahme der römischen Bevölkerung vergleiche man auch Dureau de la Malle, Economie politique des Romains, t. II, p. 218 ff.

[2]) Moralische Schriften: „Über die heiligen Stätten, deren Orakel nicht mehr existieren," VIII.

[3]) Ad Familiares, IV, 5.

zweiten punischen Krieges, der Annexion Siziliens, der Eroberung Mazedoniens und der Geburt Cäsars waren drei Generationen dahingegangen, und man kann sagen, das Volk, das, wie Macaulay sich ausdrückt, „des Kriegsgottes Lenden entsprungen war und an der Wölfin Brüsten gesäugt hatte,“ [1]) ging in diesen hundert Jahren unter. Da gab es in Italien keinen Platz mehr für Männer von dem Charakter eines Dentatus, der daheim am Herde seine Rüben verzehrte, der den Strömen Goldes, die er mit seinem Schwerte ins Land gelenkt, gleichgiltig gegenüberstand. Die Generation Cäsars hatte einen ganz anderen Charakter; sie hatte andere Ziele für ihren Ehrgeiz und andere Ideale und sie bediente sich bei der Erreichung dieser Ziele anderer Charaktereigenschaften. Unter den Genossen Pompeius' und Catos, Brutus', Ciceros und Atticus' gab es nicht einen, der für seine Taten hätte einstehen können, keinen einzigen, der nicht unter einer selbst für damalige Zeiten schmählichen Anklage gestanden wäre.

Nachdem Lucullus auf des Pompeius Betreiben aus seinem Amte entfernt und die Regierung in Asien an Pompeius übertragen worden war, wußte dieser die Gelegenheit so auszunützen, daß er schließlich die ganze Provinz unter seine ökonomische Botmäßigkeit brachte. Unter anderen einheimischen Fürsten war auch Ariobarzanes, der Satrape von Kappadozien, zugrunde gerichtet worden. Dem Vater des Ariobarzanes hatte man Schutz gegen Mithriades gewährt, und als Preis mußte er dafür, wie es scheint, alle Einkünfte seines Reiches bezahlen. In seinen Briefen aus dem Jahre 50 erzählt Cicero von der schwierigen Lage des Satrapen, daß alle seine Einkünfte verpfändet seien, daß er sein Geld nur an Pompeius ablieferte, u. zw. 33 Talente allmonatlich, das sind nicht einmal die ganzen Zinsen. Pompeius jedoch „ist bereit, sich damit zu begnügen und drängt ihn nicht wegen des Kapitales.“ [2])

Cato pflegte sich auf den tugendhaftesten Mann seines Jahrhunderts aufzuspielen und die Genugtuung, die er über seine eigene Rechtschaffenheit empfand, ist sprichwörtlich geworden. Und doch stand er in Rom bei manchen sehr im Ver-

---

[1]) Thou, that art sprung from the Wargod's loins,
And has tugged at the shewolfs' breast.
(Lays of ancient Rome: The prophecy of Capys, p. 209.)

[2]) Ad Atticum, VI, 1,

dachte, öffentliche Gelder entwendet zu haben. Im Jahre 58 setzte Clodius ein Dekret durch, demzufolge Cato nach Cypern gesendet wurde, um unter anderen die Güter des Ptolemäus, der sich vergiftet hatte, zu verwalten. „Cato, der auf ein durchwegs korrektes Vorgehen sah und die höchsten Preise erzielen wollte, wohnte den Verkäufen persönlich bei und führte über die kleinsten Beträge Rechnung. Mit einem Worte, er leitete die meisten Verkäufe persönlich und verletzte durch sein Mißtrauen viele vertraute Freunde, die darauf gehofft hatten, die Beute unter sich teilen zu können. So kam es, daß er eine gewaltige Summe, nahe an 7000 Talente (mehr als vierzig Millionen Francs), nach Rom abführen konnte. Aber niemals wurde genau festgestellt, wieviel er eigentlich zusammengebracht hatte, denn er besaß zwar die Rechnungen seiner Geschäftsgebarung in doppelter Abschrift, doch wurden sie alle vernichtet, der eine Teil verbrannte sogar vor seinen Augen auf dem Platze von Corcyra. Clodius und Pompeius erhoben beide gegen ihn die Anklage, er habe in Cypern einen großen Teil der Gelder beiseite gebracht. Darauf entgegnete Cato, „er wolle nur darauf aufmerksam machen, daß er, der nie ein Pferd noch einen Soldaten erhalten habe, der Republik mehr Gold und Silber aus Cypern gebracht habe als Pompeius nach so vielen Kriegen und Triumphen aus der ganzen Welt, die er ausgeplündert hatte.“ [1])

Der hervorragendste jedoch unter allen römischen Wucherern war vielleicht Brutus. Seine Manöver waren so arge, daß selbst Cicero, der doch das Vorgehen der Publikaner sehr wohl kannte, ihm beizuspringen zögerte. Wenn seine Interessen auf dem Spiele standen, pflegte sich Cicero selten durch Skrupel von der Ausführung seiner Pläne abhalten zu lassen, und doch ist in fast allen Büchern als Beweis seiner Redlichkeit die Geschichte von den Salaminiern angeführt. Als er nach Asien kam, präsentierte sich sofort bei ihm ein gewisser Scaptius, der sich als einen Gläubiger der Salaminier vorstellte und dringende Briefe von Brutus vorwies. Cicero, der einen so einflußreichen Mann gerne verpflichten wollte, versprach sofort seinen Beistand; aber bei näherer Betrachtung fand er, daß die Lage eine äußerst heikle war und er setzte seine Verlegenheit in

[1]) Plutarch, Cato d. Jüngere, XXXVI, XXXVIII, XLV.

einem Briefe an Atticus, dem Brutus selbst empfohlen hatte, den neuen Prokonsul zu instruieren, auseinander.[1])

Cicero meinte, es handle sich um eine lichtscheue Angelegenheit, die keine öffentliche Diskussion vertragen würde; es sei äußerst peinlich, daß Brutus die Not der Salaminier dazu benützt habe, um mit ihnen mehrere Anleihen zu 4 % monatlich abzuschließen und daß er Scaptius als Vertreter seiner Forderungen entsandte. Diesem Scaptius stellte man, als die Stadt unter Appius bankrott wurde, ein Kavalleriekorps zur Verfügung, mit dem er den Senat von Salamis blockierte, so daß mehrere Senatoren Hungers starben. Als dann die Salaminier sich dadurch zu retten suchten, daß sie sich bereit erklärten, die entliehene Summe zurückzuzahlen, lehnte Brutus das Anerbieten ab und wollte sich mit weniger als 4 % monatlich nicht begnügen, obgleich in dem von Cicero selbst erlassenen Dekret der Zinsfuß auf bloß 1 % festgesetzt worden war. Über diese Raubgier war Cicero so empört, daß er in einem Briefe an Atticus seinen Zorn in folgende Worte kleidete: „Darum, glaube ich, hat Scaptius mich bei Brutus verleumdet. Doch bleibe ich bei meiner Anschauung: Brutus meint, ich müsse 4 % monatlich fordern, während ich selbst einen Satz von 1 % eingeführt habe und diese Maßnahme in der ganzen Provinz verkünden ließ, ein Satz, mit dem sich die hartherzigsten Wucherer zufrieden geben; er wirft mir vor, daß ich einem Geschäftsmanne eine Präfektur verweigert habe, während Torquatus und Pompeius sogar, denen ich die gleiche Bitte abschlug, meine Gründe billigten, — der erstere verlangte die Stelle für deinen Freund Laenius, der andere für Sextus Statius; wenn es ihn ärgert, daß ich die Ritter weggeschickt habe, so tut es mir leid, ihn erzürnt zu haben, noch mehr aber kränkt es mich, daß er so ganz anders ist, als ich glaubte.“[2]) Brutus jedoch ließ von seinen Forderungen nicht ab, und da er in Rom einflußreiche Verbindungen hatte, gab Cicero endlich Schritt für Schritt nach, bis er schließlich, wie es scheint, in allem nachgab. Er glaubte, und war froh darüber, daß er den Zorn des Scaptius besänftigt hatte, indem er ihm ein Amt verlieh; aber ein gewisser Gavius, den er dann zum Präfekten ernannte,

[1]) Ad Atticum, V, 21.
[2]) Ibid., VI, 1.

beleidigte ihn in gröblicher Weise, und Cicero beklagte sich mit großer Bitterkeit über die unwürdigen Freunde des Brutus und daß dieser selbst in seinen Briefen „roh und hochfahrend“ [1]) sei. Kurz, wer immer mit Brutus geschäftlich in Berührung kam, hatte von ihm zu leiden. Den Ariobarzanes behandelte er noch hartherziger als Pompeius, so daß Cicero darüber empört war. „Man kann sagen, daß, was Geldangelegenheiten betrifft, Brutus mehr erreicht hat als Pompeius. Im laufenden Jahre erhielt Brutus ungefähr 100 Talente in Barem, während Pompeius in sechs Monaten 200 Talente nur versprochen worden sind.“ [2])

Ein solcher Charakter war Brutus. Vielleicht als die interessanteste Figur jedoch in der letzten republikanischen Generation stellt sich — vom ökonomischen Gesichtspunkt aus betrachtet — Cicero dar. Denn Cicero besaß die Gabe der Beredsamkeit, die dem kapitalistischen Typus gemeinhin versagt bleibt. Und wenn zu dem literarischen Temperament die Fähigkeit tritt, den Herren des Geldmarktes zu dienen, so kommt oft der Typus des großen Advokaten zustande.

Cicero, der i. J. 106 v. Chr. geboren wurde, — er stammte aus einer bescheidenen Ritterfamilie, — kam frühzeitig nach Rom, um dort sein Glück zu machen. Er erkannte sofort mit genialem Blicke, daß all die Güter, die den Wert des Lebens ausmachen, in den Händen der Zollpächter, der Herren der großen Körperschaften, lagen, die der Regierung ihre Politik vorschrieben. Konnte er ihren Interessen dienen, konnte er ihr Vertrauen gewinnen, so stand ihm der Weg zu den höchsten Zielen offen. Eine glänzende Laufbahn stand ihm bevor, weil jene Herren — wie dies in der Natur ihrer Unternehmungen gelegen war, — täglich einen Mann brauchen konnten, der für sie vor den Gerichten eintrat. Für einen Mann wie Cicero war kein günstigeres Kulturmilieu denkbar als diese von Grund aus verdorbene und zügellose Oligarchie, denn sie war immer in Prozesse verwickelt und pflegte tüchtige und gefällige Advokaten reichlich zu entlohnen. Daher die Liebe, die Cicero der Republik und ihren Einrichtungen entgegenbrachte, daher

[1]) Ad Atticum, VI, 3.
[2]) Ibid., VI, 3.

auch sein Haß gegen den Soldaten, seine Angst vor dem Manne, der eine geordnete Verwaltung einführen könnte.

Cicero schloß sich an Pompeius nicht aus dem Gefühle der Achtung oder des Vertrauens an, sondern weil er, wie er selbst sagte, „glaubte, sein Glück sei an das Glück des Pompeius gebunden,“ und er konnte sich nie dazu entschließen, diesen „comitatum optimorum et clarissimorum civium“ im Stiche zu lassen, der die Einkünfte der Provinzen pachtete und ihm reiche Honorare zahlte.[1])

Cicero brachte dem Pompeius Mißtrauen, Eifersucht und auch Angst entgegen, — Mißtrauen, weil er an seinen Fähigkeiten zweifelte, Eifersucht, weil man es ihm, wie er glaubte oder sich einbildete, an Achtung fehlen ließ — und Angst, denn er fürchtete, Pompeius würde, wenn er siege, nur ein zweiter Cäsar sein. All das geht aus seinen Briefen klar hervor. Zwei Stellen in diesen Briefen verdienen ein besonderes Interesse, denn es läßt sich aus ihnen die Denkweise des Ritterstandes deutlich erkennen.

Im Februar des Jahres 49 schrieb Cicero, als Pompeius vor Cäsar zurückwich, an Atticus: „Unser Pompeius ist nicht energisch vorgegangen und hat nichts ausgerichtet; ich erkläre, daß er meinen Ratschlägen durchaus zuwider gehandelt hat.“ Er bringt noch zahlreiche Beschwerden vor und fährt dann fort: „Doch sehen wir von all dem ab — läßt sich etwas Unwürdigeres denken als dieser plötzliche Abzug aus Rom oder richtiger, diese schmähliche Flucht? Müßte man nicht vielmehr die härtesten Bedingungen hinnehmen, ehe man sein Vaterland im Stiche läßt?“[2]) In einem einige Tage darauf gleichfalls an Atticus gerichteten Briefe meint er, Pompeius strebe die Diktatur an. Er bespricht dann die Rolle, die ein siegreicher Feldherr zu spielen habe, nämlich für das Glück seiner Mitbürger zu sorgen, und fährt folgendermaßen fort: „Diese Rolle aber hat Pompeius seit jeher verkannt und heute ist er ihr mehr als je entfremdet. Zwei Parteien streben die Macht an, aber niemand denkt an das Glück Roms. Pompeius hat Rom im Stiche gelassen, nicht weil er die Stadt nicht schützen konnte, und er hat

---

[1]) Ad Atticum, VIII, 3.
[2]) Ibid., VIII, 3.

Italien verlassen, nicht weil man ihn vertrieben hat, sondern von allem Anfang an wollte er den Aufruhr in alle Länder und zu den Fürsten der Barbaren tragen, die bewaffneten Scharen der wilden Völker wollte er nach Italien führen und ungeheure Heere sammeln. Viele seiner Anhänger und Parteifreunde sehnen schon lange ein Regiment nach Art des Sulla herbei."[1])

Wie seiner ganzen Klasse gingen auch Cicero alle politischen Grundsätze völlig ab, wenn seine persönlichen Interessen oder seine Pläne auf dem Spiele standen.

Er gab offen zu, in seinen Reden würde man vergeblich nach seinen Überzeugungen suchen, denn in diesen Reden komme „die Sache und der Augenblick und nicht der Mensch und Redner zu Worte".[2]) Und sein ganzes öffentliches Leben ist ein Beweis dafür, daß er für die ungeheuerlichsten Mißbräuche eintrat, daß er bereit war, den raubgierigsten und grausamsten Menschen als einen Helden hinzustellen, vorausgesetzt, daß er dabei seinen Vorteil fand. Obgleich Cicero ein homo novus war, mit anderen Worten ein Abenteurer, erklomm er doch mit einer bis dahin unerhörten Raschheit, als er kaum das gesetzlich vorgeschriebene Alter erreicht hatte, die Leiter der höchsten Würden. Im Jahre 66 bot sich ihm eine besonders günstige Gelegenheit dar und er zögerte nicht, sie zu ergreifen. Wie wir gesehen haben, hatte Lucullus in Asien zwischen den Publikanern und ihren Opfern vermitteln wollen und sich dadurch den Haß der Publikaner zugezogen. Sie beschlossen, ihn aus seiner Stellung zu verdrängen, und im selben Jahre, in dem Cicero Prätor war, brachten sie die lex Manilia ein. Cicero erklärte sich bereit, dieselbe vor dem Volke zu vertreten, und seine berühmte, aus diesem Anlasse gehaltene Rede ist uns erhalten geblieben. Der Plan glückte. An die Stelle des Lucullus trat Pompeius, die Asiaten wurden ihren Peinigern ausgeliefert, und Cicero gewann das Konsulat.

Als Konsul ging er, wie er selbst sagte, in seiner Verwaltung darauf aus, die Kapitalisten durch unlösbare Bande an sich zu fesseln und er glaubte dies auch erreicht zu haben. Man hat seine Anspielungen, die sich auf ihn selbst beziehen, allgemein als leere Prahlereien eines Literaten angesehen,

---

[1]) Ad Atticum, VIII, 36.

[2]) Pro Cluentio, L.

dem der Erfolg und die Politik zu Kopfe gestiegen sind. Cicero war wohl eitel, aber er besaß einen wunderbar feinen Blick und er tat alles aus vorgefaßter Absicht, wobei er darauf bedacht war, die Sache, um die es ihm eigentlich zu tun war, sorgfältig unter pompösen Phrasen zu bemänteln. In seinen vertraulichen Briefen drückt er sich oft in unverhohlener Weise aus, und in den berühmten politischen Briefen an seinen Bruder Quintus kommt er wiederholt auf ein Prinzip zu sprechen, das er als Leitsatz für jeden betrachtet, der ein erfolgreicher Staatsmann werden will. Nach der Meinung des Tullius durfte Quintus als Verwalter der Provinz ganz unbesorgt sein, solange er mit den Kapitalisten auf gutem Fuße stünde, denn „die Zollpächter sind durch die engsten Bande an uns geknüpft und die Leute, die in ihren Unternehmungen reich geworden sind, glauben fest, daß sie den friedlichen Genuß ihrer Reichtümer meiner Amtsführung zu danken haben“.[1])

Man pflegt allgemein von der Redlichkeit und Uneigennützigkeit zu sprechen, die Cicero besessen haben soll. Aber die Gründe für diese Behauptung werden zum Teil seinen eigenen Briefen entnommen, und er scheint es vorzüglich verstanden zu haben, bedenkliche Manöver in edle Phrasen zu hüllen. Er tat das für seine Klienten, er tat es auch sich selbst zuliebe. Alles in allem stellt sich Cicero als ein Mann dar, der im Grunde genommen mit den Publikanern, deren Vertreter er war, viele Züge gemeinsam hatte. Vom literarischen Standpunkte aus betrachtet zeigt er fraglos ein gewisses ideales Streben, im praktischen Leben jedoch scheint er sich mit der Rolle eines bezahlten Agenten der römischen Ritter begnügt zu haben. Die Sache liegt in Wirklichkeit so, daß er seine Geldgier, auch vor sich selbst, vorzüglich zu bemänteln verstand.

So allein kann man sich seinen Reichtum erklären. Denn obgleich er nur ein geringes Erbteil hatte und die römischen Rechtsanwälte der Theorie nach kein Honorar nahmen, sprechen alle Anzeichen für seinen großen Reichtum und er scheint über unbeschränkte Mittel verfügt zu haben. Er kaufte Landhäuser und richtete sie in prunkvoller Weise ein, er besaß viele Sklaven, er führte einen verschwenderischen, gastlichen Haushalt und steckte immer in Schulden; und doch war er in ruhigen Zeiten

[1]) Ad Quintum fratrem, I, 1.

nie in bedrängter Lage. Ein treffendes Beispiel für den Unterschied zwischen dem Philosophen Cicero und dem praktischen Menschen liefert sein Verhalten und seine Amtsführung während der Verwaltung von Kilikien.

Als Philosoph war Cicero empört über das Vorgehen seines Vorgängers Appius Claudius, der „wilden Bestie", wie er ihn nannte; dann aber kam der Politiker in ihm zum Worte und er fügte in seinen Erlaß dieselben Sätze ein, die die Publikaner dem Appius vorgeschrieben hatten.[1]) Auch macht er kein Hehl daraus, daß er in einem Jahre aus der Provinz 2,200.000 Sesterzen zog, wobei er erklärt, er habe sich nie eine Rechtsverletzung zuschulden kommen lassen. Übrigens ist es interessant, dem Schicksale dieses Geldes nachzugehen. Pompeius deponierte es bei ephesischen Bankiers, Pompeius nahm es an sich, und wahrscheinlich wanderte es dann in die Taschen der Cäsarianer.[2])

Ebenso wie Cato machte Cicero, wenn seine eigenen Angelegenheiten in Frage kamen, einen Unterschied zwischen der Theorie und der Praxis. Wenn es sich um Geschäfte und um Geld handelte, folgte Cicero durchaus nicht seinen Skrupeln. Clodius, vielleicht der größte Feind des Redners, wurde von Milo, dem Freunde Ciceros, getötet, der mit Freuden seine Verteidigung übernahm; allerdings wurde Milo verbannt und seine Güter wurden verkauft. Obgleich man nun in solchen Fällen nicht die Güter seiner Freunde zu kaufen pflegte, beteiligte sich Cicero durch seinen Strohmann Philotimus, seinen Freigelassenen, in großem Umfange an diesen Verkäufen. Als Milo davon erfuhr, schrieb er im Zorne nach Rom, und Cicero gab sofort klein bei, um den Skandal zu vertuschen. Er bat den Atticus in einem Briefe, er möge ihm, so gut es eben ginge, aus der Verlegenheit helfen; schließlich, fügte er hinzu, wäre der Gewinn in jedem Falle klein gewesen.[3])

Obgleich man nun beim ersten Eindruck meinen könnte, die Meinungen eines solchen Mannes müßten dieselben Schwankungen aufweisen wie die Kurse an der Börse, läßt sich doch ein Grundsatz nachweisen, von dem Cicero niemals abwich.

---

[1]) Ad Familiares, III, 8.
[2]) Ibid., V, 20.
[3]) Ad Atticum, V, 8.

Er glaubte an den Spekulanten, er betrachtete ihn als den wahren König und er hatte keinen anderen Ehrgeiz, als ihm zu dienen. In seinen vertraulichen Briefen ebenso wie in seinen Reden sind die Publikaner immer die „homines honestissimi et ornatissimi", die Zierde und der Eckstein der Republik.[1]) Cicero, dem glänzendsten Redner der kapitalistischen Kaste, war die Furcht und der Abscheu vor dem Soldaten angeboren, Eigenschaften, die für diese Kaste so charakteristisch waren. Daher der Haß, den er den Gracchen nachtrug, den letzten römischen Staatsmännern, die mit einigem Erfolge für den römischen Bauernsoldaten eingetreten waren. In einer seiner letzten Schriften, vielleicht seiner berühmtesten, wo er seinem Sohne seine Lebensphilosophie, und zwar, wie es scheint, in unverhohlener Weise mitteilen wollte, hat er sich offen über diesen Punkt ausgesprochen. Als Motto wählte er für seine Ausführungen den Satz „Cedant arma togae" und in Erläuterung seiner Sätze erklärt er die große Bedeutung, die die Ermordung der Gracchen für das Wohl der Menschheit hatte. Scipio, sagt er, einer der größten römischen Feldherren, der Numantia einnahm und Spanien unterwarf, hatte für die Republik nicht mehr geleistet als ein gewisser Nasica, der den Tiberius Gracchus ermordete.[2])

Cicero, Atticus, Appius, Claudius, Brutus, Favonius und die andern ihresgleichen waren das logische Produkt der Verhältnisse, in denen sich die Entwickelung des Konkurrenzkampfes seit dem Ende des ersten punischen Krieges vollzogen hatte. Sie besaßen den ökonomischen Charakter, und in dem Maße wie die Natur das Emporkommen der so gearteten Individuen begünstigte, mußten die Typen von der Art eines Dentatus und selbst eines Cato zurücktreten. So erklärt sich die Möglichkeit der Zentralisation im politischen Systeme, d. h. das Auftreten eines Kaisers, denn der Sieg Cäsars lief in Wirklichkeit auf die Eroberung des ökonomischen Italien durch das kriegerische Gallien hinaus. Hätte man Italien gegen Cäsar halb so ener-

---

[1]) Pro lege Manilia, VII. — Ad Quintum fratrem, I, 1. — Ad Familiares, XIII, 9.

[2]) De Officiis, I, 22.

gisch verteidigt wie einst gegen Hannibal, so hätte sich Cäsar in Rom nicht halten können. Pompeius aber gebrach es an dem richtigen Truppenmaterial. Seiner Armee fehlte der Mut und das feste Gefüge. Seine aus heterogenen Elementen zusammengesetzte Infanterie war so schwach, daß er bei Pharsalos nicht vorzugehen wagte und den Angriff des Feindes abwarten mußte, während seine aus der Publikanerklasse rekrutierte Kavallerie sich als feige und unzuverlässig erwies.

Cäsar, der diese Leute kannte und verachtete, hat uns in seinem Werke „De bello gallico" eine lebendige Charakteristik jener vornehmen Römer hinterlassen, die in sein Heer traten, als er den Zug nach Gallien unternahm.

Bei der Eröffnung des Feldzuges gegen Ariovist verbreiteten die italienischen Kaufleute und Geldwechsler und das Volk, das der Armee nachzog, beunruhigende Gerüchte, indem sie von dem riesenhaften Wuchse, von der Kraft und Wildheit der Germanen erzählten. Die Folge dieser Gerüchte war eine arge Panik; sie ergriff bald „die Militärtribunen und all die anderen, die den Krieg nicht kannten und Cäsar nur aus Freundschaft begleiteten. Die einen baten ihn unter irgendeinem dringenden Vorwande um die Erlaubnis, das Heer verlassen zu dürfen; viele andere blieben nur, um nicht in den Verdacht der Feigheit zu geraten. Aber ihre Mienen verrieten sie und bisweilen konnten sie nicht einmal ihre Tränen zurückhalten. So verbargen sie sich in den Zelten, wo sie über ihr Los klagten und mit ihren Freunden traurig über die große Gefahr sprachen." [1])

Und diese Männer befehligten die Truppen des Pompeius. Es fehlte ihnen die zielbewußte Entschlußfähigkeit, die Klarheit im Handeln, und dazu herrschte in ihren Reihen der Geist des Aufruhrs. Pompeius, der wohl wußte, mit welchen Schwierigkeiten Cäsar bei der Beschaffung der Lebensmittel zu kämpfen hatte, wollte Zeit gewinnen und seinen Gegner lieber durch den Hunger bezwingen. Aber seine Parteigenossen machten ihm dies durch ihre Insubordination unmöglich.

Mit schneidender Ironie erzählt uns Cäsar von den Zwistigkeiten, die sich zwischen Domitius Spinther und Lentulus erhoben, als sie darüber berieten, wie sie die Würden nach

---

[1]) De bello Gallico, I, 39.

Cäsars Niederlage verteilen würden. Sie waren so sehr mit dem Plänemachen beschäftigt, solange sannen sie darüber nach, welche Stellung sie dann einnehmen und wie sie an ihren Feinden Rache nehmen würden, daß sie sich nicht mehr zum Kriege vorbereiten konnten. Aber das war noch nicht das ärgste. Die Ritter wollten sich nicht nur von Cäsar befreien, sie wollten auch Pompeius abschütteln. Plutarch erzählt uns, daß Domitius Aenobarbus seinen Führer Agamemnon, König der Könige nannte, um ihm Neider zu erwecken, während Favonius Spottreden gegen ihn hielt, und Lucius Afranius, der seine Armee in Spanien verloren hatte, beschuldigte ihn des Verrates; „er wundere sich," sagte er, „daß seine Ankläger den Provinzenschacherer nicht öffentlich angriffen." Und Cato arbeitete ihm so offen entgegen, „daß Pompeius ihm während des ganzen Krieges keine bedeutende Stellung anvertraute. Als er gegen Cäsar zog, übertrug er ihm die Obhut über den Train, denn er fürchtete, wenn Cäsar getötet wäre, würde ihn Cato sofort zwingen, das Kommando niederzulegen." [1]) Diese allgemeine Feindseligkeit wurde Pompeius verhängnisvoll, er wagte nicht länger das Treffen hinauszuschieben und ließ sich durch seine politischen Feinde zur Schlacht drängen. Denn die Kavallerie, auf die er vor allem zählte, war von den gleichen Gefühlen beseelt wie Cicero und Cato und fest entschlossen, „sich möglichst rasch Cäsar vom Halse zu schaffen, um dann Pompeius vernichten zu können." [2])

Cäsar dagegen besaß vielleicht die prächtigste Armee, die je ein Feldherr des Altertums ins Feld stellen konnte; sie entstammte einer in hohem Grade kriegerisch veranlagten Rasse und war von dem größten Soldaten, den Rom hervorgebracht, befehligt. Ein großer Teil der Truppen war aus den Gegenden südlich der Alpen ausgehoben, aus den Ligurern, den Cenomannen und Bojern, Stämme, die erst vor einem Jahrhundert unterworfen worden waren, die zu den Zeiten Plinius des Jüngeren ihren ursprünglichen Charakter noch in vielen Zügen bewahrten. [3]) Die berühmte zehnte Legion und die ganze Kavallerie

---

[1]) Pompeius, LXVII.
[2]) Ibid., LXVII.
[3]) Epistolae, I, 14.

kam aus dem Norden, in dem damals noch gar keine kommerziellen Elemente anzutreffen waren; aus diesen Ländern ging ein Volk gleich dem hervor, das gegen Hannibal kämpfte, „ein Soldatenvolk", wie Napoleon sagte. Der Zahl nach war Cäsars Armee immer klein. Den Rubikon überschritt er mit einer ganz kleinen Schar, und bei Pharsalos hatte er kaum mehr als zwanzigtausend Mann. Hannibal verfügte nach der Schlacht an der Trebia über dreißigtausend Veteranen, die noch von den Einwohnern des zisalpinischen Galliens Verstärkung erhielten, und doch wagte er nach dem Siege von Cannae, wo er zwei Armeen von siebenundachtzigtausend Mann vernichtet hatte, nicht gegen Rom zu ziehen. Und genau hundertundfünfzig Jahre später floh Pompeius mit den letzten römischen Kriegern vor einem fast ohne Truppen vorrückenden Feldherrn ohne Schwertstreich aus Italien. [1])

Pompeius' Macht lag in seiner Kavallerie, einem Korps von siebentausend Publicani, „die Blüte der römischen und italienischen Jugend," alle ausgezeichnet durch ihre Abstammung, ihren Reichtum und ihren Mut," [2]) wie Plutarch berichtet. Der Gedanke an eine Gefahr lag ihnen so ferne, und sie waren so leichtsinnig, „als zögen sie in den Kampf gegen den Armenier Tigranes oder gegen den kleinen König der Nabatäer und nicht gegen Cäsar und gegen seine Armee, gegen die Helden, die tausend Städte eingenommen und mehr als dreihundert Volksstämme unterworfen hatten, die die Germanen und die Gallier in ungezählten Kämpfen besiegt, die eine Million Gefangene gemacht und eine Million Menschen in der Schlacht getötet hatten." [3]) Die Kavallerie sollte des Pompeius Schicksal entscheiden. Am eifrigsten drängten die Ritter zum Kampfe, alle stolz auf ihre prächtigen Waffen und auf ihre schönen Pferde, ebenso wie auf ihre große Zahl; denn sie waren siebentausend an der Zahl und Cäsar hatte nur tausend Reiter. [4]) Als einst die Römer gegen Hannibal zu kämpfen hatten, da mochten die Führer Fehler begehen, die Soldaten aber gingen, wenn es nötig war, mutig in den Tod. Nach der Schlacht bei Cannae

---

[1]) Merivale, History of the Romans, vol. II, p. 81.
[2]) Plutarch, Pompeius, XIV.
[3]) Id., Ibid., LXVII.
[4]) Id., Caesar, XLII.

wurde auf dem Schlachtfeld ein Scheffel Ringe zusammengelesen. Wie tief aber die römischen Soldaten beim Untergange der Republik gesunken waren, davon gibt Plutarch eine prächtige Schilderung in jener berühmten Stelle, wo er die Katastrophe von Pharsalos beschreibt.

„Als die feindlichen Reiter Cäsar gegenüber Aufstellung nahmen, erteilte der Feldherr, dem ihr glänzendes Aussehen wie ihre große Zahl auffiel, insgeheim den Befehl, von der hintersten Linie sechs Kohorten vorrücken zu lassen, er gab ihnen die nötigen Instruktionen, wie sie vorgehen sollten, wenn der Feind zum Angriff übergehen würde, und ließ sie hinter seinen rechten Flügel treten.... Während im Zentrum der Infanteriekampf heftig tobt, sprengen die auf dem linken Flügel des Pompeius stehenden Reiter mutig in breit auseinanderstrebenden Reihen vor, um den rechten Flügel Cäsars einzuschließen. Aber bevor sie noch zum Angriff übergehen können, dringen die Kohorten Cäsars auf sie ein und statt, wie dies sonst üblich, ihre Wurfspeere aus der Ferne zu schleudern und mit den Schwertern auf die Beine und die Schenkel der Feinde loszuhauen, zielen sie auf die Augen der Reiter und verletzen sie im Gesichte. Dies hatte ihnen nämlich Cäsar so anbefohlen; er hoffte, daß die jungen Leute, die mit dem Kriege und den Wunden wenig vertraut waren, die im schönsten Jugendalter standen und stolz auf ihre Schönheit waren, solche Wunden besonders fürchten und sich nicht gerne der Gefahr und der drohenden Entstellung aussetzen würden. Und so kam es auch. Als die Feinde mit den emporzielenden Speeren vorrücken, leisten sie keinen Widerstand, sie erschrecken über die Gefahr, wenden sich ab und halten zum Schutze die Hände vor das Gesicht. Schließlich sprengen sie aus den Reihen und lassen den Rest der Armee schmählich im Stich. Denn die Truppen Cäesars, vor denen sie flohen, schließen plötzlich die Infanterie ein, fallen ihr in den Rücken und hauen sie zusammen.“ [1])

---

[1]) Caesar, XLIV—XLV.

## II. Kapitel.

# Das römische Kaiserreich.

Das Schicksal des römischen Bauernsoldaten war besiegelt, die Natur selbst hatte ihn beseitigt. Die Aufgabe der Geschichte kann es nur sein, seiner Entwicklung und den Schicksalen seines Landes nachzuforschen, das nunmehr in andere Hände überging. Wallon macht darauf aufmerksam, daß es „in den ersten Zeiten der Republik Roms große Sorge war, eine zahlreiche und starke Bevölkerung, ein Volk von freien Männern zu besitzen. Das Kaiserreich hatte nur eine Sorge, die Steuern.“[1]) In präziserer Fassung kann man sagen, daß die Energie jetzt aus einer anderen Quelle floß, wobei nicht nur Sitten und Gesetze eine Änderung erfuhren, sondern auch die Form des menschlichen Geistes, in der sie bisher ihren Ausdruck gefunden hatten. Die Soldaten und die Bauern wurden in Italien überflüssig, als man das Kriegsmaterial billiger aus dem Norden und aus dem Orient beziehen konnte. Mit Geld konnte man in die Kohorten Deutsche und Slaven einreihen, mit Geld konnte man Afrikaner oder Asiaten kaufen und mit ihnen die Felder bebauen, und mit dem Abnehmen der Bevölkerung wurde ja die kaiserliche Regierung vor das immer schwieriger sich gestaltende Problem gestellt, den Zufluß an neuem Blute zu regeln, das dem erschöpften Volke neue Lebenskraft zuführen sollte.

Um die der Republik infolge der Eroberungen zugeströmten heterogenen Elemente allmählich in jene kompakte Masse zu verwandeln, als die sich das Reich unter Diokletian darstellt, brauchte die Natur ungefähr fünfhundert Jahre, und die verschiedenen Phasen der Konzentration fanden ihren entschiede-

[1]) Histoire de l'esclavage dans l'antiquité, t. III, p. 252.

nen Ausdruck in den Veränderungen, die nicht nur die Sitten und die Gesetze, sondern auch Geist und Körper der Individuen erfuhren.

In der ersten Republik war der kriegerische Instinkt ein wesentlicher Faktor für den Sieg im Konkurrenzkampfe gewesen, denn nur durch kriegerische Tüchtigkeit konnte man hoffen, das Bürgerrecht zu erlangen, das den Eintritt in die Erobererkaste ermöglichte. Daher trug der Militärdienst den Charakter eines Privilegs, und um Soldat zu sein, mußte man ein gewisses Vermögen nachweisen können. Mehrere Jahrhunderte lang blieb das römische Bürgerrecht das Privileg einer verhältnismäßig kleinen Aristokratie, die durch ihre Tüchtigkeit sich den ersten Platz unter den Völkern zu erringen wußte.

Die Aristokratie lud nicht nur alle Steuern den Schwachen auf, dank den erbeuteten Reichtümern gelang es ihr auch, die am Tiber gelegene Stadt entgegen der natürlichen Tendenz des Handels zu einem Handelszentrum zu machen. Als Wallon an der obenerwähnten Stelle von den freien Männern sprach, die Rom brauchte, hatte er zum Teil diese Periode im Auge, und er hätte hinzufügen können, daß diese Notwendigkeit, die bis zur Annexion von Sizilien und zum Untergange Karthagos bestand, Kräfte in Bewegung setzte, die dem ganzen Charakter der italischen Landbevölkerung eine andere Richtung gaben. Als dann die Sklaven zur Arbeit herangezogen wurden, pflanzten sich die armen Plebejer überhaupt nicht fort, während die reichsten sich zu einer kapitalistischen Kaste herausbildeten, wobei sie dem Militärdienste entfremdet wurden. Genau drei Generationen gingen dahin zwischen der Schlacht von Zama und der Niedermetzelung des Gaius Gracchus und seiner Anhänger. Diese Gewalttat bezeichnet den endgültigen Untergang der freien ackerbautreibenden Klasse und den Ausgang einer sozialen Revolution. Fabius und Scipio standen an der Spitze von freien Männern, Marius und Sulla befehligten Söldnerbanden, während Pompeius und Brutus Gladiatoren und Sklaven bewaffneten.

Indem die kriegerische Basis der Republik geschwächt wurde, verlor die Aristokratie die Macht, ihre Privilegien zu verteidigen. Im Jahre 90 v. Chr. hatten fast alle Italer durch einen Aufstand, den sogenannten sozialen Krieg, ihre Zulassung in den privilegierten Stand durchgesetzt; und als ein Menschenalter später die Gallier unter Cäsars Führung das Land

im Süden besiegten, erhielt auch die transpadanische Bevölkerung die entsprechenden Freiheiten. Als jedoch die Zahl der Bürger immer mehr zunahm und infolgedessen die Staatseinkünfte kleiner wurden, stand die kaiserliche Regierung vor der Aufgabe, dieser Tendenz entgegenzutreten und keine neue Steuerbefreiung mehr zuzulassen. Doch darf man wohl sagen, daß Augustus diese Aufgabe nicht löste, da in zwanzig Jahren die steuerfreie Bevölkerung um das Doppelte zunahm, und mit der Verringerung der Staatseinkünfte verlor der Staat an Widerstandskraft. Bei dieser beschränkten Steuerbasis konnten so vorzügliche Finanzmänner wie Tiberius, Vespasian oder Trajan wahrscheinlich nur durch straffe Ökonomie einen Überschuß erzielen. In den Zeiten, wo unfähige oder verschwenderische Herrscher wie Domitian oder Commodus an der Regierung waren, oder in Zeiten nationalen Unglückes war der Verkauf der Steuerfreiheit vielleicht das sicherste und leichteste Mittel zur Deckung des Ausfalles. So erlangte allmählich der wohlhabende Teil der ganzen Bevölkerung von der Themse bis zum Euphrat die Steuerfreiheit.

Die schlechte finanzielle Lage der kaiserlichen Regierung geht aus den Auskunftsmitteln hervor, zu denen die Herrscher ihre Zuflucht nehmen mußten. Augustus stieß bei der Einführung der Militärpensionen auf außerordentliche Schwierigkeiten. Und um für die Kosten des Krieges gegen die Markomannen, der im Jahre 178 v. Chr. ausbrach, aufkommen zu können, mußte Mark Aurel auf dem trajanischen Forum während zweier Monate den kaiserlichen Schmuck öffentlich versteigern lassen, ebenso die Gold- und Kristallschalen und die murrhinischen Schalen, die Geschirre des königlichen Schatzes, die aus Gold und Seide gewirkten Frauengewänder und schließlich alle Juwelen, die er im Privatschatze Hadrians vorgefunden hatte.[1])

Andererseits gab es leichtfertige und böse Tyrannen, die zu den rohesten Mitteln griffen. Selbst Herrscher wie Caligula und Nero waren im Anfange ihrer Regierung harmlos, weil sie wohlgefüllte Kassen und Reichtümer im Überflusse hatten, mit denen sie ihre tolle Verschwendungssucht einige Zeit befriedigen konnten. Als aber diese angehäuften Reserven erschöpft waren, da sah man in ununterbrochener Folge „die

[1]) Julius Capitolinus, M. Antoninus Philosophus, XVII.

Prozesse und Verurteilungen, die Konfiskationen und Mordtaten, der letzte Ausweg in einem Staate, der keine Mittel, sondern nur Einkünfte hatte, in dem seit Claudius alle Reichtümer im Besitze von sechs Millionen Menschen waren, die nicht nur keine Steuern zahlten und zu den Ausgaben des Staates keinen Beitrag leisteten, sondern die selbst die größte und schwerste Last des Staates darstellten." [1])

In dem Maße nun, wie die Preise sanken und infolge der Konkurrenz die kleinen Besitzungen in den großen aufgingen, nahm die Zahl der Grundbesitzer immer mehr ab; die aber, die sich halten konnten, waren so reich, daß sie die Steuerfreiheit erkaufen konnten. Schließlich sanken die Staatseinkünfte auf ein so niedriges Niveau hinab, daß der Regierung nichts anderes übrig blieb, als ihren bisher stillschweigend anerkannten Kontrakt zu brechen und die mit dem Bürgerrecht verknüpften Privilegien, deren vornehmstes die Steuerfreiheit war, aufzuheben. Augustus mußte angesichts einer Opposition, die ihn zu stürzen drohte, eine Erbschaftssteuer einführen; Galba fuhr in dieser Politik fort, Caracalla dehnte das Bürgerrecht auf die ganze Bevölkerung aus und Diokletian legte ganz Italien das verhaßte Tributum auf. Unter Diokletian, der i. J. 284 den Thron bestieg, waren zum erstenmal alle unter der pax romana lebenden Völker in einem Zustand absolut freier ökonomischer Konkurrenz vereinigt. Aber als dieser Punkt erreicht wurde, waren die reichlich lebenden Rassen, welche die zur Formierung der kaiserlichen Heere nötigen so unwiderstehlichen Truppen stellten, im ganzen Reiche seit fünfzig Jahren dem Untergange geweiht.

Die Konzentration, die mit dem zweiten punischen Kriege einsetzte und gegen Ende des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts entschiedener hervortrat, setzte sich ohne Unterbrechung mit wechselnder Intensität durch fünf Jahrhunderte fort. Etwa um die Mitte dieser Periode erreichte die Bewegung ihren Höhepunkt in der Gründung des Kaiserreiches und die wichtigste Folge dieser Erscheinung war die Einbeziehung Ägyptens in das ökonomische System Westeuropas. Dieses Ereignis bezeichnet, wie Mommsen sagt, „das Ende der alten und den Anfang

[1]) Dureau de la Malle, Économie politique des Romains, t. I, p. 338.

einer neuen Epoche,“ [1]) denn damals trat klar die Absicht der Natur hervor, als Maß des menschlichen Lebens die Widerstandskraft der ausdauerndsten Rasse zu setzen.

Diese von Grund aus veränderte Stellungnahme der Natur gegenüber dem Menschen war natürlich von unendlich verwickelten sozialen Erscheinungen begleitet. Doch braucht man, um sich ein allgemeines Gesetz klar zu machen, nur die Veränderungen ins Auge zu fassen, die in seiner Folge in den Hauptschichten der Bevölkerung eintreten, die Veränderungen im Bauernstande, in der Armee und in der Aristokratie oder in der bürgerlichen Klasse überhaupt.

Es gibt wohl wenige Rassen, die die härtesten Entbehrungen jahrhundertelang mit solcher Widerstandskraft ertragen haben wie die ägyptischen Fellachen. Vielleicht ist selbst im Orient nie eine ackerbautreibende Klasse so schlecht bezahlt, so schlecht behandelt und so unbarmherzig ausgeraubt und besteuert worden. „Wenn es der Zweck des Staates ist, den möglichst großen Betrag aus dem Gebiete herauszuwirtschaften, so sind in der alten Welt die Lagiden die Meister der Staatskunst schlechthin gewesen. Insonderheit waren sie auf diesem Gebiete die Lehrmeister und Vorbilder der Cäsaren.“ [2])

Im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung war Ägypten ebenso wie heute das Land der billigen Arbeit par excellence; aber das Land barg noch einen größeren Schatz. Das Niltal, das vom austretenden Flusse befruchtet wurde, gab ohne Düngung hundertfachen Ertrag; und dieses ganze wunderbare Land war wie ein den römischen Bürgern gehöriges Privatgut verwaltet. Über die Einkünfte des Landes verfügte der Kaiser selbst. Es kommen hier gar nicht die wirklichen Einkünfte in Betracht; uns interessiert nur das Verhältnis zwischen der erzielten Produktion und der Totalmenge an Nahrungsmitteln, die auf den römischen Markt kamen. Es kam nämlich ein Dritteil des in der Stadt konsumierten Getreides aus Ägypten. Der Transport ging vollständig auf dem Wasserwege vor sich, u. zw. in großem Maßstabe, so daß er ziemlich billig war. Nach Athenäus hatten manche Getreideschiffe eine Länge von 420 und eine

[1]) Mommsen, Römische Geschichte, Bd. 5, S. 554.
[2]) Id., Ibid., Bd. V, S. 560.

Breite von 57 Fuß, d. h. sie waren beinahe so groß wie die modernen atlantischen Handelsdampfer.[1]) Die Getreidepreise im römischen Reiche müssen also seit dem Eintritt der christlichen Ära mehr oder weniger von den Unterhaltungskosten der ägyptischen Fellachen abhängig gewesen sein; die Rassen, zu deren Lebensunterhalt die entsprechende Nahrungsmenge nicht ausreichte, waren daher dem Untergange geweiht. Es ist sogar sehr zu bezweifeln, ob die Getreidespenden den Eintritt der Dekadenz beschleunigt haben. Spanien, das vom Handelszentrum so entfernt lag, konnte wohl einen eigenen Markt haben und doch schildert Martial, der um das Jahr 100 schrieb, wie der spanische Landmann die Produkte, die er nicht verkaufen konnte, selbst verzehrte; er erzählt, daß der Bauer für den Scheffel Getreide nur 4 Sesterzen erhielt, den Preis, den zu den Zeiten Ciceros die Armen für das gleiche Getreidequantum zahlten.[2])

Als Plinius der Ältere den berühmten Satz schrieb: „Latifundia perdidere Italiam", verwechselte er eigentlich die Ursache mit der Folge, er sprach aber doch in jenem Satze ein unabänderliches ökonomisches Gesetz aus. In der freien Konkurrenz muß die Konzentration des Eigentums unbedingt fortschreiten, denn nur dann kann die Produktion einen Gewinn abwerfen. Plinius stellt fest, daß um die Mitte des ersten Jahrhundertes die Hälfte der Provinz Afrika im Besitze von sechs Großgrundbesitzern war, die später auf Neros Befehl getötet wurden[3]) und selbst unter Honorius, lange nach dem Eintritt der barbarischen Invasionen, mitten in der Dekadenzzeit, war es nicht selten, daß manche große Familien über ein jährliches Einkommen von mehr als zwei Millionen Francs verfügten.[4])

Es war eine ökonomische Notwendigkeit, daß die ökonomisch Starken die großen Besitzungen in ihrer Hand vereinigten. Als die Getreidepreise sanken, wurde das Ackerland in Italien in Wein- oder Weideland umgewandelt, und da die Provinzen ihre alte Bevölkerung nicht mehr ernähren konnten, ging die

[1]) Deipnosophisten, V, 37.
[2]) Epigrammata, XII, 76.
[3]) Naturalis Historia, XVIII, 7.
[4]) Dureau de la Malle, Economie politique des Romains, t. II, p. 220—221.

Expropriation der kleinen Grundbesitzer rapide vor sich. Hätten die Römer die nötige geistige Beweglichkeit besessen, um neue Industrien einzuführen oder neue Methoden zu ersinnen, so hätte die überschüssige freie Arbeit eine Zeitlang im Gewerbe Beschäftigung finden können; aber diese Industrien waren ein Monopol des Orientes. Infolgedessen gerieten die Landleute an den Bettelstab und wurden entweder Schuldsklaven oder sie zogen als Bettler in die Städte und allmählich wurde ihre Zahl so groß, daß sie stark genug waren, um unentgeltliche Getreidespenden zu erzwingen. Im dritten Jahrhundert jedoch war ihre Lage eine so elende, daß sie die Nahrung, die der Staat ihnen schenkte, nicht mehr zubereiten konnten, und Aurelian ließ ihnen das Brot in öffentlichen Öfen backen.[1])

Als nun infolge der beschleunigten sozialen Bewegung die Zentralisation immer weiter fortschritt, fand die Macht mehr und mehr ihren Ausdruck im Gelde, u. zw. wurde dasselbe meist in Ländereien angelegt. Die Bildung großer Besitzungen wurde vom ganzen sozialen System begünstigt. Seit jeher legten die Römer eine außerordentliche Hochachtung vor den Großgrundbesitzern an den Tag, während sie für die Handelsleute nur Verachtung hatten. Das Gewerbe galt als eine sklavische Beschäftigung und unter der Republik war der Bürger, der ein Handwerk betrieb, fast aller politischen Rechte beraubt. Der Handel galt als der Aristokratie so unwürdig, daß die Senatoren keinen Handel betreiben durften. „In dieser römischen Gesellschaft war und blieb der Boden immer die Hauptquelle und vor allem das einzige Maß des Reichtums.“[2])

Durch ein Gesetz des Tiberius wurden die Kapitalisten gezwungen, zwei Dritteile ihres Vermögens in Ländereien anzulegen. Trajan forderte von den Kandidaten für die öffentlichen Ämter nicht nur, daß sie reich seien, sie mußten auch mindestens ein Drittel ihres Vermögens in italienischen Grundstücken anlegen; und bis zum Ende der Kaiserzeit blieb die Klasse der Senatoren „zugleich die Klasse der Großgrundbesitzer.“[3])

Mit der fortschreitenden Konsolidation des Eigentums nahm das Kapital eine immer drückendere Macht an. In

[1]) Vopiscus, Aurelianus, XXXV.

[2]) Fustel de Coulanges, L'invasion germanique et la fin de l'empire, 1891, p. 190.

[3]) Id., Ibid., p. 191,

der Kaiserzeit wurden die kleinen Grundstücke immer seltener, und um so schwieriger wurde die Lage ihrer Eigentümer. Der kleine Landwirt konnte nur sehr schwer gegen den großen Grundbesitzer aufkommen. Dem Kapitalisten stand für sein großes wohlbestelltes Gut ein Heer von Ackerleuten, Weinbauern und Hirten zur Verfügung ebenso wie die nötigen Handwerker. Der arme Landwirt dagegen war in allem von seinem reichen Nachbar abhängig, selbst wo es sich um sein Werkzeug und um sein Arbeitsgerät handelte. „Er war in derselben Lage, wie etwa heute ein selbständiger Arbeiter, der mit den großen Fabrikanten konkurrieren muß." [1]) Er kaufte teurer ein und mußte billiger verkaufen, und sein Gewinn wurde immer kleiner. Schließlich konnte er in den guten Jahren eben noch sein Leben fristen und die erste schlechte Ernte drängte ihn zum Bankrott.

Gibbon zeigt uns, wie das Reich unter den Antoninen sich „einer glücklichen, mehr als achtzigjährigen Periode" erfreute; und doch steht es fest, daß dieses goldene Zeitalter in Wirklichkeit für den Ackerbau eine sehr böse, verhängnisvolle Zeit war. Über diesen Punkt spricht sich Plinius der Jüngere klar aus, und dabei ist zu beachten, daß Plinius selbst ein Großgrundbesitzer war. Er schrieb einmal an Calvisius wegen einer Kapitalsanlage, und in dem Briefe spricht er ausführlich über die Lage. Ein neben dem seinigen gelegenes Gut, das sogar eine Enklave bildete, war eben zu verkaufen. Er wollte es sehr gerne kaufen, denn das Gut war „fruchtbar, reich und wohlbewässert", es umfaßte Felder, Weinland und Wälder, die einen mäßigen, aber sicheren Gewinn abwarfen; doch infolge der Armut der Landleute hatte es an Wert verloren. Der letzte Eigentümer des Gutes „hatte oft die pignora verkauft", die Pfänder, das heißt alles, was den Wert des Grundstückes ausmachte; und obwohl dadurch „für einige Zeit die Rückstände, die die Pächter schuldeten, verringert waren", benahm er ihnen „die Möglichkeit, später den Verlust wettzumachen, da ihnen ja neue Schulden aufgebürdet wurden." Diese Pächter waren Freie, die infolge des Preissturzes nicht mehr imstande waren, den Grundzins zu zahlen; man nahm

[1]) Fustel de Coulanges, Recherches sur quelques problèmes d'histoire, 1885: Le Colonat romain, p. 143.





ihnen das Arbeitsgeräte, das Vieh und das Hausgerät, und nun blieben sie ganz mittellos auf dem Gute zurück, das sie nicht mehr bebauen und auch nicht im Stiche lassen konnten. Das Resultat war also, daß das Gut gelitten hatte, sein Wert war gesunken und darum wie auch infolge des „allgemeinen Elends der Zeit" war sein Preis von 5 Millionen auf 3 Millionen Sesterzen gesunken.[1])

In einem anderen Briefe erzählt Plinius, daß er sich längere Zeit auf seinem Gute aufhalten müsse, um eine Vereinbarung mit den Pächtern zu treffen, denn in den letzten fünf Jahren seien diese trotz der ihnen reichlich gewährten Nachlässe mit den Zahlungen sehr im Rückstande geblieben. Daher komme es, daß die meisten gar keine Teilzahlung mehr leisten wollen, da sie nicht hoffen dürfen, jemals die ganze Schuld zu begleichen. Ja, sie reißen alles ab, was schon über dem Boden ist und verzehren es, denn sie wissen, daß sie nicht für sich sparen würden. „Es gibt nur einen Ausweg," meint Plinius zum Schlusse, „nämlich daß ich meine Güter nicht für Geld verpachte, sondern nach Anteilen."[2])

Aus dem Tone, in dem diese Briefe gehalten sind, geht hervor, daß derartige Verhältnisse durchaus nicht ungewöhnlich waren. Nie sagt Plinius, daß seine Pächter Tadel verdienten oder durch tüchtigere Leute ersetzt werden müßten. Er hebt im Gegenteil ausdrücklich hervor, daß man in so harten Zeiten kein Geld hereinbringen könne und daß es daher im Interesse der Grundbesitzer gelegen sei, das System der Unterpacht in Anwendung zu bringen, wobei man nur die Pächter durch Sklaven beaufsichtigen lassen müsse, die auch die Ernte zu übernehmen hätten.

In ähnlicher Weise ist auch in den Digesten von diesen Rückständen als von einer gewöhnlichen Erscheinung die Rede.[3]) In einem an Trajan gerichteten Briefe schreibt Plinius: „Continuae sterilitates cogunt me de remissionibus cogitare."[4]) Wohl ist es möglich, daß die zahlungsunfähigen Pächter, die nach

---

[1]) Epistolae, III, 19.

[2]) Ibid., IX, 37.

[3]) Digesten XIX, 2, 25 und XXXIII, 8, 20.

[4]) Epistolae, X, 24. — Über diesen ganzen Gegenstand s. „Le Colonat romain", in Fustel de Coulanges, Recherches sur quelques problèmes d'histoire.

einem solchen Systeme arbeiteten, in keiner besseren Lage waren als vorher; denn alle Leute, die bankrottiert hatten, waren sie ihren Gläubigern unbedingt ausgeliefert, sie konnten wie Sklaven verfolgt und, wenn sie flüchteten, in Ketten zurückgebracht werden. Sie waren durch eine untilgbare Schuld an das Grundstück gebunden, sie und auch ihre Nachkommen, sie mußten für immer „Coloni“ oder Leibeigene bleiben, sie gehörten als Inventarstücke zum Grund und Boden selbst. Nach der Formel des Gesetzes „wurden sie als Sklaven des Bodens betrachtet.“ [1]) Der alte Bauernsoldat war „immer tiefer gesunken, er hatte sich in Schulden verstrickt, und verlor meistens seine Freiheit.“ [2]) Eine Befreiung war unmöglich, denn die nötigen Summen konnte er niemals aufbringen. Für Lebenszeit war er an den Boden gekettet und nach ihm erbten seine Kinder mit seiner Schuld auch die Knechtschaft.

Die Gesetze, unter denen die Coloni standen, waren sehr verschieden, sie wechselten nicht nur nach den einzelnen „latifundia“, sie wurden auch von den Pächtern eines und desselben Latifundium verschieden gehandhabt. Nach allem muß ihr Schicksal recht hart gewesen sein, denn in der Kaiserzeit vermehrten sich die Leibeigenen nicht, und der Notstand der landwirtschaftlichen Arbeit nahm einen chronischen Charakter an.

Bei all dem war die Lage des colonus nicht so arg wie die der Sklaven, denn Weib und Kinder gehörten ihm zu eigen an. Die Knechtschaft zehrte am sozialen Körper wie ein böses Geschwür, und das römische Fiskalsystem schien zusammen mit dem Wuchertum darauf auszugehen, alle Menschen zu Sklaven zu machen, mit Ausnahme der Oligarchie, die die Gesetze gab.

Wir haben aus Plinius' Briefen gesehen, daß es unter Trajan ganz unmöglich geworden war, eine Pachtschuld in Geld einzutreiben. Die Ursache dieser Erscheinung war, daß, während in der Geldzirkulation eine Spannung eintrat, die Preise sanken, außerdem brachte die Ernte mit jedem Jahre weniger ein. Die Folge war, daß ein gewisser Pachtzins, der für einen Zeitraum von zehn Jahren als mäßig gelten konnte, in den

---

[1]) Codex d. Justinian, XI, 51, 1.
[2]) Fustel de Coulanges, Le colonat romain, p. 121.

folgenden zehn Jahren eine Erpressung bedeutete. Nun aber folgen die Steuern nicht den fallenden Werten; in der Tendenz der Zentralisation liegt es vielmehr, die Verwaltung kostspieliger zu gestalten. Unter Augustus langte man mit einem Kaiser aus, der einen verhältnismäßig bescheidenen Haushalt führte; im dritten Jahrhundert dagegen glaubte Diokletian, eine Reorganisation der Regierung vornehmen zu müssen, und zwar so, daß nunmehr vier Cäsaren an der Spitze des Staates standen und eine entsprechende Spezialisierung griff auch auf allen anderen Gebieten der Verwaltung Platz.

Auf diese Weise waren die Einwohner einem doppelten Drucke ausgesetzt. Je mehr Geld ihnen genommen wurde, um so tiefer sank der Preis ihrer Besitzungen und um so größer wurde die rückständige Steuerschuld, genau in der Art, wie Plinius das Anwachsen der Grundzinsrückstände schilderte. Diese Rückstände wurden von einer Generation auf die nächste, ja von Jahrhundert auf Jahrhundert übertragen; und Petronius, Valens' Schwiegervater, soll den Aufstand des Prokopius entfesselt haben, als er den seit dem Tode des Aurelian, also hunderte Jahre lang nicht gezahlten Tribut einforderte.

Das Verfahren der Eintreibung der Steuern und sonstigen Abgaben war sehr strenge. Die Tortur kam ausgiebig zur Anwendung [1]) und den säumigen Zahlern drohte die Sklaverei. Und wenn auch die Verwaltung in der Kaiserzeit eine unbestreitbar bessere war als während der Republik, die Politik der Erpressung wurde immer noch geübt. Juvenal, der um das Jahr 100 schrieb, bittet den jungen Aristokraten, der von der Regierung Besitz ergreift, „mit den armen Verbündeten Mitleid zu haben. Sonst wird man die Könige bis aufs Mark aussaugen.“ [2]) Und mag man auch das Zeugnis des Poeten verwerfen, als habe an demselben die dichterische Phantasie zu großen Anteil, so verdient doch Plinius der Jüngere stets Beachtung. Als Maximus nach Achaia entsendet wurde, schrieb Plinius ihm bei diesem Anlasse einen langen Brief, in dem er ihm gewisse Ratschläge erteilt; er erklärt, den Griechen die Scheinfreiheit zu nehmen, die man ihnen gelassen hat, wäre „durum, ferum barbarumque“, er beschwört ihn auch, er möge

---

[1]) Gibbon, Decline and Fall of the Roman Empire, ch. XVIII.
[2]) Satyra, VIII, Vers 89 u. 90.

an die alte Glanzzeit dieser Stätten denken und sie nicht um ihres gegenwärtigen Elends willen verachten.[1])

Plinius, der diese Verhältnisse am eingehendsten bespricht, erzählt ausführlich einen Senatsprozeß, in dem er zusammen mit Tacitus die Anklage vertrat. Marius Priscus, Prokonsul von Afrika, stand unter der Anklage, ein Geschenk von 300.000 Sesterzen angenommen zu haben, wofür er einen römischen Ritter verbannen und sieben seiner Freunde töten lassen sollte; ferner hatte er in einem anderen Falle 700.000 Sesterzen empfangen und dafür einen anderen Ritter foltern lassen, dann hatte er ihn zur Zwangsarbeit in den Bergwerken verurteilt und ihn schließlich erdrosseln lassen. Er wurde schuldig erkannt, und selbst seine Verteidiger wagten nur mildernde Umstände geltend zu machen; die Ausschließung aus dem Senate betrachtete man aber als eine zu schwere Strafe und es wurde ihm daher nur das Recht genommen, in Zukunft je wieder ein Amt zu bekleiden.[2])

Obgleich also selbst unter den Antoninen die offiziellen Erpressungen in den Provinzen durchaus keine Seltenheit waren,[3]) steht doch Plinius auf einem ungleich höheren moralischen Niveau als Cicero. Und gerade die Vollendung, mit der das kaiserliche Wirtschaftssystem funktionierte, erschwerte die Lage noch, denn die dem natürlichen Laufe des Handels entgegenstehenden Hindernisse wurden in diesem Systeme weggeräumt. Die industriellen Erzeugnisse wie die im Preise höchststehenden Produkte des Altertums kamen durchwegs aus den im Osten des Adriatischen Meeres gelegenen Ländern, während Italien, Gallien und Spanien beim Ackerbau blieben; und es ist eine der am sichersten feststehenden Tatsachen, daß die Luxusartikel in Rom sehr teuer, die Nahrungsmittel dagegen verhältnismäßig billig waren.[4]) Es mußte die Einfuhr an Wert die Ausfuhr übersteigen, wobei das alljährliche Defizit in Bargeld beglichen werden mußte.

Während der Republik war der Geldabfluß nicht ins Gewicht gefallen, denn mit der Kriegsbeute hatte ein unermeß-

---

[1]) Epistolae, VIII, 14.

[2]) Ibid., II, 9 und 12.

[3]) Ibid., III, 9.

[4]) Marquardt, Organisation financière chez les Romains, p. 65 et suiv.

licher Strom von Edelmetallen sich nach der Tiberstadt ergossen. Ferner wurden bis zur Schlacht bei Pharsalos die Provinzen als erobertes Land behandelt, sie waren zins- und lehenspflichtig und der Sieger konnte in ihnen schalten und walten wie er wollte. „Die Güter der Besiegten fielen", wie Gaston Boissier bemerkt, „ohne Ausnahme dem Sieger zu; man machte sich daher nicht nur keinen Skrupel daraus, ihnen zu nehmen, was man wollte, man glaubte, ihnen mit dem, was man nicht nahm, ein Geschenk zu machen..... Die Provinzen wurden also als Gebiet und Eigentum des römischen Volkes betrachtet und dementsprechend behandelt." [1])

Dank der von Augustus vorgenommenen Reorganisation entwickelte sich der Konkurrenzkampf auf einer neuen Basis. Die Epoche der Eroberung fand ein Ende und damit auch die Raubzüge der Sieger. Wenn auch in der Kaiserzeit Prokonsuln wie Marius Priscus öffentliche Gelder unterschlagen konnten, die Plünderungen in großem Stile waren doch unmöglich geworden. Nun konnten Männer wie Verres und Appius Claudius nicht mehr jene ungeheuren Summen erwerben, die nach Rom gebracht wurden und wahrscheinlich die gesamte Kriegsbeute an Wert übertrafen. Dem Ritterstand selbst erging es nicht besser wie den anderen Ständen; als ihm das Gebiet, auf dem er sich bisher betätigt hatte, verschlossen wurde, mußte er verschwinden. Wohl gab es noch Gesellschaften, denen die Einhebung gewisser Steuern oblag, aber die Publikaner konnten nicht mehr die Hand auf diese Gelder legen und seit Hadrian war ein „eques publicus" ein vom Kaiser ausgezeichneter Mann.

Die Römer waren sich über die wirkliche Lage vollständig im klaren und dieser Umschwung wurde von ihnen peinlich empfunden. In einem im Jahre 22 n. Chr. an den Senat gerichteten Schreiben geht Tiberius auf diese Verhältnisse ein. Es war im gleichen Jahre ein Reformantrag bezüglich der Luxusgesetze eingebracht worden und der Senat, der mit dieser heiklen Angelegenheit nicht gerne zu tun haben wollte, übertrug die Angelegenheit an die Exekutive. Die Antwort des Kaisers ist in mehrfacher Hinsicht interessant, eine Stelle aber in seinem Schreiben verdient besonders gewürdigt zu werden. „Wo soll man mit den Reformen beginnen, wo soll man sich zuerst

[1]) Cicéron et ses amis, 3⁰ édit., 1847, p. 334.

bemühen, die alten einfachen Sitten wieder herbeizuführen? Was soll man zuerst ins Auge fassen, die allzu großen Landhäuser, diese Scharen oder vielmehr diese Völker von Sklaven, das Gold und das Silber, diese unermeßlichen Reichtümer? oder die Kleider, die die Männer wie die Frauen ohne Unterschied tragen oder das Vorgehen der Weiber, die für Geschmeide und Juwelen unser Geld ins Ausland oder gar zum Feinde schicken?" [1])

Selbst die Dichter waren sich der Not der Zeit bewußt und sprachen ihre Gedanken fast mit der Exaktheit von Gelehrten aus. Und Properz dichtete vielleicht im gleichen Jahre, da Tiberius jenen Brief schrieb, die Elegie, in der es heißt: „Ja, ich will es aussprechen, wenn ich auch wünsche, die Zukunft möge meine Prophezeiung Lügen strafen: Die Reichtümer, auf die unsere Stadt so stolz ist, werden Rom stürzen. Das liegt klar vor aller Augen, aber niemand mag es glauben." [2])

Fünfzig Jahre später waren die Verhältnisse wahrscheinlich noch schlimmer geworden, denn Plinius der Ältere kommt wiederholt auf die arge Lage zu sprechen. Im zwölften Buche seiner Naturgeschichte zählt er die Menge der bekannten Produkte auf, Wohlgerüche, Spezereien und Juwelen, dank denen der Orienthandel immer so hohe Summen erzielte, und spricht die Ansicht aus, daß nach der niedrigsten Schätzung jährlich allein nach Arabien und nach Indien hundert Millionen Sesterzen, d. h. ungefähr 20 Millionen Francs in Bargeld ausgeführt wurden. Und für eine Zeit, wo die Seide mit Gold aufgewogen wurde, erscheint diese Schätzung durchaus nicht übertrieben — so teuer müssen wir die Vergnügungen und die Weiber bezahlen, „Tanto nobis deliciae et feminae constant!" fügte er hinzu. [3])

Auch nach Ägypten und nach den asiatischen Provinzen muß sehr viel Geld abgeflossen sein. Hadrian scheint Ägypten fast mit Eifersucht betrachtet zu haben, denn in seinem an Servianus, den Konsul, gerichteten Schreiben nennt er die Ägypter ein „unstetes und wankelmütiges Volk, das beim kleinsten Gerüchte in Aufregung gerät", und „äußerst aufrührerische, unbeständige und spottsüchtige Menschen"; dann

---

[1]) Tacitus, Annales, III, 53.
[2]) III, 13, Vers 55 u. ff.
[3]) XII, 41.

aber fügt er hinzu, ihre Hauptstadt sei „außerordentlich reich", „alles ist im Überfluß vorhanden und niemand bleibt müßig". In Ägypten gab es Glasbläsereien, man erzeugte Papiere und Leinwand. Alle Leute, selbst die Blinden und die Gichtkranken betrieben irgendein Handwerk.[1]) Die Syrer wiederum trieben sowohl Gewerbe als auch Handel. In Tyrus z. B. wurde die chinesische Rohseide verarbeitet, gefärbt und dann ins Ausland verkauft. Das Glas von Sidon und Tyrus war hochberühmt; die Aristokratie in diesen Städten bestand aus Kaufleuten und Gewerbetreibenden, „und wie später der im Orient erworbene Reichtum nach Genua und Venedig, so strömte der Handelsgewinn des Orients zurück nach Tyrus und Apameia."[2])

In den der endgültigen Konsolidation unter Augustus folgenden sechzig Jahren trat infolge des stetigen Abflusses der Edelmetalle allmählich eine Knappheit im Geldstande ein und die Preise fielen; und als erste Folge dieser Spannung trat, wie es scheint, im Jahre 33 n. Chr. eine finanzielle Krisis ein. Wahrscheinlich hatte schon das Sinken der Lebensmittelpreise den Schuldnern die Einhaltung ihrer Verpflichtungen erschwert, denn Tacitus erwähnt bei Besprechung dieser Frage, daß die große Plage Roms stets der Wucher war und daß knapp vor der Panik ein gegen die Geldleiher gerichteter Aufruhr ausgebrochen war, weil man die Durchführung des Zinsgesetzes erzwingen wollte. Da nun die meisten Senatoren den Wucher in großem Maßstabe betrieben, wandten sie sich um Hilfe an Tiberius, der sozusagen das Verfahren einstellen ließ. Kaum fühlten sich die Kapitalisten geborgen, so gingen sie daran, Rache zu nehmen. Alle Schulden wurden eingefordert, jeder Vergleich wurde zurückgewiesen und die Güter der Hypothekenschuldner ohne Rücksicht verkauft. „Daher die große Geldknappheit, . . . infolge der vielen Verurteilungen und Konfiskationen war viel gemünztes Geld dem Fiskus und dem kaiserlichen Schatze zugeflossen und dieses Geld war der Zirkulation vorenthalten. Außerdem wurde durch einen Senatsbeschluß den Gläubigern anbefohlen, zwei Dritteile ihrer Schuldforderungen in italienischen Grundstücken anzulegen; sie aber forderten die ganze

[1]) Vopiscus, Firmus, Saturninus, Proculus et Bonosus, VIII.
[2]) Mommsen, Bd. V, S. 468.

Schuld und unter dem Zwange der öffentlichen Meinung konnten die Schuldner sich ihren Verpflichtungen nicht entziehen.... Es trat aber keine Änderung zum Besseren ein. Die Lage wurde nur noch schlimmer, denn die Reichen hielten ihr Geld beisammen, um billige Angebote zu erhalten. Infolge der vielen Verkäufe fiel der Preis, und je größere Schulden einer hatte, um so schwieriger war es für ihn, einen Käufer zu finden. Viele Leute büßten ihr ganzes Vermögen ein und dessen Verlust hatte bald auch den Verlust der sozialen Stellung und des ehrlichen Namens zur Folge." [1]) Die Panik legte sich zwar, aber die Geldknappheit hielt an und kam fünfundzwanzig Jahre später in einer Verschlechterung der Münze zum Ausdruck. Seit den punischen Kriegen, ungefähr zweihundertundfünfzig Jahre lang, blieb der Silberdenarius, der etwa 85 Centimes im Werte entsprach, die römische Münzeinheit, und er bewahrte seine Reinheit und sein Gewicht bis auf Nero, unter dem er um $^1/_{84}$ bis $^1/_{96}$ eines Pfundes Silber verlor, indem das reine Metall mit $^1/_{10}$ Kupfer legiert wurde. Unter Trajan, um 100 n. Chr., betrug der Zusatz sogar 20 Prozent; unter Septimius Severus, hundert Jahre später, war die Legierung auf 50 bis 60 % gestiegen, und im Jahre 220, unter Heliogabal, war die Münze zu einer minderwertigen Metallmarke ausgeartet, die von der Regierung nicht anerkannt wurde. [2])

Ähnlich lagen die Verhältnisse beim Golde. Der Aureus behielt wohl seine Feinheit, verlor aber fortwährend bis zur Regierungszeit Konstantins an Gewicht. Man kann fünf Perioden unterscheiden; unter Augustus wurden aus einem römischen Pfund Goldes 40 Stück solcher Münzen geprägt, unter Nero 45, unter Caracalla schon 50, unter Diokletian 60, unter Konstatin 72. Nach Konstantin erfolgten die Zahlungen „in Goldmünzen vom gesetzlich vorgeschriebenen Gewicht oder auch in nicht gemünztem Golde, aber nur vom vorgeschriebenen Feingehalt; dann wurde das nichtgemünzte Gold ebenso behandelt wie das gemünzte und an dessen Statt zum gleichen Werte angenommen." [3])

---

[1]) Tacitus, Annales, VI, 16, 17.

[2]) Mommsen, Geschichte des römischen Münzwesens, 1860. S. 696, 757 und 796.

[3]) J. Sabatier, „Description générale des monnaies byzantines frappées sous les empereurs d'Orient," 1862, t. I, p. 51—52.

Die Nichtanerkennung des Denarius war ein tatsächlicher Bankrott und die finanzielle Lage erfuhr keine Besserung, solange die Verwaltung ihren Sitz in Rom hatte. Es legt dies den Schluß nahe, daß um die Mitte des dritten Jahrhunderts Italien den in den Kriegen eroberten Metallschatz verloren hatte, indem derselbe allmählich zum finanziellen Zentrum zurückströmte. Und die Geschichte bestätigt diese Annahme. Die Wanderungen Diokletians lassen den Schluß zu, daß nach dem Jahre 250 Rom seine Stellung als politisches sowohl wie auch als kommerzielles Zentrum der Welt einbüßte.

Unstreitig muß Diokletian im Geschäftszentrum gelebt und ein sehr tätiges Leben geführt haben, da es ihm gelang, von der Sklaverei sich bis zum Trone emporzuschwingen. Und doch ist Gibbon der Ansicht, daß er erst nach zwanzigjähriger Regierung nach Rom kam, erst dann, als er dort seinen Triumph feiern wollte. Als er zum Kaiser ausgerufen wurde, nahm er statt in Italien in Nikodemien, an der Propontis, Residenz, wo er bis zu seiner Abdankung im Jahre 305 lebte. Er folgte hiebei offenbar nicht einer persönlichen Neigung, da ja seine Nachfolger seine Politik fortsetzten. Alles deutet vielmehr darauf hin, daß sie alle jener unwiderstehlichen Kraft gehorchten, die die Anlage des ökonomischen Zentrums der Welt am Bosporus forderte. In der Politik Konstantins kam diese Kraft entschieden zum Ausdruck, da er ja unter ihrem Einflusse nicht nur seinem Leben eine neue Richtung gab, sondern sich auch an die gigantische Aufgabe der Erbauung von Konstantinopel wagte.

Konstantin wurde im Jahre 306 in Britannien zum Kaiser ausgerufen, als er erst zweiunddreißig Jahre alt war. Sechs Jahre darauf schlug er Maxentius und regierte allein das westliche Reich bis zu seinem Kriege mit Licinius, den er im Jahre 323 gefangennahm und töten ließ. Dann kehrte er, — er stand damals im fünfzigsten Lebensjahr, — nach fast zwanzig Jahren wieder in den Orient zurück, und das erste, was er tat, war, Byzanz, eine Nikomedien fast gegenüberliegende Stadt, zur Hauptstadt zu wählen.

Nun kann man die Folge der Ereignisse klar erkennen. Fast unmittelbar nach dem Bankrott der römischen Regierung zogen die Vertreter der Verwaltung aus der Stadt und strebten der europäisch-asiatischen Grenze zu. Nach vierzigjährigem Su-

chen und Tasten ließen sie sich daselbst endgültig im wirklichen Handelszentrum nieder und mehr als acht Jahrhunderte blieb Konstantinopel das ökonomische Zentrum der Erde.

Zu ähnlichen Schlüssen gelangt man bei Betrachtung der Schwankungen in der Geldzirkulation. In Rom konnte wegen der eingetretenen Rückströmung die Münze nicht in ihrem Werte und Gewichte erhalten werden. Als an einem Punkte des Bosporus das politische und das ökonomische Zentrum zusammentrafen, hörte die Entwertung auf und der Aureus fiel nicht länger.

Indessen war das alte Silbergeld längst schon vom Staate verworfen worden, und wenn auch Diokletian in dem bekannten Edikte davon spricht, daß die Preise, in minderwertigen Metalldenaren berechnet, um das Neunfache gestiegen waren, so steht doch fest, daß die Kaufkraft des reinen Goldes und Silbers in allen westlichen Provinzen sehr zugenommen hatte. Doch die Entwicklung war noch nicht zu Ende. Es scheint ein Naturgesetz zu sein, daß, wenn die soziale Entwicklung eine gewisse Grenze erreicht und das Kapital sich in hinlänglichem Maße angesammelt hat, die Klasse, die infolge ihrer besonderen Veranlagung dieses Geld gesammelt hat, nun trachten wird, den Wert ihres Besitzes mit Hilfe der Gesetzgebung zu steigern. Am leichtesten ist dieser Zweck durch Reduktion der kursierenden Geldmenge zu erreichen, die das gesetzliche Zahlungsmittel darstellt. Denn das in Umlauf befindliche Geld wird im Verhältnisse seines verringerten Volumens an Kaufkraft gewinnen, und die Wucherer in Konstantinopel, die dies intuitiv erkannten, suchten die Zirkulation des Reiches bis an die äußerste Grenze zu spannen. Nach dem Bankrott unter Heliogabal mußten die Zahlungen in gewogenem Golde erfolgen und je kleiner die vorhandene Goldmenge war, um so höher mußte ihr Wert steigen. Aurelian erließ ein Dekret, durch das die Verwendung des Goldes in der Kunst eingeschränkt wurde; und wenn auch mehr als hinreichend Gründe vorhanden sind, aus denen man auf die erhöhte Kaufkraft des Silbers schließen kann, so stieg doch der Wert des Goldes noch viel stärker. Obgleich und jede Statistik fehlt, aus der wir mit eigener Exaktheit die Werterhöhung des Silbers in bezug auf die Lebensmittel feststellen könnten, so ist uns doch das relative Verhältnis der Edel-

metalle in den verschiedenen Epochen bekannt, und es scheint, daß der Wert des Goldes in der Zeit von Cäsar bis Romulus Augustulus um das Doppelte gestiegen ist.

Das Wertverhältnis des Goldes zum Silber war:

| | |
|---|---|
| 47 v. Chr. . . . . . . . . . . . . . . . . . . | 1 : 8·9 |
| 1 v. Chr. während der ersten Regierungszeit Augustus . . . . . . . . . . . . . . . . . | 1 : 9·375 |
| 110—200 von Hadrian bis Septimius Severus . | 1 : 9—10 |
| 310 unter Konstantin . . . . . . . . . . . . | 1 : 12·50—14 |
| 450 unter Theodosius II. . . . . . . . . . . | 1 : 18 |

Da das Gold allein als gesetzliches Zahlungsmittel anerkannt war, so bedeutet dieses veränderte Verhältnis, daß während der Entwicklung des weströmischen Reiches eine mindestens 5 %ige Entwertung der Güter im Verhältnis zur Schuld eingetreten war, wobei wir die Zunahme des Silberwertes gar nicht berücksichtigen, die so beträchtlich war, daß der Staat den Denarius nicht mehr halten konnte. [1])

Jeder Widerstand gegen die Macht des zentralisierten Reichtums war vergeblich. Der von Aurelian unternommene Versuch einer Münzreform soll einen Aufstand verursacht haben, in dem der Kaiser siebentausend Mann verlor. Und wenn auch Probus seine Politik fortsetzte und Diokletian beide Metalle wieder im gesetzmäßigen Verhältnis ausprägen ließ, so stand doch die Expansion in so entschiedenem Gegensatze zu den Interessen der Kapitalistenklasse, daß man etwa um das Jahr 362 das Silber endgültig fallen ließ, und das Gold wurde als das einzige gesetzliche Zahlungsmittel anerkannt. [2]) Außerdem schützten sich die Wucherer gegen jedes etwa mögliche Münzmanöver, indem sie es durchsetzten, daß der Solidus nur unter Berücksichtigung des Gewichtes zur Zahlung verwendet werden konnte; sie behielten sich also das Recht vor, jeden Goldsolidus zurückzuweisen, der weniger als $^1/_{72}$ eines Pfundes Metall vom gesetzmäßigen Feingehalt enthielt. [3])

So wurde also zu einer Zeit, wo infolge der Erschöpfung der Bergwerke ein Defizit in den jährlichen Metallzuflüssen eintrat, das alte im Umlauf befindliche Geld in zwei Hälften geteilt;

[1]) J. Sabatier, Monnaies byzantines, t. I, p. 50.
[2]) Mommsen, Geschichte des römischen Münzwesens, S. 837.
[3]) J. Sabatier, Monnaies byzantines, t. I, p. 51—52.

die eine Hälfte wurde ganz verworfen, während die andere nur im Normalgewichte zur Zahlung verwendet werden konnte, so daß der Schuldner für den durch Beschneidung und Abschleifung verursachten Verlust aufzukommen hatte. Diese starke Spannung hatte einen Preissturz im Gefolge, und es scheint, daß die Preise auch weiterhin eine sinkende Tendenz zeigten. Wenn aber der Marktpreis der Ackerbauprodukte längere Zeit hindurch sinkt, können die Landwirte nur schwer den Grundzins in Geld erlegen, weil sich beim Verkaufe der Ernten mit jedem Jahre ein größeres Defizit ergibt und schließlich ein Augenblick kommt, wo der Bankrott unvermeidlich ist.

Der schwächere Typus mußte dem stärkeren das Feld räumen; der Geldleiher vernichtete den Landmann, der Bauernsoldat starb aus, und die Anwesen, die sich einst blühenden Wohlstandes erfreut hatten, lagen nun verödet da. „Die fruchtbare, glückliche Provinz Campanien", sagt Gibbon,... „erstreckte sich vom Meere bis zu den Apenninen, vom Tiber bis zum Silarus. Sechzig Jahre nach dem Tode Konstantins sah man sich nach ernstlicher Prüfung der Lage genötigt, 330.000 englische Morgen Landes, das verödet und unbebaut war, das heißt also ein Achtel der ganzen Provinz, von der Steuer zu befreien." [1])

Die letzten Feldzüge an den Rhein und an die Donau waren eigentlich nichts anderes als Sklavenjagden allergrößten Stiles. Probus brachte von den Germanen 16.000 Mann mit, „die tapfersten und stärksten Jünglinge", die dann in Gruppen von fünfzig bis sechzig Mann in die Legionen eingereiht wurden. „Man mußte zu solchen Auskunftsmitteln greifen... Denn da immer weniger Ehen geschlossen wurden und der Ackerbau gänzlich darniederlag, wurde die Volksvermehrung in ihrem Prinzipe selbst beeinträchtigt; es wurde nicht nur die lebende Generation geschwächt, auch die Hoffnung der künftigen Generationen wurde im Keime erstickt." [2])

Weit beträchtlicher noch war der Zuzug an ländlicher Arbeitskraft. In einer einzigen thrazischen Kolonie siedelte

---

[1]) History of the Decline and Fall of the Roman Empire, chap. XVII.

[2]) Ibid., chap. XII.

Probus 100.000 Bastarner an und Constantius Chlorus soll Gallien zu neuer Blüte erhoben haben, indem er unter die Grundbesitzer Sklaven verteilte. Im Jahre 370 wurden Alemannen in großer Zahl im Po-Tale als Kolonisten angesiedelt, und es gab im Reiche große Landstriche, in denen barbarische Ortschaften bestanden, wo die barbarische Sprache sowie die einheimischen Sitten fortlebten.

Wahrscheinlich kam keiner von diesen Germanen als freier Mann ins Land. Gewiß waren unter ihnen viele Gefangene, die als Sklaven verkauft worden waren, aber die meisten dürften Knechte gewesen sein. Es geschah häufig, daß die Männer eines Stammes, der sehr vom Feinde bedrängt war, um die Erlaubnis ansuchten, die Grenze zu überschreiten und sich im Lande als Zinspflichtige, das heißt als Coloni anzusiedeln. Bei einer solchen Gelegenheit wäre Constantius II. beinahe ermordet worden. Ein Trupp Limiganten, der sich allzuweit vorgewagt hatte, ergab sich und bat um die Zuweisung von Ländereien in irgendeiner Gegend, wenn sie nur Schutz vor ihren Feinden fänden. Der Kaiser war über diese neuen Ackerleute, die er für sein Land erwarb, so erfreut, daß er gar keine Rekruten von ihnen forderte. Als er unter sie trat, um die Huldigung entgegenzunehmen, griffen ihn die Barbaren, die ihn allein sahen, an und nur mit Mühe konnte er sich in Sicherheit bringen. Dann stürzten sich seine Truppen auf die Germanen und hieben sie bis auf den letzten Mann nieder.

Diese stetige Einwanderung änderte allmählich den Charakter der ländlichen Bevölkerung, und eine ähnliche Erscheinung trat auch in der Armee ein. Schon seit Cäsar lieferte Italien keine Truppen mehr, die Legionen wurden vornehmlich in Gallien ausgehoben, und als die eingeborenen Landleute, die immer mehr in die Knechtschaft oder in die Sklaverei gerieten, schließlich ganz verschwanden, zog man die Rekruten aus den Ländern jenseits der Reichsgrenzen. Zuerst wurden sie einzeln ausgehoben, dann nach Stämmen und Nationen; als Aetius Attila bei Chalons i. J. 450 besiegte, wurde die Schlacht von den Westgoten ausgefochten, an deren Spitze Theodorich stand, und die Ausrüstung der Römer wie der Hunnen war so ähnlich, daß die in Reihen aufgestellten Heere „ein Bild des Bürgerkrieges boten.“

Diese Metamorphose bedeutete eine gänzliche Vernich-

tung des kriegerischen Typus und sie griff auf alle Schichten der Bevölkerung über. Rom brachte keine Soldaten mehr hervor und auch keine Führer. Nach dem ersten Jahrhundert trat dies klar zutage. Trajan war ein Spanier, Septimius Severus ein Afrikaner, Aurelian ein illyrischer Bauer, Diokletian ein dalmatischer Sklave, Constantius Chlorus ein vornehmer Dardanier, und der Sohn Constantius und einer Dazierin war der große Konstantin.

Alle diese Männer vereinigten in sich gewisse Eigenschaften, dank denen sie sich als wirkliches Haupt der bewaffneten Macht bewährten, dank denen sie auch an die Spitze jener Bureaukratie treten konnten, die die Interessen der Kapitalisten vertrat. Den Typus erreichte diese Gattung in Septimius Severus; niemand hat diesen Herrscher besser charakterisiert als Macchiavelli, der von ihm sagt, daß er die Wildheit des Löwen mit der Schlauheit des Fuchses verband.

Als schließlich der Kern der Gesellschaft, der Sitz der Energie ausschließlich aus jenen begünstigten Familien bestand, die imstande waren, Reichtümer zu erwerben und zu übertragen, konnte sich auch jene berühmte Bureaukratie entwickeln, die der Armee ihren Stempel aufdrückte, die die Gesetze gab und handhabte. Diese kapitalistische Klasse ist vielleicht von keinem zweiten Historiker so nach ihrem inneren Wesen erkannt und gewürdigt worden wie von Fustel de Coulanges.

„Die Aristokratenklasse", sagt er, „besaß den Boden, den Reichtum, die hervorragendste Stellung, die Bildung und gewöhnlich auch ein gewisses moralisches Niveau. Was ihr aber fehlte, war die Fähigkeit, zu kämpfen und zu kommandieren. Sie entfremdete sich dem Militärdienste, ja sie verachtete ihn. Es ist charakteristisch für diese Gesellschaft, daß sie die Zivilämter nicht etwa dem Dienste in der Armee gleichstellte, sondern daß sie sie viel höher stellte. Der Beruf des Arztes, des Lehrers, des Advokaten stand in hohem Ansehen, der Beruf des Soldaten erfreute sich keiner Schätzung, und man überließ ihn den niederen Ständen." [1])

Diese Spezialisierung der Typen trat immer schärfer hervor, bis — kurz vor der Thronbesteigung Diokletians — die herrschende Geistesrichtung ihren Ausdruck auch in den Gesetzen

[1]) L'invasion germanique, p. 223.





fand. Die Senatoren wurden vom Heeresdienste ausgeschlossen, und in dieser Periode nahm die Armee den entschiedenen Charakter eines bezahlten Werkzeuges an, das von der kapitalistischen Macht, der Schöpferin dieses Werkzeuges, gänzlich getrennt war. Wohl war es bei der Gefahr, die von den andrängenden Barbaren drohte, nötig, daß der Truppenführer das nominelle Staatsoberhaupt blieb, aber die Aristokratie sorgte dafür, daß der Soldat, den sie wählte, ein gefügiges Werkzeug in ihren Händen war. Die Krone wurde niemals erblich, und die allzu kriegerischen Feldherren wurden einfach beseitigt. So kamen viele berühmte Heerführer um. Stilicho und Aetius wurden ermordet und während der ganzen Epoche bis zum Untergange des östlichen Reiches wiederholte sich immer dasselbe Spiel.

So hatte der unbarmherzige ökonomische Wettkampf, der unter der pax romana möglich wurde, zur Folge, daß die alte, vom Ackerbau lebende Klasse unterging und daß die Armee zu einem Werkzeug in der Hand des organisierten Kapitales wurde; aber auch im Bürgerstande zeigten sich nicht weniger tiefgehende Änderungen als in der Klasse der Landleute und in der Armee.

Infolge des Emporkommens und der schließlichen Übermacht des ökonomischen Typus erfuhren alle sozialen Verhältnisse, auch die Familie und die Armee, eine einschneidende Änderung, und die neue Geistesrichtung hinterließ in der Literatur, in der Architektur und in der Religion unauslöschbare Spuren. In dem allmächtigen Polizeistaate fand der persönliche Mut keine Gelegenheit zur Betätigung. Die Familie verlor den Charakter der früheren Einheit, die zum Zwecke der persönlichen Verteidigung gebildet worden war und wurde zu einer Geschäftsverbindung; die Ehe nahm die Form eines beliebig von beiden Parteien zu lösenden Kontraktes an und da sie eine Ausgabe bedeutete und Kosten verursachte, wurden weniger Ehen geschlossen. Die Römer waren sich dieser Lage klar bewußt, und Augustus hielt es ihnen zornig vor, daß die Unfruchtbarkeit das Land den Barbaren ausliefern würde. Die Römer wußten das und waren bemüht, das drohende Schicksal abzuwenden. Und ihr ohnmächtiges Ankämpfen gegen den Willen der Natur ist eines der ergreifendsten Schauspiele der Geschichte. Mit dem Beginne der christlichen Ära etwa trat der Staat selbst dem Probleme näher.

Im Jahre 3 n. Chr. dürfte der Kaiser das erste Gesetz zur Förderung der Eheschließung durchgesetzt haben, und als dieses Gesetz sich als unwirksam erwies, wurde es im Jahre 9 durch die berühmte lex Julia und Papia Poppea ergänzt. Im Frühling bei den Spielen verlangten die Ritter die Abschaffung dieser Gesetze; da berief Augustus sie auf das Forum und hielt vor ihnen die bekannte Rede, die in ihrer Heftigkeit heute fast unglaubwürdig klingt. Die ehelos Lebenden, sagte er, seien die ärgsten Verbrecher, gottlose Mörder ihres eigenen Volkes, Räubern und wilden Tieren seien sie zu vergleichen. Ob die Equites erwarten, daß, wie in der Sage, aus dem Boden neue Männer emporwachsen würden? Mit Bitterkeit wies er darauf hin, daß, während der Staat viele Sklaven freilassen mußte, um nur die Zahl der Bürger zu erhalten, die Söhne der Marcier und der Fabier, des valerischen und des julischen Geschlechtes es zuließen, daß ihr Name von der Erde verschwinde. [1])

Es nützte nichts, daß die Ehelosigkeit fast zu einem Verbrechen gestempelt wurde, daß den Ehelosen die Erbfähigkeit abgesprochen wurde, während man andererseits den Familienvätern die verschiedensten Begünstigungen in Aussicht stellte, indem man sie bei der Verleihung der öffentlichen Ämter bevorzugte, indem man ihnen sogar bei den Spielen die besten Plätze gab. Denn, wie Tacitus sagt, „es wurden darum nicht mehr Ehen eingegangen und es kamen auch nicht mehr Kinder zur Welt, denn an der Ehelosigkeit war viel mehr zu gewinnen.“[2])
Das einzige Resultat war, daß das Angeberunwesen überhand nahm und daß die Advokaten neue Kniffe ersannen. [3])

Als der Reichtum zur Quelle der Macht wurde, konnte die Frau die gleiche Macht besitzen wie der Mann, und so kam ihre Emanzipazion zustande. Die Scheidung war leicht zu erwirken, und darum erschien die Frau im Ehekontrakt dem Manne gleichgestellt. Sie durfte über ihre eigenen Güter verfügen, weil

---

[1]) Dio Cassius, LVI, 5—8.

[2]) Annales, III, 25.

[3]) Ibid., III, 18. — In der lateinischen Literatur finden sich zahllose Anspielungen auf diese berühmten Gesetze. Tacitus, Plinius d. J., Juvenal und Martial kommen immer wieder auf sie zu sprechen. Auch die römischen Rechtsgelehrten kommentieren vielfach diese Gesetze.

sie sie verteidigen konnte, und da sie die Macht hatte, konnte sie auch politische Privilegien ausüben. Im dritten Jahrhundert saßen Frauen wie Julia Domna, Julia Mamaea und Soaemias im Senate und lenkten die ganze Verwaltung.

Bei der Entwicklung dieser zentralisierten Gesellschaft ging die Natur ebenso logisch vor wie bei jedem ihrer Werke. Als die Macht jene Phase erreichte, wo sie ausschließlich im Gelde ihren Ausdruck fand, erhob sich die regierende Klasse zur Macht, nicht weil sie sich durch Mut oder durch Beredsamkeit auszeichnete, nicht weil sie ein gottgefälliges Leben führte, weil sie gebildet oder künstlerisch veranlagt war, sondern einzig und allein darum, weil sie die Fähigkeit besaß, Reichtümer zu erwerben und zu bewahren. Solange die Unterdrückten genug Lebenskraft besaßen, um Produkte für die Oligarchie zu liefern, war diese unbesieglich, und noch lange nach dem Untergange der eingeborenen gallischen und italischen ländlichen Bevölkerung wurde der sterbenden Zivilisation durch das von den zäheren Rassen zufließende Blut neues Leben eingeflößt.

Die Schwäche der kapitalistischen Klasse lag gerade in ihrer Macht selbst, denn sie vernichtete nicht nur den Produzenten, — da ihre Energie nur auf den Erwerb gerichtet war, pflanzte sie sich auch nicht mehr fort. Trotzdem der Staat die Ehe förmlich als eine Pflichtschuld betrachtete, starben die reichsten Familien aus. Während der Regierung Augustus' waren die Patriziergeschlechter bis auf fünfzig erloschen, und später schien der Kaiser der allgemeine Alleinerbe werden zu sollen, denn er erbte das Vermögen all derer, die kinderlos starben.

Selbst die barbarische ländliche Bevölkerung konnte den drückenden Verhältnissen nicht standhalten. Der Ansiedler pflanzte sich nicht mehr fort, der Stand der Bevölkerung nahm ab und die Quellen des Reichtums versiegten. Bald reichten die Staatseinkünfte nicht mehr zur Erhaltung der bewaffneten Macht aus, und die Existenz dieser Gesellschaft beruhte doch allein auf einer starken Armee. Die sich auf allen Gebieten gleichmäßig äußernde Konzentration rief überall analoge Erscheinungen hervor, in den Familienverhältnissen wie in der Kunst, in der Religion und in der Literatur. Als zum Beispiel die Geldknappheit jenen Punkt erreichte, wo eine Verschlechterung des Geldes eintrat, wuchs, wie dies immer

der Fall ist, aus dem zentralisierten Reichtum der Sozialismus empor.

Denn das Christentum hatte in seinen Anfängen einen fast rein sozialistischen Charakter, und die Sekte der Christen war so klein, daß die Behörden unter Nero erst auf sie aufmerksam wurden, als infolge des steigenden Geldwertes der Denarius an Gewicht verlor. Wie furchtbar diese Bewegung den Machthabern erscheinen mußte, geht aus den grausamen Unterdrückungsmaßregeln hervor; in keiner Epoche war man gegen die Mißvergnügten, in welcher Form immer auch die entsprechende Bewegung auftrat, so grausam eingeschritten.

Die Ursache dieser Angst ist naheliegend. Eine Glaubensform, deren wesentlicher Grundsatz die Gütergemeinschaft war, mußte eine Gesellschaft, die auf das Überleben der Erwerbfähigsten begründet war, in ihrem empfindlichsten Punkte treffen. Und umgekehrt, je vollkommener eine solche Gesellschaft funktionierte, um so größer war die Masse, die aus diesem Mechanismus ausgeworfen wurde; der Zündstoff häufte sich überall an, in den kleinsten Winkeln und Hütten der ungeheuren plutokratischen Metropole, und er brauchte nur einen Funken, um aufzuflammen. Dreihundert Jahre früher gab es keinen solchen Zündstoff; man hätte damals das Christentum predigen können, es hätte doch keinen Sozialismus gegeben und man hätte die Christen nicht so grausam verfolgt. Die Bauern, die für Licinius stimmten, die von den besiegten Patriziern die kleinen Ländereien erzwangen und auf ihnen ein Geschlecht großzogen, das die Welt unterwarf und verwüstete, sie hätten der Lehre von der Ungerechtigkeit des Privateigentums kaum Gehör geschenkt.

Einen ähnlichen Entwicklungsprozeß kann man auf dem Gebiete der Kunst verfolgen. Als der ökonomische Geist überall triumphierte und die Quellen des Lebens verstopfte, setzte er auch den Kanon der Kunst fest, indem er den Widerspenstigen den Markt sperrte; man kann daher einen langsamen, aber unaufhörlich fortschreitenden Verfall in der Feinheit der Empfindungen konstatieren. Der kritische Sinn starb gänzlich aus. Die stereotyp gewordenen künstlerischen Ausdrucksformen entarteten. Der Triumphbogen des vierten Jahrhunderts unterschied sich nur wenig von den entsprechenden Vorbildern des ersten Jahrhunderts, doch wies er diesen gegenüber eine be-

deutende Vergröberung auf. Betrachtet man eine Reihe von Kaiserbüsten oder eine chronologisch geordnete römische Münzensammlung, so springt die Entartung des Typus gleichfalls in die Augen. Nach demselben unerbittlichen Gesetze trat an die Stelle feinempfindender Phantasie und glühender Einbildungskraft ein erschreckender Realismus. „Die alten vornehmen Formen des antiken Theaters," sagt Gaston Boissier, „die Komödie und die Tragödie, erschienen schal, verlieh ihnen nicht ein brutaler Realismus eine schärfere Würze. Damit das Publikum dem Drama des Herkules auf dem Berge Öta einiges Interesse abgewinne, mußte zum Schlusse der Held auf einem wirklichen Scheiterhaufen verbrannt werden; selbst den Mimen Laureolus mochte man nur leiden..., wenn die Hauptperson wirklich ans Kreuz geschlagen wurde und man ihre Agonie genießen konnte." [1])

Besser jedoch als in der Kunst, den Gesetzen und Glaubensformen lassen sich die geistigen Strömungen der Kaiserzeit vielleicht in der Literatur verfolgen, denn die Bücher können überall und von jedermann gelesen werden. Von den Zeiten Augustus' angefangen behandelten Dichter wie Philosophen, Historiker, Satiriker und ökonomische Schriftsteller das Problem der Zentralisation, jeder von seinem Standpunkte aus und entsprechend seinem Temperament. Horaz und Properz, Juvenal, Lucian, Tacitus, Quintilian, Petronius, die beiden Plinius und Seneca, sie alle sprachen über diesen Gegenstand. Die Künstler waren empört, die Dichter seufzten, die Satiriker spotteten, die Philosophen klagten, während manche Andere, scharfsinnige Geister wie Tacitus sich zynisch in das Unvermeidliche fügten; aber darin waren sie alle einig, daß ihre Zivilisation im Reichtum verfaulte.

Es gibt vielleicht in der ganzen klassischen Literatur keinen berühmteren Vers als jenen, in dem Juvenal die drückende Last der Armut schildert.

Haud facile emergunt, quorum virtutibus obstat
Res angusta domi.[2])

Und doch bleibt Juvenal in seinen Schmähungen weit hinter dem verbitterten Plinius zurück, der über den Ver-

[1]) La fin du paganisme, 2° édit., t. I, p. 355.
[2]) Satyra III, Vers 164—165.

fall der Künste klagt und meint, in Rom blühe nur eine Kunst, nämlich die Habsucht. „Das Reich ist zu groß, wir haben zu viele Reichtümer, und das ist das Unglück der späteren Zeit geworden. Seitdem man bei der Wahl der Senatoren nur ihren Reichtum berücksichtigt, seitdem man die Richter wegen ihres Vermögens ernennt, seitdem das einzige Verdienst der Feldherren und der höchsten Würdenträger der Reichtum ist;.... seitdem man nur einen Genuß kennt, möglichst viel zu besitzen, ist alles, was das Leben ziert, ehrlos geworden; und sowie der Tugend begegnet man auch allen Künsten mit Verachtung, und nur mit knechtischer Gesinnung kann man emporkommen.“ [1])

Horaz, der der früheren Generation entstammte, erblickte in dem zunehmenden Materialismus seiner Zeit das Ende der Poesie.

„Den Griechen, die nur nach Ruhm strebten, verlieh die Muse das Genie, die Gabe, ihre Gedanken in schwellende Perioden zu formen. Was aber lernt die römische Jugend? Sie lernt, wie man in langwierigen Rechnungen ein Ass in hundert Teile teilt. — ‚Antworte, Sohn des Albinus! wenn man von fünf Unzen eine wegnimmt, wieviel bleibt dir?‘ — ‚Nun, ein drittel Pfund!‘ — ‚Sehr gut! du wirst dein Vermögen immer zu bewahren wissen. Nun füge ich noch eine Unze hinzu; wieviel hast du dann?‘ — ‚Ein halbes Pfund.‘ — Und wenn die Geldgier den Geist wie ein böser Rost zerfressen hat, dann werden uns kaum mehr Verse erblühen, die würdig sind, mit Zedernöl parfümiert und in Zypressentäfelchen aufbewahrt zu werden!“ [2])

Auf dieselben Ursachen führten die Rhetoren den Verfall der Beredsamkeit zurück, und in dem Tacitus zugeschriebenen Dialoge „De Oratoribus“ findet sich folgende interessante Stelle: „In unserer verderbten Zeit ist die Beredsamkeit zu einer Mordwaffe geworden, zu einem Werkzeug, mit dem man raubt und mordet.“ [3]) Petronius, der von dem Verfall der Phantasie und der Einbildungskraft wie von einer anerkannten Tatsache spricht, betont, daß ein reiner, edler Stil in einer ökonomischen Gesellschaft unmöglich sei.

---

[1]) Naturalis Historia, XIV, I.
[2]) Ad Pisonem, Vers 325 u. ff.
[3]) De Oratoribus, XII.

„Diese Erzählung interessierte mich," berichtet der Held des Buches, „und ich befragte den Greis, der soviel gesehen hatte, über das Alter dieser Bilder ... ich fragte ihn auch nach der Ursache des gegenwärtigen Verfalles der schönen Künste, vor allem der Malerei, die gar keine Spuren zurückgelassen hat." — „Die Liebe zum Reichtum", antwortete er mir, „ist die Ursache dieses Umschwungs." Dann spricht Petronius von Lysippos, der Hungers starb und nur ein Ziel hatte, die Linien einer Statue zur höchsten Vollendung zu bringen, und von Myron, der keinen Erben fand, und fährt dann fort: „Wer tritt heute in einen Tempel, wer legt heute ein Gelübde ab, um die Beredsamkeit zu erlangen oder um zu den Quellen der Philosophie vorzudringen? Man bittet die Götter nicht einmal mehr um Gesundheit. Der eine gelobt vor dem kapitolinischen Tempel, ehe er noch über die Schwelle schreitet, eine Opfergabe, wenn ein reicher Verwandter stirbt, der andere, wenn er einen Schatz entdecken, ein dritter, wenn er bei Lebzeiten 30 Millionen Sesterzen erwerben würde. Selbst der Senat, der über Gut und Böse entscheidet, pflegt dem Juppiter tausend Pfund Goldes zu versprechen; er muß das allgemeine Streben nach Gold ermutigen, wenn er sich Juppiters Gunst mit Gold zu erkaufen sucht. Wundere dich darum nicht über den Verfall der Malerei, denn ein Barren Goldes dünkt den Göttern und den Menschen schöner als die Meisterwerke des Apelles und des Phidias, ja als alle Werke der närrischen Griechen." [1])

In demselben Geiste beginnt Plinius der Ältere seine Besprechung der schönen Künste; er leitet sie mit der Bemerkung ein, daß in seiner Zeit „die Farbe vom Marmor und sogar vom Golde gänzlich verdrängt worden ist." [2])

Lucian, der um ein Jahrhundert später lebte, spottet über die kapitalistische Gesellschaft jener Epoche. In seinen „Totengesprächen" stellt er den Unterschied zwischen den Toten seiner Epoche und denen der heroischen Zeiten dar. Als Merkur den Charon um Begleichung der Rechnungen bittet, bedauert dieser, seinen Verpflichtungen nicht nachkommen zu können, da es ihm an Geld mangle; es sei jetzt Friede in der Welt, und nur wenige stiegen zu seinem Nachen hinab. Darauf entgegnet

---

[1]) Satyricon, LXXXVIII.
[2]) Naturalis Historia, XXXV, 1.

Merkur: „Das ist sehr schön, wenn du auch deine Schuld nicht bezahlen kannst. Du erinnerst dich wohl noch, o Charon, was für Tote einst zu uns hinabkamen, kräftige, mutige Gestalten, mit Blut und mit Wunden bedeckt. Jetzt kommen nur Greise, die von ihren Söhnen oder von ihren Frauen vergiftet sind, arme Teufel, die an der Wassersucht gestorben sind, mit geschwollenen Beinen und aufgedunsenen Bäuchen, die zu gut gelebt haben, alle bleich und abgezehrt; die können sich mit unseren alten Gästen nicht messen. Die meisten hat dasselbe Mittelchen hieherbefördert, das auch sie früher benützt haben, um zu Geld zu kommen." — „Ein Ding, das man immer brauchen kann", meint darauf Charon.[1])

Der griechische Satiriker hat jederzeit nur Spott für den Kultus des Geldes. Seine originellste und unterhaltendste Phantasie ist die Neugestaltung des Olymps auf ökonomischer Basis. Juppiter findet, daß die Lage der Götter eine verzweifelte sei. Es handelt sich nämlich darum, ob man ihnen auf Erden auch fernerhin Ehren bezeigen und Opfer spenden wird, oder ob sie künftig gar keine Rolle mehr spielen sollen, während sich kein Mensch mehr um sie kümmern wird. Er befiehlt dann seinem Sohne Merkur, die Götter eiligst zu einer Versammlung zu berufen. Merkur ruft sie und spricht sie hiebei in epischen Versen an.

„Juppiter: — Gut, Merkur! Das hast du sehr gut gemacht. Nun kommen alle Götter herbeigeeilt. Empfange sie und weise ihnen die Sitze je nach ihren Verdiensten an, d. h. nach dem Stoffe, aus dem sie gefertigt sind oder nach ihrer kunstvollen Ausführung. In der ersten Reihe sollen die goldenen Götter sitzen, in der zweiten die silbernen, dann die aus Elfenbein, und schließlich die aus Erz oder Marmor. Doch sollst du unter den letzteren den Werken des Phidias, des Myron und Euphranor und der anderen großen Künstler den Vorrang lassen. Das andere Göttergesindel aber, all die Götter, die ohne Kunst gearbeitet sind, die wirf durcheinander in eine Ecke, damit sie nur die Versammlung ausfüllen."

„Merkur: — Ich gehorche. Sie sollen in der gebührenden Reihenfolge sitzen. Doch ist es eine schwierige Frage, ob ein goldener Gott, der mehrere Talente wiegt, aber keinen Kunst-

---

[1]) Merkur und Charon, Dialog IV.

wert hat und schließlich nur ein gemeiner Gott ist, vor den ehernen Göttern Myrons und Polyclets oder vor den marmornen Göttern des Phidias und des Alkamenes Platz nehmen soll. Soll man nicht die Kunst über den Stoff stellen?"

„Juppiter: — Das wäre das richtigste, aber das Gold ist doch besser."

„Merkur: — Ich verstehe; ich soll ihnen nach ihrem Reichtum den Rang anweisen und nicht nach ihrem Verdienste und ihrer Vornehmheit. Herbei also, ihr goldenen Götter, und nehmet in der ersten Reihe Platz."

Merkur fügt sich wohl, aber er protestiert gegen die Anschauung Juppiters. „Nach diesem Systeme", meint er, „werden in den ersten Reihen nur Barbaren sitzen. Denn die Griechen sind alle aus Marmor oder aus Erz gefertigt, die prächtigsten nur haben eine Verzierung von Gold und Elfenbein. Die orientalischen Gottheiten dagegen, Bendis, Anubis, Mithra und Men, sind aus massivem Golde und haben einen bedeutenden Wert."

„Venus: — Dann lasse auch mich in einer der ersten Bänke sitzen, denn ich bin aus Gold."

„Merkur: — Ich glaube doch nicht. Wenn ich nicht ganz kurzsichtig bin, bist du, wie mir scheint, aus einem Blocke pentelischen Marmors gehauen." [1])

Venus beruft sich auf einen glaubwürdigen Zeugen, nämlich auf Homer, der sie in seinen Dichtungen tausendmal goldene Aphrodite nennt. — „Warum nicht?" entgegnet darauf Merkur, „Ein solches Epitheton hat er auch Apollo beigelegt, er nennt ihn den an Gold und an Silber reichen Apoll. Und doch sitzt er heute unter den Bürgern der dritten Klasse (Zeugiten), denn die Diebe haben ihm die Krone gestohlen."

Doch die interessantesten Autoren der Kaiserzeit sind für uns unstreitig Tacitus und Juvenal, nicht nur wegen ihrer großen literarischen Begabung, sondern weil sie die Gesellschaft, in der sie lebten, in ihren tiefsten Schichten kannten, während sie sie doch von ganz entgegengesetzten Polen aus betrachteten.

Tacitus war in jeder Hinsicht ein Liebling der Natur. Der reiche Aristokrat und Senator, der eine glänzende soziale und politische Stellung innehatte, war der erste Schriftsteller seiner Zeit und zugleich ein sehr hoher Würdenträger. Er hatte jenen

[1]) Der tragische Juppiter, III, 6—10.

Zynismus erreicht, in dem alle Überzeugungen zu verschwinden scheinen, wo nur noch das persönliche Interesse zählt. Man war immer im Zweifel, ob er ein mißvergnügter Republikaner oder ob er in Wirklichkeit ein Mensch war, dem nur zwei Dinge am Herzen lagen, die herrschende Macht und der Reichtum.

Manche Kritiker haben Tacitus als einen Mann geschildert, in dem die Traditionen Catos und Brutus' fortlebten; aber diese Anschauung dürfte eher im Vorurteile des modernen Lesers, als in einer unparteiischen Analyse seiner Werke begründet sein. Tacitus war viel zu tiefblickend, er kannte das Temperament seiner Epoche zu gut, um eine Reaktion für möglich zu halten. Er war sich gewiß darüber klar, daß all die feindlichen Mächte, die in Rom konzentriert waren, nur durch eine allgewaltige, unter einem bleibenden Oberhaupt stehende bewaffnete Macht in Schranken gehalten werden konnten.[1]) Er war ein konservativer Philosoph, der wohl empfinden mochte, daß das Reich eine endgültige soziale Form erreicht hatte, die man nicht ändern konnte, ohne den Bau der Zivilisation einer Erschütterung auszusetzen; er betrachtete daher das Kaisertum als eine unvermeidliche, wenn nicht wünschenswerte Einrichtung.

Er mochte an Trajan eher Gefallen finden als an Domitian, aber Domitian war ein Glied des Systemes, dem er seine hohe Stellung zu verdanken hatte, und darum betrachtete er Domitian als ein unvermeidliches Übel, gegen das es keine Abhilfe gebe. Aus Tacitus' Schriften gewinnt man im großen und ganzen den Eindruck, daß er nur zwei Dingen in der Welt unbegrenzte Achtung entgegenbrachte, der Macht und der Geburt; denn die vornehme Abstammung brachte auch den Reichtum mit sich. Hundert oder zweihundert Jahre früher hätte ein Mann aus vornehmer Familie auch arm sein dürfen, denn es gab eine Zeit, wo der Patrizier sich von dem ungünstigen Geschicke noch nicht korrumpieren ließ. Aber als der ökonomische Geist auf der ganzen Linie siegte, kam es anders. Die Aristokratie, die unter Augustus ein festes Gefüge annahm, war eine plutokratische Aristokratie, und als dieser Kaiser ein Mindestvermögen für die Angehörigen der Senatorenklasse festsetzte, mußte er das Defizit mancher alten Familien, die er in ihrer Stellung erhalten wollte,

[1]) Historia, I, 16.

selbst begleichen.[1]) Und Tiberius handelte nur im Geiste seiner Zeit, dessen Inkarnation er war, als er die ruinierten Senatoren aus dem Senate wies.[2])

Es obliegt uns nicht, aus Tacitus' Schriften Beispiele für die Achtung, die er dem Reichtum, und für die Geringschätzung, die er der Armut entgegenbrachte, anzuführen; diese Arbeit ist schon von anderen geleistet worden. An einem kleinen Beispiele läßt sich seine Gesinnung klar erkennen.

Curtius Rufus, der Sohn eines Gladiators, ein Mann von großem Talente, stieg bis zu den hohen Würden eines Prätors und Konsuls empor, es wurde ihm sogar die Ehre eines Triumphes zuteil. Tiberius, der durchaus kein Gleichmacher war, sagt von diesem Manne: „Curtius Rufus videtur mihi ex se natus“ (Von Curtius Rufus kann man sagen, daß er sein eigener Ahne ist). Tacitus nahm einen anderen Standpunkt ein. Er hielt es für geratener, die Wahrheit zu unterdrücken, wenn es sich um einen Emporkömmling handelte, dessen Abstammung er als eine Schmach betrachtete.[3]) Livia, eine Tochter des Drusus, hatte ein Verhältnis mit Sejanus, einem aus der Provinz gekommenen Abenteurer. Das war in seinen Augen ein nicht auszutilgender Schandfleck. Tacitus kann sich vor Verachtung kaum fassen: „Diese Frau, deren Onkel Augustus, deren Schwiegervater Tiberius war, die Mutter von Drusus' Söhnen beschmutzte sich und ihre Nachkommen durch den Ehebruch mit einem Etrurier.“ [4]) So sagt er auch, als er vom Tode des Poppäus Sabinus spricht, „die Freundschaft der Fürsten vertrat bei ihm die mangelnde Abstammung,“ [5]) trotzdem ihm das Konsulat und die Ehre des Triumphes zuteil geworden war. Die Gladiatoren waren „vili sanguine“ [6]) und über das Los der Christen, die nur „humiliores“, d. h. gemeine arme Teufel waren, machte er sich weiter keine Gedanken.

Nero ließ sie allerdings in seinen Gärten als Fackeln verbrennen, zur Strafe für ein Verbrechen, das sie nicht begangen hatten; aber eigentlich geschah ihnen kein Unrecht, denn

---

[1]) Suetonius, Augustus, XLI.
[2]) Tacitus, Annales, II, 48.
[3]) Id., Ibid., II, 21.
[4]) Id., Ibid., IV, 3.
[5]) Id., Ibid., VI, 39.
[6]) Id., Ibid., I, 76.

sie waren Sozialisten, die den Besitzenden feindlich gesinnt waren".[1])

Juvenal empfing von der Zeit, in der er lebte, einen ganz anderen Eindruck, der Beginn des zweiten Jahrhunderts stellte sich ihm ganz anders dar. Den besten kritischen Wert hat vielleicht die Betrachtung, die ihm Gaston Boissier in seinem Werke „L'opposition sous les Césars" gewidmet hat; die Stellung, die der lateinische Satiriker in seiner Zeit einnahm, ist hier am klarsten dargestellt.

Die große Sehnsucht Juvenals scheint es gewesen zu sein, in jenes glänzende Milieu aufgenommen zu werden, in dem Tacitus eine so große Rolle spielte. Er mußte unter den Kleinen, den Verachteten leben, und ihm vor allem haben wir es zu danken, daß wir uns von dieser Klasse eine gewisse Vorstellung machen können. Juvenal wußte aus eigener Erfahrung, was es heißt, frühmorgens vor Sonnenaufgang aufzustehen, im Schnee und in der Kälte zu dem Plutokraten zu eilen und da vor den frechen Sklaven den Speichellecker zu spielen, bis es dem Reichen beliebte, dem armen Teufel einen flüchtigen Blick zu schenken.

Dieses traurige Leben verbitterte ihn und machte ihn gallig. Drei Generationen früher, als das Klassengefüge noch nicht ausgebildet war, konnte ein schlichter Literat mit den Großen der Welt fast wie mit Gleichgestellten verkehren. Virgil war ein Freund des Augustus, und Horaz nahm, trotzdem er der Sohn eines Freigelassenen war, eine bedeutende soziale Stellung ein. Inzwischen war eine Verhärtung der gesellschaftlichen Schichten eingetreten, die Ursprünglichkeit war verschwunden, und man braucht nur die Briefe Ciceros, Plinius' d. J. und Symmachus' zu vergleichen, um zu erkennen, daß unter Trajan der römische Geist eine endgültige Form erreicht hatte, die er nicht mehr abstreifen sollte. In dieser Gesellschaft mußte Juvenal unter der Verachtung leiden, mit der die Geldmänner den unpraktischen Künstler immer bedacht haben, und diese Verachtung weckte in ihm jenen Grimm, der ihn wie auch seine Feinde unsterblich machen sollte.

Woher Juvenal kam und welche Stellung er in Wirklichkeit einnahm, wird nie ganz aufgeklärt werden. Soviel steht fest,

---

[1]) Tacitus, Annales, XV, 44.

daß er für die ökonomische Denkweise die dem imaginativen Temperament eigentümliche Abneigung hatte. Vielleicht erbte er auch von seinen Voreltern die Geringschätzung für Handel und Gewerbe, wie sie so charakteristisch für den Bauernsoldaten war, der nach seiner Expropriation lieber nach Rom betteln ging als daß er eine knechtische Beschäftigung angenommen hätte Keine Klasse hat er mit so bitteren Schmähungen bedacht, wie den Bürgerstand. Juvenal klagte weniger über das Los der Bettler im allgemeinen als darüber, daß dieses Los unter den Cäsaren sich so schlimm gestaltet hatte. Die Konkurrenz war zu groß in diesem Gewerbe.

Während der Republik fand der Landmann, wenn er kräftig war, fast immer Unterkunft in den Armeen, die Männer wie Marius und Sulla befehligten, oder er konnte als „Bravo" in die Dienste eines Demagogen von der Art des Clodius oder Milo treten; sein Körper wenigstens besaß einen gewissen Wert, und die ersten römischen Aristokraten nahmen ihn gerne in ihren Dienst, um über ihre Person zu wachen oder um sie in Versen zu verherrlichen.

Die Kaiserzeit brachte ein anderes soziales System mit sich. Nun durften keine Kämpfe mehr auf der Straße ausgefochten werden, der Staat allein verfügte über eine bewaffnete Macht. Nur als Schmeichler konnte der Klient sich seinem Herrn gefällig erweisen, und in allen friedlichen Künsten, abgesehen vom Wucher und vom Ackerbau, wurden ja die Römer stets von den Griechen übertroffen.

Kein Autor hat diesen ungleichen Kampf so klar dargestellt wie Gaston Boissier. „Wie kann man gegen dieses gewandte, geschmeidige Volk aufkommen und gegen seine sklavische Dienstfertigkeit? Der Grieche ist der geborene Schauspieler. Lachst du? er wird lauter lachen. Sein Herr kann eine Träne nicht unterdrücken, — er ist aufgelöst in Tränen, ohne darum die geringste Traurigkeit zu empfinden. Befiehlst du im Winter, man möge ein wenig heizen, sofort zieht er seinen Pelzmantel an. Sagst du, „es ist recht heiß," so rinnt ihm auch schon der Schweiß von der Stirne."[1]) Der Römer ist zu einem solchen Spiele nicht zu brauchen. Wie sehr er sich auch abmüht, er bleibt doch immer plump und ungeschickt; das ist ein Natur-

[1]) Juvenal, Satyra III, Vers 100 u. ff.

fehler, den er nicht überwinden kann. Er kann keine geistreichen Antworten geben, bei der Tafel ist er gefräßig und in seinen schmählichsten Dienstleistungen ist er unausstehlich, mürrisch und grob, es fehlt ihm die Anmut und die Erfindungsgabe in der Gemeinheit. Daher kommt es, daß, wenn der Herr einmal mit dem Griechen in Berührung kommt, der seinen Gelüsten zu schmeicheln und seinen Neigungen so geschickt zu dienen versteht, er den plumpen Römer nicht mehr leiden mag. „Es ist ein ungleicher Kampf,“ sagt Juvenal traurig, „sie haben zuviel vor uns voraus.“ [1])

Die Generation Juvenals stand, was Sittlichkeit anlangt, zumindest ebenso hoch wie die Generation Ciceros, welches Maß immer man auch anlegen mag. Der Unterschied betraf also nicht den Stand der öffentlichen Moral, er beruhte vielmehr auf der Zunahme der sozialen Konzentration. Mit der zunehmenden Konzentration nahm auch der Druck, der auf den Schwachen lastete, zu. Es war die Empörung über den harten Daseinskampf dieser verachteten Klasse, aus der heraus Juvenal, selbst ein Mitglied dieser Klasse, seine Satiren schrieb. Die Verblendung und Selbstzufriedenheit jener Lieblinge der Natur dagegen steht ganz einzig da; weder in der ruhmreichen Kaiserzeit noch zu der Zeit, da der ganze Bau der Zivilisation ins Wanken geriet, kam ihnen je der geringste Zweifelsgedanke. Sie sahen in dieser Welt, der sie in der vollkommensten Weise angepaßt waren, nicht den kleinsten faulen Fleck. Als ein ungewöhnlich charakteristischer Typus dieser Klasse ist Symmachus zu nennen, der im vierten Jahrhundert eine große Rolle spielte.

Symmachus entstammte einer Familie, die in jener Dekadenzzeit in besonderem Ansehen stand. In der Zeit von 330 bis 522 gingen aus ihr nicht weniger als sechs Konsuln und drei Stadtpräfekten hervor. Symmachus, der Schriftsteller, hatte eine beneidenswerte Stellung. Der reiche Aristokrat, der im Zentrum der besten Gesellschaft seiner Zeit lebte, war wie Tacitus und Plinius d. J. zugleich Schriftsteller und Politiker. Dank seiner hohen Stellung stieg er rasch zu den höchsten Ämtern empor. Seine Briefe wurden allgemein als stilistische Musterstücke

[1]) L'opposition sous les Césars, p. 318—319.

gelesen; er wurde noch bei Lebzeiten ein Klassiker. Er wurde im Jahre 340 geboren und starb wahrscheinlich im Jahre 410, im gleichen Jahre, als Alarich Rom plünderte. Seine Wirksamkeit fällt also zum größten Teil in eine Zeit, in der die nach dem Empfinden des modernen Menschen traurigsten Szenen der Geschichte sich abspielten. Ein Menschenalter war verflossen, seit Diokletian Rom verlassen hatte, dessen Rolle als kaiserliche Residenz nun zu Ende war. Symmachus war 38 Jahre alt und stand mitten in seiner Laufbahn, als die Barbaren die Donaulinie durchbrachen; sie schüttelten das alte Joch ab, verwüsteten Mazedonien, bei Adrianopel schlugen und töteten sie Valens. Er konnte es mitansehen, wie der alte Glaube dem Christentum erlag, und umsonst versuchte er, seinem Vordringen Einhalt zu gebieten. Er sah, und er machte auch in seinen „Briefen" darauf aufmerksam, wie die Staatseinkünfte kleiner wurden, während die Schulden stiegen, daß die Reichen in Not gerieten, daß der Boden an Wert verloren hatte,[1]) und doch glaubte er an den Fortschritt seiner Zeit und war fest davon überzeugt, daß das Reich erst im Beginne seiner Entwicklung stand.

Doch lassen wir auch hier Boissier das Wort, der die geistige Verfassung Symmachus' mit unvergleichlichem Scharfsinn analysiert hat.

„Man könnte meinen, daß die Menschen jener Generation, die die letzte des Reiches sein sollte, eine Ahnung von der drohenden Gefahr hatten... Aus den Briefen Symmachus' sehen wir, daß dem nicht so war, daß die höchststehenden Menschen... keine Ahnung von der hereinbrechenden Katastrophe hatten. Knapp vor dem Zusammenbruch ging alles seinen gewohnten Gang... Symmachus ist ein Römer aus der alten Zeit; er glaubt, das Reich sei ewig, er kann sich nicht vorstellen, daß die Welt ohne das Reich bestehen könnte. Trotz aller warnenden Vorzeichen läßt er sich von seinem unerschütterlichen Optimismus nicht abbringen. Er gehört zu jenen naiven Gemütern, denen es als eine ausgemachte Tatsache gilt, daß die Zivilisation über die Barbarei siegen muß, daß die gebildetsten Völker naturnotwendig

---

[1]) Epistolae, VII, 126: „Res namque illis est per Apuliam non tam reditu ampla quam censu." VI, 81: „Neque ager cultura nitet, eo fructuum pars magna debetur, nihilque jam colonis superest facultatum quod aut rationi opituletur aut cultui." Siehe auch V, 63. — Ausg. Otto Seek, Berlin, 1883.

auch die besten und stärksten sind ... Darum ruft er auch voll Enthusiasmus aus: „Wir leben wirklich in einem Jahrhundert, das die Tugend schützt, wo begabte Menschen sich es nur selbst zuzuschreiben haben, wenn sie nicht ihr verdientes Ziel erreichen.“ Es dünkt ihm ganz unmöglich, daß eine so erleuchtete Gesellschaft, die die Bildung so schützt und soviel Sorgfalt auf den Unterricht verwendet, plötzlich dem Ansturm der Barbaren erliegen könnte.“ [1])

[1]) La fin du paganisme, t. II, p. 224—225.

## III. Kapitel.

# Byzanz.

Die „pax romana“, die mit der Schlacht von Actium im Jahre 31 v. Chr. eintrat, währte in Wirklichkeit bis zu den Feldzügen, die der Einfall der Goten vom Jahre 376 im Gefolge hatte. Die Natur brauchte also genau vier Jahrhunderte, um die auf die freie ökonomische Konkurrenz begründete Zivilisationsphase zu ihrem logischen Ende zu führen. Unter der „pax romana“ traten verschiedene Rassen einander in einem friedlichen Kampfe ums Dasein entgegen, und in diesem Kampfe mußten offenbar diejenigen Individuen das Feld behaupten, die am schlauesten waren oder die mit dem geringsten Kostenaufwand leben konnten. Die Rassen, deren Erwerbsinn weniger ausgebildet war, die aber doch so fein organisiert waren, daß sie eine teure Nahrung brauchten, waren dem Untergange geweiht. Und da diese Rassen meist ein kriegerisches Temperament hatten und den Westen Europas bewohnten, mußte ein Augenblick eintreten, wo Gallien, Spanien und Italien schließlich erschöpft waren. Als man dann weder Geld noch Truppen aus jenen Ländern ziehen konnte, wurde der Grenzkordon von Truppen entblößt, und es begann die Einwanderung aus Germanien, die dem zur Hälfte entvölkerten Lande neue Einwohner zuführen sollte.

Nach der Entthronung Romulus Augustulus' im Jahre 476 blieben die im Norden und im Osten des Adriatischen Meeres gelegenen Länder mehrere Jahrhunderte lang brach liegen; es kommen daher die Ereignisse, die sich dort abspielten, für uns wenig in Betracht. Im Osten aber nahm die Entwicklung einen anderen Verlauf, es kamen ganz andere Faktoren zur Geltung, und als die letzten Reste der zentralisierten römischen Gesellschaft vor den anstürmenden feindlichen Kräften zurückweichen mußten,

begann eine neue Epoche, die die Geschichtsforschung bisher noch nicht aufzuhellen vermocht hat.

Der ökonomische Mensch mußte Italien, das für ihn unhaltbar geworden war, verlassen und er zog sich nach gewissen festen Plätzen an der Asien gegenüberliegende Küste des Kontinents zurück. Hier am Meere verschanzte er sich in dem Stützpunkte, den er gefunden hatte; da konnte er sich seiner Feinde erwehren, da hielt er sich noch mehrere Jahrhunderte lang, und seine Geschichte enthält eine Reihe merkwürdig fesselnder Phänomene, die die moderne Forschung vor manches Rätsel gestellt haben.

Diese Phänomene sind nicht nur sehr komplizierter Natur, auch ihre tieferen Ursachen und Erklärungsgründe liegen für uns im Dunkeln. Im frühen Mittelalter standen die Griechen und die Perser einander feindlich gegenüber. Bis zum Beginne der Hidschra, bis zum Jahre 622, waren die Perser im Vorteil und es scheint, daß ihnen hiebei die Isolierung der Griechen zu Hilfe kam; die Griechen waren den Angriffen von Nomadenstämmen ausgesetzt, die die Verkehrswege zeitweilig sperrten, und über die Wanderungen dieser Stämme ist uns soviel wie gar nichts bekannt.

Unter solchen Verhältnissen kann man daher unmöglich an eine endgültige Geschichtserklärung schreiten. Doch sind einzelne Tatsachen klar festgestellt, und es sei uns daher erlaubt, mit dem gebührenden Vorbehalte eine Theorie aufzustellen, die, mag sie nun der Wahrheit mehr oder weniger nahe kommen, es uns ermöglichen soll, jene historischen Tatsachen untereinander zu verknüpfen und so zu einem Gesamtbilde jener Ereignisse zu gelangen.

Die byzantinische Zivilisation weist im großen und ganzen dieselben Züge auf wie die römische Zivilisation, nur erscheinen sie hier noch viel ausgeprägter.

Hier wie dort tritt uns die gleiche Tendenz in der Entwicklung entgegen, die Tendenz zur intellektuellen Starrheit, der interessanteste Zug in einer langen Reihe von Generationen, der zum erstenmal in der Zeit des Augustus merklich hervortrat. Seit dieser Zeit schritt der Kampf fast ohne Unterbrechung fort, bis am Anfange des achten Jahrhunderts etwa der Grenz-

zustand erreicht wurde. Dann trat eine Ruhepause und eine Periode des Gleichgewichtes ein, die so lange währte, bis die Ereignisse, die im folgenden geschildert werden sollen, ihr Ende herbeiführten.

Das angeführte Phänomen läßt sich vielleicht am besten in der Literatur verfolgen. Unter den begabtesten Männern des Altertums werden sich wenige finden lassen, die einen so beweglichen, so tätigen und sprühenden Geist besaßen wie Cicero. Wenn ihm ein geistreiches Wort einfiel, sprach er es ohne Rücksicht auf die Konvenienz aus, selbst wenn er mit diesem Worte den Caesar verletzte. In seinen Briefen gibt er sich natürlich, er schreibt ohne geheime Nebenabsichten und nicht um seine Briefe veröffentlicht zu sehen, er schreibt an seine Freunde, wann immer er etwas zu wissen wünscht, bei Tag und bei Nacht, wo er sich gerade aufhält. Daher der eigene Reiz, der Ciceros Briefen anhaftet. Welchen Eindruck machen dagegen die Briefe Plinius d. J.! Sie sind gekünstelte, nur im Hinblick auf die Veröffentlichung geschriebene Kompositionen, und nur aus Eitelkeitsgründen werden sie veröffentlicht. Er sagte selbst, er schreibe nur, um seinen Stil zu bilden. Manchmal tischt er uns Klatschereien über einen ihm persönlich verhaßten Angeber auf, sonst aber enthalten seine Briefe meist nur Mitteilungen über das Leben seiner Zeit und ihre Sitten. „Man frage irgendeinen Bekannten, wie er den Tag verbracht habe; ich war zu einer Hochzeit geladen, wird er antworten, zu einem Verlöbnis oder zu einem Freunde, dessen Sohn die toga virilis anlegte; den einen mußte ich wegen einer Testamentsunterzeichnung besuchen, der andere übergab mir einen Prozeß und der dritte konsultierte mich in seiner Angelegenheit.“ [1])

Wie tief der Formalismus überall eingedrungen war, kann man in jeder Zeile beobachten, von den Lobhudeleien für den regierenden Cäsar angefangen bis zu der Schilderung der endlosen Vorlesungen und Vorträge, die die elegante Welt regelmäßig besuchte, um bei den eigenen Vorträgen und Vorlesungen den gleichen Erfolg zu haben. Von dem Geist, der Lebendigkeit, dem Wissensdurst und der Ursprünglichkeit Ciceros ist keine Spur mehr anzutreffen,

Überspringen wir noch einmal hundertfünfzig Jahre — der

[1]) Epistolae, I, 9.

Zeitraum, der Cicero von Plinius d. J. trennte — und fassen wir die Persönlichkeit Symmachus' ins Auge! Seine Briefe werden heute nicht mehr gelesen, und die neuere kritische Ausgabe hat nur einen dokumentarischen Wert; und doch unterscheidet sich Symmachus von Plinius nur durch den schärfer ausgeprägten Formalismus. Hier wie dort die gleiche Pedanterie und der Kultus der Respektabilität, derselbe Konventionalismus und dieselben Lobhudeleien an die Adresse der regierenden Macht; nur treten diese Charakterzüge noch entschiedener hervor. Und die byzantinischen Aristokraten, die einige Jahrhunderte später schrieben, überboten in diesen Eigenschaften Symmachus, ebenso wie Symmachus einst Plinius überboten hatte. Die leblose Trockenheit dieser Erzeugnisse ist ja sprichwörtlich geworden.

Die byzantinische Literatur weist keinen Satiriker wie Juvenal auf, denn die Einbildungskraft war von der Natur gänzlich ausgemerzt worden. Jetzt trat niemand mehr gegen die Form auf, die Etikette war sakrosankt wie die Religion, weiter konnte die Konzentration nicht schreiten.

Der Prozeß der natürlichen Auslese ist von Ch. Lécrivain sehr gut geschildert worden. „Man darf nicht vergessen, daß die Aristokratie fast den ganzen Boden im Besitze hatte und daß sie allein über das geringe im Umlauf befindliche Kapital verfügte; da nun die Zahl der Familien beständig abnahm und die Ehen nur zwischen Angehörigen derselben Kaste geschlossen wurden, konnten diese ungeheuren Reichtümer nicht geteilt werden, sondern sie sammelten sich in den Händen einer immer kleiner werdenden Anzahl von Personen an.“ [1])

Diese Beschreibung der römischen Verhältnisse, die sich mit den Verhältnissen, wie sie in Konstantinopel im achten Jahrhundert herrschten, fast vollständig zu decken scheinen, läßt die immer strengere natürliche Auslese und die logische Entwicklung des Erwerbsinnes und der entsprechenden Fähigkeiten auf Kosten aller anderen Fähigkeiten erklärlich erscheinen. Als schließlich die Auslese nicht weiter schreiten konnte,

---

[1]) Le sénat romain depuis Dioclétien, à Rome et à Constantinople, 1888, p. 82.

trat die Starrheit ein. Die höchste, damals mögliche ökonomische Zivilisationsform war erreicht. Es bildete sich so ein Kern von Kapitalisten, der jahrhundertelang gewissermaßen als das Herz des Reiches funktionierte. Dieser kleine Kreis der vornehmsten Kapitalisten war es, der die Kaiser wählte und sie, wenn sie nicht gehorchen wollten, wieder absetzte; und die Regenten mußten das ganze Gebiet der Verwaltung und selbst die Obsorge über ihre eigene Person dieser Zivilmacht überlassen.

Die Stadt, die Konstantin im Jahre 324 der christlichen Zeitrechnung am Bosporus bauen ließ, barg wohl nur einen sehr kleinen Teil des Schatzes, den einst Rom besessen. Der größte Teil jener Reichtümer floß höchstwahrscheinlich nach dem Euphrat ab; die italienischen Magnaten aber, die dem Zuge des Goldes folgten, machten an den Grenzen Asiens Halt. Zum letztenmal gründeten sie vor ihrer völligen Vernichtung eine Ansiedlung in der Balkanhalbinsel und hier, wo eine griechisch-barbarische Mischbevölkerung lebte, führten sie ihre Sprache und ihre Gesetze ein. Die Lateiner regierten im neuen Lande als Despoten, und die ganze Gesetzgebung nahm auf ihre Interessen Bedacht; bei der Organisation der Gerichte berücksichtigte man vor allem ihre Klasse, und ihre Ländereien wurden mit Pensionen dotiert, damit ihre Kinder standesgemäß leben könnten. Aber solange die Preise fielen, war alles umsonst, das Übel, das früher an Italien gezehrt hatte, zehrte nun auch an Mazedonien und an Thrazien. Denn der Boden war fast durchwegs im Besitze der herrschenden Klasse, und die ländliche Klasse, die den Boden bearbeitete, konnte, so widerstandsfähig sie auch war, dem Schicksal nicht entgehen, das früher die gallischen und spanischen Kolonisten betroffen hatte. Seit den Feldzügen des Aetius, seit der Mitte des fünften Jahrhunderts, war das Land den andringenden Hunnen wehrlos preisgegeben.

Zu allen Zeiten ist die Verteidigungswaffe der kapitalistischen Gesellschaft der Reichtum gewesen. Denn ist eine solche Gesellschaft auch zum Kriegführen untauglich, so kann sie doch Söldnertruppen anwerben oder durch Bestechung Zwietracht in die Reihen der Feinde tragen. Dazu aber braucht der Staat regelmäßige Einkünfte, und wenn die Regierenden dem Volke alles rauben, was es besitzt, so kann es keine Steuern zahlen. Wenn dem Bauer gar nichts übrig bleibt, so zehren die Steuern schließlich an der täglichen Nahrung und dann muß die Er-

schöpfung eintreten. George Finlay hat nachgewiesen, daß der Erschöpfungszustand in den ersten Jahrhunderten geradezu chronisch war.

„Die Überschüsse der Volkswirtschaft wanderten alljährlich in die Staatskassen, so daß den Steuerzahlern knapp soviel übrig blieb, um ihre Rasse fortpflanzen zu können. Tatsächlich sehen wir aus der Geschichte, daß es den Landleuten, vom Ackerknecht bis zum Grundbesitzer, gänzlich unmöglich war, soviel zurückzulegen, als zur Ausgleichung der mit der Zeit bei allen angelegten Kapitalien eintretenden Entwertung nötig war und daß daher ihre Zahl allmählich abnahm.“ [1])

Als in der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts unter Theodosius II. das Gold das Maximum seines Wertes im Vergleich zum Silber erreichte, war eine allgemeine Erschlaffung des sozialen Körpers die Folge. Die Hunnen konnten frei im Lande herumziehen und „ein Barbarenschwarm folgte dem anderen, solange es noch etwas zu plündern gab“. Infolgedessen sanken die Staatseinkünfte so sehr, daß man selbst die Armeen nicht mehr erhalten konnte. Wir wollen nur eine Episode erwähnen, die auf den allgemeinen Notstand ein scharfes Licht wirft.

Im Jahre 446 forderte Attila von Theodosius ein Lösegeld von 6000 Pfunden Goldes (6,850.000 Francs), eine Summe, die, selbst vom Standpunkt des Privatvermögens aus beurteilt, als ziemlich gering erscheint. Am Ende des dritten Jahrhunderts erfreute sich Italien keiner großen Prosperität, und doch besaß Tacitus, der im Jahre 275 zum Kaiser ernannt wurde, ein Vermögen von 280 Millionen Sesterzen, d. h. mehr als 65 Millionen Franks. [2]) Trotzdem konnte Theodosius die geforderte Kriegsentschädigung nicht vom Volke erhalten und er mußte den Senatoren eine Privatsteuer aufbürden; übrigens waren die Senatoren selbst so arm, daß sie, um jene Steuer aufzubringen, den Schmuck ihrer Frauen und ihre Möbel versteigern lassen mußten.

Während der Einfälle der Hunnen dürfte die Aufwärtsbewegung des römischen Bargeldes ihr Maximum erreicht haben. Die Ermordung Aetius' im Jahre 454 fällt möglicherweise genau mit dem Endpunkte jener Krise zusammen; mit ihm hörte auch das westliche Reich zu leben auf. Der Sieg Ricimers und die

[1]) Byzantine Empire, p. 8.

[2]) Vopiscus, Tacitus imperator, X.

Krönung Odoakers bezeichnen nur mehr die letzte Stufe der Auflösung, und im Jahre 500 etwa war Italien unter Theodorich in jene Apathie verfallen, in der ein wehrloses Volk gegen die fremde Konkurrenz Schutz findet.

Am Ausgange des fünften Jahrhunderts hatten die Germanen das ganze westliche Europa überschwemmt und dementsprechend hatte sich auch die Zivilisation verändert. Als die Nachfrage nach den Produkten des Orients abnahm, ging der Handel zurück und das Bargeld kam wieder in Zirkulation. Gleichzeitig entfiel die Notwendigkeit, für die Erhaltung der konsolidierten Verwaltung große Summen aufzuwenden. Der Überschuß an Edelmetall, das aus dem gewöhnlichen Verkehre schwand, sammelte sich im finanziellen Zentrum, in den Kassen der Bankiers an, dann kam es wieder unter das Volk und allmählich nahm das Silber an Kaufkraft ab. Wahrscheinlich sanken beide Metalle im Verhältnis zu den Produkten, aber das Gold sank jedenfalls stärker als das Silber, denn zwischen 527 und 565, während der Regierung Justinians I., war sein Wertverhältnis zum Silber unter 15 zu 1, was eine Entwertung von ungefähr 18 % in wenig mehr als einer Generation bedeutet.[1]) Als nun die Lebensmittelpreise im entsprechenden Verhältnisse stiegen, hatte die Landbevölkerung weniger unter dem Steuerdruck zu leiden, und die südlich der Donau wohnende Bevölkerung hatte es vielleicht dem Zusammenbruche des weströmischen Reiches zu danken, daß sie noch ein Jahrhundert weiterleben durfte. Soviel steht in jedem Falle fest, daß die Expansion des Umlaufes einen wirtschaftlichen Aufschwung im Gefolge hatte, und unter Justinian erfreute sich das Reich einer neuen Blütezeit. Belisar und Narses durchzogen siegreich Afrika und Europa, und Anastasius hatte Gold im Überfluß.

Anastasius, ein Zeitgenosse Theoderichs, bestieg den Thron im Jahre 491. Er baute die berühmte lange Mauer, die von der Propontis bis zum Schwarzen Meere reichte, er hinterließ auch einen Schatz von 320.000 Pfunden Goldes, trotzdem er seine Untertanen von den drückendsten Steuern befreite, und die Regierung Justinians, der ihm zehn Jahre später auf den Thron folgte, bezeichnet den Höhepunkt der ersten Epoche der byzantinischen Zivilisation. „Der wachsende Wohlstand... machte

[1]) J. Sabatier, Monnaies byzantines, t. I, p. 50.

sich bald überall wohltätig fühlbar; will man die Ruhmestaten Justinians erklären, so muß man auf die politische Erstarkung zurückgehen, die das Reich Anastasius zu verdanken hatte." [1])

Justinian erbte das Reich von seinem Onkel Justin, einem dardanischen Landmann, der weder lesen noch schreiben konnte. Aber der barbarische Hirte war ein vorzüglicher Soldat und er hinterließ eine Armee, die vielleicht den Legionen Titus' oder Trajans gleichkam. In jedem Falle sind wir zur Annahme berechtigt, daß Justinian, wären ihm die nötigen Mittel zur Verfügung gestanden, die Grenzen des alten Reiches wieder hergestellt hätte. Es fehlten ihm auch nicht die nötigen Streitkräfte, es fehlte ihm nur an reichen Feinden, denn im sechsten Jahrhundert brachten die Eroberungskriege keinen Gewinn mehr ein. Das ungeschützte Land war lange Zeit den Einfällen der Barbaren ausgesetzt gewesen, und nur selten konnte man die Kosten eines mit Söldnertruppen unternommenen Feldzuges wieder hereinbringen. Je größer daher das Gebiet war, über das der Kaiser herrschte, um so größer war auch die Not in diesen Ländern, und um die Kriegskosten sowie die an die Barbaren zu zahlenden Subsidien und die Kosten für die Bauten aufbringen zu können, mußte Justinian zur Überbesteuerung greifen. Der Notstand hatte wieder die Dekadenz im Gefolge, und vom Jahr 558 an, in dem der Bau der Sophienkirche vollendet wurde, ging die Rasse, die dieses Meisterwerk geschaffen, rasch ihrem Untergang entgegen.

Daß die Griechen schon seit Augustus' Zeiten dem Untergang geweiht waren, kann man fast exakt nachweisen; doch dürften verschiedene günstige Umstände die Katastrophe hinausgeschoben haben. Unter Augustus bildeten die Ägypter mit den Griechen eine zusammenhängende ökonomische Masse; dank der freien Konkurrenz konnten die Ägypter ihre Produkte billiger verkaufen als die Griechen und daher diese aushungern. Gegen eine solche Konkurrenz gab es nur eine Hilfe, die Diaspora, und da die herrschende Klasse einer völligen Erschöpfung entgegenging, kam dies dem Untergang der Rasse gleich.

Ob diese Theorie nun stichhältig ist oder nicht, soviel steht fest, daß die Tatsachen sich mit ihr decken und ihr recht geben.

---

[1]) George Finlay, Greece under the Romans, p. 214.

Die Dekadenz, die unter Justinian merkbar zum Ausdruck kam, hielt so lange an, bis Ägypten aus dem bisherigen Verbande mit Europa ausgeschieden wurde. Man kann den Beginn der neuen Blütezeit mit ziemlicher Sicherheit in die Epoche verlegen, die mit der Eroberung Afrikas und Syriens durch die Sarazenen, etwa in der Mitte des siebenten Jahrhunderts, einsetzte. Und die Krönung Leos des Isauriers im Jahre 717 inaugurierte ein glänzendes Zeitalter, dessen Höhepunkt erst unter der mazedonischen Dynastie, in der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts, erreicht wurde.

So kann man die byzantinische Geschichte in drei Perioden teilen, die einer dreifachen, entschieden hervortretenden Schwankung des Handelsstromes entsprechen; diese politischen Perioden heben sich ebenso wie die Schwankungen des Handels so klar voneinander ab, daß sie seit jeher die Aufmerksamkeit der Forscher erweckt haben.

Die erste dieser Perioden beginnt ungefähr im Jahre 330 mit der Gründung von Konstantinopel und endet mit der Eroberung von Ägypten durch Amru etwa im Jahre 640. Sie stellt sich im ganzen als eine Epoche langsamer Erschöpfung dar.

Die zweite Periode reicht vom Siege Amrus bis zu den syrischen Feldzügen der griechischen Kaiser Nikephoros Phokas und Johannes in dem ersten Viertel der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts. Infolge dieser Feldzüge wurde der Euphrat für den Handel gesperrt, die großen Handelsstädte im nördlichen Syrien gingen zugrunde, der indische Mittelmeerhandel konnte seinen Lauf nicht mehr über den Persischen Meerbusen und über den Euphrat und Antiochia nehmen und mußte sich einen Weg über das Rote Meer und über den Nil suchen. Dies hatte die Entstehung des Handelsplatzes Kairo und den Aufschwung Venedigs zur Folge.

Die letzte Epoche, die mit der Entwicklung Kairos um 970 einsetzt, war eine Epoche raschen Niederganges; sie endete im Jahre 1204 mit der Plünderung Konstantinopels durch die vereinigten Franken und Venezianer.

Will man die Geschichte von Byzanz studieren, so empfiehlt es sich vor allem, seine geographische Lage ins Auge zu fassen. Die Stadt, die am Eingange zum Schwarzen Meere, also weit im

Osten angelegt war, konnte nur in Ausnahmsfällen für irgendein europäisches Land als ökonomischer Markt in Betracht kommen. Je stärker der Orienthandel nach dem Westen strömte, umso exzentrischer wurde die Lage der Stadt. Venedig oder Genua z. B. konnte ihre Waren in Frankreich billiger absetzen als Byzanz, und nach der Entdeckung Amerikas liefen die im Norden gelegenen Städte Antwerpen, Amsterdam und London Byzanz völlig den Rang ab.

Da also die Handelsmöglichkeiten nach dem Westen beschränkt waren, wurden die Geschicke der Stadt durch ihre asiatischen Handelswege bestimmt. Dem Orienthandel standen vor der Entdeckung des Kaps der guten Hoffnung nur drei Wege nach Europa offen. Zunächst der Landweg, der am Kaspischen oder am Schwarzen Meere ausmündete und dann die Richtung nach einem der russischen Flüsse oder über den Bosporus nehmen konnte. Der letztere Weg war der allgemein übliche, und jede Ware, die den Bosporus passierte, brachte den Byzantinern Gewinn ein.

Ferner konnten die indischen und chinesischen Waren den Seeweg nehmen, und dieser Weg wurde auch tatsächlich benützt. Es gab eine Kommunikation bis zum persischen Golf und an den Euphrat und von da Karawanenstraßen nach einem der syrischen Häfen, weiters einen Verbindungsweg über das Rote Meer bis an einen Punkt der ägyptischen Küste, dann per Karawane bis zum Nil und über den Nil nach Damiette oder Alexandrien. Die Überlandwege mußten in jedem Falle Konstantinopel alimentieren, die beiden Seewege dagegen waren der Konkurrenz offen, und nahm der Handel seinen Lauf um Griechenland herum, so hatte Konstantinopel den Schaden. Die Ereignisse scheinen darauf hinzuweisen, daß der Verlust Ägyptens, dessen landwirtschaftliche Konkurrenz den Wohlstand der Balkanhalbinsel vernichtet hatte, für Byzanz einen Vorteil bedeutete, daß aber die Eroberung Syriens die Stadt zugrunde richtete, indem nun der Handel an den Nilmündungen auslaufen mußte, was die Prosperität von Venedig und von Genua zur Folge hatte.

Seit der Mitte der Regierungszeit Justinians etwa, genauer nach dem Jahre 550, kann man ein rapides Aussterben der im Süden der Donau lebenden Bevölkerung konstatieren. In seinem gelehrten Werke über das griechische Reich hat Alfred Rambaud diesen Punkt endgültig klargestellt. Er weist nach, daß

Mazedonien, Thrazien, Illyrien, der Epirus, Thessalien und der Peloponnes wiederholt von den Slawen überschwemmt wurden und daß diese Wanderungen bald ihr logisches Ende fanden, als im Jahre 717 in der Person Leo des Isauriers eine asiatische Dynastie vom kaiserlichen Throne Besitz ergriff.[1])

Der Niedergang trat unter Heraklius stark hervor, in der ersten Hälfte des siebenten Jahrhunderts, als wegen der mangelnden Kohäsion Ägypten und Syrien sich vom Reichskörper ablösten. Nun förderte und beschleunigte die Gesellschaft selbst durch ihre Versuche, sich vor dem Untergang zu retten, das Werk der Natur. Die Regierung siedelte in den verlassenen Gegenden, in denen einst ein stammverwandtes Volk gewohnt hatte, eine kräftigere Rasse an und sie versuchte gleichzeitig, die alte Bevölkerung, die nicht aussterben wollte, mit Gewalt auszurotten. In dieser Hinsicht überbot Justinian alle seine Vorgänger an Gründlichkeit. Nach Kleinasien 30.000 mazedonische Slawen zu übersiedeln, war ein schwieriges, wenn auch durchaus nicht originelles Unternehmen, aber als man daran schritt, alle Einwohner des Chersones auszurotten, so hieß dies, — und der Fall steht fast einzig in der Geschichte da, — sein Schicksal aus freiem Willen besiegeln.

Die Aufgabe der Natur war erst vollendet, als das oströmische Reich in ein asiatisches Gemeinwesen umgewandelt war. Zuerst wanderte die Elite der lateinischen Aristokratie von den Ufern des Tibers an den Bosporus und sie brachte auch den Mechanismus der Zentralisation mit; dann sorgte die Natur selbst für das Fortleben dieses Mechanismus im neuen Lande, indem sie die westlichen Rassenelemente durch orientalische ersetzte.

Die neue Aristokratie, die einen ausgeprägt armenischen Einschlag hatte, wies hauptsächlich zwei Typen auf, die Bergbewohner und die Bewohner des Tieflandes; die ersteren waren Krieger, die Bewohner des Tieflandes waren Kaufleute. Unterhalb dieser Aristokratie standen noch die altslawischen Bauern, die ein hartes, kümmerliches Leben führten und sich in dem rauhen Klima mit ungewöhnlicher Zähigkeit behaupteten; und wenn man bedenkt, daß auch diese so ausdauernde Rasse der Zivilisation nicht standhielt und späterhin immer wieder einen

---

[1]) L'Empire grec au X^e siècle, 1870. Constantin Porphyrogénète, III^e partie, Chap. II: Ethnographie des thèmes d'Europe, p. 209—240.

Zufluß von neuem Blute nötig hatte, so findet man es begreiflich, daß ihre Vorgänger untergehen mußten, und man wundert sich nur, daß sie sich so lange behaupten konnten.

Nach Aurelius Victor erreichte der ägyptische Getreidetribut unter Augustus jährlich die Höhe von 20 Millionen Modii oder ungefähr fünf Millionen Scheffel; zur Zeit Justinians war diese Ziffer stark heruntergegangen. Finlay schätzt das Getreidequantum, das der Staat jährlich importieren mußte, auf 5,500.000 Modii; in jedem Falle wissen wir, daß die Preise der landwirtschaftlichen Produkte auf dem byzantinischen Markte von diesem Importe abhängig waren, denn als im Jahre 563 die alexandrinische Getreideflotte zufällig nicht rechtzeitig eintraf, hatte dies in Konstantinopel eine Hungersnot zur Folge, die einen ernsten Aufruhr hervorrief.[1])

Für die Kosten dieser staatlichen Getreidespenden mußten die Provinzen aufkommen. Sie waren vom Handel völlig unbeeinflußt, und es müssen daher die Preise an der thrazischen Küste von den Preisen im Nildelta abhängig gewesen sein; diese letzteren aber reichten eben aus, um dem Fellah in einem Lande, wo weder Feuer noch Bekleidung unumgängliche Bedürfnisse sind, eine knappe Existenz zu gewähren. So erklärt sich die Ohnmacht eines Staates, dessen Kraft, zum großen Teile wenigstens, in den Steuern lag, die die ackerbautreibende Bevölkerung zu zahlen hatte. Die Einfälle der Barbaren, die einem schlagfertigen Heere allerdings selten gefährlich wurden, wiederholten sich unaufhörlich, und man konnte ihnen nur durch Errichtung starker Garnisonen längs der ganzen Grenze Halt gebieten. Für die Erhaltung dieser Garnisonen reichte die Steuer, die der Bauer nach Abzug der für seine dringendsten Bedürfnisse nötigen Summe zahlen konnte, nicht aus, und man mußte ihm daher entweder seine Nahrung nehmen oder die Grenze von Truppen entblößen. Das Resultat war in beiden Fällen dasselbe. Ließ man die Bauern im Stiche, so wurden sie von den Bulgaren überfallen und gepfählt, verbrannt und gekreuzigt, nahm man ihnen die Ernte für die Söldlinge weg, so mußten sie auf ihren verheerten Feldern Hungers sterben.

---

[1]) Isambert, Histoire de Justinien, p. 714.



Unter diesen Verhältnissen wurde das Gebiet im Norden des Bosporus, das man überhaupt noch ökonomisch verteidigen konnte, immer kleiner, bis schließlich seine Grenzen mit den Mauern von Konstantinopel, Thessalonike und ein oder zwei anderere befestigten Plätzen zusammenfielen, während andererseits die Perser die nach dem fernen Orient führenden Landwege sperrten, von deren Beherrschung der kommerzielle Vorrang Konstantinopels abhängig war. Als nun die europäische Kundschaft der Griechen immer mehr verarmte, ging der Großhandel nach Asien zurück und Konstantinopel verlor seine Stellung als finanzielles Zentrum der Welt.

Die langsame periodische Vorwärtsbewegung des Handels scheint sich mit automatischer Regelmäßigkeit zu vollziehen, und von diesem Vordringen des Handels kann die Entwicklung der menschlichen Zivilisation selbst beeinflußt werden. Die Verhältnisse stellen sich so dar, daß die südlichen und östlichen Länder Asiens das Heizmaterial lieferten, während die entwickelte Energie der Konsumtionsfähigkeit des Okzidents entsprach.

In den Perioden, wo Europa und Amerika indische und chinesische Produkte in großen Mengen aufnahmen, verschob sich das Handelszentrum von Mesopotamien über den Bosporus oder den Nil in der Richtung nach Italien zu und von da an die Nordsee, und zugleich wuchsen Städte wie Konstantinopel und Kairo, Rom, Venedig und Genua, Marseille, Antwerpen, Amsterdam und London empor. Je weiter die Bewegung reichte, um so größer war die zentralisierte Masse, eine umso lebhaftere Tätigkeit wurde entwickelt, und um so rascher ging der Verbrennungsprozeß vor sich. Und umgekehrt: solange der Okzident dem Handel verschlossen blieb, setzte sich die Zivilisation in den Tälern des Euphrat und des Tigris fest, wo Babylon, Ninive, Ktesiphon und Bagdad sich zu hoher Blüte erhoben.

Der stetige außerordentliche Verbrauch an Lebenskraft führte, wie es scheint, in der Zeit zwischen Justinian und Heraklius, d. h. zwischen 550 und 650, einen Grenzzustand herbei, in dem die Quellen der Volkskraft selbst erschöpft schienen. Durch alle Länder im Westen des Archipels streiften Banden von halbwilden Individuen, die außerstande waren, die Bequemlichkeiten der Kultur zu schätzen, und in dem Maße, wie die Individuen dieser Gattung an Terrain gewannen, nahm Konstantinopel mehr weniger den Charakter eines befestigten Grenzpostens an, dessen

Einwohner mit den Jägern und Hirten Detailhandel trieben. Die Hochfinanz und der Großhandel wanderte, wie es scheint, nach Ktesiphon, der persischen Hauptstadt, aus. Wenn wir auch nur wenig direkte Beweise für diesen finanziellen Niedergang haben, so können wir doch aus verschiedenen indirekten Anzeichen einen Schluß auf die Armut des Griechenvolkes ziehen. Unter Heraklius befand sich Byzanz jahrelang gewissermaßen in einem chronischen Belagerungszustand; ihre Rettung verdankte die Stadt nur dem Umstande, daß die Feinde keine tüchtigen Seeleute waren und daß die griechische Flotte die See beherrschte. Heraklius selbst wurde von solcher Verzweiflung ergriffen, daß er all seine Schätze auf ein Schiff verladen ließ, und nur mit größter Mühe konnte man ihn davor zurückhalten, nach Karthago zu fliehen. Die Staatseinkünfte reichten nicht aus, um ein stehendes Heer zu halten, es wurden wenig bedeutende Bauten aufgeführt, die Manuskripte wurden nicht mehr mit feinen Malereien geschmückt und die Münze verlor die frühere Reinheit. Persien dagegen entwickelte nicht nur eine große militärische Energie, es erreichte eine Periode des Glanzes, wie sie in der Geschichte Mittelasiens fast einzig dasteht. Gibbon schildert in trefflicher Weise die glanzvolle Regierung Chosroes, des Zeitgenossen Heraklius', der in Dastagerd, das ungefähr zwanzig Meilen von Ktesiphon entfernt lag, residierte. „Der König hatte neunhundertsechzig Elefanten für seinen Hofhalt und für Festlichkeiten, zwölftausend große Kamele und achttausend kleinere, die im Kriege die Zelte und das Gepäck trugen; in seinen Ställen standen sechstausend Maulesel und Pferde, darunter die ob ihrer Schönheit und Schnelligkeit berühmten Shebdis und Barid. In hundert unterirdischen Gewölben ruhten seine Schätze, Gold, Silber, Juwelen, Seide und Wohlgerüche. Vielleicht ist es nur eine Fabel, was seine Schmeichler von den dreißigtausend kostbaren Teppichen erzählen, die die Wände des Palastes schmückten, von den vierzigtausend silbernen Säulen, — wahrscheinlich Säulen aus Marmor oder aus Holz mit Silberplattierung, — auf denen das Dach des Palastes ruhte und von den tausend goldenen Kugeln, die in der Kuppel hingen und die die Bewegungen der Planeten und die Konstellationen des Tierkreises darstellen sollten.“[1])

---

[1]) Decline and Fall, chap. XLVI.

Der Notstand, der die militärische Ohnmacht mit sich brachte, übte wieder einen Rückschlag auf den Handel aus, denn ein entschiedenes Vorgehen gegen die Feinde, die das Reich im Kreise einschlossen und es von der Außenwelt isolierten, war bei der Armut des Staates unmöglich. Im Norden war Byzanz dem Frontangriff der Barbaren ausgesetzt, während die Perser die Karawanenstraßen gesperrt hatten und die Häfen blockierten. Als Heraklius den Thron bestieg, war Chosroes in Syrien eingefallen und hatte das Euphrattal gesperrt, er hatte auch Ägypten besetzt und beherrschte das Rote Meer und den Nil. So blieb den Griechen kaum eine Quelle, aus der sie sich Proviant ohne zu hohe Bezahlung beschaffen konnten. Der günstigste Markt dürfte wegen der Seidenfabrikation Antiochia gewesen sein; immerhin konnten die Griechen mit Syrien Handel treiben, wenn auch mit peinlichen Beschränkungen. Die Syrer waren gute Seeleute und standen in direktem Handelsverkehre mit ihren Abnehmern. Sie drangen auf ihren Geschäftsreisen bis nach Nordfrankreich vor und unter den Merowingern, deren Regierung in die Zeit des Untergangs der byzantinischen Macht fällt, hatten sie Kaufhäuser nicht nur an einzelnen Küstenpunkten wie Narbonne und Bordeaux, sondern auch in Orléans, Tours und vielleicht sogar in Paris. Schon im Jahre 565 etwa, als Prokopius starb, galt Antiochia als die erste römische Stadt des Orients, und im siebenten Jahrhundert besaßen die beiden Städte Antiochia und Aleppo, wie man wohl annehmen darf, zusammen fast ebensoviel Kapital wie Konstantinopel und ihre Unternehmungslust und Betriebsamkeit war ebenso groß wie die der Hauptstadt. [1])

Wäre in Mittelasien der Friede erhalten geblieben, so kann man nicht absehen, wie lange dieses Gleichgewichtsverhältnis fortbestanden hätte, doch die Siege Mahomets hatten den Untergang des persischen Reiches im Gefolge. Das Reich vermochte dem doppelten Angriffe Heraklius und Omars nicht standzuhalten, Ktesiphon wurde zerstört und räumte Bagdad den Platz. Man könnte nun meinen, daß der endgültige Verlust Syriens und Ägyptens Byzanz sehr hart treffen mußte, würde uns nicht die Erfahrung lehren, daß der kommerzielle Wohlstand nicht von

[1]) Heyd, Geschichte des Levantehandels im Mittelalter, Bd. I, Seite 20.

der nominellen Oberherrschaft über die fremden Länder abhängt, sondern von den relativen Handelspreisen. Faßt man diesen Umstand ins Auge, so kommt man bei Betrachtung der Tatsachen eher zu dem Schlusse, daß der Wegfall der ägyptischen Konkurrenz für das südöstliche Europa einen entschiedenen Vorteil bedeutete. Es scheint, daß von dem Augenblicke an, als Heraklius die Getreidespenden einstellen mußte, die Getreidepreise stiegen, und zwar in einem solchen Maße, daß die Hausse fast auf eine mehrjährige Hungerperiode hinzuweisen scheint. Diese Aufwärtsbewegung der Getreidepreise wirkt in günstigem Sinne auf den Ackerbau in den Gebieten südlich der Donau ein, und die energischen Angriffe der Ikonoklasten gegen die Barbaren im achten Jahrhundert lassen sich leicht durch den Wohlstand, der wieder im Lande herrschte, erklären.

Amru besetzte Ägypten im Jahre 640, und bald bildete sich um die neuen Zentren eine neue Welt, die aus den Trümmern der alten Welt gebaut schien. Das oströmische Reich verdichtete sich immer mehr und nahm einen asiatischen Charakter an. Griechenland und Kleinasien bildeten ein geschlossenes Ganzes, das gegen jede Invasion geschützt schien, Griechenland durch das Meer, Kappadozien und Anatolien durch den gigantischen Wall des Taurus. Solange die byzantinischen Schiffe das Goldene Horn sperren konnten, war Konstantinopel uneinnehmbar; selbst die Kreuzfahrer, die die Stadt im Jahre 1204 erstürmten, konnten gegen die mächtigen Mauern nichts ausrichten. In dieser unzugänglichen Verschanzung hatte die kapitalistische Gesellschaft, abgesehen von einer möglichen Ablenkung des Handelsstromes, wenig zu fürchten, und es traten nun Verhältnisse ein, infolge deren der Handel in immer wachsender Expansion durch den Bosporus getrieben wurde.

Dieser Umschwung bildet eines der dunkelsten Probleme der Geschichte, und es ist fraglich, ob man die näheren Umstände, unter denen er sich vollzog, je ganz klarstellen wird. Immerhin können wir aus den gegebenen Tatsachen gewisse Schlüsse ziehen und auf diesem Wege zu einer erklärenden Hypothese gelangen.

Schon vor Justinian waren aus den weit nach Norden reichenden, öde daliegenden Gegenden dem Reiche große Kosten

und mancher Schaden erwachsen. Allmählich traten aber Verhältnisse ein, in deren Folge es ganz unmöglich wurde, jene Gegenden zu halten.

Die Griechen wurden überall zurückgedrängt, und es blieb ihnen in Europa nur ein ganz schmaler, zerrissener Küstenstreifen übrig, der von der Krim bis nach Sizilien reichte; der Zusammenhang der äußersten Teile dieses Streifens mit dem Zentrum war oft ein so loser, daß ihre Zugehörigkeit zum Reiche nur eine nominelle genannt werden konnte. In den Steppen und Klüften des Balkans hausten räuberische Nomadenvölker, die plündernd im Lande herumzogen, und solange die ägyptischen Getreidepreise maßgebend waren, konnte keine Änderung in ihren Sitten eintreten. Bis in die Mitte des siebenten Jahrhunderts lebten sie meistens von der Viehzucht und vom Raube. Mit dem Auftreten der Sarazenen aber änderten sich allmählich die Verhältnisse. Indem nämlich die Sarazenen Nordafrika eroberten, wurden die Hauptnahrungskanäle Konstantinopels gesperrt. Mit diesem Erfolge aber begnügten sich die Sarazenen nicht; auf den Plünderungszügen, die sie immer wieder über die Pässe des Taurus unternahmen, verwüsteten sie einige der reichsten Gegenden Kleinasiens. Infolgedessen trat nicht nur eine Erhöhung der Getreidepreise ein, sondern die Bewohner der griechischen Küstenstädte waren nunmehr fast ausschließlich auf das europäische Getreide angewiesen. Als dann der Ackerbau wieder Nutzen abwarf, erfreute sich die Balkanhalbinsel einer neuen Prosperität. Die wilden Nomadenstämme wurden ansässig, um die Mitte des neunten Jahrhunderts bekehrte sich Bogoris zum Christentum, und im zehnten Jahrhundert konnte der bulgarische Hof mit den Höfen von Konstantinopel und Bagdad an Glanz wetteifern.

Die Sarazenen wollten nie in den christlichen Häfen Handel treiben, während sie im eigenen Lande ihre Waren an jeden Fremden gerne abgaben. Als sie nun Syrien eroberten, ging, wie es scheint, der Transporthandel an die Griechen über, die lange Zeit die Kaufleute von Venedig und Amalfi mit Handelsware versorgten. Ferner wurden nun infolge der Schwächung Persiens die Landwege wieder frei, die die Perser früher gesperrt hatten, und Trapezunt, der in einem Winkel des Schwarzen Meeres gelegene Hafen von Erzerum, — in welcher Stadt die Karawanenstraßen ausmündeten —, wurde einer

der Haupthandelsplätze des Reiches. Alle diese und wahrscheinlich noch manche anderen Umstände brachten es mit sich, daß Konstantinopel im Laufe des neunten und zehnten Jahrhunderts ein großes Handelszentrum wurde, und noch einmal war der Stadt Ruhm und Macht beschieden. Doch hatte dieser Aufschwung — und wie es scheint, nach einem strengen, unabänderlichen Gesetze, — auch den Untergang der Stadt im Gefolge; denn jeder Sieg setzt ein so feines Zusammenwirken der verschiedensten Kräfte voraus, daß das Gleichgewicht, dank dem die Natur ihre Auslese durchführen konnte, durch die exzessive Energie des siegreichen Typus bald wieder gestört wird.

Im zehnten Jahrhundert triumphierte Konstantinopel entschieden über alle Mächte, die mit der Stadt um den Vorrang kämpften, und von neuem spannte es das Netz der Zentralisation über die Länder. Wahrscheinlich rückte schon einige Jahre vor 950 das asiatische Handelszentrum infolge des steigenden Wohlstandes im südöstlichen Europa vom Euphrat nach dem Mittelländischen Meere vor. Das Kalifat war in Bagdad gestürzt, während Aleppo und Antiochia sich großen Wohlstandes erfreuten. Aus all dem scheint hervorzugehen, daß der Handel, ohne jedoch in andere Hände zu gelangen, seinen Lauf längs des Euphrat nach Syrien genommen hatte, mit unmittelbarem Anschluß an einen Seehafen vom Persischen Meerbusen aus.

Wie dem auch sei, soviel ist gewiß, daß Aleppo zur Zeit Nikephoros Phokas' eine der reichsten und glänzendsten Städte der Welt war, in der der hervorragendste Moslem jener Epoche regierte. In dem zu Mossul im Jahre 916 geborenen Seif-Eddauleh waren die vornehmsten Eigenschaften seiner Rasse verkörpert. Er hatte ein unerschrockenes, ritterliches, wagemutiges Wesen, und trotzdem er den größten Teil seines Lebens auf den Schlachtfeldern verbrachte, besaß er eine große Bildung und zeichnete sich auch in der Dichtkunst aus. In seinem Palaste kamen die gebildetsten Mohammedaner aller Länder zusammen, und seine Favoritin soll die Tochter eines byzantinischen Fürsten gewesen sein, den er auf einem seiner Eroberungszüge gefangen genommen hatte. Im Jahre 944 nahm dieser kühne Abenteurer Aleppo ein, und von diesem Stützpunkte aus unterwarf er Damaskus, Antiochia und den größten Teil des nördlichen Syriens.

Damals war Nordsyrien der Garten der Welt und vor allem die Quelle, aus der Konstantinopel seine Reichtümer schöpfte. Denn wäre der Handelsstrom, der vom Persischen Meerbusen an den Euphrat zog und bei Antiochia an der Mündung des Orontes auslief, nach dem Roten Meere und zum Nile hin abgelenkt worden, so wäre Byzanz in einer so exzentrischen Lage gewesen, daß die Stadt kaum dem Schicksale Bagdads entronnen wäre.

Leider hatte das Glück die Griechen allzusehr begünstigt. Eine kleine mohammedanische Provinz, die nun nach dem Sturze des Kalifats ganz isoliert war, konnte dem Angriffe Phokas', der die größte organisch formierte Armee seiner Zeit befehligte, nicht standhalten. Schon vor hundert Jahren hat es Gibbon mit seinem unfehlbaren historischen Instinkte ausgesprochen, daß das erste Viertel der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts stets „die glänzendste Epoche in den byzantinischen Annalen“ [1]) bleiben wird.

Nikephoros Phokas war vielleicht der größte aller griechischen Feldherren im Mittelalter. Doch mit seinen größten Siegen sollte er seinem Lande eine Todeswunde schlagen. Phokas, der aus einer alten kappadokischen Familie stammte, war der Typus des byzantinischen Abenteuersoldaten. Wenn er auch einer durchaus kriegerischen Rasse angehörte, so war er doch in jeder Beziehung, abgesehen vom persönlichen Mute das Gegenteil seines großen Gegners, des Emirs von Aleppo. Er war unwissend, fanatisch, hartherzig, häßlich und habgierig; dies sind die Eigenschaften, die ihm der Italiener Luitprand, Bischof von Kremona und Gesandter Otto I. am Hofe Phokas', beilegt. Er nennt ihn über alle Maßen abstoßend, und auch bei Berücksichtigung des Vorurteils, das der Gesandte gegen ihn hegen mochte, steht soviel fest, daß er außergewöhnlich widerwärtig und brutal war. Der Chronist erzählt, daß er einen ungeheuren Kopf besaß, kleine Augen und einen dichten struppigen Bart, und sein Teint war so schwarz, daß man in der Nacht bei seinem Anblick erschrecken mußte. Er hatte einen großen Bauch, kurze Beine und unschön geformte Füße. Selbst seine Be-

[1]) Decline and Fall, chap. LII.

wunderer gaben zu, daß er raubgierig war und bei seinem unerschrockenen Mute eine unvergleichliche Schlauheit besaß. „Er konnte lügen wie Ulysses“, sagte Luitprand.

Trotzdem Phokas sich den Thron zu erobern verstand, blieb er doch immer ein Barbar, aber ein Barbar, der der Oligarchie, in deren Diensten er stand, — bis auf einen Punkt — vorzügliche Dienste leistete. Sein Fehler war die allzugroße Ähnlichkeit, die er mit seinen Herren hatte. Als er einmal Kaiser war, vergaß er im Siegesrausche, daß er nur eine untergeordnete Stellung einnahm, und er wollte so vorgehen, als wäre er selbst im Besitze der Macht. Er kümmerte sich nicht mehr um die ökonomische Klasse, sondern er stellte seine Energie in den Dienst seiner eigenen Interessen und der Interessen seiner Armee. Und diese Kühnheit wurde sein Verhängnis; doch sollte er für immer die merkwürdigste Persönlichkeit seiner Generation bleiben.

Dieser furchtbare Feldherr hatte auch furchtbare Soldaten in seinem Heere. Alle kriegerischen Rassen von der Themse bis zum Oxus lieferten ihm Truppen. Alle waren sie zu kaufen, Angeln, Franken, Italiener, Hunnen, Russen, Armener und Araber, und unter der eisernen Disziplin schmolzen sie zu einem einheitlichen Körper zusammen. Aus ihnen wurden jene Linienregimenter formiert, denen die Byzantiner ihre entschiedene Überlegenheit in jedem Kriege zu danken hatten. Und das Geniekorps, das noch besser organisiert war als die Linientruppen, dürfte alle Genietruppen übertroffen haben, die bis dahin jemals zur Verwendung gekommen waren, sowohl durch seine wissenschaftliche Bildung wie auch durch die vorzüglichen praktischen Hilfsmittel, über die es verfügte. In den Arsenalen von Konstantinopel, in denen die verschiedensten Kriegsmaschinen hergestellt wurden, war alles zu finden, was der menschliche Geist bis dahin ersonnen. Zieht man die Summe des möglichen Widerstandes in Rechnung, den der Feind im äußersten Falle zu leisten vermochte, so kann man sagen, daß vielleicht nie noch ein Feldherr eine so gewaltige Armee befehligt hatte.

Mit diesen Truppen drang Phokas im Jahre 962 in Syrien ein. Er kam durch die westlichen Tauruspässe ins Land und durchzog mit unwiderstehlicher Gewalt die kilikische Ebene; das freie Land wurde verwüstet, die festen Plätze wurden im Sturme

genommen. In zweiundzwanzig Tagen soll er 52 Städte und Schlösser geplündert oder zur Zahlung eines Lösegeldes gezwungen haben. Doch dieser erste Feldzug dauerte nicht lange. Phokas sicherte sich nur einen festen Platz im Süden der Berge, dann zog er sich nach Kappadozien zurück, um der großen Hitze zu entgehen und Verstärkungen zu sammeln. Als er im Herbste von neuem vordrang, befehligte er mehr als 200.000 Mann, durchwegs vorzüglich disziplinierte, wohl ausgerüstete Truppen. Er rückte mit seiner gewohnten Raschheit vor und griff Anabarze an, eine Stadt, die die Straße von Aleppo beherrschte. Die Stadt, die als eine der stärksten in ganz Asien galt, versuchte kaum Widerstand zu leisten und ergab sich, nachdem Phokas die Zusage gegeben, daß die Einwohner am Leben bleiben und ihre Güter behalten sollten. Kaum aber war er innerhalb der Mauern, so ließ er die Stadt plündern, und die Bevölkerung mußte die Gegend verlassen. Die Anabarzier, die bei der strengen Februarkälte aus der Stadt gejagt wurden, gingen dem sicheren Tode entgegen, denn sie waren ohne Kleidung, die ganze Gegend war verwüstet und sie konnten kein Obdach finden. Keine Schilderung kann eine richtige Vorstellung von diesem Vernichtungskriege geben. Der Sieger wollte den Feind nicht unterwerfen, sondern ausrotten, und dieses Ziel verfolgte er schonungslos. Er tötete nicht nur die Bewohner, er vernichtete auch alle Subsistenzmittel. Die Städte wurden den wilden Barbarenhorden preisgegeben, Männer, Frauen und Kinder wurden niedergemacht oder als Sklaven verkauft, die Häuser wurden geplündert und in Brand gesteckt, die Felder verwüstet, die Obstbäume umgehauen, die Brunnen wurden verstopft, die Haustiere wurden umgebracht.

Phokas drang unaufhaltsam in Syrien vor, er schlug Seif-Eddauleh und belagerte Aleppo. Am Morgen des dritten Belagerungstages wurde die Stadt gestürmt, die Byzanz soviele Schätze geliefert hatte, und ehe der Abend heraufzog, war sie in Flammen aufgegangen. Der Emir kam wieder in sein Land zurück, aber seine Hauptstadt lag in Ruinen. Nun war es mit seiner Macht zu Ende, und die Griechen konnten unbehelligt durch das Orontestal ziehen.

Mit der Eroberung Syriens hatte Phokas den Punkt erreicht, wo er entweder nach der Krone greifen oder untergehen mußte. Romanus ernannte im Jahre 963 auf seinem Toten-

bette die Kaiserin Theophano zur Regentin und Josef Bringas zu ihrem Minister. Bringas aber sah in Theophano nur ein Hindernis für seine ehrgeizigen Pläne; aus demselben Grunde war er auch Phokas feindlich gesinnt, und als dieser siegreich als Triumphator heimkehrte, wollte Bringas sich seiner Person bemächtigen und ihm die Augen ausstechen. Phokas flüchtete sich in die Mitte seiner Soldaten, und seine Offiziere, an ihrer Spitze Johannes Tzimisces, einer seiner armenischen Verwandten, riefen ihn zum Kaiser aus.

Als der neue Basileus vor Konstantinopel rückte, brach ein Aufruhr aus, wie er immer im Gefolge jener sozialen Revolutionen aufzutreten pflegte, die ihren äußerlichen und augenfälligen Ausdruck in einem Wechsel der Dynastie fanden. Mehrere Tage lang schlug sich der Pöbel in den Straßen, ganze Stadtteile wurden ausgeplündert, und der Aufstand wurde erst von dem berühmten Eunuchen Basil, dem unehelichen Sohne des Romanus Lecapenus, niedergeschlagen, der mit dreitausend seiner Anhänger den von Bringas besetzten Distrikt verwüstete. Am 16. August 963 zog Phokas im Triumphe in die Stadt ein und wurde zum Kaiser gekrönt.

Während der nächsten Jahre war die Lage in Konstantinopel eine zu ernste, als daß Phokas den syrischen Krieg energisch hätte fortführen können, im Jahre 968 aber rüstete er sich zu einem neuen entscheidenden Feldzuge. Er überschritt die Berge, marschierte gegen das Orontestal und zerstörte Hamah und Homs. Rauchende Trümmerstätten bezeichneten seinen Weg. Dann zog er an die Küste und auf Antiochia zu; vor sich her trieb er 100.000 Gefangene, die Blüte der syrischen Jugend, Jünglinge und Mädchen, die er vor dem Tode gerettet hatte, um sie als Sklaven zu verkaufen. Antiochia war zu stark, um im Sturme genommen zu werden, der Basileus betraute daher einen seiner Unterbefehlshaber mit der Durchführung der Belagerung. Dann kehrte er eilig zurück, um die Verschwörung, die, wie er merkte, in seinem eigenen Palaste gegen ihn vorbereitet wurde, im Keime zu unterdrücken. Sein Abzug nützte übrigens den Belagerten nichts, im Oktober 969 fiel Antiochia, und dieser erste Hafen Kleinasiens, der reiche Handelsplatz, der mit Aleppo die Schätze des Orients sammelte, um sie Konstantinopel zuzuführen, mußte das Los von Tarsos und Emessa teilen.

Durch diese Feldzüge sperrten die Griechen das Euphrattal,

und infolgedessen mußte der Orienthandel sich einen Ausweg durch die Nil-Mündungen suchen. Die Ablenkung des Handelsstromes hatte ein ganz merkwürdiges Resultat. Die sarazenische Zivilisation zentralisierte sich nunmehr in Kairo, Bagdad verlor verhältnismäßig an Bedeutung, das Handelszentrum erfuhr eine entscheidende Verschiebung nach rechts, und nun begann eine neue Ära.

In dem Augenblicke, als die Griechen den Taurus überschritten und als Kairo an Bagdads Stelle trat, mußten die ägyptischen Kalifen notgedrungen den religiösen Krieg wieder aufnehmen. Dieser Krieg, der seit Mahomets Zeiten chronisch gewesen war und der noch mehrere Jahrhunderte fortdauern sollte, hatte eine stete Nachfrage nach einigen Handelsartikeln zur Folge, die Ägypten nicht liefern konnte und die die Ägypter am besten aus Italien bezogen. Bald wurde Venedig der Mittelpunkt dieses Handels, und die Entwicklung Venedigs war von dem Niedergange von Byzanz begleitet. Je mehr Osteuropa im Welthandel hervortrat, um so exzentrischer wurde die Lage Konstantinopels; die Stadt verlor den Transporthandel, die Marine verfiel allmählich und der Reichtum wanderte über das Adriatische Meer. Andererseits nahm die maritime Macht der italienischen Städte in solchem Maße zu, daß die permanente Okkupation von Palästina möglich wurde und schließlich wurde im Jahre 1204 Konstantinopel von Dandolo eingenommen.

Die Folgen dieser ökonomischen Revolution traten übrigens bald klar hervor. Phokas sollte die Ereignisse, die er durch seine Siege vorbereitet hatte, nicht erleben; er starb im selben Jahre, in dem Antiochia fiel. Aber Tzimisces, der ihm auf den Thron folgte, erkannte in dieser Konkurrenz eine Gefahr für sein Reich. Er tat alles, was in seiner Macht lag, um den unerlaubten Handel mit den Ungläubigen zu unterdrücken, aber wie einst Augustus, so konnte auch er gegen das unerbittliche Naturgesetz nichts ausrichten.

Indessen trat als erste Folge der syrischen Feldzüge eine finanzielle Krisis ein, die für Phokas verhängnisvoll wurde. Wie soviele andere große Soldaten, war auch der Kappadozier seinen Herren gegenüber nicht gefügig genug. Abgesehen davon, daß seine Kriege dem Reiche ungeheure Lasten aufbürdeten, schadeten seine Siege auch dem Handel. Je mehr Länder er unterwarf, umso kleiner wurden die Staatseinkünfte und umso teurer wurde

das Getreide. Da er von Natur aus habgierig war und vor gar Nichts zurückschreckte, wenn es galt, die nötigen Geldmittel für sein Heer zu beschaffen, mußte er in diesem Milieu einen größeren Haß gegen sich hervorrufen, als wenn er ein Mörder und Tempelschänder gewesen wäre. Man warf ihm und seinem Bruder Spekulationen in Getreide, Wein und Öl vor, — Artikel, die der Staat monopolisiert hatte — ja, man behauptete, er habe leichtes Geld ausprägen lassen, mit dem er seine Gläubiger bezahle, während er selbst Bezahlung in gutem Gewichte verlangte. Diese Emissionen dürften infolge der Verwüstung von Syrien notwendig geworden sein und waren also eine Art Anleihe; allerdings gehörten die Individuen, die von dieser Zwangsanleihe betroffen wurden, der regierenden Klasse an.

Seit dem Jahre 967 war der Basileus in den Straßen von Konstantinopel nicht mehr seines Lebens sicher. Als er im Mai desselben Jahres am Himmelfahrtstage von der Kirche in den Palast zurückkehrte, wurde er vom Pöbel überfallen, und beinahe wäre er ermordet worden. Doch als die Ruhe wieder hergestellt war, ließ er nur zwei Weiber verbrennen, die von einem Dache herab Ziegelsteine auf ihn geschleudert hatten, sonst wagte er keine Rache zu nehmen. Nun lebte er in Konstantinopel wie ein Sieger im Feindeslande. Der Palast wurde zu einer großen Festung umgestaltet, die durch einen starken Turm beschützt und für den Fall einer Belagerung reichlich mit Lebensmitteln versehen war. Doch sollte diese große Festungsanlage, die Unsummen verschlang und die Zivilregierung erbittern mußte, von gar keinem Nutzen sein. Einen Schloßherrn, den die eigenen Leute verraten, können keine Mauern schützen. Wäre der Kaiser imstande gewesen, die starre Etikette aufzuheben, die ihn an jeder freien Bewegung hinderte, hätte er die Eunuchen und all die unzuverlässigen Höflinge entlassen, hätte er sich mit einer Barbarentruppe umgeben und seine Varegen vor sein Schlafgemach postiert, so hätte er sich vielleicht halten können. In Wirklichkeit aber schwebte er in seinem Schlosse in größerer Gefahr als im wildesten Kampfesgetümmel.

Die Kaiserin Theophano, die seinen Untergang herbeiführen sollte, war als Weib eine ebenso bemerkenswerte Persönlichkeit wie ihr Gatte als Mann. Aus ihrer Jugendzeit wissen wir nicht viel, nur daß sie in einer Schenke zur Welt kam und auf einen Sklavennamen getauft wurde und daß sie dann zum schönsten

und korruptesten Weibe ihrer Zeit heranwuchs. Wie es ihr gelang, den Romanus in ihre Netze zu locken, wird nie aufgeklärt werden. Tatsache ist, daß sie ihn an sich fesselte, wie einst Theodora Justinian gefesselt hatte.

Romanus, der erste Gatte Theophanos, war, als er seinem Vater Konstantin im Jahre 959 auf den Thron folgte, 21 Jahre alt. Er regierte nur drei Jahre, und als er starb, war seine Gattin dem Namen nach Regentin, in Wirklichkeit aber riß der Kanzler Bringas die ganze Macht an sich. In dieser Gefahr wandte sich die Kaiserin an Phokas, wohl der einzige, der ihr helfen konnte, und schließlich heiratete sie ihn. Aber Phokas' Gattin zu werden war leichter, als ihm treu zu bleiben. Bald erschrak sie vor dem Handel, in den sie eingewilligt hatte. Die bösen Zungen wollten wissen, daß der alte, häßliche und geizige Basileus, dem der Sinn für alles Feine fehlte, der ein brutales Auftreten hatte und ganz in seinen Geschäften aufging, in der Ehe von seinen Gattenrechten gar keinen Gebrauch machte. Auch soll er gegen seine Stiefsöhne, die künftigen Thronerben, Böses im Schilde geführt haben. Andererseits war Theophano in Johannes Tzimisces verliebt, der früher Phokas' intimster Freund gewesen, nun aber sein Todfeind war.

Keinem Menschen war Phokas soviel Dank schuldig wie Tzimisces. Er war der beste Offizier des Basileus er hatte ihn im Kampfe mit Bringas in loyaler Weise unterstützt und die verschiedenen Verschwörungen gegen ihn aufgedeckt, und auf sein Betreiben hatte ihn das Heer zum Kaiser ausgerufen. Dafür hatte ihm Phokas aus Eifersucht seine Gunst entzogen; Tzimisces' Gedanken waren nur auf Rache gerichtet und so wurde Phokas' Gattin seine Geliebte.

Tzimisces besaß alle Eigenschaften, die nötig waren, um ein Weib zu verführen. Der berühmte, mutvolle, hochherzige Mann, der von hervorragender Schönheit war und ein verführerisches lebenslustiges Wesen hatte, mußte auf Theophano einen unwiderstehlichen Reiz ausüben. Sie faßte den Entschluß, ihren Mann ermorden zu lassen und dem Mörder mit ihrer Hand auch die Krone zu reichen. Die Parteigänger Tzimisces', die ihn zur Tat drängten, besaßen in Theophano ein ausgezeichnetes Werkzeug, denn sie hatte zu allen geheimen Gemächern im Palaste Zutritt und konnte, wenn der Anschlag glückte, das Sühnopfer für das Verbrechen oder vielmehr für den Verrat,

der als Sakrilegium angesehen wurde, abgeben. Der Anschlag wurde im Jahre 968 im stillen vorbereitet, als Phokas in Syrien war, und wurde sehr geschickt durchgeführt. In Konstantinopel hatten die Verschwörer wahrscheinlich wenig zu fürchten, wenn sie sich auf die Zivilregierung stützen konnten, denn der Palastdienst lag ganz in den Händen der Bureaukratie, und der Basileus war vollständig machtlos, wenn er von seiner Leibwache getrennt war. Das Schicksal Phokas ist für das byzantinische System überaus bezeichnend. Er wurde mehrmals vor der drohenden Gefahr gewarnt und ließ noch an dem Tage, an dem er ermordet werden sollte, die Frauengemächer durchsuchen. Hätte er einen Hauptmann seiner Leibwache mit dieser Mission betraut, so hätte dieser die Mörder in ihrem Verstecke gefunden, und ein furchtbares Strafgericht wäre über die Schuldigen ergangen. Aber in diese geheiligten Gemächer durfte ein Hauptmann der Leibwache nicht eindringen, und die Eunuchen, in die der Kaiser volles Vertrauen setzte, waren in Konstantinopel immer die Werkzeuge, deren sich die List im Kampfe mit der Macht bediente.

Am 11. Dezember 969, mitten in der Nacht, führte einer dieser Eunuchen Tzimisces und seine Schar in den Raum, in dem Phokas auf einem Tigerfelle schlief, denn dieser wagte aus Furcht vor einem Überfall nicht in seinem Bette zu schlafen. Die Mörder warfen sich auf ihn, sie traten ihn mit Füßen, zerbrachen ihm mit den Schwertknäufen die Zähne und mißhandelten ihn solange, bis der Lärm die Barbaren herbeilockte, die die Palastpforten bewachten. Aber im Augenblicke, als die Soldaten die Türen sprengten, schnitten die Mörder ihrem Opfer das Haupt ab, hielten es zum Fenster hinaus und begrüßten Tzimisces als den neuen Kaiser. Doch da ein geweihtes Haupt gefallen war, hatte Tzimisces einen Verstoß gegen die Etikette begangen, und dieser Verstoß forderte eine Sühne. Er zögerte nicht lange und verbannte Theophano in ein fern in Armenien gelegenes Kloster.

Der neue Kaiser hatte wie so mancher andere Usurpator daheim zuviel zu tun, um große Feldzüge unternehmen zu können. Als Tzimisces im Norden von den Russen angegriffen wurde und sich von einer Revolution bedroht sah, zog er seine Truppen in Konstantinopel zusammen und gab die Eroberungen in Syrien preis.

So kam es, daß die Sarazenen zur Offensive übergingen

und in den folgenden fünf Jahren den größten Teil des Gebietes wieder zurückeroberten. In diesen Jahren wurde mit der Ausdehnung des ägyptischen Handels Ägyptens Macht immer größer, denn nun konnten die Kalifen das nötige Kriegsmaterial kaufen. In dem so fruchtbaren Niltale fehlte nämlich das zum Schiffsbau nötige Holz und das Eisen für die Waffenfabrikation, aber auch eine kriegstüchtige Bevölkerung. Aus Venedig dagegen konnten die Kalifen im Austausch gegen die in Kairo über das Rote Meer einlangenden Waren Holz, Eisen und Soldaten im Überflusse beziehen.

Schon vor den Feldzügen des Phokas hatte der Sklavenhandel, den Venedig trieb, großes Ärgernis erregt[1]), und fünfzehn Jahre später war diese Stadt zu einem regelrechten Arsenal geworden, aus dem die Ägypter das nötige Kriegsmaterial bezogen. Tzimisces, der die Gefahr erkannte, sandte, ehe er seine Operationen am Orontes wieder aufnahm, eine Botschaft an den Dogen und forderte die Unterdrückung des schmählichen Handels. Die Venezianer versprachen bereitwillig alles, was der Kaiser verlangte, und verfügten, daß jeder, der den Ungläubigen Holz, Waffen oder andere Gegenstände, „cum quibus percutere possint Christianos", verkaufen würde, eine Geldstrafe von hundert Pfunden Goldes zu gewärtigen hätte.[2])

Der Senat von Venedig ging, als er dieses Dekret erließ, möglicherweise mit voller Aufrichtigkeit vor; aber alle Einsicht und selbst der beste Wille vermag das Schicksal der Menschen nicht zu ändern. In diesem Falle sollte gerade die Kraft, die dem byzantinischen Reiche noch innewohnte, das Los der Stadt entscheiden. Denn gerade weil Byzanz so kräftig gegen Ägypten auftrat, mußte dieses Land das nötige Verteidigungsmaterial importieren, und je energischer man Venedig an der Ausfuhr der Kriegsmaterialien zu hindern suchte, umso höher stiegen die Preise und umso größer war der Gewinn, den die Venezianer erzielten. Die prächtigen Brokatstoffe, die der Orient lieferte, die Spezereien und die Juwelen, das waren die Lockmittel für den jungen, imaginativen Okzident, der den Glanz und die Genüsse des Lebens erst zu ahnen begann. Und all diese Pracht konnte

[1]) Tafel und Thomas, Urkunden zur älteren Handels- und Staatsgeschichte der Republik Venedig, Bd. I, S. 17.

[2]) Id., Ibid., Bd. I, S. 25.

fast ohne jede Mühe erworben werden. Man brauchte nur ein paar Bäume in den großen Wäldern zu fällen, aus den übervollen Arsenalen ein paar Schwerter und Lanzen zu nehmen und an den fruchtbaren Küstenländern Europas, im Kaukasus oder in der Krim ein paar Sklaventrupps abzufangen!

Je stürmischer also der Vorstoß der Griechen war, umso mehr stieg der Wohlstand Venedigs, und die beiden Feldzüge, in denen Tzimisces das ganze Land von Askalon bis Bagdad verwüstete, wurden mit außerordentlicher Energie geführt. Hätte eine der beiden Parteien sich in dem eroberten Gebiete behaupten können, so wären wieder normale Verhältnisse eingetreten und der Handelsstrom wäre wieder in seinem ursprünglichen Bette dahingeflossen. Der außerordentliche Aufschwung Venedigs war aber darin begründet, daß im Orontestale nichts gedeihen konnte, solange alljährlich eine neue Invasion stattfand.

Alle diese im Gebiete jenseits des Taurus geführten griechisch-arabischen Kämpfe hatten, wie Gustave Schlumberger bemerkt, immer denselben Verlauf. „Man kann kaum von wirklichen Eroberungszügen sprechen, es waren eher ungeheuere Raubzüge. Wie ein Orkan fegte der Feind, alles zerstörend und verwüstend, über das Land. Die Städte mußten Kontribution zahlen und wurden gänzlich ausgeraubt, geplündert und eingeäschert, die Kulturen wurden verwüstet, die Dörfer zerstört und in Brand gesteckt, ganze Palmwälder wurden umgehauen, die Bevölkerung verjagt oder gefangen weggeführt. Charakteristisch ist für diese Feldzüge vor allem der Umstand, daß nie ein endgültiges Resultat erzielt werden konnte. Die Operationsbasis war zu weit entfernt, ein nachhaltiger Erfolg war unmöglich... Mit dem Eintreten der schlechten Jahreszeit mußte regelmäßig das eroberte Gebiet evakuiert werden.“[1])

Es herrschte in diesen Gegenden eine chronische Hungersnot, und die Hungersnot hatte die Pest im Gefolge. Während der Belagerung von Tarsos wurden alltäglich mehrere hundert Leichen verscharrt, und die Überlebenden nährten sich von dem Fleische der Tiere, die an derselben Krankheit gestorben waren. Immer, scheint es, herrschte in diesem unglücklichen Lande irgend-

[1]) L'épopée byzantine à la fin du X$^{e}$ siècle, 1896, p. 243.

eine Epidemie. Unter diesen Verhältnissen hörte der Handel ganz auf.

Kurze Zeit vor seinem Tode, im Jahre 976, schrieb Johannes Tzimisces: „Nun ist ganz Phönizien, wie auch Palästina und Syrien von der Tyrannei der Moslem befreit, diese Länder stehen jetzt unter römischer Herrschaft,“ und man erzählt, daß er vom Feldzuge des Jahres 974 als Beuteanteil 300.000 Pfund Gold und Silber heimbrachte.

Und nun begann die dritte Periode der byzantinischen Geschichte, die durch das Emporblühen Kairos und Venedigs und durch den gleichzeitig eintretenden Verfall Konstantinopels gekennzeichnet ist. Dieser Verfall tritt am deutlichsten in der byzantinischen Marine zutage. In wie großartiger Weise sich im zehnten Jahrhundert die Marine des griechischen Reiches entwickelte, kann man aus den Seekriegen, die das Reich führte, entnehmen. In erster Linie kommt hier der Angriff auf Kreta im Jahre 960 in Betracht.

Der kretische Feldzug, der zwei Jahre vor dem ersten syrischen Feldzug unternommen wurde, legte den Grund zur Macht Nikephoros Phokas'. Er gebot vielleicht über die stärksten Streitkräfte, die die Welt bis dahin gesehen, denn nur die ökonomische Welthauptstadt war imstande, eine solche Streitmacht aufzustellen. Der Handel verlief noch immer längs des Euphrat, und Konstantinopel war damals noch nicht in eine exzentrische Lage im Verhältnisse zu den Städten am Adriatischen Meere geraten. Ein Menschenalter später trat die Dekadenz schon deutlich in Erscheinung, und hundert Jahre nach dem Tode Tzimisces' waren die Byzantiner nicht mehr imstande, ihre eigenen Häfen zu verteidigen.

Die Sarazenen hatten etwa um 822 von Kreta Besitz ergriffen und sie strebten danach, die Insel nicht nur zum größten Sklavenmarkt, sondern zu einem der stärksten militärischen Plätze der Levante zu machen, so daß sie zugleich den Archipel und die Adria beherrschen könnten. Die von Natur aus schwer zugängliche Hauptstadt Kandia war noch durch starke Befestigungswerke geschützt und bot den Piraten, die die byzantinischen Küsten verwüsteten, einen sicheren Stützpunkt. Im Frühjahre zogen ganze Flotten von leichten Schiffen von hier

auf Raub aus, und fast immer kehrten sie reich mit Beute beladen zurück, mit den Schätzen, die sie in blutigen Raubzügen erworben hatten. An einem Julimorgen des Jahres 904 überfielen die Piraten Thessalonike. Sie drangen in den Hafen ein und verwüsteten die Stadt; 22.000 junge Christen, meist vornehmen mazedonischen Familien angehörig, wurden gefangen genommen, in die unteren Schiffsräume gesperrt und fortgeführt. Und ähnlich hausten die Piraten in jeder Stadt, die sie überfielen.

Schließlich trieben es die Sarazenen so arg, daß die kaiserliche Regierung nicht länger untätig zusehen konnte und ein Eroberungszug gegen die Insel beschlossen wurde. Das Kommando über die gesamte Streitmacht wurde Nikephoros Phokas übertragen. Die Flotte bestand aus 2000 vierrudrigen Galeeren. Die kleinste Galeere hatte 100 Ruderer und eine Abteilung Soldaten. Die Schiffe waren mit den besten Geschützen jener Zeit ausgestattet, auch hatten sie Rohre für das griechische Feuer, das eine noch nie erreichte Zerstörungskraft besaß und die glänzendste Leistung der griechischen Arsenale darstellte. Neben diesen Linienschiffen dienten 1000 schwere Transportschiffe zum Transporte des Belagerungstrains und der Mannschaft. Die griechische Streitmacht war der des Feindes so überlegen, daß die Araber trotz den vitalen Interessen, mit denen der Besitz der Insel für sie verknüpft war, der Flotte keinen Widerstand entgegensetzten und Phokas unangefochten landen ließen.

Mit der Landung aber nahmen erst die Schwierigkeiten ihren Anfang. Kandia konnte bei seiner außerordentlich starken Befestigung nicht im Sturmangriff genommen werden. Man mußte mitten im Winter trotz dem schwierigen Terrain und trotz der erschwerten Zufuhr an die Belagerung der Stadt schreiten. Man mußte lange Umwallungsmauern aufführen, den Hafen blockieren und die Lebensmittel aus großer Ferne beziehen, da eine leicht zugängliche Approvisionierungsbasis fehlte. Trotz diesen Umständen, die selbst in einem modernen Kriege sehr ins Gewicht fallen würden, war die griechische Armeeleitung allen Schwierigkeiten gewachsen. Man schritt an den Bau der Umwallungslinien und setzte sie in Verteidigungszustand, der Hafen blieb den ganzen Winter über blockiert und, — was vielleicht die bemerkenswerteste Leistung war — die Intendanz konnte den Truppen regelmäßige Rationen verabreichen, trotzdem die

Nahrungsmittel vom Festlande bezogen werden mußten und in jenem Jahre in der Levante Hungersnot herrschte. Gibbon schätzte die Zahlungen, für die die Armeeverwaltung allmonatlich aufkommen mußte, auf 3,400.000 Francs; doch damals, als das Euphrattal noch passierbar war, konnte das Reich diese Summen ohne Schädigung seiner vitalen Interessen aufbringen.

Kandia fiel. Die Beute, die den Siegern in die Hände fiel, übertraf alle ihre Erwartungen. Es war der härteste Schlag, den die Sarazenen erlitten, und der Triumph des Siegers der größte, den Byzanz gesehen.

Um die Mitte des ersten Jahrhunderts, in der glänzendsten Epoche der Kaiserzeit, brachte Titus Jerusalem zu Falle. Man hat seinen Sieg stets als einen der denkwürdigsten Triumphe der römischen Militärorganisation betrachtet, und doch reicht dieser Feldzug, was die technischen Schwierigkeiten anlangt, nicht an den kretischen heran. Auch wäre es fraglich, ob Titus über das ausreichende Schiffsmaterial verfügt hätte, um eine Stadt wie Kandia angesichts der großen arabischen Seemacht zu blockieren.

Man kann in gewisser Hinsicht das oströmische Reich um 950 mit dem weströmischen vom Jahre 50 vergleichen. Wohl verfügte Rom über reichere Hilfsquellen als Byzanz, aber in dem Bereiche des zentralisierten Territoriums konnte Rom kaum eine größere Kraft entfalten.

Wenn man annimmt, daß das Jahr 969, — in das der Sturz Antiochias und der Tod Phokas' fällt — einen Wendepunkt in der byzantinischen Geschichte bedeutet, indem die Lage der Stadt nunmehr eine entschieden exzentrische wurde, so erkennt man, daß im Laufe von drei Menschenaltern die Basis, auf der die byzantinische Zivilisation ruhte, gänzlich untergraben wurde. Im Jahre 1081 griff Robert Guiscard Durazzo an, und Alxiose Comnenos, der sich auf die eigene Flotte nicht zu verlassen wagte, wandte sich an Venedig um Hilfe. In diesem Jahre (1081) beginnt die Agonie des byzantinischen Reiches. Die Revolution, die Alexios auf den Thron erhob, war von langer Hand vorbereitet worden. Finlay entwirft ein trauriges, aber kaum übertriebenes Bild von den Verhältnissen unter Michael VII., der zehn Jahre später den Thron bestieg.

„Das byzantinische Reich“, sagt er, „hatte einen sozialen Zustand erreicht, in dem alle Menschen nur nach einem Ziele strebten, nämlich nach dem Reichtum. Alle poetischen Regungen des menschlichen Herzens waren erstorben. Das Verlangen nach Ruhm und Ehre betrachtete man als Kinderei. Man strebte nach der Macht, weil sie das sicherste Mittel bot, um reich zu werden, und es braucht nicht erst betont zu werden, daß bei einer solchen Lage der Dinge Raub und Erpressung von seiten der Regierenden an der Tagesordnung war... Der Umstand, daß man in den Provinzen fremde Rassen ansiedelte und daß man nach einer neueren Gepflogenheit in Kleinasien apanagierte Kommandanten einsetzte, brachte es mit sich, daß mehrere armenische Fürsten in Kappadozien und Kilikien eine unabhängige Stellung einnahmen. Doch selbst unter diesen argen Verhältnissen bestanden die hohen Beamten in der Hauptstadt auf vollständiger Ausbezahlung ihrer übertrieben hohen Gehälter ... trotzdem in den Staatskassen Ebbe war und die Linientruppen wie die Flotte und die öffentlichen Arbeiten unter diesem Stand der Dinge sehr zu leiden hatten. Das Hofleben in Konstantinopel war so glänzend wie früher, und die Schauspiele im Hippodrom büßten nichts von ihrer Pracht ein; die Befestigungsanlagen aber, die Wasserleitungen, Straßen und Häfen der Provinzstädte ließ man verfallen ... Pest und Hungersnot herrschten in den Provinzen, die die Nomadenstämme ausplünderten, die natürliche Folge der einreißenden Unordnung und Unsauberkeit. Das in den Städten zusammengehäuft lebende Volk erlag in Massen der Hungersnot und war ein günstiger Nährboden für alle Epidemien. Doch die Raubgier der Regierenden war so groß, der Staat verbrauchte solche Summen, daß selbst Kaiser Michael aus dem furchtbaren Nationalunglück Geld zu schlagen suchte.“ [1])

Unter Nikephoros III., der im Jahre 1081 von Alexios abgesetzt wurde, traten die ersten Zeichen des Verfalles zutage. Während seiner bloß dreijährigen Regierung erwarb sich Alexios, der vier Aufstände unterdrückte, großen Ruhm und erreichte schließlich, wie einst Phokas, jenen Punkt, wo er zwischen Tod und Empörung zu wählen hatte. Er marschierte an der Spitze seiner Barbarentruppe gegen Konstantinopel, bestach die Germanen-

[1]) Byzantine and Greek Empire, p. 46—47.





abteilung, die die Wache an einem der Türme hatte und drang in die Stadt ein. Da hausten seine Soldaten, „die sich in keiner Hinsicht von fremden Feinden unterschieden,“ [1]) in Byzanz, wie Phokas in Antiochia gehaust hatte.

Von diesem Schlage sollte sich die Hauptstadt nie wieder erholen. Die Verwaltung, in der schon seit langem alle Zeichen des Verfalles hervortraten, brach nun völlig zusammen, und der Byzantiner oder Goldpfennig, der seit Konstantin fast durchwegs seinen Wert beibehalten hatte, wurde nun so schlecht und sank so sehr im Werte, daß Alexios seine Kontrakte in der alten Währung abschließen mußte.[2])

Betrachten wir diese Theorie vorläufig als eine Basis, die eine Analyse der byzantinischen Geschichte ermöglichen soll, so müßte sie ebenso wie auf die ökonomischen und die politischen Ereignisse auch auf die literarischen und künstlerischen Erscheinungen sich anwenden lassen. Wenn also der ökonomische Konkurrenzkampf die Blutmischung der Rasse veränderte, so müssen auch die intellektuellen Funktionen eine entsprechende Veränderung erfahren haben.

Als im fünften Jahrhundert die römische Lebenskraft abnahm, da flüchteten vor dem Ansturm der wilden Stämme die Reste der alten Gesellschaft an die Küsten Thraziens und Mazedoniens. Diese Einwanderer, die auf einem schmalen Küstenstreifen zusammengedrängt lebten, waren einem immer stärker werdenden Drucke ausgesetzt, der ihrem zarten Organismus verhängnisvoll werden mußte. Schließlich erreichte dieser Druck seine Grenze, eine stärkere Verdichtung war unmöglich geworden. Bisher waren aus Asien neue Elemente herübergekommen, die sich den gegebenen Verhältnissen besser anpaßten, nun aber entwickelte sich ein stationärer Zustand. Seit der Thronbesteigung Leo des Isauriers trat die Starrheit ein, und die damalige byzantinische Gesellschaft ist fast mit der chinesischen in eine Linie zu stellen.

Indessen kam, je nachdem der Handel kräftiger oder träger dahinströmte, abwechselnd bald die eine, bald die andere der

---

[1]) J. Zonaras, Annales, XVIII, 20.

[2]) Siehe den mit Bohemund geschlossenen Vertrag in der Alexiade der Anna Comnena, XIII, 7,

beiden großen Gattungen, in die diese zähe asiatische Bevölkerung sich teilte, zur Geltung. Diese beiden Gattungen waren die *πολιται* und die *στρατιωται*, die Bürger und die Soldaten; die *πολιται* sollten sich als die Stärkeren bewähren.

So ist z. B. der Ikonoklasmus des achten Jahrhunderts aus der vorübergehenden Energie der kriegerischen Rassen zu erklären, deren Kraft im Verhältnisse stieg, als die Kapitalistenklasse eine Zeitlang unter dem Drucke der persischen Konkurrenz zu leiden hatte. Doch mit der Zerstörung Ktesiphons hörte die Armut Konstantinopels auf, und mit der Gründung von Bessorah, dem Hafen Bagdads, begann eine neue Periode des Wohlstandes. Im neunten Jahrhundert erhoben sich Bagdad und Konstantinopel zu hoher Blüte, und als der Reichtum nach Byzanz zurückströmte, trat im oströmischen Reiche wieder der rein ökonomische Gleichgewichtszustand ein.

Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet weist die zweite Periode der byzantinischen Blütezeit mit der ersten Periode viele gemeinsame Züge auf, nur daß im vierten und im fünften Jahrhundert mit den barbarischen Einwanderern neue Typen ins Land kamen, während im neunten und im zehnten Jahrhundert in der geistigen Strömung das Überwiegen verschiedener Typen einer und derselben im stationären Zustand befindlichen Rasse zum Ausdruck kam.

Als mit den ersten Invasionen neues Blut ins Land strömte, erfuhr die Einbildungskraft eine neue Belebung, und das Christentum, in dem die stärksten Emotionen der Barbaren einen Ausdruck fanden, kleidete sich in die schönsten und anmutigsten Formen. In den römischen Katakomben kann man heute noch die ersten Ansätze dieser neuen Kunst bewundern. Sie fand eine feinere Form in der Kirche von San Vitale und in den Mosaiken von Ravenna und erreichte ihren Höhepunkt unter Justinian in dem Meisterwerk der Sophienkirche. Als dann der Kampf zu Ende war und kein neues Blut mehr ins Land strömte, wurde die Kunstsprache stereotyp; „von den Zeiten Justinians bis zum Ende des Reiches ist nicht die geringste Änderung in der Konstruktionsweise wahrzunehmen,“ sagt Charles Texier.[1])

Der finanzielle Niedergang erreichte mit der Hidschra (622)

[1]) Byzantine Architecture, London, 1864, p. 24.

und dem darauffolgenden Zusammenbruch Persiens sein Ende, und mit der Zentralisation der sarazenischen Kultur in Bagdad kann man die zweite byzantinische Glanzperiode als eröffnet betrachten. Der Wohlstand stieg allmählich und erreichte seinen Höhepunkt unter der mazedonischen Dynastie, die mit Basil I. im Jahre 867 zur Regierung gelangte und bis zum Sturze Michaels im Jahre 1057, also 189 Jahre, regierte. Dann kam infolge einer Revolution die Familie Comnenos zur Herrschaft, die den Thron bis zur Plünderung Konstantinopels durch die Kreuzfahrer innehatte, und fraglos ist in dieser Revolution das erste entschiedene Anzeichen jener ökonomischen Dekadenz zu erblicken, die fünfundzwanzig Jahre später im Aufstand und in der Plünderung von 1081 so furchtbar zutage trat.

Diese Epoche des Wohlstandes, die mit dem Aufblühen Kairos ihr Ende fand, ist allem Anschein nach darauf zurückzuführen, daß der Handelsstrom, der sich jahrhundertelang dem Euphrat zu bewegt hatte, so daß Europa zur Armut und zur Barbarei verurteilt war, nun in der umgekehrten Richtung dahinfloß. Die neue Strömung wirkte auf den ganzen Westen belebend und befruchtend, und selbst im oströmischen Reiche, das fast in völlige Unbeweglichkeit versunken war, trat ein unleugbarer Umschwung ein. Die Ikonoklasten wurden zurückgedrängt, die Mazedonier bemächtigten sich der Regierung, der Einfluß der Beamtenschaft nahm zu, der Klerus verlor an Macht, die Armee wurde neu organisiert und es blühte eine prunkvolle plutokratische Kunst.

Schon die Münzen könnten uns ausreichende Belege für diese Schlußfolgerung liefern. Auf den Münzbildern kann man deutlich die erste Infiltration fremden Blutes, kann man die wachsende Macht, den Höhepunkt und den Sturz der asiatischen Kapitalistenklasse verfolgen.

Als im vierten Jahrhundert die Ebbe eintrat und der Goldstrom den Kern der lateinischen Aristokratie an den Bosporus trug, wurde auch die lateinische Münze mitgenommen. Mehrere Menschenalter behielt diese Münze, wie es scheint, ihre alte Reinheit, nach der Teilung des Reiches im Jahre 395 aber veränderte sich ganz allmählich die Zusammensetzung der herrschenden Klasse, und diese Veränderungen, die mit jeder neuen Generation stärker hervortraten, spiegeln sich in den Münzbildern wider. Mit der Genauigkeit eines Raritätenhändlers hat Sabatier diese

im Laufe von acht Jahrhunderten vor sich gehende Wandlung beschrieben.

Betrachtet man eine chronologisch geordnete Münzensammlung, so kann man in den Bildern der Münzen, die etwa aus dem Jahre 500, also aus der Zeit Anastasius' stammen, auf den ersten Blick ein fremdes nichtlateinisches Element wahrnehmen. Auf der Kehrseite finden sich eigentümliche Inschriften mit griechischen Lettern. Als ein Jahrhundert später das Reich unter Heraklius in die Epoche des Verfalles trat, nahm der Münztypus einen ausgeprägt barbarischen Charakter an, und aus dem Überwiegen der griechischen Inschriften geht die fortschreitende Erschöpfung des römischen Blutes hervor. Fünfzig Jahre später, unter Justinian II., ist bereits die konventionelle Phase erreicht. Man reproduziert jetzt auf den Münzen religiöse Embleme, der Goldsolidus trägt den Christuskopf, und aus den starren Formen läßt sich der asiatische Einfluß erkennen. Die höfischen Gewänder, die Kaiserbildnisse und gewisse feststehende Inschriften werden auf den Bildern unverändert beibehalten, und im Jahre 717 gelangte mit Leo dem Isaurier eine armenische Dynastie zur Regierung.[1])

Nun war der Punkt erreicht, wo die Blutmischung, die infolge der Konkurrenz eingetreten war, aufhörte; wenn also auch die Münze schlechter wird, so bleibt doch ihr allgemeiner Charakter unverändert. Während der mazedonischen Periode also, mit anderen Worten, solange der ökonomische Sinn allein zur Geltung kommen konnte, ist nichts Interessantes zu beobachten; aber unter der Regierung Michaels IV., des letzten Herrschers aus der mazedonischen Dynastie, ist eine bemerkenswerte Neuerung zu verzeichnen. Zum ersten Male erschienen auf den Münzen Bildnisse von Heiligen, und die Anwendung dieser Symbole ist ein sprechender Beweis für die relative Stärkung, die das emotive Temperament erfahren hatte.

Nun machte die Dekadenz rapide Fortschritte, und nach der Revolution des Jahres 1081, die von Alexios Comnenos geleitet wurde, wiesen die Münzen eine gröbere Ausführung und eine allgemeine Verschlechterung auf. Und als im Laufe der folgenden hundertundfünfzig Jahre Konstantinopel im Verhältnis zu den anderen Handelsplätzen immer entschiedener in eine exzentrische

---

[1]) J. Sabatier, Monnaies Byzantines, t. I, p. 25.

Lage geriet, erfolgte die Verschiebung des Handelszentrums nach Italien. Als dann in den ersten Jahren des dreizehnten Jahrhunderts Venedig den silbernen Grosso ausprägte und so eine einheitliche Währung einführte, erlag Konstantinopel fast ohne Widerstand dem Angriffe Dandolos.

In den meisten uns bekannten Zivilisationsformen sind die Wirren und die Erschütterungen, die den Kampf zweier konkurrierenden Typen begleiteten, nur vorübergehender Natur gewesen, und hatte die eine Partei gesiegt, so trat eine Periode der Ruhe ein. Im oströmischen Reiche dagegen wogte der Kampf jahrhundertelang unentschieden auf und ab, so daß in Konstantinopel ein permanenter Revolutionszustand herrschte. Eine ökonomische Gesellschaft, die keine militärische Eignung besaß, mußte barbarische Krieger in ihre Mitte aufnehmen, und sie scheute kein Mittel — Verrat, List, Bestechung, — um diese Barbaren in ihrer Untertänigkeit zu erhalten. So kommt es auch, daß das Geld und der Mord in der byzantinischen Geschichte eine beispiellos große Rolle spielten. Zum richtigen Verständnis der Situation muß man die Tatsache im Auge behalten, daß die Grenze der möglichen Selektion erreicht war und daß die *πολιται* die militärische Tüchtigkeit gänzlich eingebüßt hatten. Die beste Schilderung dieser eigenartigen Oligarchie stammt von dem spanischen Juden B e n j a m i n v o n T u d e l a, der im Jahre 1173 die Levante bereiste.

Benjamin nennt die Einwohner von Konstantinopel mit Rücksicht auf ihre Sprache Griechen, und er stellt die Stadt als eine ungeheure kommerzielle Metropole dar, „in der alle Menschen, ohne Unterschied der Nationalität und der Religion, zusammenströmten.“ Alle Kaufleute der westlichen wie der östlichen Länder waren dort anzutreffen, sie kamen aus Babylon, aus Mesopotamien, aus Medien und Persien, wie auch aus Ägypten, Ungarn, Rußland, aus Spanien und aus der Lombardei. Der Rabbi nennt die Einwohner gebildet und wohlerzogen, „es ißt jeder unter seinem Feigenbaum und unter seinem Weinstock.“ Ihr Herz hing an Gold und Geschmeide und sie liebten prunkvolle Zeremonien und Aufzüge. In entzückten Ausdrücken spricht er von dem prächtigen Palaste, von den goldenen und silbernen Säulen, von der wunderbaren Krone, die mit den kostbarsten Edelsteinen

bedeckt war, so daß sie des Nachts den ganzen Raum erleuchtete. Auch die prächtigen Kleider der Griechen und das Geschirr ihrer Pferde erweckten seinen Enthusiasmus. „Sie tragen seidene Kleider, die mit goldenen Fransen und mit prächtigen Stickereien geziert sind; wenn sie in diesem Aufzug durch die Straßen reiten, könnte man sie für königliche Prinzen halten.... Kein Volk der Welt besitzt solche Reichtümer."

Dagegen spricht er mit einer gewissen Verachtung von ihrer großen Feigheit. „Sie haben die Krieger aller Barbarenvölker, wie sie sie nennen, in Sold genommen, um mit dem König der Togarmavölker, der sogenannten Türken, Krieg zu führen. Denn die Griechen selbst ziehen nicht gerne in den Krieg, auch fehlt ihnen der Mut dazu. Sie sind schwach wie die Weiber, es fehlt ihnen die Kraft zum Kämpfen."[1])

Die herrschende Klasse bestand zu allen Zeiten aus diesen kapitalistischen Aristokraten, die „seidene Kleider mit goldenen Fransen" trugen. Bis zur Zeit Justinians hatten sie einen Anteil an der Regierung als Mitglieder des Senates, später lag die Palastverwaltung in ihren Händen. Die Beamten des kaiserlichen Hauses übten, wie das Schicksal Phokas' beweist, eine absolute Macht aus. Phokas, ein Mann von eiserner Willenskraft und von unbezähmbarem Mute, der die stattlichste Armee der Welt befehligte, fürchtete jene Beamten so sehr, daß er nicht in seinem Bette zu schlafen wagte; er besaß nicht die Macht, den Mörder in seinen eigenen Gemächern festzunehmen. Man empfängt den Eindruck, daß alle Palastbeamten mit seinen Feinden in Verbindung standen. Und wie Phokas erging es auch vielen anderen Herrschern, die von den Kapitalisten beseitigt wurden; der Übermacht des Geldes konnten sie nicht standhalten, denn die Kapitalisten scheuten vor keiner List und vor keinem Verrate zurück.

Sabatier hat diesbezüglich einige interessante Daten zusammengestellt. Eintausend achtundfünfzig Jahre, zwei Monate und sechs Tage verflossen vom Regierungsantritte Arcadius' bis zur Einnahme Konstantinopels durch Mahomet II., und in dieser Zeit regierten 91 Herrscher; die durchschnittliche Re-

---

[1]) Voyages de Rabbi Benjamin, fils de Jona de Tudele, etc., traduits de l'hébreu par J. — P. Baratier, 1734, t. I, p. 44—52. (Übersetzt nach dieser französ. Ausgabe.)

gierungszeit der einzelnen Herrscher wäre demnach elf Jahre, sieben Monate und einundzwanzig Tage. 37 Herrscher regierten ein bis fünf Jahre, manche bloß einige Monate, 21 Herrscher, unter ihnen berühmte Heerführer wie Phokas und Tzimisces, regierten sechs bis zehn Jahre, bloß 20 haben mehr als zwanzig Jahre regiert.

„Wir wollen nun ins Auge fassen, wie die einzelnen Kaiser und Nebenkaiser — zusammen ungefähr 109 Personen — ihr Leben endeten.

Bloß 34 starben in ihrem Bette, an Krankheit oder aus Altersschwäche,

20 starben eines gewaltsamen Todes; sie wurden erschlagen, vergiftet, erstickt, erwürgt, enthauptet, von einer Säule hinabgestürzt oder meuchlerisch ermordet,

18 wurden verstümmelt — kastriert, geblendet, oder man schnitt ihnen die Hände oder die Nase ab,

3 starben den Hungertod,

1 wurde vom Blitze erschlagen,

1 erlag einer giftigen Pfeilwunde,

2 starben im Wahnsinn,

12 starben als Gefangene im Kerker oder im Kloster,

12 dankten freiwillig oder gezwungen ab; die meisten von ihnen widmeten sich dem Mönchsleben,

3 wurden im Kampfe getötet,

1 geriet in Gefangenschaft.

Wenn man die Annalen des Reiches durchforscht, stößt man im allgemeinen nur auf eine lange Reihe von Verbrechen, Verrätereien und niedrigen Handlungen.“ [1])

Aber die Bezähmung der Kraft durch die List stellt eine der größten Kraftleistungen des menschlichen Geistes dar, und es hat vielleicht niemals in der Geschichte ein geeigneteres Werkzeug zur Durchführung dieser Leistung gegeben als die berühmte byzantinische Bureaukratie, die nicht nur den Staat lenkte, sondern auch über Tod und Leben der Generale gebot, die für jenes Beamtentum kämpfen mußten. Bei der Heranbildung dieses Beamtentums spielte der Unterricht die Haupt-

[1]) Monnaies byzantines, t. I, p. 21—22.

rolle. Seit der Zeit Justinians wurden die großen Schulen in Athen, in Alexandria, Antiochia und in allen anderen Städten unterdrückt, bis der gesamte höhere Unterricht in Konstantinopel zentralisiert war. Die höheren Beamten funktionierten als Professoren und wählten selbst ihre Nachfolger mit Hilfe von Prüfungen, die unter ihrer Leitung vorgenommen wurden. Dieser Beamtenkörper pflanzte sich in der eigentlichsten Bedeutung des Wortes selbst fort. „In keinem Reiche der Welt,“ sagt Alfred Rambaud, „auch das chinesische nicht ausgenommen, waren die Beamten so oft zugleich auch Gelehrte.“ [1]) Der Soldat, der gewöhnlich ein Barbare war, konnte sich bei dem Leben, das er führte, selten die nötige Bildung aneignen; so war er bei dem herrschenden System von den hohen Zivilämtern ausgeschlossen, und er konnte sich nur auf einem beschränkten Arbeitsgebiete betätigen.

Die Angriffe einzelner kriegerischen Herrscher vermochten diesen vorzüglich organisierten, widerstandsfähigen Beamtenkörper kaum zu erschüttern. Die Geschichtsschreiber klagen allerdings, daß die verdienstvollsten Männer leer ausgingen, daß Phokas z. B. die Professoren schlecht bezahlte oder daß Leo der Isaurier manche Gelehrte lebendig verbrennen ließ, deren einziges Verbrechen darin bestand, daß sie in ihrer Bibliothek Bücher lasen. Gewiß gab es Zeiten, wo die Krieger, die Ikonoklasten z. B., den Regierenden zu schaffen gaben, aber trotz der steten Empörung der Priester und der Soldaten blieb die byzantinische Zivilisation bis zu ihrem Untergange im innersten Wesen ökonomisch. Zu allen Zeiten, — von einer kurzen, kaum in Betracht kommenden Zwischenperiode abgesehen — gab es für die Energie immer nur eine Ausdrucksform, nämlich das Geld; die Folge davon war, daß die kapitalistische Klasse zum Range einer Aristokratie emporstieg. Die größte Macht erreichte der Bürgerstand unter den Mazedoniern, in deren Regierungszeit nach Gibbon die Glanzperiode des Reiches fällt.

Die große Macht der Bürger beruhte im Grunde genommen auf dem Scharfsinn, mit dem sie ihre eigene Schwäche erkannten, und auf der Klugheit, mit der sie die Mittel, über die sie verfügten, zur Anwendung brachten. Instinktiv zogen sie der Gewalt die List vor, sie griffen nur zu den Waffen, wenn ihnen

---

[1]) L'Empire grec au X$^e$ siècle, p. 70.

kein anderer Ausweg übrig blieb, und konnten sie dem Kriege nicht ausweichen, so nahmen sie kriegerische Rassen in Sold, die für sie kämpfen mußten. Sie nannten schon damals das Geld den Nerv des Krieges.[1])

Die byzantinischen Staatsmänner bedienten sich des Geldes, wo immer es anging, sie nahmen Truppen in Sold und zahlten selbst an fremde Völker Tribut. Ihnen erschien es unsinnig, daß ein zivilisierter Mensch sich der Lebensgefahr aussetze, wenn die Barbaren um geringes Geld bereit waren, für ihn in den Kampf zu ziehen. Als im Jahre 968 Luitprand, der Gesandte Ottos, den Byzantinern mit Repressalien drohte, da meinten die kaiserlichen Beamten höhnisch: „Mit dem Golde, das wir besitzen, werden wir alle Völker der Welt gegen ihn in den Kampf führen, wir werden ihn zerbrechen wie einen irdenen Topf, der nicht wieder zusammengeflickt werden kann, wenn er einmal zerbrochen ist.“

Eine Reihe von Jahren zahlte das Reich Subsidien an die Bulgaren; deren Aufgabe bestand darin, den Hunnen den Tribut zu überbringen, damit den Byzantinern eine neue Invasion erspart bliebe. Und selbst der große Phokas zog, als er das bulgarische Reich zu Falle bringen wollte, nicht selbst in den Krieg, sondern er sandte im Jahre 964 einen Emissär mit 1500 Pfunden Goldes nach Kiew, um die Russen für diesen Feldzug anzuwerben. Denn den Kapitalisten ging zwar das militärische Ehrgefühl ab, aber solange sie über die nötigen Mittel verfügten, wußten sie ihre Reichtümer sehr gut zu verteidigen. Die Macht des Reichtums ist nur von seiner Größe abhängig, denn das Geld kann man nach Belieben in Streitkräfte umsetzen. Hätte Konstantinopel auch mit ganz Europa Krieg führen müssen, so wäre seine Lage doch keine verzweifelte gewesen, denn die Regierung konnte ohne Mühe ungezählte Scharen anwerben, Angeln, Franken, Italiener und Russen, Hunnen und Araber. Die besten Krieger der Welt waren wie eine Handelsware am Markte zu kaufen, und der militärische Grenzkordon, den Byzanz seinerzeit organisierte, war wohl das mächtigste Bollwerk, das je eine kapitalistische Gesellschaft zu ihrer Ver-

---

[1]) Βλέπων μάλιστα καὶ τὰ νεῦρα τῆς μάχης,
τὸν πλοῦτον, ἐκρεύσαντα πρὸς τοὺς βαρβάρους.
Georg Pisides, Heraclias, p. 75, Vers 163—164: Corpus scriptorum Historiae byzantinae, édit. B. G. Niebuhr, 1837.

teidigung errichtete. Das in diesen Provinzen eingeführte Lehnsystem weist eine gewisse Ähnlichkeit mit dem westeuropäischen Feudalsystem auf, indem der Besitzer des Lehngutes, statt den Grundzins zu bezahlen, Kriegsdienste leistete. Wenn man die Verhältnisse studiert, aus denen dieses System hervorging, so erhält man ein lebendiges Bild von der Strenge, mit der im oströmischen Reiche die natürliche Auslese vor sich ging.

Im Gebiete der griechischen Verwaltung gab es Völkerschaften von verschiedenen moralischen und physischen Eigenschaften, und auf diese Unterschiede nahm auch das Gesetz Rücksicht. Den ökonomischen Kern, dessen Aufgabe es war, das zur Erzeugung der Kraft nötige Geld aufzubringen, bildeten die *πολιται*. Das kriegerische Element, das im Solde der *πολιται* stand, bildeten die *στρατιωται*, die die Mannschaft für das Heer und für die Flotte stellten; [1]) viele von ihnen besaßen Grund und Boden und mußten dafür Kriegsdienste leisten. Die beiden Grundlehnsysteme, die zu gleicher Zeit im Orient und im Okzident aufkamen, weisen wohl eine gewisse oberflächliche Ähnlichkeit auf, im Grunde sind sie aber ebensosehr voneinander verschieden wie die französische und die byzantinische Zivilisation. Im Westen war die Gesellschaft ihrem Wesen nach kriegerisch, und alle Menschen vom Fürsten bis hinab zum Bauer waren Mitglieder einer Hierarchie von Kämpfern, in der eine streng gegliederte Rangfolge herrschte. Im Westen war der Freiherr in seinem Kastell unbesiegbar, er konnte sein Land gegen jedermann verteidigen, daher konnte der Geldkontrakt in dem Verhältnisse des Edelmannes zum Staate keine Rolle spielen. Im Orient dagegen herrschte das umgekehrte Verhältnis. Der militärische Lehnsmann stand in einem direkten Abhängigkeitsverhältnis zum Staate, genauer gesagt zur Kapitalistenklasse, die als Klasse in der Bureaukratie der Hauptstadt vertreten war. Diesem kapitalistischen Bureau stand ein allmächtiges Polizeikorps zur Verfügung, und es konnte daher den Lehnsmann aus seinem Besitze vertreiben. So stellten diese Ländereien nur Pensionen dar, die jenen Soldatenfamilien verliehen wurden, welche sich die Zufriedenheit der Machthaber verdient hatten. [2])

Diese Soldatenfamilien, die meist aus fremden Ländern

---

[1]) Alfred Raumbaud, L'Empire grec au X^e^ siècle, p. 287.
[2]) Id., Ibid., p. 287 et suiv.

kamen, wurden für ihre Dienstleistung bezahlt. So wurden z. B. die Araber, die man für den Dienst in der Flotte brauchte, etwa auf einer Insel des ägeischen Meeres oder an der kleinasiatischen Küste angesiedelt. Man wies ihnen ein Stück Landes, das sie anbauen konnten, das Saatgetreide und eine gewisse Summe Geldes zum Ankaufe der Arbeitsgeräte zu und gab ihnen eingeborene Weiber. Sie bildeten eine Art Reserve, die man im Notfalle zum Dienst in der Flotte heranziehen konnte. In ähnlicher Weise wurden den slawischen Kriegern gewisse Teile Anatoliens zugewiesen, und zwar wurde als Basis für die Gebietsabtretung die Summe angenommen, die ein Soldat brauchte, um im Frieden seinen Lebensunterhalt zu finden und um sich im Kriegsfalle die nötige Ausrüstung anzuschaffen.

Der Mangel dieses Systems war in der Verschiedenheit der Charaktere begründet. Bei dem summarischen Prozeßverfahren, das damals üblich war, konnte der kriegerische Typus dem Angriffe des ökonomischen Typus nicht standhalten. Die unpraktischen, geschäftsunkundigen Soldaten gerieten immer mehr in Schulden, sie verpfändeten all ihre Habe und verloren schließlich die Freiheit. Indem die Kleinen bankrottierten, wuchsen die Großen. Umsonst suchten die Herrscher gegen das Übel anzukämpfen, das ihre Armeen dezimierte; es nützte nichts, daß die militärischen Lehen für unveräußerlich erklärt und gegen alle Eingriffe der Steuerorgane geschützt wurden, es nützte nichts, daß Konstantin VII. erklärte, der Bestand des Reiches sei gefährdet, wenn man die Vaterlandsverteidiger zugrunde richte. Nach einem unerbittlichen Gesetze schritt die Konkurrenz fort, und am Ende des zehnten Jahrhunderts, in jener Zeit, als die zwei größten Feldherren des Reiches auf dem Throne saßen, war das ganze Gebiet am Abhange des Taurus, das im Falle eines Angriffes am meisten bedroht erschien, im Besitze eines einzigen Eunuchen.

Als Tzimisces von seinem letzten syrischen Feldzuge, den er so glänzend geführt hatte, nach Konstantinopel zurückkehrte, da soll er die prächtige Landschaft, durch die sie zogen, bewundert und nach den Eigentümern dieser schönen Besitzungen gefragt haben. Und als der tapfere Feldherr hörte, daß sie alle dem Eunuchen Basil gehörten, rief er empört aus: „In zwanzig

Schlachten ist das Blut unserer tapfersten Soldaten geflossen, die tüchtigsten Generale des Reiches und Phokas und ich, wir haben die glorreichsten Kämpfe geliefert, und die Frucht all dieser Qual und Mühe, die Beute, die man einem ganzen Volke geraubt, soll einem elenden Eunuchen zufallen!"[1]) Diese Worte, heißt es, sollen ihm das Leben gekostet haben. Unmöglich ist dies nicht, denn aus jenen Worten sprach die Empörung des Soldaten gegen die ökonomische Oligarchie, und was diese Aristokratie niemals verzieh, das war die Insubordination. Tzimisces traf sterbend in Konstantinopel ein, und man nahm damals allgemein an, daß er vergiftet worden sei; in jedem Falle ist diese Episode bezeichnend für den Geist jener Zeit.

Im oströmischen Reiche war der Soldat der kapitalistischen Klasse schutzlos ausgeliefert. Trotz allen Maßnahmen, die die Regierung zu seinem Schutze traf, mußte er zahlungsunfähig werden und in die Sklaverei geraten, und da er sich nicht fortpflanzte, mußten die Grenzen immer von neuem besiedelt werden. Die Ansammlung des Reichtums in den Händen der ökonomisch Starken, die immer als Folge des freien Veräußerungsrechtes eintritt, hatte in Rom seit den punischen Kriegen eingesetzt, sie schritt in Konstantinopel bis zur Krönung Balduins fort. Den Spuren dieser Entwicklung kann man auf Schritt und Tritt in der griechischen Literatur und in allen Gesetzessammlungen begegnen. Die Gesetzesschriften aus der Zeit Justinians, sagt Lécrivain, entrollen vor dem Leser wahrhaft erschreckende Bilder. In Mazedonien wie in Italien wurden die Landleute von den Wucherern geradezu ausgesogen. „Die kleinen Grundbesitzer sind ganz in der Gewalt der Reichen. Salvian klagt über die Habgier der Reichen, die den armen Nachbarn ihr Stückchen Land und dann ihre Freiheit rauben, so daß die Armen als Coloni ein kümmerliches Leben führen müssen."[2]) Es kam vor, daß selbst Griechen, wenn sie nicht der Aristokratie angehörten, zu den Barbaren flüchteten, weil das Leben in der zivilisierten Gesellschaft für den Armen unmöglich geworden war.

Im Jahre 446 reiste der Geschichtsschreiber Priscus als Gesandter Theodosius' II. an den Hof Attilas. Als Priscus im Jahre 448 bei einem vornehmen Hunnen namens Onegis zu

---

[1]) G. Schlumberger, L'épopée byzantine, p. 130.
[2]) Le sénat romain, p. 96.

Besuche war und frühmorgens spazieren ging, wurde er zu seiner Verwunderung von einem fremden Manne in griechischer Sprache begrüßt. Es stellte sich heraus, daß der Hunne, anscheinend ein wohlhabender Mann, ein Grieche war, der bei den Barbaren lebte und ein Tischgenosse Onegis' war. Der Grieche, der ja fern von der Heimat lebte, klagte nicht über sein Los, er erklärte vielmehr, daß er jetzt ein angenehmeres Dasein führe als früher, „denn wenn die Skythen nicht ins Feld zogen, führten sie ein ruhiges gemächliches Leben. Man konnte die Freuden des Lebens in Ruhe genießen, und man war fast gar keinen Belästigungen ausgesetzt. Als Byzantiner konnte man in Kriegszeiten leicht ums Leben kommen, und man durfte doch nichts zu seiner Verteidigung unternehmen, denn die Machthaber ließen es nicht zu, daß das Volk Waffen trage. Auch die Soldaten hatten unter der Unfähigkeit der Generale, die nichts vom Kriege verstanden, sehr zu leiden. Und im Frieden machten die drückenden Steuern und die bösen Machthaber dem Volke das Leben noch schwerer. Denn nicht alle Menschen erfreuten sich des Schutzes der Gesetze. Ist nämlich der Schuldige ein Reicher, so geht er straflos aus; ist er aber arm und mit dem gerichtlichen Verfahren nicht vertraut, so trifft ihn die Strenge des Gesetzes, auch kann es vorkommen, daß er die größten Opfer an Zeit und an Geld bringt und dann die Urteilssprechung gar nicht erlebt. Die Richter aber, — und das ist das schreiendste Unrecht — verlangen von dem Kläger Bezahlung; das Gericht ist dem Geschädigten nur zugänglich, wenn er den Richter und seine Gehilfen bezahlt.“ [1]) Priscus suchte das herrschende System zu verteidigen, aber der Grieche meinte unter Tränen, die Theorie sei vielleicht gut, die Praxis aber mache alle Menschen unglücklich.

Auch im Kreise der Religion kann man eine ähnliche Entwicklung beobachten. Das Christentum wandte sich in seiner ursprünglichen Form an die römischen humiliores, denn das Urchristentum war seinem Wesen nach sozialistisch, und der Sozialismus pflegt immer als Ergänzung des konzentrierten Reichtums aufzutreten. Als der politische Zersetzungsprozeß fort-

[1]) Excerpta e Prisci Historia, p. 190—191. Corpus scriptorum Historiae byzantinae.

schritt, nahm das Christentum einen anderen Charakter an, und als eine emotive Rasse in Italien eindrang, während die ökonomische Rasse nach Asien flüchtete, trat ein großer Umschwung ein; die Gläubigen sehnten nicht mehr das Weltende herbei, weil sie jetzt selbst zum Träger der Macht wurden. Als infolge der unaufhörlich neu zuströmenden Elemente die Einbildungskraft stieg, gewann der Klerus an Macht, bis er schließlich in Italien und in Frankreich den Staat selbst regierte.

In Byzanz aber konnte ein solcher Umschwung nicht eintreten, denn hier änderte die Energie niemals dauernd ihren Lauf. Der Reichtum bewahrte seine Macht, und der Klerus konnte, trotzdem er in einem chronischen Revolutionszustand lebte, niemals eine unabhängige Stellung erringen. Daher auch der stürmische Charakter der byzantinischen Geschichte. In den revolutionären Perioden — und diese sind in der byzantinischen Geschichte sehr häufig — rangen die emotiven und die ökonomischen Kräfte miteinander um die Macht. Die byzantinischen Juristen definieren das Gesetz als den Willen des Staatsoberhauptes: „Quod principi placuit, legis habet vigorem,“ [1]) doch wenn der Herrscher nicht die Macht besaß, den Gehorsam seiner Untertanen auch zu erzwingen, so hatten seine Befehle keine Geltung.

Das Wort „Gesetz“ ist nur die Abkürzung des Begriffes „der Wille desjenigen, der die Macht zu strafen hat,“ und als das persische Reich aufblühte, büßte die ökonomische Kaste ihre Macht ein. Im Jahre 618 war der Staat so arm, daß eine wirkliche Regierung unmöglich wurde und Heraclius Konstantinopel verlassen wollte. Acht Jahre später konnte eine persische Armee in Chalkedonien lagern, während die Avaren die lange Mauer besetzt hielten. Und nun, als der Bestand des Reiches selbst in Frage gestellt schien, trat der Patriarch Sergius auf, er brachte durch Besteuerung des Klerus die nötigen Summen zusammen, er flößte dem kraftlosen Staate neues Leben ein und spielte eine Zeitlang die Rolle eines Herrschers, dem der Kaiser selbst untergeordnet war.

Als dann nach dem Sturze Ktesiphons der Handelsstrom wiederum nach dem Bosporus zu fließen schien, entbrannte aufs neue der Kampf zwischen den Bürgern und dem Klerus. Schließlich siegten die Bürger, doch erst nach langem, hartem

[1]) Institutiones, I, 2, § 6.

Kampfe und nach wiederholten Niederlagen. Als der Klerus Justinian II. verleumdet hatte, wurde er vom Volke überfallen, verstümmelt und aus dem Zirkus geworfen; und als im Jahre 741, wie Cedrenus erzählt, der Patriarch Anastasius erklärte, Konstantin V. habe gesagt, daß „die heilige Jungfrau Christus geboren habe wie seine eigene Mutter ihn (Konstantin) geboren habe“ (ἡ γὰρ Μαρία οὕτως αὐτὸν ἔτεκεν καὶ ἐμὲ ἡ μήτηρ μου Μαρία [1]), wurde er sofort vom Volke verjagt und Artabasdes an seine Stelle gesetzt.

Das Los der Patriarchen war in jenen Zeiten nicht minder grauenvoll wie das der Herrscher. Wie in der byzantinischen Armee Rassen dienten, die außerordentliche kriegerische Fähigkeiten hatten, so waren die Elemente, aus denen sich das byzantinische Proletariat zusammensetzte, im höchsten Grade emotiv veranlagt. Der ungewöhnlich abergläubische Pöbel war stets auf den ersten Wink der Priester zur Insurrektion bereit. Darum suchte auch in solchen Fällen die Regierung das Haupt der Hierarchie, mit anderen Worten den Primat zu treffen.

Man könnte eine lange Liste von gemarterten Bischöfen zusammenstellen. Doch wollen wir nur die Wirksamkeit eines allgemeinen Gesetzes erkennen und können uns daher mit einigen Beispielen begnügen. Im Jahre 705 wurden dem Patriarchen Callinicus die Augen ausgestochen und er wurde verbannt, im Jahre 743 wurde Anastasius öffentlich gepeitscht, des Augenlichtes beraubt und rittlings auf einem Esel durch die Straßen der Stadt geführt. Der hl. Ignacius, der im Jahre 846 zum Patriarchen ernannt worden war, wurde abgesetzt und zu lebenslänglichem Kerker verurteilt, dann wurde er seiner Kleider beraubt, ins Gefängnis geworfen und vierzehn Tage lang von drei Sklaven, die im Dienste seines Nachfolgers Photius standen, gefoltert. Aber auch Photius, der gelehrteste Mann seiner Zeit, wurde zweimal abgesetzt und starb in einem Kloster als Gefangener.

In dem Maße, wie der Reichtum von Asien nach Europa zurückströmte und die Macht der kapitalistischen Klasse stieg, nahm die Macht des Klerus ab und der Primat verlor an Bedeutung, bis er, wie Gasquet sagt, nur mehr der Hauskaplan

---

[1]) G. Cedrenus, Chronik, t. II, p. 4—5: Corpus scriptorum Historiae byzantinae.

des Kaisers war.[1]) Als im zehnten Jahrhundert unter Phokas die Macht des Reichtums ihr Maximum erreichte, scheute sich der Basileus, der selbst ein frommer Christ war, nicht, die Hierarchie zu besteuern, ja er ging mit dem Plane um, das Besitzrecht der Kirche einzuschränken.

Auch im Kreise der Kunst kann man das Wirken derselben Kräfte wahrnehmen, wenn auch die Wandlungen auf dem Gebiete der Kunst sich gewöhnlich in anmutigeren Formen vollzogen. Die Germanen und die Slawen, die durch die Balkanländer streiften und alle starken ökonomischen Plätze des östlichen Europas erstürmten, waren doch niemals imstande, ein an der Küste gelegenes ökonomisches Zentrum dauernd in ihren Besitz zu bringen. Meist schritten sie nur als Sklaven oder als Söldner durch die Tore dieser Städte.

Die aus Asien neu zuströmenden Elemente veränderten immer von neuem das Blut der kapitalistischen Klasse, aber die hervorstechenden Züge dieser Klasse wurden infolge dieser Infiltration nicht geändert, sie traten nur noch schärfer hervor. Der Kapitalist ging vom lateinischen zum orientalischen Typus über, und die Kunst, die dem neuen Herrn schmeicheln mußte, gestaltete sich in entsprechender Weise um. Der künstlerische Kanon wurde von der Klasse festgesetzt, die den Markt beherrschte, und nicht, wie in Frankreich, von den Malern und den Baumeistern. Obgleich Justinian barbarischer Abstammung war, der Neffe eines dardanischen Hirten, so war doch die an seinem Hofe lebende Aristokratie weder imaginativ noch gläubig. Man konnte sie kaum christlich nennen, denn sie war ihrem innersten Wesen nach heidnisch und skeptisch veranlagt. Die Künstler, die ebenso wie der Klerus nie eine unabhängige Stellung erringen sollten, verdienten ihr tägliches Brot als Bedienstete ihrer Herren, und diese Herren waren, wie man nicht vergessen darf, Kaufleute. Die vornehme Klasse liebte Zeremonien und Festlichkeiten, bei denen großer Prunk entfaltet wurde; daher auch der prunkvolle Charakter der byzantinischen Kunst, der am stärksten in der Sophienkirche hervortritt. „Die Kunst . . . stellt Christus im ganzen Glanze seiner Macht dar, umgeben von

[1]) De l'autorité impériale en matière réligieuse à Byzance, p. 92.





Heiligen und von Aposteln. Zu seinem höheren Ruhme wird der Himmel mit der ganzen Pracht des kaiserlichen Hofes geschmückt ... Hier erscheint Christus nicht mehr als der freundliche gute Hirte, sondern im Gepränge eines orientalischen Monarchen; der Thron, auf dem er sitzt, glänzt von Gold und Edelgestein.“ [1])

Vielleicht den lebendigsten Ausdruck haben die verschiedenen Phasen der Blüte und des Verfalles in der Architektur und in der dekorativen Kunst gefunden. Als im vierten Jahrhundert der Handelsstrom kräftig nach Asien hinüberfloß, wuchs an der Grenze zwischen Asien und Europa Konstantinopel empor, und die erlesensten Schätze der Welt flossen mit dem Strome der Stadt zu. „Die glänzendsten Beutestücke waren in Konstantinopel aufgespeichert,“ sagt Gibbon, „die vollkommensten Götter- und Heldenstatuen, Statuen von allen Dichtern und Weisen, die Trophäen sovieler denkwürdigen Feldzüge; der Anblick dieser Schätze erweckte in Cedrenus den Gedanken, ... daß man nun in der Stadt gar nichts mehr vermisse als die Seelen der großen Männer, die jene wunderbaren Kunstwerke darstellten.“ [2]) Und der glänzendste Triumph dieser ersten großen Epoche war die Sophienkirche.

Während der Regierung Justinians floß der Strom mit reißender Kraft dahin, dann aber bahnte er sich einen Weg nach Mazedonien, und die hohen Wogen legten sich. Bis an das Ende des sechsten Jahrhunderts lebten in den südlichen Balkanländern mit den Resten des griechischen und des lateinischen Blutes zum Teil auch die klassischen Traditionen fort, als aber im folgenden Jahrhundert infolge der Anziehungskraft des Orients eine vollständige Erschöpfung eintrat, da konnte sich jener gewaltige ethnographische Revolutionsprozeß vollziehen, der zur Folge hatte, daß in Mazedonien, Thrazien und Griechenland an die Stelle der westlichen die orientalischen Rassen traten.

Als unter der Regierung Phokas', Heraklius' und Justinians II. das Reich kraftlos dahinsiechte, trat auf dem Gebiete der Kunst eine Stagnation ein; es wurden wenig Kirchen gebaut und wenig Statuen errichtet, die Münze wurde gröber und die Kunst ahmte all-

---

[1]) Charles Bayet, L'art byzantin, p. 16—17.
[2]) Decline and Fall, chap. XVII.

mählich die Moden der großen persischen Metropole nach, die als die prächtigste Stadt der Welt das Erbe Roms angetreten hatte.

Als im Jahre 717 Leo der Isaurier den Thron bestieg, nahm der Strom von neuem seinen Lauf nach dem Mittelmeere, erst langsam, dann mit wachsender Kraft. Der Strom flutete an Byzanz vorbei und bald machte sich sein Einfluß fühlbar. Es traten dieselben Erscheinungen ein wie früher im vierten und im fünften Jahrhundert, aber sie hatten jetzt durchwegs ein asiatisches Gepräge. Wie der Strom einst die lateinische Sprache, die lateinische Skulptur und die lateinische Münze vom Tiber an den Bosporus getragen hatte, so führte er jetzt mit dem asiatischen Blute auch die asiatische dekorative Kunst mit sich, asiatische Farben und asiatische Formen. Eine Zeitlang blühte die neue Kunst, bald aber welkte auch sie dahin, als der Strom sich kräftig seinen Weg nach dem Westen bahnte und Venedig und Florenz befruchtete; dann nahm er seinen Lauf nach Norden und floß dem Meere zu. Verschiedene Forscher haben darauf hingewiesen, daß die persische dekorative Kunst im neunten und im zehnten Jahrhundert nach dem Okzident übertragen wurde; eine besondere Erwähnung verdienen namentlich die feinen kritischen Ausführungen Kondakoffs.

„Zusammenfassend kann man sagen, daß der hervorstechendste Charakterzug der byzantinischen Miniatur während dieser Periode die dekorative Tendenz ist. Wir werden später sehen, wie selbst ganze Szenen und groß angelegte Kompositionen in den ornamentalen Rahmen gedrängt werden und wie dieser Rahmen mit der Zeit immer breiter und reicher wird, während die Komposition immer mehr zurücktritt“.

„Die gesamte dekorative Kunst, wie sie in den Miniaturen, in den Emailarbeiten und selbst in den Mosaiken zum Ausdruck kommt, ist von orientalischen Elementen durchsetzt; ja, mehrere Forscher gewannen den Eindruck, daß diese ornamentale Kunst eine größere Verwandtschaft mit der arabischen und der indopersischen Kunst zeige als mit der griechischen. Aus dieser Empfindung heraus, der man sich bei der Betrachtung der griechischen Miniaturen aus dem zehnten und dem elften Jahrhundert nicht zu erwehren vermag, entwickelte sich auch allmählich die Theorie von der Beeinflussung der griechischen Kunst durch die arabische. Da aber aus all diesen Elementen ein einheitlicher Stil hervortritt und da dieser Stil einen aus-

gesprochen nationalen Charakter annimmt, wo immer er auftritt, so wäre es ein grober historischer Irrtum, wollte man seine Elemente anderswo als in Byzanz selbst suchen.

Am Ausgange des zehnten Jahrhunderts wich Byzanz von der nationalen, d. h. von der griechischen Tradition ab. In der Regierung, im Handel und in der Industrie stehen orientalische und barbarische Elemente im Vordergrund. Die Slawen, die Armenier haben sich des Thrones, der hohen Verwaltung und der Armee bemächtigt . . . Die Arbeiten auf dem Gebiete der Malerei weisen im elften und im zwölften Jahrhundert ebenso wie die marmornen Basreliefs eine wunderbare Technik auf, eine Menge von mikroskopischen Figuren, Laubwerk und Arabesken, alles mit vollkommener Eleganz ausgearbeitet; aber selbst hier tritt die Darstellung der menschlichen Figur und die Komposition hinter der dekorativen Tendenz zurück. Die geschnitzten Panneaux aus Georgien, die arabeskengezierten armenischen Kirchentüren weisen eine entschiedene Verwandtschaft mit den rein byzantinischen Arbeiten auf.“ [1])

Die Spuren des ökonomischen Geistes kann man schließlich auf jeder Seite der byzantinischen Literatur verfolgen, namentlich in den aus dem neunten und zehnten Jahrhundert stammenden Schriften. Der byzantinische Geist hatte, wie Rambaud nachweist, seine geistige Regsamkeit, soweit man unter derselben Ursprünglichkeit und Erfindungskraft versteht, vollständig eingebüßt. Wohl gab es Männer von hoher Gelehrsamkeit, aber diese Gelehrten widmeten sich ausschließlich der Kompilation und der Kodifikation, und diese Art geistiger Betätigung ist ein sicheres Anzeichen dafür, daß die Zivilisation verfällt, genau sowie man aus der Herrschaft der Grammatik abnehmen kann, daß die Sprache ihre Elastizität einzubüßen beginnt.[2]) Es ist möglich, daß die Bildung sich einer hohen Wertschätzung erfreute, aber man schätzte sie vor allem als ein praktisches Werkzeug, denn die bestbezahlten Stellen erlangte man im Wege von Prüfungen.

Nunmehr kam in der Literatur nicht mehr die Sprache

[1]) N. Kondakoff, Histoire de l'art byzantin considéré principalement dans les miniatures, 1886—91, t. I, p. 201—202.

[2]) L'Empire grec au X^e siècle, p. 59.

der Leidenschaft zu Worte. Die vornehmen Byzantiner, die uns Benjamin von Tudela als außerordentlich reich „an Gold und Edelgestein“, aber als völlig bar „allen kriegerischen Geistes“ geschildert hat, waren keine Männer, die um der Ehre willen ihr Leben gewagt oder die für ein Weib ihr Vermögen aufs Spiel gesetzt hätten. Vielleicht sang man noch in den armenischen Bergen Kriegs- und Liebeslieder, in den trockenen literarischen Erzeugnissen jener Zeit würde man vergebens nach Balladen oder nach lyrischen Gedichten suchen. Mit dem sensitiven Griechenvolke starb auch das Drama aus, und das Theater, auf dem es seine höchsten emotiven Triumphe errungen hatte, entartete zur gemeinen Schaubühne. Und hier ist der tiefe Abgrund zu suchen, der am Anfange des elften Jahrhunderts den Orient vom Okzident trennte. Im Jahre 1000 war Byzanz plutokratisch, prosaisch und materialistisch, und dieser Zustand hielt bis zum Untergang des Reiches an, während das französische Volk, das einen tiefen Zerfallsprozeß durchgemacht hatte, verjüngt durch das frische Barbarenblut in ein neues imaginatives Zeitalter eintrat, in dem ihm die schönsten Blüten der Kunst und des Ruhmes zufallen sollten.

## IV. Kapitel.

# Das Mittelalter.

Wenn man nach unserer Theorie annimmt, daß der Untergang der alten Zivilisation und die Entstehung der modernen Zivilisation als Folgeerscheinungen der Veränderungen des Handelslaufes zu betrachten sind und daß der Handelsverkehr selbst von den wechselnden Bedingungen des menschlichen Wettbewerbes abhängig war, so kommt man zu der Frage, warum nach dem Sturze Roms eine so lange Periode der Stagnation eintrat, warum es so lange währte, ehe in Italien und Frankreich eine neue Kultur erblühte.

Es würde zu weit führen, wollten wir dieses Problem nach seiner ganzen Breite durchforschen. Denn unsere Ausführungen beziehen sich nur auf einzelne Phasen des Zentralisationsprozesses, und ein Eingehen auf fernerliegende, mit unserem Thema nicht unmittelbar zusammenhängende Fragen ist bei dem beschränkten Rahmen dieses Buches nicht möglich. Doch möchten wir mit Rücksicht auf das große Interesse, das dieser Punkt für unser Thema hat, für diese scheinbare Untätigkeit der Natur während einer über mehr als fünf Jahrhunderte reichenden Periode eine erklärende Hypothese vorbringen. Stellen wir es daher als Grundgesetz auf, daß ein Volk erst dann in eine höhere Konsolidationsphase eintreten kann, wenn es seßhaft geworden ist und genügende Verkehrsgelegenheiten vorhanden sind, so daß dem Handel die Wege geebnet werden.

Wenden wir nun diesen Satz auf die Verhältnisse in den westeuropäischen Ländern an, so ist ohneweiters klar, daß in der Zeit zwischen der Krönung Odoakers im Jahre 476 und der Krönung Stephans von Ungarn im Jahre 1000 ein fester Gesellschaftsbau nicht dauernd bestehen konnte.

Der Handel nimmt seinen Weg zu Lande und zu Wasser, aber überall kann er durch Räuber geschädigt werden, und bis zu den Kreuzzügen etwa war der räuberische Typus dem ökonomischen Menschen gegenüber entschieden im Vorteile, ja, dieser war völlig in seiner Macht und in jeder Beziehung von ihm abhängig.

Schon lange vor der Regierung Karls des Großen waren die Hunnen oder Avaren im Donautale anzutreffen, und sie sperrten die alte Straße nach dem Bosporus, während bis zur Hidschrah die Sarazenen die Herren im Mittelmeere waren und das egäische Meer förmlich blockiert hielten. Doch hätten auch diese furchtbaren Feinde die soziale Bewegung nicht immer hindern können, wären nicht die Normannen aufgetreten, deren erste Raubzüge in das letzte Jahrzehnt des achten Jahrhunderts fallen.

Gerade als die in den Donaugegenden lebenden Nomaden zum ersten Male vor den organisierten Armeen, die gegen sie auftraten, zurückweichen mußten, als die Kommunikation zu Lande mit Konstantinopel fast wiederhergestellt schien, im selben Jahre, als Karl der Große den Gipfel des Ruhmes erstieg und aus den Händen des Papstes die Kaiserkrone entgegennahm, spähte er, wie uns der Mönch von Sankt Gallen erzählt, von der Meeresküste nach den Segeln der Wikinger aus, und er weinte, wenn er an all das Unglück dachte, das seinen Nachfolgern bevorstand.

Im Jahre 800 befestigte Karl der Große die Küste der Nordsee, und im Jahre 807 baute er eine Flotte, um das Piratenunwesen zu unterdrücken. Aber alle seine Mühe war vergeblich. Die skandinavischen Seeräuber verwüsteten alle Küstengebiete von Dänemark bis nach Spanien.

Den vereinten Angriffen so vieler Feinde vermochte die junge zentralistische Gesellschaft nicht stand zu halten, und der eben begonnene Bau der Zentralisation stürzte wieder ein. Unter Ludwig dem Frommen und unter seinen Nachfolgern waren die großen Verkehrswege nicht mehr sicher, die räuberischen Barbaren isolierten die Handelszentren, und aus dieser Unterbindung der Verkehrsadern ist der soziale Zerfallprozeß im neunten und im zehnten Jahrhundert zu erklären.

Unter diesen Verhältnissen konnte keine dauernde Beschleunigung der Bewegung erzielt werden. Ehe Europa in

die Phase der Konsolidation treten konnte, mußten die Wanderstämme, die um die seßhafte Bevölkerung schwärmten, sich in den Gegenden, in denen sie umherirrten, dauernd niederlassen, und eine gewisse Ruhe und Sicherheit mußte eintreten. Aber erst zweihundert Jahre nach der Krönung Karls des Großen wurde dieser Zustand erreicht.

Der erste bedeutsame Schritt in dieser Richtung war die Belehnung Rollos mit der Normandie im Jahre 912, der zweite die Taufe Stephans von Ungarn im Jahre 996. Nun wurden die seit langem fast völlig gesperrten Straßen wieder passierbar, und die Folge jener beiden Ereignisse war eine Neubelebung des Handels. Bei dem Studium der modernen Konsolidation muß man also vom zehnten Jahrhundert ausgehen; in jene Zeit fällt die Geburtsstunde des ökonomischen Konkurrenzsystems, das heute noch in Europa herrscht.

Die Germanen, die das römische Territorium überfluteten, gehörten derselben Rasse an wie die Griechen, die Lateiner und die Gallier, aber sie standen in einer anderen Phase der Entwicklung. Sie lebten vom Ackerbau, bauten schon Dörfer und vielleicht auch Festungen, aber sie waren nicht zentralisiert und hatten keine Nation, keine politische Einheit zu bilden vermocht. Sie lebten also in ähnlicher Weise wie einst vor Jahrhunderten die große Völkerfamilie, von der sich die Germanen abgetrennt hatten, und ihrer ganzen Charakteranlage nach unterschieden sie sich grundwesentlich von den Völkern, die in den Gegenden jenseits des Rheines und der Donau lebten. Sie waren viel imaginativer veranlagt, und als die Flut der Einwanderung sich vom Norden her in jene Länder ergoß, trat die Imagination immer entschiedener hervor.

Heute ist auch an den niedrigsten Wilden ein relativer Fortschritt wahrzunehmen, und doch leitet das Studium ihrer Sitten auf den Gedanken, daß der stärkste Affekt des Menschen im Naturzustande die Angst gewesen sein muß, die Angst nicht so sehr vor den lebenden Geschöpfen als vielmehr vor der Natur, die ihm als der größte Feind erscheinen mußte. Gegen die wilden Tiere und die wilden Menschen konnte er mit Kraft und mit List aufkommen, gegen Hungersnot und Trockenheit aber, gegen Pest und Erdbeben war er vollkommen wehrlos, und er sah in diesen Epidemien und Plagen feindliche

Wesen, die er sich als dem Menschen in vielen Beziehungen ähnlich, nur viel mächtiger vorstellte. Es war nun seine dringendste Aufgabe, sich das Wohlwollen dieser Mächte zu erkaufen, und so erhob sich über die Kriegerkaste die Priesterkaste, die zwischen der sichtbaren und der unsichtbaren Welt den Vermittler zu spielen hatte.

Im Anfange scheinen diese Vermittler mehr die Rolle von Zauberern als von Priestern gespielt zu haben, denn man glaubte damals noch an den Menschen feindlich gesinnte Geister, und die Gottesidee trat zum ersten Male vielleicht nach dem Siege einer mächtigen Zaubererpartei auf. „Primus in orbe deos fecit timor“,[1]) meinte Statius vor achtzehnhundert Jahren. Die ersten Zauberer hatten ihre Macht wahrscheinlich der Entdeckung gewisser Naturgeheimnisse zu verdanken, welche Geheimnisse ihre Nachfolger zu erben pflegten. Nun konnte der Fall eintreten, daß auch Fremde jene Geheimnisse entdeckten und auf diese Weise als Rivalen jener ersten Zauberer oder Medizinmänner auftraten; da gab es nur ein Mittel, um über die Orthodoxie der verschiedenen Bewerber eine Entscheidung zu treffen, nämlich den Kampf. Dann wurden die Götter, denen die Besiegten dienten, von den Siegern fast immer als Dämonen, die den Menschen Schaden zufügten, verschrien. Ein Beispiel für den Verlauf dieses Prozesses findet sich im 18. Kapitel des ersten Buches der Könige.

„Da trat Elia zu allem Volke und sprach: Wie lange hinket ihr auf beide Seiten? Ist der Herr Gott, so wandelt ihm nach; ist's aber Baal, so wandelt ihm nach. Und das Volk antwortete ihm nichts.“

Darauf machte Elia den Vorschlag, jede der beiden Parteien möge einen Farren erwählen und ihn zerstücken, aufs Holz legen und den Namen des betreffenden Geistes anrufen; welcher Gott nun mit Feuer antworten werde, der sei Gott. Und das ganze Volk antwortete und sprach: Das ist recht. Die Propheten Baals nahmen den Farren, den man ihnen gab, und richteten zu „und riefen an den Namen Baals von Morgen bis an den Mittag und sprachen: Baal, erhöre uns“! Aber es war da keine Stimme, noch Antwort.

Da spottete Elia ihrer „und sprach: Ruft laut! . . . er dichtet oder hat zu schaffen oder ist über Feld oder schläft vielleicht, daß er aufwache“.

---

[1]) Thebais, III., Vers 661.

Und sie riefen laut und ritzten sich mit Messern, „bis daß ihr Blut herabfloß . . . und da war keine Stimme, noch Antwort, noch Aufmerken.“ Dann baute Elia seinen Altar wieder auf und zerstückte den Farren, legte ihn aufs Holz, ließ vier Krüge Wasser auf das Brandopfer schütten und die Grube ward auch voll Wassers.

„Da fiel das Feuer des Herrn herab und fraß Brandopfer, Holz, Stein und Erde und leckte das Wasser auf in der Grube.

Da das alles Volk sah, fiel es auf sein Angesicht und sprach: Der Herr ist Gott, der Herr ist Gott!

Elia aber sprach zu ihnen: Greift die Propheten Baals, daß ihrer keiner entrinne! Und sie griffen sie und Elia führte sie hinab bis an den Bach Kison und schlachtete sie daselbst.“

Die Germanen des vierten Jahrhunderts waren ein schlichtes, naives Volk, sie hatten keine klare Vorstellung von dem Walten der Naturgesetze und sie brachten daher Erscheinungen, für die sie keine natürliche Erklärung fanden, mit einer übernatürlichen Macht in Verbindung. Nur die Priester hatten auf diese übernatürliche Macht einen gewissen Einfluß, und so kam es, daß in der Zeit der Invasionen das Ansehen dieser geistlichen Klasse rapide zunahm. Die Macht der geistlichen Organisationen war zu allen Zeiten auf dem Wunder begründet, und die Vertreter dieser Organisationen haben den Nachweis für ihre göttliche Sendung immer in der beschriebenen Art, wie Elias, geführt. Das trifft namentlich für die Kirche des Mittelalters zu.

Die sozialistische Phase des Christentums — denn das Christentum war anfangs wesentlich sozialistisch, — währte nicht lange, sie fand ihr Ende, als das Wunder einen bedeutenden Gewinn abwarf und als die Wunderpraxis der Kirche zu großem Reichtum verhalf. Im Jahre 250 etwa, unter Decius, waren die Christen nach der Ansicht der Behörden so reich, daß sie sich bei ihren gottesdienstlichen Handlungen goldener und silberner Gefäße bedienen konnten, und im vierten Jahrhundert war der Glaube an die übernatürliche Macht so sehr ins Volk gedrungen, daß sich Konstantin durch ein Wunder bekehren ließ und sogar im Kriege Zaubermittel zur Anwendung brachte.

Auf einem seiner Feldzüge, so erzählte das Gerücht, erschien ihm am Himmel ein leuchtendes Kreuz mit den Worten: „In

diesem Zeichen wirst du siegen," und er erhob gegen dieses Gerücht keine Einsprache. In der folgenden Nacht erschien ihm Christus selbst und befahl ihm, eine Fahne, die das gleiche Zeichen trüge, anfertigen zu lassen; er solle dann diese Fahne seinem Heere vorantragen lassen und vertrauensvoll gegen Maxentius ziehen.

Wohl ist diese Legende, die uns Eusebius überliefert hat, erst nach dem Ereignis, auf das sie sich bezieht, entstanden, aber gerade darum ist sie für die Denkweise jener Epoche charakteristisch. Die Einbildungskraft der Truppen war so erregt, daß Konstantin — gleichgültig, ob er selbst daran glaubte oder nicht, — es für angezeigt hielt, sich des labarum als eines Zaubermittels zu bedienen, das seinem Besitzer den Sieg bringen müsse. Das Banner trug ein Kreuz und ein mystisches Monogramm; die Truppen glaubten, daß, wer unter dem Schutze dieses Banners stünde, unverwundbar sei, und während des letzten und gefährlichsten Zuges Konstantins gegen Licinius erweckte der Talisman den höchsten Enthusiasmus in den Reihen seiner eigenen Truppen und Schrecken bei den Feinden.

Mit dem Sieg an der milvischen Brücke im Jahre 312, dank dem Konstantin in Rom eindringen konnte, beginnt eine neue Epoche, indem sich die Natur entschieden gegen den Typus des Geldmannes erklärt. Das Kapital war schon aus Italien ausgewandert. Bald wurde das Christentum offiziell anerkannt, und im folgenden Jahrhundert trat neben dem Soldaten und im Gegensatz zu diesem der Priester als streitbarer Faktor hervor.

Indessen konnte die Bevölkerung, die in das Stadium der Erschöpfung trat, immer weniger Steuern aufbringen, die bewaffnete Macht verfiel gänzlich und die Truppen konnten die Grenze nicht mehr halten. Im Jahre 376 langten die Goten, denen die Hunnen auf dem Fuße folgten, an der Donau an und baten den Kaiser, sie als Untertanen in sein Reich aufzunehmen. Die Räte Valens' bewilligten nach reiflichen Überlegung diese Bitte, und so kamen ungefähr 500.000 Germanen nach Mösien. Die Regierung wollte sie nun in einzelnen Gruppen als „coloni" in den Provinzen ansiedeln und sie in die Legionen einreihen. Doch die Truppenabteilung, die die Goten geleitete, war zu schwach. Die Goten empörten sich, töteten die Wachen, verwüsteten Thrazien, wo sie zwei Jahre hausten, und schlugen und töteten schließlich Valens in der Schlacht bei

Adrianopel. Ein Menschenalter später war die römische Armee völlig desorganisiert, und im Jahre 410 versetzte ihr Alarich den Todesstoß.

Alarich war nicht ein Gotenkönig, sondern ein barbarischer Deserteur, der im Jahre 392 in den Diensten Theodosius' stand. Später hatte er oft kaiserliche Truppen zu befehligen und manchmal führte er seine Räuberbanden auf eigene Rechnung; sein Sold wurde ihm aber niemals regelmäßig ausgezahlt. Während der Revolution, bei der Stilicho ums Leben kam, empörte sich ein Regiment der Hilfstruppen und wählte ihn zum Führer. Unter dem Vorwand, daß ihm sein Sold zurückgehalten werde, trat er an die Spitze dieser Schar und plünderte Rom.

Am interessantesten ist in diesem Feldzuge nicht die strategische Kunst der Führer, sondern die Haltung, die die Christen Alarich gegenüber einnahmen. Alarich war ja ein Räuberhauptmann, der eine aufständische Truppe führte, und doch haben die orthodoxen Geschichtschreiber nie den Stab über ihn gebrochen. Denn die Priesterklasse hatte eine instinktive Vorliebe für die Barbaren, denen sie Ehrfurcht einflößte, während sie auf die alte zentralisierte Gesellschaft, die durch und durch materialistisch war, keinen großen Eindruck machte. In der Kaiserzeit waren die Priester wie alle anderen Bürger der Macht, die die Armee bezahlte, Gehorsam schuldig, und solange die Provinzen noch Steuern lieferten, mußte sich die christliche Hierarchie den Befehlen der kapitalistischen Aristokratie fügen, die die Macht hatte und sie zwingen konnte.

„Es war seit jeher ein Grundsatz der römischen Verfassung," sagt Gibbon, „daß alle Klassen und alle Bürger ohne Unterschied den Gesetzen Gehorsam schuldeten, daß die Zivilbehörden über die Religion zu wachen hatten, daß dies ihr Recht und auch ihre Pflicht war." [1])

Auch als sich die regierenden Persönlichkeiten zum Christentum bekehrten, wurde an der Sachlage nicht viel geändert, und Konstantin sowie seine Nachfolger bewahrten immer die höchste Jurisdiktion in hierarchischen Angelegenheiten. Im 16. Buch des Theodosischen Kodex ist der Begriff der kaiserlichen Machtfülle klar ausgesprochen. Der Theorie nach wurden die Bischöfe vom Klerus und vom Volke gewählt, in Wirklichkeit aber konnte der

---

[1]) Decline and Fall, chap. XX.

Kaiser die Ernennung einer ihm genehmen Persönlichkeit durchsetzen, wenn es sich um einen wichtigen Bischofssitz handelte. Doch ob nun die Bischöfe vom Volk erwählt oder vom Kaiser ernannt wurden, solange ihre Ernennung von den Laien abhängig war und solange sie von den Laien bezahlt wurden, nahmen sie eine untergeordnete Stellung ein. Erst dann konnte der Klerus eine autokratische Institution werden, als die bewaffnete Macht aus Angst vor dem Mirakel nicht mehr gegen ihn einzuschreiten wagte. Und dieser Umschwung dürfte — man denke nur an die Mission des Papstes Leo bei Attila — etwa in der Mitte des fünften Jahrhunderts eingetreten sein.

Im Jahre 452 waren die Hunnen über die Alpen gezogen und hatten Aquileja geplündert. Die römische Armee war völlig demoralisiert, Aetius konnte den Barbaren im Felde unmöglich entgegentreten, und Valentinian wurde von einer solchen Angst erfaßt, daß er Ravenna, das als uneinnehmbar galt, im Stiche ließ und sich in die Hauptstadt flüchtete. Rom aber war eine offene Stadt, an ihre Verteidigung war nicht zu denken; da kam der Kaiser auf den Gedanken, die übernatürliche Macht anzurufen. Er forderte den Papst Leo auf, Attila aufzusuchen und ihn zu bitten, er möge die Stadt schonen. Der mutvolle Papst erklärte sich ohneweiters dazu bereit und ließ sich zum Zelte des Hunnenkönigs führen, wo man ihm mit Hochachtung, aber auch mit einer gewissen Angst entgegenkam. Die Sage gibt wahrscheinlich ziemlich deutlich die Empfindung jenes Zeitalters wieder. Als nämlich der Priester vor Attila stand, erschienen, erzählt die Sage, die Apostel Petrus und Paulus, und mit Flammenschwertern standen sie in drohender Haltung rechts und links von ihm; und wenn auch bezüglich der Details dieser Erscheinung einiger Zweifel am Platze ist, soviel steht fest, daß Attila davon überzeugt war, er würde die Einnahme Roms nicht überleben. Er nahm daher bereitwillig das Lösegeld an und verließ Italien.

Vom wissenschaftlichen Standpunkte aus betrachtet stellen sich der Heilige und der Zauberer als verwandte Typen dar. Mag auch der Heilige die übernatürliche Kraft zum Nutzen des Menschen verwenden und der Zauberer zu seinem Schaden, sie sind doch beide praktische Magier. Der Heilige des Mittelalters

war ein Schwarzkünstler. Er heilte die Kranken und trieb böse Geister aus, er machte die Toten wieder lebendig, er konnte die Zukunft prophezeien und Feuersbrünste löschen; er fand gestohlene Gegenstände wieder, er konnte Regen bringen, den Unglücklichen aus dem Schiffbruch retten, die Feinde in die Flucht schlagen und Kopfschmerzen beseitigen, er spielte eine Hauptrolle bei den Entbindungen, kurz, er leistete so ziemlich alles, was man von ihm verlangte, und zwar nicht nur solange er lebte, sondern auch noch nach seinem Tode. Man glaubte an eine geheimnisvolle Kraft, die in seinem Leibe wohne, und diese Kraft konnte durch Berührung auf andere Menschen übergehen. Im Neuen Testamente sagt das Weib von Jesus: „Wenn ich nur sein Kleid möchte anrühren, so würde ich gesund.“ Auch konnte man das Strömen dieses Fluidums, seinen Übergang auf einen anderen Körper fühlen, denn „Jesus fühlte alsbald an ihm selbst die Kraft, die von ihm ausgegangen war und wandte sich um zum Volke und sprach: Wer hat meine Kleider angerührt“? [1])

Alle Gegenstände, die der Heilige berührte, konnten diese magische Eigenschaft in sich aufnehmen und so ein Zaubermittel werden, eine Reliquie, deren Wert zunächst von der Kraft des Individuums selbst und dann von der Menge des magischen Fluidums, die in den Körper übergegangen war, abhing.

Das Grab, in dem der Körper des Heiligen ruhte, kam natürlich in erster Linie in Betracht, dann, je nach ihrer Bedeutung, die verschiedenen Körperteile, sein Schädel, ein Arm, ein Bein, ja sogar die Barthaare, ferner die Hüte der Heiligen, Schuhe, Gürtel, Trinkgefäße, all die Gegenstände, die der Heilige im Leben benützt hatte. Einen hohen Wert hatte selbst der Erdboden, auf den ein großer Wundertäter seine Füße gesetzt hatte.

Mehrere Jahrhunderte lang stellten die Reliquien einen ziemlich konstanten Handelswert dar, so daß die Kapitalisten ihr Geld sehr gerne in Reliquien anlegten, auch waren sie das beste Pfand, das ein Schuldner seinem Gläubiger geben konnte. Wir kennen zwei berühmte und interessante Transaktionen dieser Art, die in der Zeit der Kreuzzüge kurz nacheinander vorgenommen wurden.

[1]) Markus, V, 28 und 30.

Im Jahre 1187 wurde Jerusalem von Saladin eingenommen. Nach der Übergabe der Stadt packten die Priester und die Mönche die in den verschiedenen heiligen Stätten gefundenen Reliquien in vier große Elfenbeinkoffer, die so schwer waren, daß vier Mann nur mit Mühe einen solchen Koffer aufheben konnten. Saladin, der von der Sache erfuhr, befahl, die Koffer sollten konfisziert und an den Kalifen abgeliefert werden, „damit die Christen nicht länger mit dem Totengebein prahlen sollten.“ Diese Gebeine aber waren für die Kirche ein sehr wertvolles Gut, so daß verschiedene hohe geistliche Würdenträger, an ihrer Spitze der Patriarch von Antiochia, die diese Schätze nicht verlieren wollten, sich verpflichteten, die Reliquien binnen einer bestimmten Zeit um die Summe von 52.000 Byzantinern zurückzukaufen.

Als aber die festgesetzte Zeit verstrichen war und die Geistlichkeit die nötige Summe wahrscheinlich nicht aufbringen konnte, erlegte Richard Löwenherz die geforderte Summe und nahm das Pfand an sich.[1]) Da hier eine bedeutende Summe auf dem Spiele stand und da Richard durchaus nicht im Geruche großer Frömmigkeit und Freigebigkeit stand, liegt die Annahme nahe, daß er die Reliquien zu Spekulationszwecken ankaufte, indem er sie einzeln zu verkaufen und so einen schönen Gewinn zu erzielen dachte. Eine Vorstellung von der Kaufkraft dieser 52.000 Byzantiner kann man sich am besten machen, wenn man die Höhe der damals üblichen Lösegelder in Betracht zieht.

Saladin schätzte einen bewaffneten Mann auf 10 Byzantiner; die Koffer waren also das Äquivalent von 5200 Mann. Nach Joinville konnte Ludwig der Heilige sich wie auch seine Ritter, seinen Hofstaat und seine ganze Armee mit 800.000 Byzantinern freikaufen, und in dieser Summe war schon der Kaufpreis der Stadt Damiette inbegriffen. Man kann also ohne Übertreibung den Wert jener Reliquien dem Lösegeld für eine große Stadt oder dem halben Lösegeld für einen König gleichsetzen.

Eine ähnliche Operation gab ungefähr 50 Jahre später den Anlaß zur Erbauung der Sainte-Chapelle. Im Jahre 1238 befand sich die lateinische Regierung von Konstantinopel in einer äußerst bedrängten Lage. Der Kaiser Jean de Brienne und seine

---

[1]) Siehe Roger de Wendover (gestorben 1236), Chronica sive Liber qui dicitur Flores Historiarum, anno 1191.

Räte sahen sich gezwungen, die Reliquien, deren wertvollste die Dornenkrone war, zu verpfänden, da ihnen kein anderer Ausweg blieb. Zuerst wurde das Pfandobjekt mit verschiedenen, ganz geringfügigen Summen belehnt, dann wurde die ganze Schuld durch eine große Anleihe, die der Venezianer Nikolas Quirini durchführte, konsolidiert. In einem am 4. September ausgestellten Vertrage wurde festgesetzt, daß die Krone gegen Auszahlung eines Betrages von 13.134 Hyperperen in der der Stadt Venedig gehörenden Pandocator-Kirche deponiert und falls die Summe bis dahin nicht zurückgezahlt wäre, bis Ende Oktober daselbst verbleiben solle; dann sollte sie nach Venedig gebracht werden, und falls sie in den nächsten vier Monaten nicht zurückgekauft sei, in den endgültigen Besitz Quirinis übergehen.

Als dieser Vertrag abgeschlossen wurde, befand sich Balduin, der designierte Thronfolger, gerade in Paris, und Jean de Brienne drang in ihn, er möge pünktlich seinen Verpflichtungen nachkommen. Balduin verließ sich ganz auf Ludwig, denn dieser würde, wie er meinte, „mit Mißvergnügen hören, daß man eine Reliquie, einen heiligen Gegenstand, mit dem man nicht Handel treiben dürfe, zurückkaufen müsse.“ [1]) Und so kam es auch; Ludwig entsandte eine Kommission nach Konstantinopel, die sich über die Echtheit der Krone aussprechen sollte. Da ihr Bericht günstig ausfiel, zogen seine Abgesandten nach Venedig, wo die Krone deponiert war, um die Schuld an Quirini zurückzuzahlen und die Krone nach Paris zu bringen. Der Auftrag wurde glücklich durchgeführt, und die Dornenkrone ruhte endlich in der Sainte-Chapelle, die das französische Volk im Jahre 1248 dieser Reliquie widmete. [2])

Wenn man annimmt, daß die Hyperpere dem vierten Teile einer Mark entsprach, wenn man ferner berücksichtigt, daß das dem Gläubiger gegebene Pfand immer eine viel größere Summe darstellt, als die Schuld ausmacht, so dürfte Quirini die Krone nach ihrem Handelswerte wohl kaum auf weniger als 32.000 Unzen Silber [3]) eingeschätzt haben.

Der Graal, die heilige Schale, in die einst Christi Blut geflossen, sollte die Macht haben, Wunden zu heilen und Tote zum

---

[1]) Du Cange, Histoire de Constantinople, p. 115.
[2]) Id., Glossarium: Dissertatio XC.
[3]) Entsprechen 200.000 Francs.

Leben zu erwecken, auch füllte er sich nach dem Wunsche seines Besitzers von selbst mit allen möglichen Speisen. Mit der Hostie, die eigentlich keine Reliquie war und erst durch eine Beschwörungsformel in Gott verwandelt wurde, konnte der Wissende Feuersbrünste löschen, Krankheiten heilen, böse Geister austreiben, philosophische Probleme ergründen und den Meineidigen ersticken.

Mit dieser Magie konnte man alle Güter des Lebens erlangen. Wenn die Könige von Frankreich in den Kampf zogen, führten sie das Zauberbanner Saint Denis' mit, und Froissart berichtet, wie dieses Banner selbst zur Zeit Karl VI. die Schlacht von Roosebeke entschied.[1])

Die verschiedenen Krankheiten wurden nach dem Wunderverfahren gründlich geheilt, und das Geschäft warf der Kirche einen so großen Nutzen ab, daß sie die praktischen Ärzte der experimentellen Schule in Acht und Bann tat. Zu den berühmtesten Heilkünstlern des dreizehnten Jahrhunderts gehörten der heilige Thomas von Canterbury und der heilige Jakob von Compostella, und ihre Gräber waren mit den Spenden der höchsten und reichsten Persönlichkeiten Europas geziert. Als Philipp August in eine schwere Krankheit verfiel, bat Ludwig der Fromme um die Erlaubnis, das Grab des heil. Thomas besuchen zu dürfen, und als Honorar ließ er an dem Grabe den berühmten Regal zurück, einen prächtigen Edelstein, den 350 Jahre später Heinrich VIII. sich aneignete und in einen Daumenring einsetzen ließ. Bei den Plünderungen in der Reformationszeit „gestanden die Beamten des Königs, daß, um all das Gold und Silber, die Edelsteine, die Meßgewänder und Altartücher wegzuführen, ....26 Wagen nötig waren“.[2]) In den alten Reisebeschreibungen finden sich zahlreiche Schilderungen dieses wunderbaren Heiligtums.

„Das Grab des heiligen Thomas des Märtyrers, des Erzbischofs von Canterbury, ist von einer fast unglaublichen Pracht. Trotzdem es sehr groß ist, ist es ganz mit Platten aus purem Golde bedeckt; doch sieht man das Gold kaum, denn die Platten sind mit den verschiedensten Edelsteinen übersäet; man sieht dort

---

[1]) Chroniques, II, 192—195.

[2]) Sander, Rise and Growth of the Anglican Schism, übersetzt von Lewis, p. 143.

Saphire, Diamanten, Rubine, rote Spinelle, Achate, en relief gefaßte Jaspen und Kornaline und einige Kameen, die so groß sind, daß ich es nicht zu berichten wage; das prächtigste Stück aber ist ein Rubin von der Größe eines männlichen Daumennagels, der auf der rechten Seite des Altares ruht... Er soll das Geschenk eines französischen Königs sein.“ [1])

Doch neben diesen weltberühmten Orakelstätten gab es noch zahlreiche andere; auch der abgelegenste Weiler hatte seinen Lokalfetisch, der gegen ein kleines Honorar für die Landleute arbeitete. Eine interessante Liste dieser Reliquien ist unter Heinrich VIII. von zwei der Inspektoren Cromwells für die Regierung zusammengestellt worden.

Die Nonnen der heiligen Maria in Derby besaßen ein Stück von dem Hemde des heil. Thomas, der von den schwangeren Frauen verehrt wurde; auch der Gürtel des hl. Franz in Grâce-Dieu erfreute sich ähnlicher Verehrung. In Repton pilgerte man zu Sanct Guthlac und seiner Glocke, die man sich auf den Kopf legte, wenn man Kopfschmerzen hatte. Der Schleier der heil. Audrede kam bei wunden Brüsten zur Anwendung, der Stab Aarons bei wurmkranken Kindern. In Bury Saint-Edmunds wurden die Reliquien des heil. Botulph in der Prozession herumgetragen, wenn man Regen brauchte, „und die Männer aus Kent... bringen von dort Wachskerzen mit, die sie an der Grenze ihres Feldes anzünden, wenn das Getreide gesät wird; sie glauben nämlich, daß das Feld dann vom Unkraute verschont bleiben wird.“ [2]) Am interessantesten ist vielleicht die Tatsache, daß in Pontefract Hut und Gürtel des Herzogs von Lancaster, Thomas, verehrt wurde; diese Gegenstände sollten den Frauen in Kindesnot helfen und auch Kopfschmerzen heilen.

Als Thomas von Aquino an der Universität von Paris über das Abendmahldogma lehrte, wurden an ihn zahlreiche Fragen gestellt, und ehe er die Antwort erteilte, sann er immer lange vor dem Altare über diese Probleme nach. Als er einst an einer Arbeit über eine sehr schwierige Frage schrieb, legte er die Schrift auf den Altar, blickte zum Tabernakel empor

---

[1]) A Relation or rather a true Account of the Island of England, Camden Society, p. 30.

[2]) Calendar of State Papers edited by Messrs Brewer and Gairdner, vol. X, Nr. 364, p. 144,

und rief: „O Herr, der du wirklich und wahrhaftig in dem heiligen Sakramente ruhst, erhöre mein Flehen. Wenn das, was ich über die göttliche Hostie geschrieben habe, wahr ist, so gewähre mir die Bitte, laß mich diese Wahrheit auch den Menschen verkünden. Habe ich aber geirrt, so lasse es nicht zu, daß ich eine Lehre verkünde, die dem göttlichen Sakramente nicht entspricht.“ Sofort erschien ihm der Herr über dem Altar und sprach zu ihm: „Was du über das Sakrament geschrieben hast, ist wahr, und du hast die Frage, die man dir gestellt hat, gelöst, soweit diese Mysterien dem menschlichen Verstande zugänglich sind.“ [1])

Die primitiven Völker legen den Göttern ihre eigenen Eigenschaften bei, und so glaubte man im Mittelalter, daß Neid, Eifersucht und Eitelkeit im Himmel ebensowohl wie auf der Erde vorkommen und dementsprechend behandelte man auch die Götter. Das ganze Mönchtum gründete sich auf die Hoffnung der Gläubigen, die gewünschten Gnaden dem Himmel durch regelmäßige Schmeicheleien abzulocken. „Ein Geistlicher, der zur Mutter Gottes mehr Vertrauen hatte als zum Sohne, betete immer nur das Ave Maria. Da erschien ihm eines Tages, als er eben wieder dies Gebet sagte, der Herr und sprach zu ihm: „Meine Mutter dankt dir sehr für all deine Gebete... „tamen et me salutare memento“ (Vergiß aber auch mich nicht). [2])

Um jederzeit im Himmel Erhörung zu finden, war es nötig, daß immerfort Lobgesänge ertönten und daß die Weihrauchfässer ohne Unterlaß dampften; darum hatten auch die Mönche und Nonnen Tag und Nacht zu tun. Als im zwölften Jahrhunderte einmal der Bischof von Metz in einer Winternacht durch die Glocke des hl. Peter von Bouillon, die zur Frühmesse läutete, aufgeweckt wurde, sagte er: „Glücklich die Menschen, die sich weder durch die Nacht noch durch den kalten Winter abhalten lassen, den Schöpfer zu loben!“ [3])

Die Legate, die man den Klöstern vermachte, waren gewisser

---

[1]) L'abbé Jules Corblet, Histoire du sacrement de l'Eucharistie, 1886, t. II, p. 474. Siehe auch D. P. Caesarius (gestorben um 1240), Dialogus miraculorum: De corpore Christi, Nürenberg, 1481 in folio.

[2]) Histoire littéraire de la France, t. XXII, p. 119.

[3]) Montalembert, Les moines d'Occident depuis saint Benoît jusqu'à saint Bernard, 1877, t. VI, p. 34.





maßen Versicherungspolizzen für den Spender und für seine Erben, u. zw. eine Versicherung nicht nur gegen die Strafen im Jenseits, sondern auch gegen alle möglichen Unfälle in dieser Welt. Über den Zweck, der mit diesen Schenkungen verfolgt wurde, ist ein Zweifel wohl ausgeschlossen, denn er ist in unzähligen Stiftungsurkunden klar ausgesprochen. Cedric de Guillac, der der Grande-Sauve ein Geschenk machte, sagte in der betreffenden Urkunde, er habe dies getan, weil „wie das Feuer vom Wasser gelöscht wird, so wird die Sünde durch das Almosen getilgt“.[1] Und aus einer von William Dugdale überlieferten Anekdote geht hervor, daß man noch im 13. Jahrhundert die Schenkungen an Klöster als eine ernst zu nehmende Versicherung gegen alle möglichen Unfälle betrachtete.

Als Ralph, Graf von Chester, der Gründer des Klosters von Dieulacres, aus dem Heiligen Lande zurückkehrte, wurde sein Schiff eines Nachts von einem großen Sturme überfallen. „Wieviel ist's noch bis Mitternacht?“ fragte er die Matrosen. „Ungefähr zwei Stunden“, antworteten sie. „Arbeitet wacker bis Mitternacht,“ sagte er ihnen, „und ich hoffe, Gott wird euch helfen und den Sturm besänftigen.“ Als Mitternacht nahe war, sagte der Kapitän zum Grafen: „Mylord, Ihr müsset Eure Seele Gott empfehlen, denn der Sturm nimmt zu; wir sind am Ende unserer Kraft und unser Leben steht auf dem Spiele.“ Da verließ Graf Ralph seine Kabine und half bei den Arbeiten am Takelwerk mit, und es währte nicht lange, so besänftigte sich der Sturm und sie waren gerettet.

Als sie am nächsten Morgen auf dem nun wieder ganz ruhigen Meere dahinfuhren, fragte der Kapitän den Grafen: „Mylord, saget uns nun, warum Ihr befahlet, daß wir bis Mitternacht arbeiten sollten und warum Ihr dann eifriger als alle anderen mithalfet?“ Der Graf antwortete: „Weil in dieser Stunde meine Mönche und all die anderen, die von mir und meinen Vorfahren mit Gütern beschenkt worden sind, aufstehen und Kirchenlieder singen; ich glaube an die Wirksamkeit ihrer Gebete, und ich meine, Gott gab mir dank ihrer Fürsprache neuen Mut und besänftigte den Sturm, wie ich es Euch vorhergesagt hatte.“[2]

---

[1]) Histoire de la Grande-Sauve, t. II, p. 13.
[2]) Monasticon anglicanum, 1846, V., p. 628.

Als Philipp August in der Meerenge von Messina von einem plötzlichen Sturme überfallen wurde, setzte er all seine Hoffnung auf die Frühmesse von Clairvaux und er wurde für seinen festen Glauben belohnt, denn am nächsten Morgen herrschte wieder schönes Wetter.

Wie groß die Wirkung der Einbildungskraft in jenem noch nicht zentralisierten Zeitalter war, als sie durch das Mysterium, das alle Naturerscheinungen umgab, immer neu entfacht wurde, kann man an der Macht und an dem Ansehen ermessen, dessen sich die Wundertäter erfreuten. In der Zeit vom sechsten bis zum dreizehnten Jahrhundert ging etwa der dritte Teil des europäischen Grundbesitzes in den Besitz der geistlichen Korporationen über, und die begabtesten Geister jener Epoche wandten sich fast durchwegs dem geistlichen Leben zu.

Die neue Macht brach sich überall Bahn, denn neben der religiösen Ekstase waren auch Angst und Ehrgeiz am Werke, und so wurden fast unglaubliche Resultate erzielt, als dann mit der Zentralisation der Materialismus emporkam. Der hl. Bernhard nahm seinerzeit eine hervorragendere, glänzendere Stellung ein als irgendein Herrscher, und die Krieger, die den geistlichen Geboten getrotzt hatten, wurden oft von wahnsinniger Angst erfaßt. Sie flüchteten ins Kloster, um sich vor dem Dämon zu retten und nahmen auch ihr ganzes Vermögen mit, das dem Kloster zufiel.

Gérard le Blanc war wegen seiner Tapferkeit, mehr aber noch wegen seiner Grausamkeit bekannt. Einmal hatte er einen Mord begangen, und als er in sein Schloß zurückkehrte, trat ihm der Dämon, dem er diente, entgegen und wollte ihn mit sich führen. Von Grauen erfaßt, ritt er in wilder Eile fort, bis er an einen Ort kam, wo sechs Büßermönche eben das Kloster Affligem gegründet hatten, und bat sie, ihn ins Kloster aufzunehmen. Die Bekehrung des Bösewichtes wurde bald in der Gegend bekannt, und überall stiegen Dankesgebete zum Himmel empor.

Seinem Beispiele folgte wenige Tage später ein anderer Ritter, gleichfalls ein Mörder, der die Einsiedlermönche besucht hatte; ihre Frömmigkeit und ihr strenges Leben rührten ihn so sehr, daß er auf sein Erbteil verzichtete und von nun an als Büßermönch lebte.[1])

---

[1]) Montalembert, Les moines d'Occident, t. VI, p. 101.

Wären, wie man oft geglaubt hat, die Invasionen der Germanen Vernichtungskriege gewesen, so wäre vielleicht bei der neuen barbarischen Bevölkerung eine solche Steigerung der Einbildungskraft eingetreten, daß in der Zeit zwischen dem Auftreten des heiligen Benedikt und des heiligen Bernhard eine reine Theokratie zustande gekommen wäre. Aber die Barbaren hegten keinen Haß gegen die Einwohner dieser Länder, sie verschmolzen vielmehr mit dieser alten Bevölkerung, in der der römische Materialismus noch fortlebte; wie ein Fels in der wogenden Flut hielt dieser Materialismus dem Anprall des Glaubens stand, und stürzten die Wogen auch oft über ihn hinweg, nie rissen sie ihn mit.

Das größte Hindernis, das die wahren Gläubigen niemals wegräumen konnten, war die Weltgeistlichkeit; im elften Jahrhundert hatten die Weltgeistlichen Weib und Kinder, und die höchsten Vertreter dieses Standes waren eher Freiherren als Prälaten. In Frankreich z. B. waren der Erzbischof von Reims, sowie die Bischöfe von Beauvais, Noyon, Langres und manch anderer Orte Grafen; in Deutschland waren die Erzbischöfe von Mainz, von Trier und von Köln Kurfürsten und standen mit dem Herzog von Sachsen oder mit dem Markgrafen von Brandenburg auf gleichem Fuße.

Als Feudalherren gehörten diese Geistlichen dem Gefolge des Königs an, sie mußten Kriegsdienste leisten, führten ihre Vasallen in den Krieg, und einige der tapfersten Soldaten des Mittelalters gehörten dem geistlichen Stande an. Milon von Trier war einer der berühmtesten Bischöfe des achten Jahrhunderts. Karl Martell gab das Erzbistum Reims einem Krieger dieses Namens, der nun auch das Bistum Trier erlangen wollte. Milon war der Sohn Basinus, der dieses Bistum zuletzt innegehabt hatte. Er war ein tapferer Kämpe, der sich nicht viel um die Satzungen der Religion kümmerte und auf einer Jagd den Tod fand. Während seiner vierzigjährigen Amtstätigkeit konnte Bonifazius trotz der Unterstützung des Königs und des Papstes nichts gegen ihn ausrichten, und im Jahre 752 meinte der Papst Zacharias, man müsse ihn der göttlichen Rache überlassen.[1])

Ein solches System war mit der Theokratie nicht gut vereinbar. Denn die Theokratie muß — und das ist ihre erste Voraussetzung — jede weltliche Kontrolle abschütteln, und man

---

[1]) Lea, Sacerdotal Celibacy, p. 129.

kann sagen, daß alle Instinkte des Mönchtums nach dieser kirchlichen Freiheit verlangten. Der heilige Anselm, vielleicht die vollendetste Inkarnation des Mönchtums, war von diesem Gedanken durchdrungen, dieser Aufgabe widmete er sein Leben, und mit dem Eifer, der sein ganzes Wesen kennzeichnet, kommt er immer wieder darauf zu sprechen: „Nichts ist Gott so teuer wie die Freiheit seiner Kirche . . . seine Braut muß ein freies Weib sein und nicht eine Magd."

Doch nur ganz allmählich, erst als das Reich zerfiel, konnte die theokratische Idee sich durchsetzen. Noch im neunten Jahrhundert beugte sich der Papst vor Karl dem Großen und huldigte ihm als dem römischen Kaiser.[1])

Der heilige Benedikt gründete das Kloster auf dem Monte Cassino im Jahre 529, aber es währte noch Jahrhunderte, bis der Benediktinerorden seine große Machtstellung errang. Die ersten Klöster nahmen nur eine isolierte, schwache Stellung ein und waren sehr oft von den Laien abhängig, die in die Klöster schlechte Sitten einführten. Abt und Bischof waren oft Soldaten, die mit Frau und Kind lebten, die ihre Falken, Hunde und Reisige hatten. Man hat behauptet, daß Corbie und Fleury die einzigen französischen Klöster waren, in denen sich die alte Disziplin halbwegs erhielt.

Erst in den ersten Jahren jenes Jahrhunderts, das man als das düsterste des Mittelalters bezeichnen muß, erst als die völlige Dezentralisation eingetreten war und als die Einbildungskraft ihre höchste Glut erreichte, begann die Periode der klösterlichen Konsolidation, und diese Periode wurde durch die Gründung von Cluny eingeleitet. Im Jahre 910 verlieh Wilhelm von Aquitanien der neuen Körperschaft durch die Stiftungsurkunde eine fast ganz unabhängige Stellung.[2]) Der Bischof durfte das Kloster nicht besuchen und hatte keinen Einfluß auf die Abtwahl. Die Mönche waren unter den Schutz des Papstes gestellt, der ihr unmittelbarer Oberherr war. Johann XI. bestätigte diese Charte in seiner Bulle vom Jahre 932 und gestattete, daß sie für alle Klöster, die an der Reform teilzunehmen wünschten, Geltung habe.[3])

---

[1]) Pertz, Annales Lauressenses, I, p. 188.

[2]) Bruel, Recueil des chartes de l'abbaye de Cluny, t. I, p. 124.

[3]) Bullae Clunienses, p. 1—3. — Siehe auch Ach. Luchaire, Manuel des institutions françaises, p. 93—95, woselbst alle Belege zusammengestellt sind.

Cluny entwickelte sich rasch zu hoher Blüte. Im zwölften Jahrhunderte zählte man 2000 Ordenshäuser, und das Kloster war so reich, seine Anlagen waren so groß, daß im Jahre 1245 Innozenz IV., der Kaiser Balduin und Ludwig der Heilige samt ihrem Gefolge von Prälaten, Rittern und deren Dienern im Kloster Aufnahme finden konnten.

Im elften Jahrhundert gab es keine zweite Macht, die eine ähnliche Energie zu entwickeln vermocht hätte. Die Vereinigung der Mönche von Cluny war die reichste, leistungsfähigste und bestorganisierte von Europa, und dementsprechend groß war ihr Einfluß auf die Menschheit. Intuitiv strebten sie danach, ihrer Körperschaft eine autokratische Macht zu sichern, und solange die Natur sich ihnen günstig zeigte, errangen sie die höchsten Triumphe. Zuerst legten sie die Hand auf das Papsttum und erhoben es zu einer ewigen unvergänglichen Institution, dann nahmen sie mit den Laien den Kampf um die Weltgeistlichkeit auf, die seit jeher, solange die Kirche bestand, der weltlichen Macht untergeordnet war.

Um das Jahr 1000 herrschten in Rom chaotische Zustände. Die Grafen von Tusculum, die schon oft über die Tiara verfügt hatten, kauften sie beim Tode Johann XIX. für Benedikt IX., der damals ein Knabe von zehn Jahren war. Als er heranwuchs, führte er sich so unwürdig auf und sank schließlich so tief, daß er vom Volke verjagt wurde. Sein Nachfolger war Sylvester; wenige Monate nach dessen Krönung aber kam Benedikt wieder nach Rom und krönte selbst Johann XX. zum Papste. Kurz darauf erstürmte er den Vatikan, und es regierten in Rom drei Päpste. Nun suchte Gregor VI. die Ordnung wieder herzustellen, indem er die päpstliche Würde für sich selbst kaufte; der einzige Erfolg dieser Transaktion war aber nur der, daß zu den drei bereits vorhandenen Päpsten nun noch ein vierter hinzukam. Zwei Jahre später wurde Gregor von Heinrich abgesetzt, der seinen eigenen Kanzler zum Papste machte.

Auch diesmal hatten die Laien gesiegt, aber der Sieg war leichter zu erringen als zu behaupten. Als der Soldat einen der seinigen zum hohen Priester der Christenheit machte, flößte er allen eine solche Angst ein, daß kein Mensch in der großen Versammlung zu protestieren wagte. Aber nach neun Monaten schon starb Klemens, und auch sein Nachfolger starb nach achtzig Tagen; wie es hieß, hatten ihn die treulosen Italiener vergiftet.

Heinrich suchte einen dritten Papst unter seinen Prälaten, aber alle zögerten, die Würde anzunehmen. Nun war der Augenblick gekommen, wo die Mönche auf den Kampfplatz treten konnten; mit unfehlbarem Instinkt erkannten sie die günstige Gelegenheit, und sie setzten sich jetzt in dieser Stellung fest, aus der sie nie wieder vertrieben werden sollten. Eine pittoreske Legende erzählt, daß Bruno, der Bischof von Toul, der sich durch die Schmeicheleien der Höflinge und durch seine eigenen ehrgeizigen Gedanken verlocken ließ, die Tiara annahm und mit Mantel und Krone mit großem Gepränge nach Italien zog. Er lenkte einmal von seinem Wege ab, um Cluny zu besuchen, wo damals Hildebrand Prior war. Hildebrand, den der göttliche Geist erfüllte, warf ihm vor, er habe sich mit Gewalt den Sitz des Statthalters Christi angeeignet, auch sei ihm sein heiliges Amt von einem frevlerischen Laien verliehen worden. Er ermahnte Bruno, sein glänzendes Gefolge zu entlassen und demütig wie ein einfacher Pilger über die Alpen zu ziehen. Die römischen Priester und das Volk, versicherte er ihm, würden ihn als ihren Bischof anerkennen und nach den kanonischen Formen zum Papste wählen; dann würde er die Freuden des reinen Gewissens genießen, denn als ein Hirte und nicht als ein Dieb würde er in die Gemeinde Christi eintreten. Bruno, auf den die Worte Hildebrands großen Eindruck machten, entließ sein Gefolge und setzte als Pilger seinen Weg fort. So zog er zwei Monate lang in frommen Gedanken barfüßig dahin, und als er endlich vor der Peterskirche stand, hielt er eine Ansprache an das Volk und sagte, daß es dem Volke zustände, den Papst zu wählen und daß er, der gegen seinen eigenen Willen hieher gekommen sei, wieder heimziehen werde, wenn die Wahl des Volkes nicht auf ihn fiele.

Allgemeiner Beifall begrüßte seine Rede und am 12. Februar 1049 wurde er als Papst Leo IX. feierlich in sein Amt eingesetzt. Die erste Amtshandlung des neuen Papstes bestand darin, Hildebrand zu seinem Minister zu machen.

In dieser Legende kommt die große Rolle, die Cluny damals spielte, deutlicher zum Ausdruck, als in allen historischen Tatsachen. Zehn Jahre später, unter Nikolaus II., trat die Theokratie in ein neues Stadium, indem die Papstwahl dem Kardinalskollegium übertragen und so die ununterbrochene Fortdauer der Institution gewährleistet wurde. Im Jahre 1073 wurde Hildebrand,

der die Inkarnation des Mönchtums war, unter dem Namen Gregor VII. zum Papste gekrönt.

Mit der Wahl Hildebrands kam der Kampf zum Ausbruch. Das Konzil des Jahres 1075 dekretierte, daß die Orden von der Kirche nicht anerkannt werden sollten, wenn die Investitur von einem weltlichen Machthaber ausginge; alle Dawiderhandelnden wurden aus der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen. Das Konzil des Jahres 1076, in dem der Kaiser exkommuniziert wurde, stellte jene berühmten, von Baronius wiedergegebenen Sätze auf, die als der vollständigste Ausdruck der theokratischen Idee zu betrachten sind. Sie besagen:

„Daß nur der römische Papst wahrhaft universell genannt werden kann.

„Daß er allein die Bischöfe absetzen und wieder zu Gnaden aufnehmen kann.

„Daß sein Legat, mag er auch von geringerem Range sein, im Konzile den Vortritt vor allen Bischöfen hat und wider sie die Absetzung aussprechen kann...

„Daß alle Fürsten den Fuß des Papstes küssen sollen...

„Daß er die Herrscher absetzen kann...

„Daß ein von ihm gefälltes Urteil von niemandem aufgehoben werden kann, daß er aber alle Urteile umstoßen kann.

„Daß niemand ihn richten darf.

„Daß die römische Kirche niemals geirrt hat und nie irren kann, wie die Schrift bezeugt ...

„Daß, wenn er es befiehlt oder gestattet, die Untertanen ihren Herrscher verklagen dürfen ...

„Daß er die Untertanen der bösen Herrscher ihres Treueides entbinden kann.“ [1])

Die Mönche hatten das Papsttum in ihren Besitz gebracht, der Kaiser aber hatte die Weltgeistlichkeit auf seiner Seite, und auf der Synode von Worms konnte er mit Zustimmung der deutschen Bischöfe Hildebrand für abgesetzt erklären. Ohne Zögern sprach der Magier seinen Zauberspruch, und es ist interessant, wie das Oberhaupt des Mönchtums in diesem Bannfluche sich mit dem Geiste, dem es diente, identifizierte. Der Priester war gewaltig auf Erden wie ein Gott.

---

[1]) Baronius, Annales ecclesiastici, anno 1076, XVIII, p. 431.

„In starkem Glauben zur Ehre und Verteidigung deiner Kirche, im Namen des allmächtigen Gottvaters, im Namen des Sohnes und des heiligen Geistes, gestützt auf deine Macht und dein Ansehen, verbiete ich dem König Heinrich, dem Sohne des Kaisers Heinrich, der mit unerhörtem Hochmute sich gegen deine Kirche empört hat, im deutschen und italienischen Reiche zu regieren; und ich löse alle Christen von dem Treueide, den sie ihm geleistet haben oder noch leisten werden, und ich verbiete, daß ihm irgendein Mensch als seinem Könige gehorche.“ [1])

Nun machte sich Heinrich auf den Weg nach Italien. Es gibt in der europäischen Geschichte kein erschütternderes Drama als diesen Bußezug des deutschen Königs. Seinen Truppen erschien diese Welt als ein ungeheurer, von phantastischen Fabelwesen erfüllter Raum, von der Art derer, wie man sie heute noch an den gotischen Türmen abgebildet sieht, und diese Dämonen gehorchten dem römischen Mönche; ein unsagbares Grauen erfaßte die Truppen, und sie ließen ihren Kaiser im Stiche.

Wie ein böser Zauberer hockte Gregor in der Festung Kanossa. Doch er brauchte keine wirklichen Waffen, denn als der Kaiser an die Alpen gelangte, war er fast von allen verlassen. Da fing auch seine Einbildungskraft Feuer, die Angst packte ihn, und er flehte um Gnade.

Drei Tage mußte er vor dem Tore des Schlosses barfüßig im Schnee ausharren, und als er endlich, halb nackt und vor Kälte erstarrt, eingelassen wurde, lähmte ihn die Angst mehr noch als die Kälte. Und nun geschah das große Wunder, durch das Gott zwischen Papst und Kaiser Recht sprach.

Hildebrand nahm die Hostie, brach sie mitten durch und sagte zu Heinrich: „Die Urteile der Menschen sind trügerisch, aber die Urteile Gottes sind unfehlbar. Habe ich die Freveltaten begangen, deren du mich anklagst, so möge Er mich im Augenblicke, wo ich die Hostie esse, tot zu Boden strecken.“ Er aß die eine Hälfte und reichte Heinrich die andere hin, doch obgleich für diesen mehr noch als sein Leben auf dem Spiele stand, wagte er es nicht, das Brot an die Lippen zu führen. Nun war sein Schicksal besiegelt. Er nahm die härte-

---

[1]) Patrologiae Cursus completus: Patres latini, CXLVIII, p. 790. Gregor VII. spricht hier zu Petrus als dem Apostelfürsten.

sten Kirchenstrafen auf sich, und es wurde ihm die Absolution gewährt. Und als er dem schrecklichen Greise entronnen war, nahm er von neuem den Kampf gegen ihn auf. Aber das Schicksal hatte gegen ihn entschieden, der Bannfluch, den der Papst wieder gegen ihn schleuderte, verbreitete Schrecken um ihn her, und seine eigenen Söhne verrieten ihren Vater; schließlich griffen alle diese Leiden seinen Geist so an, daß er dem Throne entsagte. Um sein Leben zu retten, „sandte er“, wie er selbst sagte, „Krone, Zepter, Kreuz, Schwert und Lanze nach Mainz.“

Heinrich starb als geächteter Bettler in Lüttich am 7. August 1106, und fünf Jahre blieb sein Leichnam am Kirchentor liegen; niemand wagte es, den verfluchten Toten zur Erde zu bestatten.

In dieser Weise vollzog sich die Entwicklung der mittelalterlichen Theokratie; sie verdankte ihre Entstehung dem sozialen Zerfallsprozeß, in dem die menschliche Einbildungskraft stark entfacht wird, so daß die Menschen sich im Gefühle ihrer Hinfälligkeit vor dem Unbekannten beugen. Die Macht, dank der ein unabhängiger Klerus emporkommen konnte, kann man als praktische Magie bezeichnen, und als diese Macht mit dem Zerfalle des weströmischen Reiches stärker wurde, trat das Schisma und infolgedessen eine Teilung der Christenheit ein. Die lateinische Kirche mußte sich von der griechischen Kirche trennen, weil sie die Verkörperung der imaginativen Geistesrichtung war. Während der Westen einen emotiven Charakter annahm, blieb Konstantinopel auch weiterhin das finanzielle Zentrum, der Sitz der Kapitalistenklasse; und als Rom in die Gewalt der Cluniacenser geriet, mußte der Konflikt zwischen den beiden unvereinbaren Instinkten zum Bruche führen. Fünf Jahre nach der Krönung Leos, im Jahre 1054, trat das Schisma ein. Diese Theorie ist auch gar nicht neu, schon Gibbon hat sie einst klar ausgesprochen.

„Rom, dessen Macht immer größer wurde, konnte die Frechheit des Rebellen nicht länger dulden, und über Michael Cerularius wurde in Konstantinopel selbst von den Legaten des Papstes der Bannfluch ausgesprochen . . .

„Dieses Ereignis kann man als den Ausgangspunkt des Schismas betrachten, und bei jedem neuen Schritte der ehrgeizi-

gen römischen Priester wurde die Kluft tiefer. Die byzantinischen Herrscher erröteten vor Scham, und Angst erfaßte sie, wenn sie an das schmähliche Schicksal ihrer königlichen Brüder in Deutschland dachten, und auch das Volk war empört über die weltliche Macht des lateinischen Klerus und über dessen militärische Organisation." [1])

[1]) Decline and Fall, chap. IX.

V. Kapitel.

# Der erste Kreuzzug.

Die Zentralisation kann erst beginnen, wenn dank den Fortschritten der Technik der Verteidigungskrieg hinter dem Angriffskrieg zurücktritt, denn solange eine ganze Armee durch einen Erdwall aufgehalten werden kann, ist eine starke Verwaltung unmöglich. Auf der vorzüglichen Attacke war ja die Macht der allgewaltigen römischen Kapitalistenklasse begründet, denn mit ihrem Gelde konnte sie jene mächtige Organisation einrichten, die jeden individuellen Widerstand unterdrückte, und eine Revolte war damals sehr schwierig. Als Titus Jerusalem zerstörte und die Juden aus ihrem Lande trieb, fiel ihm dies nicht schwieriger als etwa einem modernen General, der vor eine ähnliche Aufgabe gestellt wäre.

Als die Barbaren die römischen Provinzen überfluteten und Kunst und Handwerk darniederlagen, traten andere Verhältnisse ein. Der Verteidigungskrieg trat immer mehr in den Vordergrund, und einige Jahrhunderte später brauchte eine Stadt, die eine gute Garnison und feste Wälle hatte und reichlich verproviantiert war, den größten König nicht zu fürchten. Das kleinste normannische Kastell konnte beliebig lange verteidigt werden und war nahezu uneinnehmbar. Diese normannischen Türme waren, wie Viollet-le-Duc dargelegt hat, bloß passive Verteidigungswerkzeuge, die dem Angreifer darum so furchtbare Schwierigkeiten bereiteten, weil man keine Maschinen hatte, um in die Mauern Bresche zu schlagen. Die belagerten Schloßherren brauchten nur über ihre Leute zu wachen und regelmäßige Runden an den Toren zu machen, und wenn die Feinde an die Mauern näher heranzurücken versuchten, schleuderten sie von ihren Zinnen Wurfgeschosse auf sie hinab; legte der Feind Minen, so legten sie Gegenminen, und so konnten sie monatelang

selbst einem großen Heere standhalten, so lange, bis ihnen die Nahrungsmittel ausgingen. Der gefürchtetste Feind war der Hunger.[1])

Im elften Jahrhundert gab es in allen Ländern des Westens zahllose Kastelle dieser Art. Auch die Klöster und Kirchen konnte man auf diese Weise verteidigen, und der Graf oder der Baron, der Abt oder Bischof, der eine solche Festung besaß, nahm eine souveräne Stellung ein, denn niemand konnte ihn zu irgendeiner Handlung zwingen. Er übte alle oberherrlichen Rechte, er konnte Krieg führen, Recht sprechen und Münzen prägen. Im zwölften Jahrhundert gab es allein in Frankreich fast zweihundert verschiedene Münzen.

Bis zum Aussterben der merowingischen Dynastie wurde die Goldwährung beibehalten, und die Geldspannung war regelmäßig vorgeschritten; später aber sank aus gewissen Gründen, die man sich nicht erklären kann, für einige Zeit die Kaufkraft der Edelmetalle, und die entsprechende Expansion dürfte eine der Hauptursachen des Wohlstands gewesen sein, der unter Karl dem Großen im Reiche herrschte. Vielleicht ist der Grund dieses Umschwunges darin zu suchen, daß allmählich das Silber wieder in die Zirkulation überging, denn es wurden dann neue Münzen geprägt, und die Einführung des Pfundes Silber als Wertmaß kann als der erste Schritt zur Begründung des modernen europäischen Münzsystemes betrachtet werden.

Doch diese Epoche der Prosperität ging bald vorüber; der Vorrat an Edelmetallen wurde nicht regelmäßig ergänzt, und die Preise sanken, wie aus der rasch eintretenden Verschlechterung der Münze hervorgeht. In dieser zweiten Rückfallsperiode riß die äußerste Dezentralisation ein.

Im elften und im zwölften Jahrhundert verwüsteten die Normanen auf ihren Zügen die französischen Küsten, sie fuhren die Seine und die Loire hinauf bis Rouen und Orléans, und wohin sie kamen, brannten sie alles nieder. Selbst die Klöster Saint-Martin de Tours und Saint-Germain-des-Prés wurden von ihnen geplündert. Im Mittelländischen Meere wimmelte es von

[1]) Viollet-le-Duc, Dictionnaire raisonné de l'architecture du XI^e au XVI^e siècle, t. V, p. 50.

sarazenischen Korsaren; sie nahmen das bei Toulon gelegene Fréjus ein, besetzten die Übergänge über die Alpen und hoben von den Reisenden, die nach Italien zogen, eine Steuer ein. Die anthropophagen Hunnen hielten die Gegenden an der unteren Donau besetzt und sperrten die nach Konstantinopel führende Straße. Die westeuropäischen Länder waren von der übrigen Welt abgeschnitten. Die Straßen waren schlecht und unsicher, und auf dem Meere wimmelte es so sehr von Seeräubern, daß der Handel fast gänzlich aufhörte.

Der alte Schatz an wissenschaftlichen Kenntnissen geriet allmählich in Vergessenheit und die Einbildungskraft konnte sich ungehemmt entwickeln. Das ethische Resultat dieser Umwälzung war höchst bedeutsam; das Christentum sank auf ein so tiefes Niveau, daß die umwohnenden Heidenvölker vom Christentum einen stärkeren Eindruck empfingen als von ihrem eigenen Glauben, und so kam es, daß diese Völker in rascher Folge sich zum Christentum bekehrten. Im Jahre 912 wurde Rollo von der Normandie getauft, dann bekehrten sich die Dänen, die Norweger, die Polen und die Russen, und im Jahre 997 bestieg Stephan den ungarischen Thron und öffnete den lateinischen Völkern den Weg nach dem Heiligen Grabe.

Die ganze weitere Entwicklung des modernen Europa hing vielleicht von dem Umstande ab, daß die heiligen Stätten in Asien gelegen waren und daß durch die Pilgerfahrten der Okzident mit dem Orient in Berührung kam. Diese Pilgerfahrten waren eine Folgeerscheinung des Reliquienkultus, und der Reliquienkultus war das Lebensprinzip des Mönchtums. In jenen Jahrhunderten, wo der kritische Geist ganz unentwickelt war, zog die mönchische Bewegung immer weitere Kreise. Die wissenschaftliche Veranlagung war etwas Abnormales und naturwissenschaftliche Kenntnisse brachte man mit der Magie in Zusammenhang. Der Mönch Gerbert, der später als Papst Sylvester II. hieß, dürfte der hervorragendste Mann seiner Generation gewesen sein. Obgleich er arm war und von geringer Herkunft, lenkte er doch in solchem Grade die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, daß er nach Spanien geschickt wurde, wo er in den maurischen Schulen von Barcelona und Cordova studierte und mit den Elementen der Mathematik und der Geographie vertraut

wurde. Seine Zeitgenossen waren so sehr über seine Kenntnisse verblüfft, daß sie sie mit der Magie in Zusammenhang brachten, und man erzählte, man habe ihn gesehen, wie er durch die Luft von Spanien heimgeflogen sei; er ritt auf dem Dämon, dem er diente, und war mit den Büchern beladen, die er seinem Hexenmeister gestohlen habe. Sylvester starb im Jahre 1003, aber noch lange Zeit war die Anatomie von der Kirche verdammt, und über die experimentelle Medizin wurde auf verschiedenen Konzilien das Anathema ausgesprochen, weil sie den Wert der Reliquien herabzusetzen drohte. Die Glanzzeit Clunys begann unter dem heiligen Hugo, der im Jahre 1049, in demselben Jahre, in dem Leo den päpstlichen Thron bestieg, zum Abt ernannt wurde. Die Korporation nahm in Rom eine allmächtige Stellung ein, und in den folgenden fünfundzwanzig Jahren hatte sie einen verzweifelten Kampf mit der noch bestehenden weltlichen Macht auszufechten. Wohl wurde Heinrich IV. von Hildebrand völlig besiegt, aber der alte Materialismus wurzelte allzutief in den Geistern, er konnte nicht in einem Menschenalter völlig ausgerottet werden, und indessen hatte die Einbildungskraft eine unwiderstehliche Macht erlangt. Ein neuer glühender Wunsch beseelte das Volk, man wollte die Talismane erobern, die so mächtig waren, daß man als ihr Besitzer des Himmelreiches teilhaftig werden und auf Erden unbeschränkte Macht erringen konnte.

Schon in sehr früher Zeit muß im Volke die Sehnsucht nach dem Heiligen Lande mächtig gewesen sein, denn im Jahre 333 bereits schrieb ein Bürger von Bordeaux, wahrscheinlich im Auftrage eines Herrschers, in lateinischer Sprache einen „Wegweiser von Bordeaux nach Jerusalem", in dem der Weg durch das Donautal angegeben wurde und der zugleich eine vorzügliche Beschreibung des Heiligen Landes enthielt.[1]) In jener Zeit, ehe noch die barbarischen Einfälle begonnen hatten, waren die Wege ziemlich sicher, später aber wurde die Kommunikation

[1]) „Itinerarium Antonini Augusti et Burgidalense," zum ersten Male von Pierre Pithou nach einem höchstwahrscheinlich einzigen Manuskripte im Jahre 1583 veröffentlicht. Spätere Drucke von André Schott (1600) und von Wesseling (1735); von Chateaubriand in den Belegen zu „Itinéraire de Paris à Jerusalem" reproduziert. — Bezügl. der Details siehe Michaud, Histoire des Croisades, édit. Huillard-Brébolles, t. I, p. 419—430.

fast vollständig unterbrochen, und im Jahre 997, als Stephan von Ungarn die Taufe nahm, erschienen die Reliquien von Jerusalem den Christen noch im vollen Reiz der Neuheit. In allen europäischen Ländern herrschte die höchste Begeisterung. Sylvester schlug einen Kreuzzug vor, und Hildebrand erklärte, lieber wolle er sein Leben für die Erwerbung der heiligen Stätten wagen, als „das Weltall beherrschen“.

Mit jedem Jahre zogen größere Scharen über die Landstraßen, Klöster erhoben sich längs des Weges, in denen die Pilger Unterkunft fanden, die Bevölkerung unterstützte sie überall und bewies ihnen Verehrung. Und als die Cluniacenser in Rom gesiegt hatten, wuchsen die Pilgerzüge zu ganzen Armeen an. Im Jahre 1064 trat Ingolf, der Geheimschreiber Wilhelm des Eroberers, mit 7000 Pilgern die heilige Reise an.

In jenem Zeitalter, wo der Glaube so lebendig war, mußte die Wanderung nach Jerusalem den Enthusiasmus der Pilger aufs höchste erregen. Denn ein Kreuzzug war nicht mit einem gewöhnlichen Eroberungszuge zu vergleichen, die Kreuzfahrer verbanden sich gewissermaßen mit der übernatürlichen Macht, um den Talisman zu erobern, der dem Menschen unbeschränkte Macht auf Erden gab. Die Worte, die einst Urban in Clermont sprach, als er den heiligen Krieg zu predigen begann, haben heute ihre Bedeutung verloren, aber damals entflammten sie die Herzen der Gläubigen, denn er versprach ihnen Ruhm auf Erden und das höchste Glück im Himmelreiche. Er sagte ihnen im wesentlichen folgendes: „Ihr ziehet nicht aus, um ein Schloß oder eine Stadt anzugreifen, sondern ihr wollet die heiligen Stätten erobern. Sieget ihr, so werdet ihr des himmlischen Segens teilhaftig werden und das Morgenland erobern. Wenn ihr aber unterlieget, so werdet ihr ruhmvoll an jener Stätte sterben, wo auch Jesus Christus gestorben ist, und Gott, der euch in den Reihen seiner heiligen Armee sieht, wird eurer nicht vergessen.“ [1])

Urban versicherte ihnen, daß „sie, die Christen, die unbesiegbare Armee unter ihrem Feldherrn Jesus Christus“, dem sicheren Siege entgegenziehen würden. Und im elften Jahrhunderte empfand man eine solche Phrase nicht als eine Metapher, denn der Mönch von Cluny sprach als Herold des unter ihnen gegen-

[1]) Baronius, Annales ecclesiastici, anno 1095, XVIII, p. 30.

wärtigen Gottes, der mit dem Kreuze vor ihnen einherschritt und ihnen die höchsten Triumphe versprach, nicht den gewöhnlichen Sieg, den die Menschen auch ohne höhere Hilfe erringen können, sondern jenen überirdischen Ruhm, der nur den Wesen einer höheren Welt zuteil wird.

So zogen die Kreuzfahrer in den Kampf, jene märchenhaften Ritter, an deren Zauberrüstung alle Schläge abprallten, die auf Märchenrossen dahinstürmten, die mit unwiderstehlichen Schwertern bewaffnet waren und die ein Zauber gegen alles Unheil feite.

Ganze Ortschaften, ganze Landstriche wurden von ihren Bewohnern verlassen und der Boden verlor seinen Wert; was man nicht verkaufen konnte, ließ man liegen, und so nahm der Bauer seine Siebensachen und machte sich mit Frau und Kind zu Fuß auf den Weg nach dem heiligen Grabe. So unkundig waren die Kreuzfahrer des Weges, daß sie jede neue Stadt auf dem Wege für Jerusalem hielten. Der Edelmann mußte sich wohl oder übel an die Spitze seiner Lehnsleute stellen, sonst wären sie ohne ihn fortgezogen, und so ritt er denn an ihrer Spitze mit seinen Hunden und Falken dahin, auf der Suche nach dem wunderbaren Lande, wo sie Glanz und Reichtum erwartete, wo die Gottesstreiter Königreiche erobern würden. Ungezählte Scharen — Männer, Frauen und Kinder, Fürsten und Knechte, Priester und Laien — zogen dem mächtigen Grabe, zogen jenem Kreuze entgegen, dessen Besitzer die irdischen Schranken überwinden mußte.

Die Kreuzfahrer hatten überhaupt keine Intendantur, keinen Approvisionierungstrain, keine Belagerungsmaschinen, nur die Waffen, die sie in den Händen trugen, und die heiligen Reliquien. Sie hatten keinen Führer, keine gemeinsame Kommandosprache und überhaupt keinerlei feste Organisation. Und trotzdem wanderten sie auf unbekannten Straßen durch feindliche Völker vom Rhein bis an den Bosporus und vom Bosporus zogen sie nach Syrien.

Diese ersten Kreuzzüge waren bewaffnete Wanderzüge, nicht militärische Invasionen, und wären die Kreuzfahrer auf einen entschlossenen Feind gestoßen, so hätten sie dem Verderben nicht entrinnen können. Zufällig aber lagen damals die Syrer mit den Ägyptern in Fehde, und der Kampf wurde mit solcher Bitterkeit geführt, daß der Kalif sich ernstlich um die Unterstützung der Christen bewarb. Doch trotz diesem günstigen Um-

stande kamen unzählige Christen ums Leben, und wäre Antiochia nicht durch Verrat in ihre Hände gefallen, so wäre das elende, heruntergekommene Volk vor den Mauern der Stadt Hungers gestorben. Auch vor Jerusalem mußten die Franken die ärgsten Leiden erdulden, ehe sie die Stadt einnehmen konnten, und wäre nicht plötzlich ein genuesisches Geniekorps eingetroffen, das bewegliche Belagerungstürme baute, so hätten sie verhungern und verdursten müssen. Diese Hilfe kam ganz unerwartet. Die Italiener hatten ihre Schiffe bei Jaffa verloren, sie suchten, da sie ganz ohne Obdach waren, Schutz bei den Belagerern und konnten diese vor dem drohenden Verderben retten.

Doch die Kreuzfahrer waren zu einem regelmäßigen Vorgehen so unfähig, daß selbst, als die Türme fertiggestellt und mit Waffen versehen waren, die Führer nicht wußten, wie sie den Graben ausfüllen sollten; Raymond de Saint-Gilles mußte schließlich jedem, der drei Steine in den Graben werfen würde, einen Heller versprechen, ein anderer Ausweg blieb ihm nicht übrig.

Jerusalem wurde am 15. Juli 1099 erstürmt, fast genau drei Jahre nach dem Beginne des Kreuzzuges. Acht Tage später wurde Gottfried von Bouillon zum König gewählt. Dann besetzten die Kreuzfahrer die Bergkette, die sich längs der Küste von Palästina und Syrien hinzieht, und ihre Führer bauten in den Pässen des Gebirges Schlösser und verbündeten sich gegen den gemeinsamen Feind.

In der Kolonie herrschte eine fast unglaubliche Dezentralisation. Den Mittelpunkt des Königreiches bildete die Baronie Jerusalem, die von der ägyptischen Wüste bis zu einem genau nördlich von Beyrut gelegenen Flusse, andererseits vom Jordan bis zu den Ausläufern des hinter dem Toten Meere gelegenen Gebirges reichte; sie umfaßte also nur ein kleines Gebiet, und doch wurde sie in mehr als achtzehn unabhängige Lehen geteilt, deren Herren alle souveränen Rechte ausübten. Sie konnten Krieg führen, Recht sprechen und Münzen ausprägen.[1])

Ferner wurden die Häfen an die italienischen Städte abgetreten, die den Kreuzfahrern ihre Flotte zur Verfügung gestellt hatten. Die Leute aus Venedig, aus Genua und Pisa nahmen

[1]) Du Cange, Les Familles d'Outre-Mer, publiées par G. Rey, 1869, p. 3.

in Jaffa, Tyrus, in Accon und in Sidon Quartier; diese Ortschaften wurden von Konsuln oder Vizekomites regiert, die miteinander und mit der Zentralregierung in stetem Kampfe lagen.

Das war das Reich, über das Gottfried regierte; aber es gab noch drei andere Reiche, die zusammen die fränkische Monarchie bildeten. Im Norden der Baronie Jerusalem lag die Grafschaft Tripoli, und jenseits von Tripoli, gegen Armenien zu, das Fürstentum Antiochia. Östlich von Antiochien lag am Fuße des Taurus die Grafschaft Edessa; sie reichte, nicht genau abgegrenzt, bis hinter den Euphrat.

Edessa war also im Norden der vorgeschobenste Posten der Christenheit, während im Süden das Schloß Karak, das die Karawanenstraße von Suez nach Damaskus beherrschte, eine ähnliche Lage in den Anhöhen östlich vom Toten Meere hatte.

Jenseits dieser Berge begann die große, bis nach Zentralasien hinüberreichende Ebene, und in dieser Ebene konnten die Franken niemals festen Fuß fassen. Dieser Umstand sollte für sie verhängnisvoll werden, denn sie konnten leicht von Damaskus her angegriffen werden, und als Saladin diese Stadt zu seiner Operationsbasis machte, konnte er den Baniaspaß überschreiten und durch die Schlacht von Tiberias die Verbindung zwischen den lateinischen Besitzungen unterbrechen.

So wurde eine große Masse von Europäern wie ein Keil zwischen Ägypten und das griechische Reich, diese zwei höchst zivilisierten Reiche des Mittelalters, eingeschoben, während die Christen vor sich die syrischen, in der Ebene gelegenen Städte hatten, mit denen sie in steter Fehde lebten. Es kam zu einer sehr innigen Berührung mit diesen fremden Elementen, der Kampf ums Dasein wurde mit großer Härte geführt, und so wurde der barbarische Geist neubelebt, ähnlich wie einst die Gallier von Rom einen mächtigen Impuls erhalten hatten. Denn die Kluft, die am Beginne des zwölften Jahrhunderts das Morgenland vom Abendland trennte, war nicht minder tief, wie einst zu Cäsars Zeiten die Kluft zwischen römischem und gallischem Geiste.

Als Gottfried von Bouillon das Kreuz nahm, war das byzantinische Reich schon in das Stadium des Verfalles getreten. Der Orienthandel, der die Bevölkerung jahrhundertelang ernährt hatte, ging allmählich von Asien nach Italien über, und mit

ihrem Werkzeug verlor die Finanzaristokratie auch ihre Energie. Anscheinend wurde diese Aristokratie im Jahre 1081 gestürzt, in jener Revolution, die Alexios Comnenos auf den Thron erhob. Weil Alexios mit einem Haufen griechischer, slawischer und bulgarischer Mischlinge Konstantinopel plünderte, hat man ihn den ersten griechischen Kaiser genannt, in Wirklichkeit aber war das griechische Blut längst schon erschöpft. Im Anfange des elften Jahrhunderts war die byzantinische Bevölkerung nur mehr die Hefe einer ganzen Anzahl von Rassen, ein Gemisch von Slawen, Armenern, Juden, Thraziern, der Rückstand der ausdauerndsten Organismen, der übrig blieb, als alle höheren Elemente längst untergegangen waren. Die Armee war eine wilde Bande und setzte sich aus Hunnen, Arabern, Italienern, Angeln und Franken zusammen, aus all denen, die kämpfen konnten und zu verkaufen waren, die Kirche nahm eine untergeordnete Stellung ein, die Phantasie war völlig versiegt, und in der Kunst wie in der Literatur kam die Dekadenz der kapitalistischen Gesellschaft klar zum Ausdruck.

Trotz alledem war seit dem Sturze Roms Konstantinopel der große Brunnen gewesen, aus dem das Abendland all seine wissenschaftlichen Kenntnisse schöpfte, und als mehrere Jahrhunderte lang das Donautal gesperrt war, sanken die Künste in den Ländern jenseits der Alpen und des Rheines auf das tiefste Niveau hinab. Als unter der Regierung Stephans die Pilger ins Morgenland zogen, wurde der Weg nach dem Bosporus wieder frei, und als dann die Pilger wieder in ihre Heimat zurückkehrten, trat eine Blütezeit in den westlichen Ländern ein. Man kann in der italienischen und in der französischen Architektur die Spuren des byzantinischen Geistes klar ablesen. Die Markuskirche ist nur eine Nachahmung der Sophienkirche. Viollet-le-Duc hat erzählt, wie lange er im Zweifel darüber war, ob die Basreliefs in Vézelay, Autun, Moissac, Charlieu etc. griechische oder französische Arbeit seien, und er spricht von dem eindringlichen Studium, dem er die ganze Materie unterwerfen mußte, ehe er zur Überzeugung gelangte, daß die Künstler, die jene Reliefs hergestellt hatten, in Cluny ihre Ausbildung empfangen und nach byzantinischen Vorbildern gearbeitet hatten.[1])

---

[1]) Dictionnaire raisonné de l'architecture, t. VIII, p. 108.

Aber die sterbende griechische Gesellschaft war von der kaum dem Kindesalter entwachsenen französischen Gesellschaft durch den tiefen Abgrund geschieden, der die ökonomische und die imaginative Entwicklung trennte; und jene innere Verschiedenheit konnte unmöglich ausgeglichen werden, denn ihr lag eine Verschiedenheit in der Geistesrichtung zugrunde, wie sie am auffälligsten wohl in der religiösen Baukunst hervortrat. Denn obgleich die Baukunst immer die höchsten poetischen Aspirationen der Zivilisation verkörpert, ging sie doch im Morgenlande und im Abendlande von entgegengesetzten Gesichtspunkten aus.

In der Sophienkirche kommt die Geistesrichtung des Justinianischen Zeitalters klar zum Ausdruck. Der Architekt sollte, dies ist klar erkenntlich, nicht einen übersinnlichen, nicht einmal einen feierlichen Eindruck erzielen, er stellte sich nur die Aufgabe, einen möglichst großen und hellen Raum zu schaffen, in dem sich die prunkhaften Zeremonien eines plutokratischen Hofstaates entfalten konnten. Und diese Aufgabe hat der Architekt in glänzender Weise gelöst; er gab der Kuppel die größten Dimensionen und hielt die tragenden Teile möglichst klein, so daß das Auge frei durch den Raum schweifen konnte und den Eindruck empfing, als schwebe die Kuppel frei in der Luft. Die äußeren Teile der Kirche kamen für seinen Zweck nicht in Betracht, darum wendete er ihnen auch gar keine Sorgfalt zu.

Die Konstruktionsweise der französischen Architekten war eine ganz andere; sie war in hohem Grade emotiv. Die düsteren gotischen Dome mit den hochgezogenen Wölbungen, in die durch die sanftglänzenden bemalten Fenster mattes Licht drang, riefen im Gläubigen einen mysteriösen, alle Sinne erregenden Eindruck hervor; sie waren das ideale Heiligtum, in dem das Wunder Gottes gefeiert wurde. Und außen waren die Türme, Fenster, Giebel und Schwibbogen mit erschreckenden Dämonen und mit majestätischen Heiligen geziert, die den Gläubigen vor den Gefahren warnten, die da draußen auf ihn lauerten, die ihn einluden, in die Kirche, in die heilige Stätte zu flüchten.

Hatten die Griechen gar keinen geistigen Berührungspunkt mit den Franken gemeinsam, so lag der Fall anders bei den

Sarazenen, deren geistige und materielle Kultur damals den höchsten Glanz erreichte.

Im elften Jahrhundert, als Paris noch aus einem Haufen von Hütten bestand, die sich auf den Seineinseln zusammendrängten, und als der Herzog von der Normandie und König von England in dem elenden weißen Turm von London wohnte, wurde Kairo mit jenen Meisterwerken der Baukunst geschmückt, die heute noch die Bewunderung der Welt erregen.

Nach Prisse d'Avennes Ansicht war das Tor Bab-el-Nasr „nach Stil und Geschmack“ unter den Stadttoren das bedeutendste und das berühmte Bab-el Zouilyeh stammt aus derselben Epoche. Derselbe Autor betrachtet auch die Moschee von Teylun als ein Musterwerk an Eleganz und Vornehmheit und meint von der im Jahre 1356 erbauten Moschee des Sultan Hassan, daß sie wohl schön sei und einen imposanten Eindruck mache, daß ihr aber jene Einheit des Stiles abgehe, die nur an den ersten arabischen Bauwerken, wie in Teylun, zu finden sei.[1]) Augenscheinlich trat im zwölften Jahrhundert in Ägypten eine Schwächung des Formgefühls ein, was immer als das sicherste Anzeichen der künstlerischen Dekadenz zu betrachten ist.

Die prächtige Dekoration und Einrichtung der arabischen Häuser und Paläste steht fast unerreicht da. Man kann sich einen schwachen Begriff von der Pracht der arabischen Häuser machen, wenn man den folgenden Auszug aus dem Verkaufsinventar der Sammlungen des Kalifen Monstanser-Billah (1050) durchliest.

„Edelsteine. — Ein Koffer, enthaltend 7 Mudds Smaragde, jeder mindestens 30.000 Dynars wert, also im Gesamtwert — nach der kleinsten Schätzung — von 36,000.000 Francs.

Ein Edelsteincollier im Werte von ungefähr 80.000 Dynars.

Sieben Waïbah mit prächtigen Perlen, ein Geschenk des Emirs von Mekka. . . .

Glasgegenstände. — Mehrere Koffer, enthaltend zahlreiche Vasen von der Form derer, wie sie heute noch im Orient zur Aufbewahrung von Bier üblich sind, alle aus reinstem Kristall, glatt oder geschnitten.

---

[1]) L'art arabe d'après les monuments du Caire, depuis le VII$^{e}$ siècle jusqu' à la fin du XVIII$^{e}$, 1877, p. 111 et suiv.

Verschiedene andere Koffer mit wertvollen Gefäßen aus verschiedenen Materialien.

Tafelgeschirr. — Zahlreiche Goldplatten, emaillierte und nicht emaillierte, mit verschiedenfarbigen Inkrustationen, die die originellsten Muster bilden.

Hundert Schalen und Gefäße verschiedenster Form aus Bezoarstein; die meisten tragen den Namen des Kalifen Harun-al Raschid eingraviert.

Eine Schale, 3½ Spannen breit und eine Spanne tief.

Verschiedene andere Gegenstände. — Eine Anzahl Koffer, enthaltend Schreibzeuge in verschiedenen Formen, runde und viereckige, große und kleine, solche aus Gold und aus Silber, aus Sandel- und Paradiesholz, aus Ebenholz, aus Elfenbein und aus den verschiedensten Hölzern, mit Gold, Silber und Edelsteinen verziert oder hervorragend durch die elegante, künstlerische Ausführung. . . .

28 goldverzierte Emailplatten, die der Kalif Aziz als Geschenk von dem griechischen Kaiser erhalten hatte; jede Platte wurde auf 3000 Dynars geschätzt.

Verschiedene Koffer mit einer Unzahl von Stahl-, Porzellan- und Glasspiegeln, mit Silber- und Goldfiligran verziert. Manche waren mit Edelsteinen besetzt und hatten Griffe aus Karneol oder aus anderen Halbedelsteinen, ein Stück hatte einen ziemlich langen und starken Griff, der ganz aus Smaragden zusammengesetzt war. Die Spiegel wurden in Futteralen aus Samt oder Seide und in ungewöhnlich schönen Holzgehäusen verwahrt; die Schlösser dieser Futterale waren aus Gold oder aus Silber....

400 große Kästen mit Goldbeschlägen, mit den verschiedensten Juwelen gefüllt.

Verschiedene Hausgegenstände aus Silber und 6000 goldene Vasen, in die man Narzissen und Veilchen stellte.

36.000 Kristallgegenstände, darunter eine Schachtel mit Reliefarbeit im Gewichte von 17 Roks.

Zahlreiche Messer, die nach einer äußerst niedrigen Schätzung um 36.000 Dynars verkauft wurden....

Ein juwelengeschmückter Turban, eines der interessantesten und wertvollsten Stücke der Sammlung, das 130.000 Dynars wert gewesen sein soll. Die Juwelen, mit denen dieser Turban geziert war, wogen 17 Roks; sie wurden unter zwei Häuptlinge, die auf den Schatz Anspruch erhoben, geteilt. Der eine hatte

in seinem Anteil einen Rubin im Gewicht von 23 Mitquals, im anderen Teil befanden sich u. a. 100 Perlen, deren jede 3 Mitquals wog. Als die beiden Führer aus Fostat fliehen mußten, fielen alle diese Schätze den Plünderern in die Hände.

Ein mit den wertvollsten Juwelen verzierter goldener Pfau; die Augen bestanden aus Rubinen, die Federn aus Goldemail, das alle Farben der Pfauenfedern wiedergab.

Ein Hahn, gleichfalls aus Gold; der Kamm bestand aus ungewöhnlich großen Rubinen und war mit Perlen und Edelsteinen besäet, auch die Augen waren aus zwei Rubinen geformt.

Eine Gazelle, deren Leib mit Perlen und mit den wertvollsten Juwelen besetzt war; der Bauch der Gazelle war weiß und aus aneinandergereihten Perlen von reinstem Wasser zusammengesetzt.

Ein Tisch oder Sannieh aus Sardonyx mit konischen, aus dem gleichen Stoffe geformten Füßen; der Tisch war so groß, daß mehrere Personen zugleich an ihm eine Mahlzeit einnehmen konnten.

Ein Garten, der Boden aus ziseliertem, vergoldetem Silber mit gelber Erde, und silberne Bäume, an ihnen Früchte aus wertvollen Materialien.

Ein goldener, mit prächtigen Perlen verzierter Palmbaum. Er stand in einer goldenen Kiste und die Früchte, — Datteln in den verschiedenen Stadien der Reife darstellend — waren aus wertvollen Steinen geformt; das Stück hatte einen unberechenbaren Wert.“ [1])

Zur selben Zeit, als der Mönch Gerbert der Zauberei angeklagt wurde, weil er mit den Elementen der Geometrie vertraut war, zweihundert Jahre vor der Errichtung der Pariser Universität, gründete der Kalif Aziz-Billah die Universität von Kairo, das größte wissenschaftliche Institut der Mohammedaner; die Kurse in der Moschee El-Azhar wurden, wie es heißt, von 12.000 Studenten besucht. Munk ist der Ansicht, daß die arabische Philosophie ihren Höhepunkt in Averroes (geb. um 1200) erreichte. [2]) Averroes dürfte der letzte aus jener berühmten Philosophenschule gewesen sein, die dreihundert Jahre früher erstanden war, und Hauréau, der das Leben des hl. Thomas

---

[1]) Prisse d'Avennes, L'art arabe, p. 202—205.

[2]) Mélanges, p. 458.

in Paris schilderte, hebt ausdrücklich hervor, daß die europäische Wissenschaft den Sarazenen zu großem Danke verpflichtet war.

Die Schätze Harun-al-Raschids sind ins Sprichwort übergegangen. Was man von seinen Gold- und Silberschätzen erzählt, von seinen seidenen Gewändern und seinen Juwelen, klingt ganz unglaublich, und unter seiner Regierung waren die mechanischen Künste so hoch entwickelt, daß er Karl dem Großen eine Uhr senden konnte.

Humboldt betrachtet die Araber als die Gründer der modernen Naturwissenschaft. In jedem Falle müssen sie tüchtige Chemiker gewesen sein, denn sie kannten die Zusammensetzung der Schwefel- wie der Salpetersäure und des Königswassers, auch verstanden sie sich auf die Herstellung des Quecksilbers und der verschiedenen Metalloxyde. Auch in der Heilkunst waren sie den europäischen Ärzten weit voraus. Während die Kirche die Heilkunst mit Hilfe der Mirakel betrieb und die experimentellen Methoden in Acht und Bann tat, leitete der berühmte Rhazes die Spitäler von Bagdad und verfaßte im zehnten Jahrhundert ein wissenschaftliches Werk in zehn Bänden, das im Jahre 1510 in Venedig gedruckt wurde. Die Ärzte aller Nationen haben seine Abhandlung über die Blattern und die Masern studiert; er führte auch die milden Purgative ein, er war der Erfinder des Haarseiles und zeichnete sich durch hervorragende Leistungen auf dem Gebiete der Anatomie aus. Averroes starb im Jahre 932.

Wilhelm von Tyrus erzählt, daß die fränkischen Edelleute in Syrien lieber die einheimischen und die jüdischen Ärzte zu Rate zogen als die europäischen; obzwar Saladin dem König Richard Löwenherz seinen Arzt zur Verfügung gestellt hatte, fiel es doch diesem nie ein, dem kranken Saladin einen englischen Arzt zu schicken.

Bis in die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts scheint der Fortschritt in Europa nur sehr gering gewesen zu sein, denn in der Geschichte der Kreuzzüge verzeichnen wir die merkwürdige Tatsache, daß der Gesundheitszustand der Armee Ludwigs des Heiligen sich besserte, nachdem sie sich ergeben hatte. Während der ganzen Dauer des Feldzuges hatten im Heere verschiedene Epidemien gewüstet; als aber die ägyptischen Militärärzte die Truppen zur Befolgung gewisser hygienischen Maßnahmen anhielten, schwand das Übel.

Die Araber hatten eine ausgesprochene Vorliebe für die

mathematischen Wissenschaften und sie waren mit den meisten Entdeckungen vertraut, die man den Astronomen des fünfzehnten und des sechzehnten Jahrhunderts zugeschrieben hat.

Schon im Jahre 1000 trieben sie die sphärische Trigonometrie, und Abul-Hassan schrieb eine vorzügliche Abhandlung über die Kegelschnitte. Im Jahre 833 ließ der Kalif El-Mamun, der auch die Observatorien in Bagdad und in Damaskus gründete, in der Ebene von Palmyra eine Gradmessung vornehmen. Im dreizehnten Jahrhundert besaßen die Araber Instrumente, die für jene Zeit vollkommen genannt werden mußten, sie kannten und benützten das Astrolabium, das Gnomon, den Sextanten und den Kompaß, und Abul-Wafa bestimmte sechshundert Jahre vor Tycho de Brahe die dritte Variation des Mondlaufes.

Die Aufzählung aller Fortschritte auf dem Gebiete des Ackerbaues und der Industrie, die Europa den großen Pilgerzügen des Mittelalters zu danken hat, würde einen besonderen Band verlangen. Ein französischer Gelehrter hat der Flora der Kreuzzüge ein eigenes Buch gewidmet. Die Maulbeere und der Seidenwurm wurden aus Griechenland importiert, der Mais aus der Türkei, die Pflaume aus Damaskus, die Eschalotte aus Askalon, und auch die Windmühlen, die bis auf unser Jahrhundert zum Mahlen des Getreides dienten, kamen aus der Levante.

Man kann sagen, daß die Europäer fast alle Künste, die sie später betrieben, auf dem Wege zum heiligen Grabe kennen lernten. Von den Tyrern lernten die Sizilianer das Raffinieren des Zuckers, die Venezianer die Glasbläserei; die Trefflichkeit des Damaszenerstahles ist sprichwörtlich geworden, und die damaszenischen Töpfer wurden die Lehrmeister der französischen Töpfer. Die syrischen und persischen Brokate, Seidenzeuge und Teppiche erweckten schon im zwölften Jahrhundert die Bewunderung der europäischen Weber, die angesichts dieser Wunderwerke an ihrer eigenen Kunst verzweifelten. Und das Schießpulver ist zweifellos von orientalischen Chemikern entdeckt worden.

Alle Anzeichen weisen darauf hin, daß der Spitzbogen aus der Levante kam, und ohne diesen hätte es keine gotische Architektur gegeben.[1]) Vor dem Konzil von Clermont war der

[1]) Viollet-le-Duc, Dictionnaire raisonné de l'architecture, t. IV. p. 446.

Spitzbogen in den Ländern westlich von der Adria fast ganz unbekannt, die Araber dagegen benützten ihn schon seit langem an ihren Bauten, was man in der Moschee von Teylun, die aus dem elften Jahrhundert stammt, heute noch konstatieren kann.

In Palästina konnten die Franken zahlreiche sarazenische Bauwerke sehen und sie verwendeten auch bei ihren eigenen Bauten sarazenische Maurer. Als die Aufmerksamkeit der europäischen Architekten auf die Spitzbogenkonstruktion gelenkt wurde, wurde ihnen, wie es scheint, sofort klar, daß in dieser Konstruktion der Schlüssel zu den Problemen gelegen sei, um deren Lösung sie sich bisher vergeblich bemüht hatten. Denn ein aus zwei sich schneidenden Kreissegmenten bestehender Bogen konnte in beliebiger Höhe über einer gegebenen Basis konstruiert werden, und man konnte mit dem entsprechenden Gewölbe die von den Säulen des Schiffes gebildeten Parallelogramme sehr gut überdachen. So begann man zur selben Zeit, als die heilige Grabeskirche gebaut wurde, in Frankreich von der romanischen zur gotischen Bauweise überzugehen. Die bedeutendsten Bauwerke dieser Art waren die Abtei von Saint-Denis und die Kathedrale von Noyon. Die heilige Grabeskirche wurde im Jahre 1149 eingeweiht, die Abtei wurde 1144 vollendet, und fast unmittelbar darauf wurde der Bau der Kathedrale in Angriff genommen.[1])

Nun entwickelte sich die neue Bauweise rasch zu hoher Blüte, und noch vor 1200 brachte die christliche Baukunst ihre glänzendsten Leistungen in den Kathedralen von Paris, von Bourges, von Chartres und von Mans hervor. Doch wenn man auch in der religiösen Baukunst die Entwicklung der Einbildungskraft deutlicher als sonstwo verfolgen kann, so muß doch angesichts der Tatsache, daß die Zentralisation mit dem Hervortreten des Angriffskrieges zusammenhängt, das sicherste Mittel zur Messung der zivilisatorischen Fortschritte eines primitiven Volkes in dem Studium der militärtechnischen Leistungen gelegen sein.

---

[1]) Marquis de Vogüé, Les Églises de la Terre Sainte, p. 217; — L. Vitet, Notre-Dame de Noyon, in den „Études sur l'histoire de l'art", t. II, p. 122. — Viollet-le-Duc, Dictionnaire etc., t. II, p. 301.



Im elften Jahrhundert hatte in den Ländern nördlich der Alpen die Ingenieurkunst noch einen ganz rudimentären Charakter, und man empfängt einen merkwürdigen Eindruck, vergleicht man die mächtigen Wälle von Konstantinopel mit dem kleinen, viereckigen Turme, in dem Wilhelm der Eroberer in London hinlänglich Schutz fand.

Als die Kreuzfahrer zum ersten Male die griechischen und die arabischen Befestigungswerke zu Gesicht bekamen, empfanden sie das Gefühl einer völligen Ohnmacht. Doch ihre Ohnmacht war nicht allein in ihren mangelhaften technischen Kenntnissen begründet; solche Festungsarbeiten kosteten auch sehr viel Geld, und ein feudaler Staat war arm, da die Zentralregierung nicht die nötige Macht besaß, um die Steuern mit Gewalt einzutreiben. Das Königreich Jerusalem litt ja an chronischer Zahlungsunfähigkeit.

Die lateinische Kolonie in Syrien konnte also nur dann bestehen, wenn dank einem entsprechenden finanziellen System den Franken die Möglichkeit zur Befestigung von Palästina geboten wurde, und dieses System entsprang aus der Einbildungskraft, wenn auch in etwas ungewöhnlicher Weise.

Durch den Fetischkultus wurde der Bevölkerung alljährlich eine große Steuer in Form von Opferspenden an die Heiligen entzogen, und der Enthusiasmus für die Kreuzzüge schuf im Heiligen Lande Klostergesellschaften, die die Rolle von stehenden Heeren spielten. Die berühmtesten dieser militärischen Orden waren der Templer- und der Johanniterorden. Wilhelm von Tyrus erzählt sehr hübsch, wie der Templerorden gegründet wurde.

„Obgleich unser Herrgott seine Gnaden aus eigenem Willen spendet, beschlossen einige tapfere Ritter, die aus dem Lande jenseits des Meeres waren, sich für immer dem Dienste des Herrn zu weihen und wie Klosterherren zusammen zu leben. In die Hand des Patriarchen legten sie das Gelübde der Keuschheit und der Armut ab, und sie verzichteten auf allen irdischen Besitz. . . . . Der König und die Barone, der Patriarch und die anderen Prälaten gaben ihnen das Geld für ihren Lebensunterhalt und für die Kleidung . . . . Um ihre Sünden abzubüßen, mußten sie vor allem die Straßen, die die Pilger benützten, von den Dieben und Wegelagerern säubern . . . . . . . Diese Buße wurde ihnen vom Patriarch und von den anderen Bischöfen aufgelegt. Neun Jahre trugen sie weltliches

Gewand, nur solche Kleider, die ihnen die Ritter und andere gute Leute um Gottes willen schenkten. Im neunten Jahre wurde ein Konzil nach Frankreich in die Stadt Troyes einberufen. Dort versammelten sich die Erzbischöfe von Reims und von Sens mit allen ihren Bischöfen. Der Bischof von Albanien war als päpstlicher Legat gekommen, ferner erschienen die Äbte von Citeau und Clairvaux und viele andere Kleriker. Auf diesem Konzile wurden die Regeln festgesetzt, nach denen sie als Mönche zu leben hätten. Ihr Gewand sollte, wie der Papst Honorius und der Patriarch von Jerusalem befahlen, weiß sein. Wie ich bereits erzählt habe, hatte dieser Orden schon neun Jahre bestanden, und im ganzen waren es bis jetzt nur neun Brüder, die von Almosen lebten. Nun aber nahm die Zahl der Ordensbrüder zu und es wurden ihnen Renten und Landstücke zugewiesen. Zur Zeit des Papstes Eugenius wurde befohlen, daß sie auf ihre Röcke und Mäntel ein Kreuz aus rotem Stoffe heften sollten, damit sie vor allen anderen als Kreuzritter kenntlich seien.... Seither wurde der Orden immer reicher und wir alle sehen, welchen Aufschwung er jetzt genommen hat... Kaum wird man ein christliches Land finden, hier oder über der See, wo der Orden nicht Häuser und Brüder und große Einkünfte hat.“ [1])

Das Konzil von Troyes wurde im Jahre 1128 abgehalten, und als in den folgenden fünfzig Jahren die feudale Organisation des lateinischen Reiches in Verfall geriet, nahm der Ritterorden an Macht und Reichtum stetig zu. Die Hospitaliter besaßen in Europa 19.000 Schlösser, die Templer 9000, und jedes Schloß konnte einen bewaffneten Ritter ins Feld stellen.

In Paris nahm das Ordenshaus der Tempelritter ein ganzes Stadtviertel ein, der Schloßturm gehörte zu den prächtigsten Bauten des Mittelalters, und als der Orden später auch eine Bank bildete, diente er als Depot für öffentliche und private Gelder, ja, in Zeiten der Gefahr war selbst der König glücklich, wenn er Schutz hinter den Klostermauern finden konnte.

Die Möglichkeit der Organisation dieses stehenden Klosterheeres beruhte wohl auf dem Umstande, daß in jener Zeit die

---

[1]) Historia rerum in partibus transmarinis gestarum a tempore successorum Mahumeth usque ad annum domini MCLXXXIV, Recueil des historiens des Croisades, 1844, t. I, 1re partie, XII, 7, p. 520—521.

Verteidigung wirksamer war als der Angriff, weshalb die Zivilmacht nicht imstande war, Steuern einzutreiben. Die kleinen Barone, die in Palästina soviele Schlösser bauten, waren zu arm, sie besaßen nicht die nötigen Mittel, um große Festungswerke zu errichten, die dem höher organisierten Angriffsmaterial des Orients gewachsen gewesen wären. So war denn die ganze Last des Krieges der Kirche aufgebürdet, und die Kirche löste diese schwere Aufgabe in wahrhaft wunderbarer Weise. Fünfzig Jahre nach der Eroberung lag der feudale Bau in Trümmern, und alle strategischen Punkte gingen allmählich an die stärkste Macht der Epoche über, an die inkarnierte Einbildungskraft.

Die Festungen, die die Mönche aufführten, waren auch die Schutzwälle der Christenheit. Zu den merkwürdigsten Denkmälern, die uns aus jener Epoche erhalten sind, gehören die ungeheuren Burgen, die die Kreuzfahrer in den syrischen Bergschluchten bauten. Da wird uns erst klar und begreiflich, wo die rationalistische Strömung ihren Ursprung nahm, die den Aufruhr in alle Länder Europas trug, die den Bau der Kirche zerstörte und jenen ökonomischen Geist ins Dasein rief, der seit dem Untergange der Tempelritter über die Länder des Westens herrscht.

Fünfundzwanzig Meilen genau westlich von Homs treten an dem Punkte, wo der Libanon in die Ansariehkette übergeht, die Berge auseinander und bilden zwei Pässe, die leicht abfallend zum Meere führen. Über die südliche Passage geht die Straße von Tripoli, über die nördliche die von Tortosa. Zwischen ihnen erhebt sich auf einem tausend Fuß über dem Tale gelegenen Felsen das Schloß Krak, das Graf Raimund von Tripoli im Jahre 1145 an die Hospitaliter abtrat. Schon aus der Ferne sieht man das majestätische Schloß, das die ganze Ebene beherrscht; den gigantischen, übergewaltigen Eindruck, den der Wanderer vom Schlosse empfängt, vermag keine Beschreibung wiederzugeben. Coucy und Pierrefonds gehören zu den größten Festungen in Europa und doch sind beide zusammengenommen nicht größer als der Krak.

Neben dieser Burg machen die damals in Europa aufgeführten Bauwerke den Eindruck von Kinderspielzeugen. Außer der Art der Anlage, die ein Beweis für die große Begabung der Baumeister ist, die die Pläne entwarfen, bewundern wir auch

die prächtige Maurerarbeit. Man hielt sich an das byzantinische System und führte zwei Mauern auf, so daß die innere Mauer die äußere beherrschte, jede mit einem besonderen Graben; drei ungeheure, aus dem Burggraben aufsteigende Türme bildeten die Schloßwarte. Die Burg war mit steinernen Erkern und all den Verteidigungsapparaten versehen, die dann in Frankreich unter Ludwig dem Heiligen und seinem Sohne bei Schloßbauten zur Anwendung kamen. Bei Betrachtung dieses erstaunlichen Bauwerkes wird uns klar, woher die Europäer die militärtechnischen Kenntnisse schöpften, die sie im folgenden Jahrhundert so glücklich anwendeten.

Der Krak beherrschte als Außenwerk die Ebene, in der die Christen niemals festen Fuß fassen konnten; er bildete die Spitze eines Dreieckes von gleichfalls sehr starken Festungen. Von den Wällen der Burg sieht man den großen Turm von Chastel-Blanc; derselbe liegt in der Mitte zwischen dem vorgeschobenen Posten, der die Bergpässe beherrscht, und der am Meere gelegenen Basis, die von den Templern gehalten wurde. Von diesem Turme zogen die Tempelritter aus, um den Johannitern Hilfe zu bringen, an jenem Tage, als die Kreuzfahrer Nur-ed-Din schlugen und seine Armee vernichteten, die nach dem See von Homs flüchtete.

Doch der weiße Turm unterscheidet sich wesentlich von den Türmen anderer Länder, denn die Macht, die ihn erbaute, hatte ihm auch ihren Stempel aufgedrückt. Der Bau ist keine weltliche Festung, sondern eine Kirche, deren Fenster in 13 Fuß starke Mauern geschnitten sind; das matte Licht fällt auf die Altäre, wo die Magier ihre Wunder wirkten.

Vom Krak aus konnte man leicht die befestigte Stadt Tortosa und das Außenwerk der Festung erreichen, das ebenso stark wie der Krak war; aus der vorzüglichen Arbeit des Turmes und dem schön gearbeiteten Mauerwerk kann man einen Schluß ziehen auf die geschulter Kräfte und auf die Mittel, über die der Orden verfügte. In jener Zeit hätte wohl kein europäischer Herrscher ein so kostspieliges Werk unternehmen können, und dabei war Tortosa nur eine von den vier großen Festungen, die wenige Meilen voneinander entfernt lagen. Der Platz wurde an den Orden im Jahre 1183 abgetreten, also in der ersten Regierungszeit Philipp Augusts, ehe man noch an die viel wichtigeren französischen Festungen dachte.

Eine Tagereise weiter nördlich hatten die Hospitaliter ihre Basis am Meere in Margat, eine Festung, deren Bau Unsummen verschlungen haben muß, denn sie klebt auf einem Felsen, hoch über dem Mittelmeere, und ist so schwer zugänglich, daß man kaum begreift, wie man die nötigen Baumaterialen an Ort und Stelle schaffen konnte. Viollet-le-Duc, der in Coucy vor Bewunderung hingerissen war, meinte, diese Burg sei so gewaltig, daß ein Geschlecht von Riesen in ihr hausen könnte, und doch hätte Coucy im Hofe von Margat Platz gefunden.

Die Araber, die vorzügliche Ingenieure waren, betrachteten die Burg als ein Meisterwerk, und der Sultan Kalaun wollte nicht,' daß sie irgendwie geschädigt werde. Als er den großen Turm unterminiert hatte, so daß ihm der Sieg sicher war, hielt er den Eingeschlossenen vor, daß er den Turm zerstören könne; er hoffte, sie würden seine überaus günstigen Übergabsbedingungen annehmen und er würde in den Besitz der Burg gelangen. Die beste Schilderung dieses Riesenbaues findet sich vielleicht in dem Briefe, den der Sultan von Hamah an seinen Wesir schrieb, als er ihm den Fall der Festung anzeigte. „Der Teufel selbst“, schrieb er, „muß den Grund zu diesem Bauwerk gelegt haben. Wie oft suchten die Muselmanen an die Türme zu gelangen, wie oft stürzten die tapferen Scharen in den Abgrund! Markab ist eine ganze Stadt, die hoch oben auf dem Felsen sitzt, nur die Freunde können an sie heran, für die Feinde ist sie unzugänglich. Nur Geier und Adler können bis an ihre Wälle dringen.“ [1])

[1]) G. Rey, Etude sur les monuments de l'architecture militaire des croisés en Syrie et dans l'île de Chypre, 1871, p. 37—38.

## VI. Kapitel.

# Der zweite Kreuzzug.

Da das Morgenland reicher war als das Abendland, waren die Sarazenen einer stärkeren Zentralisation fähig als die Franken, und obgleich sie am Ende des 11. Jahrhunderts durch innere Zwistigkeiten getrennt waren, trat doch bald nach dem Falle Jerusalems die Konsolidation ein, die zum Untergange des lateinischen Reiches führen sollte.

Im Jahre 1127 ernannte der Sultan von Persien Zenki zum Statthalter von Mossul. Zenki, der erste Atabek, ein tüchtiger Feldherr und Organisator, wußte mit seinem militärischen Instinkte den Feind an seiner wunden Stelle zu treffen. Er besetzte Aleppo, Hamah und Homs, und sein letzter Triumph war die Einnahme von Edessa. Im folgenden Jahre wurde er ermordet, und ihm folgte sein noch berühmterer Sohn Nur-ed-Din, der Aleppo zu seiner Haupstadt machte und sein ganzes Leben der Vollendung des Werkes widmete, das sein Vater begonnen hatte.

Nach einer Reihe von glänzenden Feldzügen gelang es Nur-ed-Din durch sein zugleich kluges und kräftiges Vorgehen, Damaskus einzunehmen, und indem er diese Stadt zu seiner Operationsbasis machte, eroberte er Ägypten und besetzte im Jahre 1169 Kairo. In diesem Feldzuge zeichnete sich ein junger Emir namens Saladin aus und stieg bald zur höchsten Stelle empor. Er war der Neffe des Oberbefehlshabers, und nach dessen Tode machte ihn der Kalif zu seinem Wesir, weil er ihn für eine nachgiebige Natur hielt. Darin aber sollte sich der Kalif getäuscht haben, denn Saladin erwies sich als ein Mann von eiserner Willenskraft und höchster politischer Geschicklichkeit. Wilhelm von Tyrus beschuldigt ihn sogar, den letzten fatimitischen Kalifen mit eigenen Händen getötet

zu haben, damit Nur-ed-Din zur Herrschaft gelangen und er in dessen Namen regieren könne.

Die eine Tatsache steht fest, daß er, als er Ägypten verwaltete, nur auf seinen eigenen Vorteil, nicht auf das Interesse seines Herrn bedacht war. Da er Nur-ed-Dins Befehlen durchaus nicht Folge leisten wollte, mußte dieser schließlich selbst gegen ihn ins Feld ziehen, doch am Tage vor dem geplanten Aufbruch starb er. Nun zog Saladin nach Damaskus, schlug die Armee El Meleks bei Hamah und ließ sich zum Sultan von Ägypten und Syrien ausrufen.

Mit einer so stark zentralisierten Macht hätten die Franken auch unter günstigeren Verhältnissen sich kaum zu messen vermocht. Die Ohnmacht der Christen war in ihrer Denkweise selbst begründet, in ihrer ausschweifenden Einbildungskraft; mit Wundern, richtiger mit Zauberformeln, wollten sie den Feind besiegen. Dem Charakter Ludwigs VII., wie auch dem Charakter des heil. Bernhard lag eine exaltierte Einbildungskraft und dementsprechend ein tiefer Glaube zugrunde, und darum mußte der zweite Kreuzzug fehlschlagen.

Der Zusammenbruch der christlichen Herrschaft begann mit dem Sturze Edessas, denn die Grafschaft Edessa war der Schlüssel zu den Städten der Ebene. Als die ersten Kreuzfahrer nach Armenien kamen, faßte Balduin, der Bruder Gottfrieds, den Plan, aus dem Gebiete im Süden der Tauruskette für sich ein eigenes Königreich zurechtzuzimmern. In Begleitung einer Anzahl Pilger, die er für seine Pläne gewonnen hatte, brach er von Mamistra, das genau nördlich von dem heutigen Alexandretta lag, auf und zog auf der Karawanenstraße nach Westen. Wohlbehalten traf er mit seiner Schar in der Stadt Edessa ein, die man vom Euphrat aus in einem sechzehnstündigen Ritte erreichen konnte.

Die Stadt gehörte damals nominell zum griechischen Reiche, in Wirklichkeit war sie jedoch unabhängig; sie wurde von einem alten Manne namens Theodor regiert, der ursprünglich als Statthalter aus Konstantinopel gekommen war und mit der Zeit eine souveräne Stellung errungen hatte. Die Gegend rings um Edessa war von den Moslem unterworfen worden, und Theodor mußte ihnen, wollte er seine Stellung bewahren, Tribut

zahlen. Unter diesen Umständen mußte das Volk den fränkischen Freiherrn, in dem es seinen Retter sah, mit Freuden empfangen, und Balduin war allerdings ein armer Abenteurer, aber nichtsdestoweniger ein vorzüglicher Truppenführer, der den Verhältnissen gewachsen war.

Die Einwohner von Edessa zogen ihm entgegen und geleiteten ihn im Triumph in die Stadt, wo er bald den alten Theodor verdrängte; wahrscheinlich ließ er ihn ermorden. Er wurde dann Graf von Edessa, blieb aber nur zwei Jahre in der Stadt, denn im Jahre 1100 wurde er zum Nachfolger seines Bruders gewählt. In Edessa folgten ihm zunächst sein Vetter Gottfried von Bourg, der dann im Jahre 1119 gleichfalls zum König von Jerusalem gekrönt wurde, und dessen Vetter Joscelin de Courtenay, der das Gebiet im Westen des Euphrat als Lehen besessen hatte. Dieser Joscelin war einer der berühmtesten und tapfersten französischen Soldaten, und solange er lebte, war die Grenze gut verteidigt. Er war ein so tüchtiger Soldat, daß er den Ehrennamen „der Große" erhielt, obwohl er in einer Epoche lebte, wo jeder Mann Soldat war, und in einem Lande, wo es für einen hochstrebenden Mann nur zwei Wege zum Ruhme gab, die Kirche und das Waffenhandwerk.

Die Geschichte seines Todes zählt zu den dramatischesten Szenen jener dramatisch bewegten Zeit. Als er am Fuße einer sarazenischen Mauer stand, die er unterminieren ließ, stürzte diese Mauer ein und begrub ihn unter den Trümmern. Ganz verstümmelt und kaum noch lebend zog man ihn unter dem Schutte hervor; aber als er schon seinen Geist aufgeben wollte, kam die Meldung, der Sultan von Ikonium belagere eine Burg, die Joscelin nahe bei Tripoli besaß. Da dieser sich nicht mehr im Sattel halten konnte, ließ er seinen Sohn an sein Lager rufen und befahl ihm, seine Mannen zu sammeln und den Belagerten zu Hilfe zu eilen. Der junge Krieger zögerte, denn er fürchtete, der Feind sei in der Überzahl. Da ließ sich der Greis, den der Gedanke an das Los, das der Seinen nach seinem Lode harrte, schmerzte, in eine Sänfte betten, die zwischen zwei Pferde genommen wurde, und zog so dem Feinde entgegen.

Doch sie waren noch nicht weit gekommen, da sprengte ein Bote heran, der ihm meldete, als die Sarazenen gehört hatten, daß der Herr von Courtenay heranziehe, hatten sie die Belagerung sofort aufgehoben und die Flucht ergriffen. Da

ließ der todwunde Baron die Sänfte zur Erde stellen, er hob die Hände zum Himmel empor und dankte Gott, der ihn so geehrt hatte, daß seine Feinde vor ihm die Flucht ergriffen, selbst da er im Todeskampfe lag; dann starb er.

Es scheint, daß die zweite fränkische Generation sehr unter dem Klima zu leiden hatte; aber der Charakter des jungen Joscelin war nicht die alleinige Ursache seines Unglücks. Wahrscheinlich hätte auch sein Vater sich all der feindlichen Kräfte, die ihn bedrängten, nicht zu erwehren vermocht. Das ganze fränkische Reich war schwach und darum war auch er schwach; er konnte gegen den Feind, der sich in einem vorgerückten Konsolidationsstadium befand, nicht aufkommen. Wäre die Gesellschaft des Westens hinlänglich zentralisiert gewesen und hätte sie eine bewaffnete Macht organisieren können, die die Steuern eingehoben und über eine gefügige Zentralverwaltung verfügt hätte, so würde man an der Grenze ein stehendes Heer haben halten können. Unter den gegebenen Verhältnissen aber konnte keine Zentralisation zustande kommen, und die Edelleute wurden einzeln aufgerieben.

Antiochia war der nächstgelegene Stützpunkt Edessas. Als Zenki die Stadt angriff, hatte Raimund von Poitiers, einer der tüchtigsten Soldaten seiner Zeit, die Regierung inne. Aber er lag mit den Courtenays in Fehde, der König von Jerusalem konnte ihn nicht zum Gehorsam zwingen, und die anderen Barone waren nicht in der Nähe und konnten ihm nicht helfen, auch wenn sie es gewollt hätten. So fiel der Schlüssel zum christlichen Reiche fast ohne Widerstand dem Feinde in die Hände.

In diesem emotiven Zeitalter erschien der Verlust Edessas den Christen als ein Umsturz aller Naturgesetze, als die Folge nicht einer schlechten Organisation, sondern des göttlichen Zornes. Die unbesiegbaren Reliquien hatten diesmal nicht mehr wirken wollen, und das konnten sich jene Menschen nur so erklären, daß sie annahmen, sie hätten die magischen Formeln nicht genau eingehalten.

Der heilige Bernhard hegte nie einen Zweifel darüber, daß Gott für sein Volk kämpfen würde, wenn man den Herrn nur günstig stimmen könne, daher war es die große Aufgabe, Gott umzustimmen. „Was sollen wir denken, ihr Brüder? Ist

der Arm des Herrn schwach geworden? Kann er uns nicht mehr retten, so daß wir arme Erdenwürmer ihm helfen müssen, sein Erbe wiederherzustellen? Hat er denn nicht mehr als zwölf Legionen von Engeln, kann er nicht mit einem Worte die Erde befreien?“ [1])

Bernhard von Clairvaux, der die Seele des zweiten Kreuzzuges war, wurde im Jahre 1090 im Schlosse Fontaines, nahe bei Dijon, geboren. Seine ersten Empfindungen waren also von jener mächtigen, emotiven Strömung beeinflußt, die im Gefolge des Konzils von Clermont eintrat. Er war der dritte Sohn vornehmer Eltern und hatte viele Züge mit seiner Mutter gemeinsam, die religiös exaltiert war. Ihr ganzes Leben lang bemühte sie sich, wie eine Nonne zu leben, und als sie im Sterben lag, sang sie die Gesänge der Priester, die an ihrem Lager standen, mit; als ihr die Stimme ausging, sah man, wie sie noch die Lippen zum Gebete bewegte.

Bernhard zeigte schon als Kind Neigung zum Mönchsleben, und als er zum Jüngling heranwuchs, erklärte er, daß er sich dem Himmel weihen wolle. Sein erster Erfolg war die Bekehrung seiner Brüder, die mit ihm ins Kloster zogen, nur der jüngste, der noch ein Kind war, blieb daheim. Als die Brüder zum letzten Male durch den Schloßhof schritten, sagte Veit, der Älteste, zu dem jungen Bruder, der mit seinen Kameraden spielte: „Nun, Nivard, gehört alles, was wir besitzen, dir!“ worauf der Knabe antwortete: „So wollt ihr den Himmel haben und mir läßt ihr die Erde! Das ist ungleich geteilt!“ Und einige Jahre später ging auch er ins Kloster zu seinen Brüdern.[2]) Der Vater und die Schwester blieben allein im Hause, und schließlich traten auch sie in Klöster ein, wo sie bis an ihr Lebensende verweilten.

Bernhard war 22 Jahre alt, als er in Citeaux die Gelübde ablegte. Er übte auf seine Jugendgefährten einen solchen Einfluß aus, daß dreißig von ihnen ihm ins Kloster folgten.

---

[1]) Sancti Bernardi Opera, edit. Mabillon, 1860, 2 vol. in-f⁰. Epist. 363, I, p. 327.

[2]) Sancti Bernardi Vita et res gestae, auctore Guillemo cap. 1—3, II, p. 1062—1069.

Man erzählt, daß die Mütter ihre Söhne vor ihm verbargen und die Frauen ihre Männer. Und ihre Angst war wohlbegründet, er riß soviele Männer mit sich fort, daß die verlassenen Frauen ein Kloster gründeten, das später großen Reichtum erwarb.

Er zeichnete sich so sehr vor allen anderen aus, daß seine Vorgesetzten ihn, kaum daß er sein Noviziat vollendet hatte, mit der Aufgabe betrauten, ein Kloster in der Einöde zu gründen. Dieses Ordenshaus war Clairvaux, das berühmteste Kloster des siebenten Jahrhunderts.

Im Mittelalter wurde den Klöstern erst dann Begünstigung und Förderung zuteil, wenn sie durch irgendein Mirakel den Beweis erbracht hatten, daß das ihnen zugewendete Geld nicht verloren war. So kam es, daß die Klöster in den ersten Jahres ihres Bestandes oft Armut litten, und Clairvaux bildete keine Ausnahme von der Regel; die Brüder mußten oft Mangel leiden und beinahe wäre es zu einer Revolte gekommen. Als die Not sehr groß war, klagte Bruder Gérard, der Kellermeister, Bernhard sein Leid und sagte, daß die Brüder die wichtigsten Lebensmittel entbehren müßten. „Wieviel brauchst du, um das Dringendste anzuschaffen?" fragte ihn der Gottesmann. „Zwölf Livres", gab Gérard zur Antwort. Bernhard entließ ihn und versenkte sich in fromme Gebete. Bald darauf meldete Gérard, daß eine Frau ihn zu sprechen wünsche. „Als die Frau ihn erblickte, warf sie sich ihm zu Füßen und flehte ihn an, er möge für ihren Mann beten, der gefährlich erkrankt war, zugleich reichte sie ihm zwölf Livres. Bernhard stellte an sie verschiedene Fragen, dann sagte er, sie möge ruhig nach Hause zurückkehren: „Gehet, Ihr werdet Euren Mann bei guter Gesundheit treffen." Die Frau ging heim und fand, daß Bernhard wahr gesprochen hatte. So flößte der Abt dem Bruder Kellermeister neuen Mut ein, auf daß er andere Prüfungen, die ihm Gott senden würde, besser bestehen möge." [1])

Obgleich Bernhards Familie bezüglich seiner Wundergaben einige Skepsis an den Tag legte und ihn sogar zu necken pflegte, bis er vor Schmerz weinte, erzählte doch der Mönch Wilhelm, wie er bald ein erstaunliches Wunder voll-

[1]) Sancti Bernardi Opera. Secunda Vita sancti Bernardi, auctore Alano, cap. VI, II, p. 1243.

brachte, dank dem Clairvaux zu einem „wahrhaften Tale des Lichtes“ wurde. Und nun strömten auch die ersehnten Schätze dem Kloster zu.

Doch der junge Mönch, der nie eine sehr kräftige Konstitution besessen hatte, wurde von den Bußübungen so hart mitgenommen, daß er die Regeln des Mönchslebens nicht mehr in ihrer ganzen Strenge einhalten konnte. Darum warf er sich, teils seiner eigenen Neigung, teils der Zeitströmung folgend, auf die Politik.

Clairvaux wurde im Jahre 1115 gegründet, und in den folgenden fünfzehn Jahren stieg Bernhard sehr hoch. Der kritische Augenblick trat in seinem Leben ein, als ihm die Entscheidung über die Rechtmäßigkeit der Wahl Innozenz' II. übertragen wurde. Nach dem Tode Honorius' II. im Jahre 1130 wählte das Kardinalskollegium zwei Päpste, Anaklet und Innozenz II. Anaklet blieb in Rom, Innozenz dagegen zog über die Alpen, und es wurde ein Konzil nach Étampes einberufen, um über seine Wahl zu urteilen. Die Entscheidung wurde durch einstimmigen Beschluß der Versammelten Bernhard übertragen. Sein Biograph erzählt, wie er mit Angst und Zagen an das Unternehmen schritt und wie er schließlich, dank der Erleuchtung durch den heiligen Geist, Innozenz als den wahren Papst erkannte. Sein Spruch wurde gutgeheißen und bald darauf setzte er auch beim König von England die Anerkennung des neuen Papstes durch.

Nun war Bernhard die angesehenste Persönlichkeit in Europa, und als im Jahre 1145 einer seiner Mönche unter dem Namen Eugen III. den päpstlichen Thron bestieg, konnte er ihm in aller Wahrheit schreiben: „Die Leute sagen, ich sei mehr Papst als Ihr.“[1])

Vielleicht gab es nie einen zweiten Menschen, der das ekstatische Temperament in solchem Maße besaß wie der heilige Bernhard. Ihm war die Gabe der Wunder eigen, und im zwölften Jahrhundert war das Wunder vielleicht der höchste Ausdruck der Macht. Wunder wirken zu können war eine besondere Gabe, und der Besitzer dieser Kraft konnte ebenso wie der Zauberer dieselbe ganz nach seinem Belieben dazu benützen, um den Menschen zu schaden oder zu nützen.

[1]) Aiunt non vos esse papam, sed me. Epist. 239.

Als einmal Bernhard zur Erntezeit durch ein Feld schritt, wurde der Mönch, der seinen Esel führte, von einem epileptischen Anfall ergriffen. „Als der Heilige dies sah, hatte er Mitleid mit dem Mönche, und er flehte inbrünstig zu Gott, der Anfall möge von nun an nicht so unvermutet kommen.“ Der Mönch lebte noch zwanzig Jahre, und „er fühlte jedesmal den Anfall eine gewisse Zeit vorher kommen; er konnte sich daher in einem solchen Falle ins Bett legen, und es blieben ihm die Wunden erspart, die er sonst bei dem Hinfallen davongetragen hatte.“ [1])

Auch diese Kur war also ein reiner Gnadenakt, wodurch dem Heiligen der Wunsch, den er gerade äußerte, erfüllt wurde; und ein Mensch, der eine solche Macht über die Natur hatte, war mächtiger als alle anderen Menschen auf Erden. Darum wurde auch Bernhard einstimmig dazu auserwählt, den zweiten Kreuzzug zu predigen.

Seine Predigten sind uns nicht erhalten geblieben, dafür aber besitzen wir zwei seiner Briefe über die Kreuzzüge,[2]) und aus ihnen wird uns erklärlich, wie schwach eine militärische Macht, die nur auf das Eingreifen der übernatürlichen Kraft hoffte, in ihrem innersten Wesen sein mußte. Er betrachtete den Feldzug nur als ein Phänomen, an dem sich die Macht des Wunders offenbaren sollte, und allen Teilnehmern am Zuge sollte eine besonders günstige Gelegenheit zur Erreichung des Heiles geboten werden; darin sah er den Hauptzweck der Unternehmung. Darum wendet er sich auch an die Verbrecher. „Bietet Gott nicht den Mördern und den Räubern, den Ehebrechern und Meineidigen, kurz allen Menschen, die sich mit einem Verbrechen befleckt haben, eine glänzende Gelegenheit, ihr Heil zu erringen, da er sie wie Gerechte seines Dienstes für würdig hält?“ [3])

Eine aus solchen Elementen zusammengesetzte Armee erscheint, wäre sie selbst gut diszipliniert gewesen und hätte sie einen tüchtigen Führer gehabt, nicht eben als vertrauenswürdig, wenn man bedenkt, daß sie den Kampf mit einem Nur-ed-Din

[1]) Exordium magnum Cisterciense, cap. 8.

[2]) Sancti Bernardi Opera. Epist. 363 und 423, I, p. 326 bis 328 und 373.

[3]) Ibid., Epist. 363, I, p. 326.

aufnehmen sollte. Ludwig VII. aber war ebenso emotiv veranlagt wie Bernhard und auch er kümmerte sich nicht um die Gebote der Vernunft. Sein Vater war ein großer Feldherr gewesen, er aber war in der Abtei von Saint-Denis erzogen worden, und seine Frau konnte, als sie Raimund von Poitiers' Geliebte wurde, mit verächtlichem Spotte von ihm sagen, sie habe einen Mönch geheiratet. Alle behandelten ihn als eine unbedeutende Persönlichkeit, selbst die Priester machten sich über ihn lustig, und Innozenz II. nannte ihn ein Kind, „dem man den Ungehorsam austreiben müsse."[1])

Doch der Papst hatte ihn allzusehr unterschätzt. Er ernannte dem König zu Trotze seinen eigenen Neffen zum Bischof von Bourges, und dieser Schimpf trieb Ludwig zur Empörung. Er rückte mit seinen Truppen in die Champagne, wohin der Bischof sich geflüchtet hatte. Er erstürmte Vitry, steckte das Kloster in Brand, und etwa 1300 Menschen, Männer, Frauen und Kinder, die sich in die Kirche geflüchtet hatten, kamen in den Flammen um. Da, scheint es, packte ihn das Entsetzen und sein Geist wurde verstört; trotzdem er die Absolution erhielt, konnte er sich nicht beruhigen, und er kam schließlich zur Überzeugung, er könne sein Seelenheil nur durch eine Pilgerfahrt nach dem heiligen Grabe erringen. Als Bernhard am Palmsonntag des Jahres 1146 in Vézelay vor einer großen Volksmenge predigte, da war der König der erste, der vor ihn hinkniete und das Kreuz nahm.

Mit diesem Tage begann in dem wunderbaren Leben des Heiligen der wunderbarste Abschnitt, und trügen die folgenden Ereignisse einen weniger authentischen Charakter, so würde man ihnen jede Glaubwürdigkeit absprechen. In jenem Jahrhundert waren die Wunder eine ebenso alltägliche Erscheinung wie heute die medizinischen Kuren, und trotzdem erregten die Taten Bernhards bei seinen Zeitgenossen solches Erstaunen, daß sie feierlich einen Bericht über das, was sie sahen, zu Protokoll nahmen, auf daß die Geschichte seiner Predigt für alle Zeiten klar festgestellt sei.

Wenn der Heilige einer Stadt nahte, so läuteten alle Glocken, von allen Seiten strömten die Menschen herbei, jung und alt, und umdrängten ihn in so dichten Scharen, daß man

[1]) Chronica Guilelmi de Nangiaco, anno 1141.

in Konstanz überhaupt nicht sehen konnte, was vorging, denn niemand wollte sich in das Gedränge wagen, und in Troyes wäre er selbst beinahe erstickt. In einem anderen Orte, wo er, um dem Gedränge zu entgehen, von einem Fenster aus zur Menge sprach, wurden ihm die Kranken auf einer Leiter zugetragen. Aus dem, was er in einem einzigen Tage leistete, kann man sich eine Vorstellung von seinen Wundertaten machen.

„Als der Heilige nach Deutschland kam, führte er überall wunderbare Heilungen aus, daß man es nicht in Worten auszudrücken vermag und daß man es auch gar nicht glauben würde, wenn man es erzählte. Daß dies sich alles in Wahrheit so zutrug, können diejenigen bestätigen, die damals im Konstanzer Lande, nahe bei der Stadt Doningen, waren und mit eigenen Augen sahen, wie an einem Tage elf Blinde wieder sehend wurden, als der heil. Bernhard ihnen die Hände auflegte, wie zehn Krüppel geheilt und achtzehn Lahme wieder gehend wurden.“ [1])

So geschah es, daß Tausende von Blinden sehend wurden, die Lahmen konnten wieder gehen und die Krüppel bekamen wieder gesunde Glieder. Bernhard trieb Dämonen aus, er verwandelte Wasser in Wein und weckte die Toten. Aber keine moderne Beschreibung kann eine Vorstellung von der Erregung, von dem Paroxysmus geben, den er der Menge mitteilte, man muß das in den Chroniken selbst nachlesen. Merkwürdigerweise aber war der alte Materialismus, der noch vom römischen Reiche her fortlebte, so stark, daß, wie es scheint, Bernhard selbst manchmal nicht an sich glaubte, auch er konnte sich oft einer gewissen skeptischen Stimmung nicht erwehren. Die Versammlung in Vézelay hatte am 31. Mai 1146 stattgefunden. Drei Wochen später, am 21. April, wurde in einer zu Chartres abgehaltenen Versammlung der Oberbefehl über die Armee, die nach Palästina abgehen sollte, dem Abte von Clairvaux übertragen. Hätte der Heilige zu sich selbst und seinen zwölf Engelslegionen volles Vertrauen gehabt, so hätte er ohne Zögern das ihm angebotene Kommando übernommen, da ja kein Feind Gott zu widerstehen vermochte. In Wirklichkeit aber wurde er von Schreck und Zagen erfaßt, und

[1]) Sancti Bernardi Opera. De Vita sancti Bernardi, auctore Gaufrido, lib. IV, cap. 5, II, p. 1141—1142.

er schrieb an den Papst einen Brief, der von einem Geistlichen unserer Zeit herrühren könnte.

Er erklärt, daß das Volk ihn gegen seinen Willen zum Führer gewählt habe und ruft aus: „Wer bin ich, daß ich im Feldlager herrschen oder an der Spitze der Soldaten marschieren sollte? Und hätte ich selbst die nötige Kraft und Erfahrung — wie liegt mir das alles so ferne!... Ich beschwöre Euch bei der Liebe, die gerade Ihr mir schuldet, gebet mich nicht dem Willen der Menschen preis.“ [1])

In den Jahren 1146 und 1147 kamen in Metz und Regensburg zwei ungeheuere Menschenströme zusammen, auch sehr viele Weiber und Verbrecher befanden sich unter den Pilgern. Als Streitmacht waren diese Scharen ganz und gar nicht mit den Trupps zu vergleichen, die fünfzig Jahre früher unter Tankred und Gottfried von Bouillon ins heilige Land gezogen waren; dazu kam noch der Umstand, daß die Truppen jetzt von dem König von Frankreich geführt wurden, der nur ein halber Mann war.

Die Deutschen nahmen an dem Kriege selbst eigentlich gar keinen Anteil, denn sie wurden vernichtet, ohne jemals gekämpft zu haben. Der griechische Kaiser ließ sie in die kleinasiatischen Berge locken, und als sie von ihren Führern verlassen und durch die Entbehrungen völlig erschöpft waren, wurden sie von den Sarazenen vernichtet, ohne daß es auch nur zu einem Kampfe gekommen wäre.

Den Franzosen war kein besseres Los beschieden. Als sie über die Cadmusberge zogen, führte der Mangel an Disziplin eine Niederlage herbei. W i l h e l m v o n T y r u s sprach folgendermaßen seine Verwunderung über die Wege Gottes aus:

„Keinem Menschen dürfen die Werke unseres Herrn und Gottes mißfallen, denn alles, was er tut, ist wohlgetan, aber nach dem Urteile der Menschen war es gar merkwürdig, wie unser Herr und Gott es zuließ, daß die Franzosen, die am

[1]) Ibid., Epist. 256, I. — In unseren Angaben bezüglich der Versammlung in Chartres sind wir den in der „Art de vérifier les dates“ gegebenen Daten gefolgt. Doch scheint es erwiesen, daß diese Versammlung in Wirklichkeit im Jahre 1150, nach der Niederlage Ludwigs VII. stattfand, als Suger einen neuen Kreuzzug veranstalten wollte. — Siehe in den „Mémoires de l'Institut royal de France“ 1818, t. IV, p. 508 bis 529, das Mémoire sur la véritable époque d'une assemblée tenue à Chartres relativement à la Croisade de Louis le Jeune, von B r i a l.

meisten an ihn glauben und ihn mehr als alle anderen Völker ehren, von den Feinden des Glaubens vernichtet wurden.“ [1])

Bald nach dieser Niederlage stieß Ludwig mit dem Großmeister des Templerordens zusammen, unter dessen Führung er Atalia, einen griechischen Hafen in Pamphylien, erreichte. Wäre der König den Geboten der Vernunft gefolgt, so hätte er sich der Stadt bemächtigt und er hätte von dieser Basis aus gegen Syrien operieren können. In den Augen der Laien wäre dieser Schritt durch die Feindseligkeit, die der griechische Kaiser Ludwig gegenüber offen an den Tag legte, vollkommen gerechtfertigt gewesen. Ludwig aber war ein gottergebener Mann, er war durch sein Gelübde gebunden und mußte nach einer gewissen mystischen Formel handeln und er hatte unter anderem auch gelobt, auf seinem Zuge niemals Christen anzugreifen. Seiner Ansicht nach kam der strategische Vorteil gegen den göttlichen Zorn, den er durch seine Tat heraufbeschwören würde, nicht in Betracht, und so ließ er seine Truppen, die keine Zelte und keine Nahrungsmittel hatten, mitten im Winter vor den Mauern der Stadt die ärgsten Entbehrungen leiden, bis sie gänzlich entkräftet waren.

Endlich verpflichtete sich der Statthalter, ihnen die nötigen Schiffe zu liefern, aber er löste sein Versprechen erst fünf Wochen später ein, und als die Schiffe kamen, reichten sie nicht zum Transporte aller Truppen aus. Doch auch jetzt wollte Ludwig nicht kämpfen. Er überließ die Armen und die Kranken ihrem Schicksal und zog mit seinen besten Truppen von dannen. Da die Leichen der Zurückgelassenen nicht beerdigt wurden, brach im Frühjahr eine Seuche aus, die viele Einwohner der Stadt hinraffte.

Als er endlich in Antiochia anlangte, erwarteten ihn neue Demütigungen und neues Unglück. Raimund von Poitiers war einer der schönsten und begabtesten Männer seiner Zeit. Er hatte ein einnehmendes Wesen, war liebenswürdig, mutig und klug und in manchen Beziehungen ein sehr großer Feldherr; er besaß nur ein allzu leidenschaftliches Temperament und dies wurde zu seinem Verhängnis. Aus Eifersucht verließ er Joscelin, und der Sturz Edessas kostete ihn Thron und Leben.

[1]) Historia rerum in partibus transmarinis gestarum etc., II. Teil, 16. XXV, p. 749.

Nach dem Siege Zenkis erkannte Raimund bald, daß man Antiochia nur halten könne, wenn man die Grenze wiederherstellte; und als Ludwig in Antiochia eintraf, drang Raimund in ihn, für den Augenblick seinen Pilgerzug zu unterbrechen und im Norden mitzukämpfen.

Wilhelm von Tyrus hielt diesen Plan für gut, er war der Ansicht, daß die Sarazenen zu sehr demoralisiert waren, um kräftigen Widerstand leisten zu können. Denn man hätte durch einen Vorstoß von Antiochia aus Nur-ed-Din isolieren können, während er im Süden durch Damaskus, einen der stärksten Plätze des Ostens, gedeckt war.

Diese Gründe aber kamen für Ludwig gar nicht in Betracht. Denn er besaß ein emotives Temperament, und nach seiner Ansicht bestand die ganze Strategie darin, das Eingreifen der übernatürlichen Macht zu erflehen, ohne die alle menschliche Klugheit vergeblich und mit deren Hilfe ihm der Sieg sicher sei. Er wollte sich daher um keinen Preis von der peinlichen Befolgung der religiösen Formeln abbringen lassen. Wilhelm von Tyrus erzählt, — und dies ist eine der interessantesten Stellen seines Berichtes, — wie sich die Zusammenkunft Ludwigs mit Raimund gestaltete; es stand damals die Frage eines Vorstoßes nach den nördlichen Städten zur Diskussion.

„Der Fürst, der den König schon oft vergeblich in vertraulichen Gesprächen umzustimmen versucht hatte, kam eines Tages zu ihm, als alle Barone versammelt waren, und suchte seinen Plan, so gut er konnte, zu begründen. Er wies nach, daß er, wenn er ihm Gehör schenke, viel für sein Seelenheil tun könnte, daß er sich auch großen Ruhm erwerben würde, und der ganzen Christenheit würde er einen Dienst erweisen. Der König ging mit sich zu Rate, dann antwortete er, daß er sich dem heiligen Grabe geweiht habe und daß er das Kreuz nur genommen habe, um das heilige Grab aufzusuchen; seit er sein Land verlassen habe, hätte er gegen viele Hindernisse anzukämpfen gehabt, und bevor er nicht seinen Zweck erreicht habe, wolle er keinen Krieg beginnen.“ [1])

Über diese Weigerung geriet Raimund in großen Grimm,

---

[1]) Historia rerum in partibus transmarinis gestarum etc., II. Teil, 16. XXVII. p. 752.

er ließ alle Rücksichten beiseite und wurde der Geliebte der Königin Eleonore, die ihren Mann verabscheute. Bald darauf entfloh Ludwig des Nachts aus Antiochia und führte seine Gattin mit Gewalt mit sich; so war auch die letzte Hoffnung, Edessa zurückzuerobern, geschwunden.

Ludwig war ein emotiver Charakter, er wollte sich mit Gott aussöhnen, und vor den religiösen Riten mußten alle anderen Rücksichten zurücktreten. Er bestieg den Kalvarienberg, er küßte die Steine, er stimmte in die heiligen Gesänge mit ein, er empfing den Segen der Priester und er verlor Palästina. So konstatieren wir in der Mitte des zwölften Jahrhunderts die Tatsache, daß der Idealist im Kampfe ums Dasein den kürzeren zog.

Wohl versuchte man später einen Angriff auf Damaskus, aber an dem Mißerfolge wurde die Ohnmacht der Menschen sichtbar, die sich auf die Zauberei verließen. Als endlich der Vormarsch wieder aufgenommen wurde, hatten die Sarazenen neuen Mut gefaßt, der Angriff der Christen wurde zurückgeschlagen, und Nur-ed-Din konnte vom Norden her gegen die Kreuzfahrer ziehen und diese, die eine höchst lächerliche Rolle spielten, auf Jerusalem zurückwerfen. Wie tief diese Katastrophe die gläubigen Gemüter erschütterte, kann man am besten aus der Verteidigungsrede B e r n h a r d s erkennen, der für die Wahrheit seiner Prophezeiungen eintrat.

„Sagen nicht die Ungläubigen: Wo bleibt denn ihr Gott? Und dies mit Recht. Die Söhne der Kirche, die den Namen Christen führen, sind in der Wüste umgekommen, dahingerafft vom Schwerte und vom Hunger. Der Herr hat die Fürsten verächtlich gemacht, er hat sie vom geraden Weg in die unwegsame Wildnis abgelenkt (in invio et non in via). Kummer und Unglück folgten ihren Pfaden, in den Königspalästen wohnte die Angst, die Trauer und die Schmach. Wie haben diejenigen geirrt, die uns Glück und Frieden verheißen haben! Wir haben gesagt: Ihr werdet Frieden haben, und der Friede ist nicht gekommen, wir haben das Glück versprochen, aber nur Trübsal ist über uns gekommen, als wären wir leichtsinnig und übereilt an das Unternehmen geschritten.... Doch lieber ist es mir, daß man gegen mich murre als gegen Gott. Welches Glück, wenn er mich zu seinem Schilde machen sollte. Mit Freuden will ich die Spottreden der Böswilligen

ertragen, und die giftigen Pfeile der Verleumder mögen mich treffen, wenn sie nur ihn nicht treffen. Gerne verzichte ich auf meinen Ruhm, wenn Gottes Ruhm ungeschmälert bleibt, denn er leiht mir Ehre nach dem Worte des Psalmisten: Weil ich für dich Schimpf gelitten habe, hat Schmach mein Antlitz bedeckt" (Quoniam propter te sustinui opprobrium, operuit confusio faciem meam).[1])

Wie Wilhelm von Tyrus berichtet, fühlten beide Teile, daß die Entscheidung nahe. Raimund, der von Ludwig dem Frommen im Stiche gelassen worden war, sollte als erster dem drohend heraufziehenden Ungewitter zum Opfer fallen. Mit Feuer und Schwert drang Nur-ed-Din in sein Land ein, er schlug Raimund und sandte sein Haupt und seinen rechten Arm als Siegeszeichen nach Bagdad. Der unglückliche Joscelin starb in Aleppo im Kerker, während Nur-ed-Din Damaskus besetzte und so die syrischen Städte in der Ebene beherrschte. Nun waren die gänzlich dezentralisierten Franken dem einigen Gegner rettungslos ausgeliefert, und bei Tiberias empfing der imaginative Geist des Mittelalters den Todesstoß. Diese Schlacht leitet eine neue Epoche ein, in der es mit dem Fetischkultus abwärts geht.

Die Kreuzfahrer glaubten, das Kreuz entdeckt zu haben, auf dem Christus in Jerusalem gestorben war. Sie betrachteten es als ein ebenso mächtiges Zaubermittel wie das heilige Grab selbst; es hatte vor diesem auch den Vorzug, daß es überallhin transportiert werden konnte. Sie hielten das Kreuz für einen unbesiegbaren Talisman und benützten es nicht nur als eine Waffe gegen die lebenden Feinde, sondern auch als ein Werkzeug, mit dem man die Natur beherrschen konnte. Ein denkwürdiges Beispiel für die magischen Eigenschaften, die dieser Reliquie innewohnten, liefert die Szene, die sich auf dem Rückzuge von Bosra abspielte.

Balduin II. wurde im Jahre 1444 zum König gekrönt, als er erst dreizehn Jahre alt war. Das Reich war damals in Frieden mit Damaskus, in dessen Gebiete Bosra gelegen war. Trotzdem waren die Ratgeber des jungen Königs den Plänen

[1]) Sancti Bernardi Opera. De Consideratione, ad Eugenium tertium, lib. 2, cap. I, p. 415, 417.

des Emirs günstig gesinnt, der ihnen vorschlug, sie sollten die Stadt ausliefern, und sie drangen trotz den Protesten der damaszenischen Abgesandten auf die schleunige Aussendung eines Expeditionskorps. Auf dem Marsche hatten die Truppen unter der Hitze und dem Durste sehr zu leiden, und als sie vor die Stadt kamen, fanden sie zu ihrem großen Erstaunen eine treue Garnison. An eine Belagerung war gar nicht zu denken, und ein regelmäßiger Rückzug erschien so gefährlich, daß die Edelleute den jungen König baten, er möge fliehen und das Kreuz retten; er aber wollte bei seinen Truppen bleiben und mit ihnen bis zum letzten Augenblicke kämpfen. Die Lage war eine schreckliche, denn der Wind blies den Leuten gerade ins Gesicht, der Boden war mit dürrem, ausgetrocknetem Unterholz bedeckt, und als der Marsch begann, „schleuderten die Türken griechisches Feuer in solcher Menge, daß das ganze Land brannte. Große Flammen und dichter Rauch schlugen unseren Leuten in die Augen. Sie waren in einer so bösen Lage, daß sie an ihrer Rettung verzweifelten. Wenn aber die Not am größten ist und uns die Menschen nicht mehr helfen können, müssen wir unseren Herrn um Hilfe aus der Not anflehen. Das taten denn unsere Christen, sie riefen den Erzbischof Robert von Nazareth, der das wahre Kreuz trug und baten ihn, er möge zu Gott um Rettung aus dieser Gefahr flehen, zu dem Herrn, der um ihres Heiles willen den Kreuzestod erlitten. Denn ihre Qualen waren unerträglich, und nur von ihm erwarteten sie Hilfe. Sie waren auch alle von dem Rauch und dem Feuer ganz versengt und schwarz wie Schmiede. Der Erzbischof stieg von seinem Tiere, er kniete nieder und bat unseren Herrn und Gott mit vielen Tränen, er möge sich seines Volkes erbarmen. Dann erhob er sich und hielt das wahre Kreuz dem Feuer entgegen, das der Wind auf uns blies. Unser Herr sah in seiner großen Gnade auf sein Volk herab, das so furchtbar litt, und da schlug der Wind plötzlich um und trieb den Rauch und das Feuer den Feinden entgegen, so daß sie alle fliehen mußten. Unsere Leute aber weinten vor Freude, als sie dies sahen, denn sie erkannten, daß Gott sie nicht vergessen hatte.“ [1])

[1]) Historia rerum in partibus transmarinis gestarum etc., 16, XI, p. 723.

Doch auch jetzt noch waren sie in großer Bedrängnis, denn sie hatten nur einen Weg vor sich und keinen Führer. „Da erschien plötzlich ein Ritter vor den Truppen, den niemand im Heere kannte. Er saß auf einem weißen Pferde und trug ein rotes Banner, und die Ärmel seines Panzerhemdes reichten ihm nur bis zu den Ellbogen. Er ritt ihnen voran zu einem klaren, kühlen Quell, dann führte er sie an einen Platz, wo sie gut und bequem lagern konnten. Und so führte er sie drei Tage lang, bis sie zur Stadt Gadre kamen.“ [1])

Bei Hittin wurde das Kreuz, diese mächtige Reliquie, von den Sarazenen erbeutet und besudelt, und infolge der Schwäche der Zentralregierung in Jerusalem erlitten die Christen eine entscheidende Niederlage.

Reinald von Châtillon war der Typus des Abenteurers, wie wir ihm im zwölften Jahrhundert öfter begegnen. Er war im Gefolge Ludwigs des Frommen nach Palästina gekommen, und er blieb im Lande, weil er dort eine Prinzessin heiratete. Er war ein tapferer, aber habgieriger, leidenschaftlicher, tollkühner Mann, und er beschleunigte durch seine Insubordination die Katastrophe, die den Fall der Hauptstadt im Gefolge hatte. [2])

Bei der Belagerung von Askalon machte er auf die Prinzessin von Antiochia, Constance, die Witwe Raimunds, einen so bezaubernden Eindruck, daß sie ihn heiratete, trotzdem sich mehrere der vornehmsten Edelleute um ihre Hand bewarben, während er nur ein einfacher Ritter war. Doch Constances Wahl war sehr unglücklich. Kaum hatte Reinald seine Regierung angetreten, so geriet er auch schon in Fehde mit dem griechischen Kaiser, der ihn zwang, mit dem Stricke am Halse Buße zu tun. Dann wurde er von Nur-ed-Din gefangen genommen und erst nach sechzehn Jahren freigelassen, als seine Frau schon gestorben war. Bald darauf ging er eine neue Ehe ein, und auch diesmal heiratete er eine reiche Erbin, Etiennette de Milly, Herrin auf Karak und Montréal. Als ihr Gemahl wurde er Kommandant der östlich vom Schwarzen Meere gelegenen

[1]) Historia rerum in partibus transmarinis gestarum etc., 16, XII, p. 726.

[2]) G. Schlumberger, Renaud de Châtillon, prince d'Antioche, 1898, chap. VIII, p. 320.

Festung Karak, die den Vorposten gegen Ägypten bildete. Aber der Abenteurer, der diese wichtige Stellung innehatte, forderte durch sein rücksichtsloses, räuberisches Vorgehen seinen Feudaloberherrn heraus, und als er die Karawanen auf der nach Damaskus führenden Straße zu plündern begann, erbitterte er Saladin dermaßen, daß dieser „im Jahre 1187 mit seiner mächtigen Armee in das Heilige Land eindrang, er verwüstete das ganze Land, schlug die Truppen, die ihm entgegengestellt würden und nahm den König Veit und den Fürsten Reinald gefangen; Reinald schlug er mit eigener Hand das Haupt ab".[1])

Veit von Lusignan, der ein Jahr vor dem Einfalle Saladins in Jerusalem zum König gekrönt worden war, lag, als der Krieg ausbrach, in Fehde mit dem Grafen von Tripoli. Angesichts der drohenden Gefahr schien es, als wollten sich die Fürsten einigermaßen zusammenschließen, und sie beschlossen einmütig, jeder waffenfähige Mann solle ins Feld rücken. Die Garnisonen wurden aus den Burgen gezogen, so daß diese im Falle einer Niederlage nicht verteidigt werden konnten, und ungefähr 150.000 Mann wurden bei Sepphoris in Galiläa zusammengezogen.

Die Kontingente, die der Templer- und der Johanniterorden stellten, waren gut organisiert und diszipliniert, die Armee im ganzen genommen aber war eher ein bunt zusammengewürfelter Haufen, in dem die Vasallen von dreißig oder vierzig unabhängigen Herren standen, als eine kompakte, einem Willen gehorchende Masse, wie sie Saladin, dem Ägypten die nötigen Mittel lieferte, ins Feld stellen konnte.

Plötzlich wurde in Sepphoris gemeldet, daß die Sarazenen den Baniaspaß überschritten hatten und vor Tiberias standen. Nun brachen Zwistigkeiten unter den Führern aus, die Veit von Lusignan nicht beschwichtigen konnte. Abgesehen davon, daß er kein energischer Charakter war, stand er ja ganz allein einem Dutzend Fürsten gegenüber, denen es freistand, die Armee zu verlassen und sich in ihre Burgen zurückzuziehen, wann es ihnen beliebte. Der Graf von Tripoli, der, wie es scheint, alle

[1]) Du Cange, Les familles d'Outre-Mer, p. 405.

anderen an militärischer Begabung überragte, erkannte, wie wahnwitzig es wäre, sich in der Julihitze in das heiße Land hinauszuwagen, statt den Angriff abzuwarten. Er hatte, wie er selbst bemerkte, das größte Interesse daran, der Stadt Tiberias zu Hilfe zu kommen, denn es war seine Stadt, und auch seine Frau erwartete ihn dort, aber er erweckte bei den anderen Fürsten eine solche Eifersucht, daß sein Rat verworfen wurde, und am 3. Juli 1187 begann der Vormarsch.

Drei Meilen vor Tiberias eröffnete der Feind die Schlacht mit einem Angriff auf die aus Templern und Hospitalitern bestehende Nachhut. Als Veit sah, daß die Nachhut ins Wanken kam, entsank ihm der Mut, und er ließ Halt machen. Die Nacht war schrecklich. Die Moslem zündeten das trockene Unterholz an, und die Franken mußten bis zum Morgen im Rauch und in den Flammen aushalten, sie litten Hunger und Durst, und der Feind ließ einen Hagel von Pfeilen auf sie niedergehen.

Als der Morgen anbrach, wurde der Kampf wieder aufgenommen, aber die völlig demoralisierte Infanterie ergriff die Flucht, zog sich auf eine Anhöhe zurück und wollte ihren Zufluchtsort nicht verlassen. Als der Graf von Tripoli sah, daß die Schlacht verloren war, bahnte er sich mit einer Anzahl seiner Leute einen Ausweg durch das Gewühle, Veit von Lusignan und Reinald von Châtillon aber wurden mit vielen Rittern und Edelleuten gefangen genommen. Die Ordenstruppen waren gänzlich aufgerieben, alle kräftigen Leute kamen ums Leben, und das heilige Kreuz, das man als unbesiegbare Waffe vor der Armee einhergetragen hatte, fiel dem Feinde in die Hände und wurde schmählich besudelt, auf demselben Berge, auf dem einst Jesus seinen Jüngern die Feindesliebe gepredigt.

Der arabische Historiker Eimad-ed-Din erzählt von der Ehrfurcht, die die Cristen ihrem Talisman bewiesen, mit welch gläubiger Verehrung sie im Frieden an ihm hingen und wie sie im Kampfe zu ihm emporblickten; und wenn der moderne Mensch diese Zeilen liest, kann er sich einigermaßen vorstellen, wie tieferschüttert die Anbeter des Talismanes gewesen sein müssen, als er sie im Stiche ließ und als seine Ohnmacht zutage trat:

„Das große Kreuz wurde vor den König gebracht, und viele Sünder ließen sich vor dem Kreuze töten. Als man es emporhob, da beugten auch die Ungläubigen das Knie und

senkten das Haupt. Man hätte das Kreuz mit Gold und mit Edelsteinen geziert, bei feierlichen Gelegenheiten trug man es dem Heere voraus, und alle hielten es für ihre erste Pflicht, es im Kampfe zu verteidigen. Und als dieses Kreuz dem Feinde in die Hände fiel, schmerzte sie dies mehr als die Gefangennahme ihres Königs." [1])

[1]) Michaud, Histoire des Croisades, t. II, p. 48, Anm. — S. auch Auszug aus Kamel Altevarykh von Ibr-Aletyr, Recueil des historiens des Croisades, t. I, p. 685, und G. Schlumberger, Renaud de Châtillon, p. 355 et suiv.

## VII. Kapitel.

# Der Sturz Konstantinopels.

Den meisten Geschichtsschreibern der Kreuzzüge ist es aufgefallen, daß nach der Schlacht von Tiberias ein großer Umschwung eintrat. So meint z. B. Pigeonneau, daß, als nach dem Verluste Jerusalems die Völker des Westens den ökonomischen Interessen und auch den Straßen nach dem fernen Osten größere Aufmerksamkeit schenkten, die Kreuzzüge mehr und mehr den Charakter politischer und kommerzieller Unternehmungen annahmen, während das religiöse Element zurücktrat.[1])

Das heißt mit anderen Worten, als völlige Dezentralisation eingetreten war, nahm die Konkurrenz eine andere Form an und die Konsolidation begann. Und als das Donautal wieder geöffnet wurde, schlug der Strom eine andere Richtung ein. Wohl floß er anfangs nur zögernd und ohne Kraft dahin, aber als die Christen das Heilige Land eroberten, da wandte sich der Handel entschieden neuen Wegen zu, es begann die Kapitalsbildung, und im dreizehnten Jahrhundert übte das Geld in Palästina und in Italien eine unbestrittene Herrschaft aus und zog auch Frankreich in seinen Bann.

„Durch die Kreuzzüge nahm", wie Heyd sagt, „der Levantehandel einen Aufschwung, wie ihn die kühnste Phantasie zuvor kaum hätte ausdenken können,"[2]) denn durch die Erwerbung der syrischen Häfen trat Europa in direkten Verkehr mit Asien, wodurch der Tauschhandel sehr gefördert wurde.

Von den ersten Zeiten der europäischen Geschichte bis zur Gründung Londons hat der Orienthandel jedes Gemeinwesen,

[1]) Histoire du commerce de la France, 1885—87, t. I, p. 132.
[2]) Geschichte des Levantehandels im Mittelalter, 1885, Bd. I, S. 163.

in dem er konzentriert wurde, reich und mächtig gemacht, so auch im Mittelalter das nördliche Italien. Venedig, Florenz, Genua und Pisa verdanken ihre Blüte dem Orienthandel.

Im Jahre 452, in jener Zeit, als die römischen Provinzen von immer neuen Barbarenscharen überflutet wurden, plünderten die Hunnen Aquileja, und die Bewohner verließen das verwüstete Land und flohen auf die Inseln, die in dem Winkel der Adria, wo das Meer nicht sehr tief ist, liegen. Über ein Jahrhundert lang lebten die Flüchtlinge in ziemlicher Armut, sie nährten sich hauptsächlich von Fischen und betrieben nur den Salzhandel, allmählich aber wuchs eine Rasse empor, die unter den Verhältnissen, wie sie nach dem Konzile von Clermont zur Geltung kamen, blühen und gedeihen konnte.

Da sie bis auf die Seeseite eine isolierte Lage einnahmen, da sie keinen Ackerbau und keinen Bergbau trieben, standen ihnen nur zwei Wege offen, der Handel und die Seeräuberei, und auf beiden Gebieten entfalteten sie eine lebhafte Tätigkeit. Zur Zeit Karls des Großen erfreuten sie sich großen Wohlstandes, und als das Donautal gesperrt war und der Handel den Seeweg einschlagen mußte, monopolisierten die Bewohner von Venedig und von Amalfi den orientalischen Handel, soweit er damals noch bestand. Lange Zeit brachte ihnen dieser Handel keinen großen Gewinn ein. Obgleich Rom noch immer einen ziemlich günstigen Absatzmarkt für Brokate, kostbare Gewänder und Altardecken bot, sowie für Weihrauch und Edelsteine, mit denen die Reliquienschreine geschmückt wurden, war doch das Bargeld knapp, da der Westen nur wenige Produkte hervorbrachte, die die Asiaten und Afrikaner gerne in Tausch nahmen. Wenn also Venedig in dem mit dem Beginne des elften Jahrhunderts einsetzenden ökonomischen Konkurrenzkampfe den Sieg davontrug, so geschah dies nicht infolge von Unternehmungen, zu denen die Kirche ihre Zustimmung geben konnte.

Die Venezianer siegten, weil sie kühner und skrupelloser waren als ihre Nachbarn. Sie taten ohne Bedenken alles, was nötig war, um Reichtum zu erwerben, mußten sie auch Handlungen begehen, die in den Augen der Gläubigen höchst verdammenswert waren.

Denn die Kinder der Kirche betrachteten es als eine Todsünde, wenn die Venezianer den Sarazenen Holz zum Schiffsbau und das zur Anfertigung von Waffen nötige Eisen ver-

kauften. Wie ruchlos war aber erst das Vorgehen jener Kaufleute, die Christenmenschen als Sklaven an die Ungläubigen verkauften; und diese Christen mußten dann gegen ihren eigenen Gott kämpfen. Umsonst suchten Karl der Große und nach ihm die verschiedenen Päpste das schändliche Gewerbe zu unterdrücken. Der Sklavenhandel brachte so reichen Gewinn ein, daß er selbst in den Straßen Roms ausgeübt wurde,[1]) und im dreizehnten Jahrhundert wurden alljährlich 2000 Europäer nach Damiette und Alexandrien verkauft. Aus diesen Sklaven wurden auch die Mameluken, dieses schönste Regiment des Orients, rekrutiert.

So kam in Italien eine Rasse empor, der zum Unterschied von den Einwohnern Deutschlands und Frankreichs alle diejenigen Eigenschaften abgingen, dank denen einst die Deutschen die Oberhand behalten hatten, als die Bevölkerung des römischen Reiches in das Stadium der Dekadenz trat. Die Italiener des Mittelalters konnten sich darum zum Wohlstand erheben, weil ihnen die Einbildungskraft fehlte, die die Völker des Nordens den Wundertätern untertänig machte, und unter den Italienern waren es wieder die Venezianer, die infolge ihrer exponierten Stellung die größte Energie und Skrupellosigkeit entfalteten und am kühnsten auftraten. Am Ausgange des elften Jahrhunderts war ihre Flotte der griechischen so sehr überlegen, daß Alexios die Venezianer mit der Verteidigung des Hafens von Durazzo gegen Robert Guiscard betraute.

Es trat in diesem Falle klar zutage, daß die venezianische Flotte die stärkste im Mittelmeere war, und dieser Umstand war zwanzig Jahre später für den Ausgang der Kreuzzüge von entscheidender Bedeutung. Denn hätten die Kreuzfahrer nicht die See beherrscht, so wäre die dauernde Okkupation von Palästina unmöglich gewesen.

Nach der Einnahme von Jerusalem im Jahre 1099 galten die ersten Operationen Gottfrieds den syrischen Häfen. Da er aber allein zu schwach war, schloß er einen Vertrag mit den Venezianern ab, demzufolge sie zweihundert Schiffe zu stellen hatten, wofür ihnen ein Dritteil jeder eroberten Stadt zu-

[1]) W. Heyd, Geschichte des Levantehandels im Mittelalter, Bd. I, S. 95.

gesprochen wurde. Ein ähnliches Übereinkommen traf auch Balduin mit den Genuesern. Als die Küste unterworfen war, richteten die italienischen Städte dort ihre Steuer- und Verwaltungsämter ein. Schließlich herrschten die Venezianer in Tyrus, die Genueser in Accon und die Pisaner in Antiochia.

Vor der Auffindung des Kaps der guten Hoffnung gelangten die indischen und chinesischen Waren, wie wir bereits in einem früheren Abschnitt hervorgehoben haben, hauptsächlich auf zwei Straßen nach dem Mittelländischen Meere. Die eine Straße ging vom Persischen Meerbusen nach Bagdad, längs des Euphrat bis nach Rakka und auf dem Landwege nach Aleppo, von wo aus die Waren per Karawane nach Antiochia, respektive nach Damaskus geschafft wurden. Damaskus war nicht nur der Ausgangspunkt für die Karawanen, die nach Mekka und nach Ägypten abgingen und das Emporium für alle persischen Produkte, die Stadt besaß auch eine ansehnliche Industrie. Der damaszenische Stahl, die Glas- und Porzellangefäße und die Brokate waren hochberühmt, auch war in der Stadt einer der größten Märkte für Pelzwaren, und diese waren im Mittelalter, wo man die Häuser noch nicht zu heizen verstand, sehr geschätzt.

Ferner gab es noch einen zweiten Weg, den Seeweg. Die indischen Kaufleute verkauften ihre Schiffsladungen gewöhnlich in Aden, und von hier wurden die Waren nach einem oberägyptischen Hafen gebracht, dann auf dem Nil nach Kairo, und schließlich in Damiette oder in Alexandria von den Europäern eingekauft. Auch die ägyptischen Produkte waren sehr geschätzt, und nach Konstantinopel war Kairo die reichste Stadt im Westen des Indus.

Weniger genau wissen wir, welche Waren die Europäer an die Orientalen abgaben; doch soviel ist uns bekannt, daß außer den verschiedenen Rohmaterialien und den Sklaven, die die Orientalen aus Europa bezogen, auch die Wollwaren sehr beliebt waren. In jedem Falle zog Europa den größeren Gewinn aus dem Handel, wie aus dem Anwachsen des Edelmetallvorrates zu ersehen ist.

Warum auf die kurze Periode der Expansion, die nach der Einführung der Silberwährung im Abendlande eintrat, wieder eine starke Spannung folgte, vermögen wir uns nicht zu erklären, aber die Tatsache selbst scheint durch die Münzver-

hältnisse erwiesen. Unter Karl dem Großen wurde ein Pfund Silber von 7680 Gran zur Münzeinheit gemacht, die in 240 Pfennige geteilt wurde.[1])

Einige Zeit lang blieb der Wert dieser Pfennige ziemlich konstant; als aber das Reich Karls des Großen zerfiel, sank der Pfennig so sehr im Werte, daß am Ende des zwölften Jahrhunderts die in Venedig geprägten Münzen nur mehr ein Viertel des ursprünglichen Gewichtes hatten und drei Teile Zusatz enthielten.[2]) Nach Hittin begann eine neue Epoche der Expansion, und nun nahm Venedig eine führende Stellung ein. Die Schlacht bei Hittin fand im Jahre 1187 statt, und einige Jahre später, doch gewiß schon vor 1200, wurde der Grosso ausgeprägt, eine Münze aus feinem Silber, von gutem Gewichte, die ihr gesetzmäßig vorgeschriebenes Gewicht stets beibehielt. Ein halbes Jahrhundert später erschien das Gold im Verkehre. Florenz prägte im Jahre 1252 den Florentiner, Venedig 1284 den Dukaten, und in der Zwischenzeit gab Ludwig der Heilige die goldenen Taler heraus.

Der Rückfluß der Edelmetalle in den Okzident war von einem Aufblühen des Handels begleitet, und nun nahm die Konkurrenz eine andere Form an. Statt der Einbildungskraft trat die ökonomische Befähigung in den Vordergrund, und die Energie fand ihren Ausdruck im Gelde. In der Zeit eines Menschenalters sank das Mirakel rapid im Kurse, und die heraufziehende, so tiefergreifende soziale Umwälzung trat schon im dritten Kreuzzug in Erscheinung, in jenem berühmten Zuge, den Philipp August und Richard Löwenherz ins Heilige Land unternahmen.

Philipp und Richard, die beiden großen Feldherren, wurden mit der Fortifikationskunst bei der Belagerung von Accon, dem bedeutendsten militärischen Ereignisse des Mittelalters, vertraut. Man erzählt, daß bei dieser Belagerung 100.000 Menschen ums Leben kamen; soviel ist sicher, daß die Ingenieure jener Zeit damals alle ihre Kunst aufbieten mußten. Veit von Lusignan, den Saladin kurz vor der Schlacht bei Hittin

[1]) Über die Frage der Geldentwertung in der Karolingischen Periode s. Blanchet, Nouveau manuel de numismatique, t. I, p. 101, und Pigeonneau, Histoire du commerce de la France, p. 87 et suiv.

[2]) Papadopoli, Le monete di Venezia, p. 73.

freigelassen hatte, irrte hilflos und verlassen im Lande umher, bis er schließlich im Jahre 1189 vor Accon mit einigen Truppen erschien, die aber bedeutend schwächer waren als die Garnison der Stadt. Dort trafen auch die Könige von Frankreich und von England ein, die die Stadt nach zweijährigem verzweifelten Widerstande einnahmen. Den Siegern fiel eine ungeheuere Beute in die Hände, der Klerus aber klagte, die weltlichen Fürsten hätten die Kirche um ihren Teil betrogen. Dagegen hatten die Truppen diesmal nicht den üblichen Wunderbeistand erhalten; trotzdem fast tägliche Angriffe auf die Stadt unternommen wurden, wollte sich kein Wunder ereignen; selbst die heilige Jungfrau erschien nur ein einzigesmal, und auch dieses Wunder vollzog sich so glanzlos, daß es keinen Enthusiasmus bei den Truppen erweckte.

Nach dem Falle der Festung kehrte Philipp nach Frankreich zurück, während Richard das Kommando behielt. Das ganze Land war in den Händen des Feindes, und nur einzelne Festungen wie der Krak und Tortosa hielten noch stand. Richard aber folgte nicht dem Beispiele der ersten Kreuzfahrer, die blindlings auf die Reliquien von Jerusalem losmarschiert waren, sondern er wandte seine Aufmerksamkeit einer ganz anderen Aufgabe zu, er wollte nämlich die kommerziellen Zentren an der Küste wiederherstellen.

So zog er denn längs der Küste südwärts, wobei er sich auf die Flotte stützen konnte, während der Feind ihm auf den Anhöhen folgte. Als er in die Nähe von Jaffa kam, stiegen die Sarazenen in die Ebene hinab und griffen die Christen an. Sie erlitten eine entscheidende Niederlage, und Richard konnte die Stadt besetzen, ohne daß er auf Widerstand gestoßen wäre. Und nun lag der Weg nach Jerusalem frei vor ihm. Der Weg war nicht lang, das Terrain war nicht schlecht, und im Falle eines Angriffes lag, wie es scheint, kein Grund zu besonderer Besorgnis vor. Im Gegenteil, Richard stieß auf keinen ernstlichen Widerstand und konnte den Feind bis vor die Mauern der Stadt verfolgen. Doch setzte er dem Klerus, der in ihn drang, an die Belagerung der Stadt zu schreiten, energischen Widerstand entgegen, und man kann daraus den Schluß ziehen, daß die Macht, der er gehorchte, Jerusalem gar nicht erobern wollte. Und diese Macht war zweifellos das Kapital, denn der später abgeschlossene Vertrag trug einen rein

geschäftlichen Charakter, so daß er aus unseren Tagen stammen könnte. Der Küstenstreifen von Tyrus bis Jaffa wurde an die Franken abgetreten, Askalon, der Schlüssel zu Ägypten, wurde geschleift, und bezüglich Jerusalems wurde nur gesagt, daß die Stadt wie bisher so auch künftighin allen Pilgern geöffnet sein solle. Von dem Kreuze, das man fünfzig Jahre früher über alle Schätze des Morgenlandes gestellt hatte, wurde überhaupt nicht gesprochen, und wie es scheint, legten ihm nach der Schlacht bei Hittin weder Christen noch Heiden irgendwie einen reellen Wert bei.

Einige Chronisten erzählen, daß Richard, der seinen Gott im Stiche ließ, von Gewissensbissen gequält wurde, und als er auf einem Streifzuge plötzlich in der Ferne die Mauern Jerusalems erblickte, da verbarg er sein Antlitz und weinte. Es ist wohl möglich, daß dies sich so zutrug, aber noch zu seinen Lebenszeiten änderten sich die Verhältnisse gründlich, und die christlichen Ritter empfanden nur Freude darüber, daß sie das heilige Grab gegen ein hübsches Stück Geld verschachert hatten. Als Richard Palästina verließ, gestaltete sich die Lage der Franken bald sehr schlimm. Auch der Verfall des Glaubens trug dazu bei, daß das Band gelockert wurde, das sie einst, als sie gemeinsam die Moslem bekämpften, geeinigt hatte, und außerdem herrschte unter ihnen Eifersucht und die Geldgier, die gleichfalls als trennendes Element wirkte. Die Templer lebten infolge von Gebietsstreitigkeiten in steter Privatfehde miteinander, der vierte Kreuzzug scheiterte, und die Garnison von Jaffa wurde unter allgemeiner Teilnahmslosigkeit niedergemacht.

Nun aber regte sich, wie es scheint, im Klerus der Selbsterhaltungstrieb, und er erkannte, daß sein Los an das Schicksal der heiligen Stätten geknüpft war; denn war das Mirakel diskreditiert, so mußte der Klerus seine Macht einbüßen. Als darum Innozenz III. zum Papste gewählt wurde, begann er sofort mit der ihm eigenen Leidenschaftlichkeit für einen neuen Kreuzzug zu agitieren. Foulques de Neuilly sollte wie einst der heil. Bernhard als Prediger und Werber für den neuen Kreuzzug herumziehen, aber anfangs erzielte er durchaus keine schmeichelhaften Erfolge; er wurde öffentlich von Richard beschimpft und sogar beschuldigt, ihm anvertraute Gelder veruntreut zu haben. Schließlich nahmen im Jahre 1099 Thibault,

Graf von Champagne, und Louis, Graf von Blois, bei Gelegenheit eines Turnieres im Schlosse Ecry das Kreuz. Ihnen schlossen sich viele andere an, der berühmteste Edelmann aber, der an diesem Kreuzzuge teilnahm, war Simon von Montfort.

Zu Ende des zwölften Jahrhunderts bestanden noch die großen Lehen, und der Graf von Champagne war ein sehr mächtiger Herr. So wählte man ihn denn zum Anführer. In einer zu Compiègne abgehaltenen Versammlung beschlossen die drei Fürsten, die am meisten im Vordergrunde standen, eine sechsgliedrige Deputation nach Venedig zu schicken, um bezüglich des Truppentransportes zu unterhandeln. In dieser Gesandtschaft war Villehardouin, der nachher die Chronik des Kreuzzuges schrieb, der Vertreter Thibaults.

An der Spitze der venezianischen Regierung stand damals der Doge Heinrich Dandolo, vielleicht die hervorragendste Persönlichkeit, die Venedig jemals hervorgebracht. Obgleich er fast fünfundneunzig Jahre alt war, besaß er noch seine volle Manneskraft. Er war ein materialistischer, skeptischer Geist, dabei aber der beste Marineur, der tüchtigste Diplomat und der geriebenste Spekulant von Europa, und gegen ihn, der als Feldherr wie als Staatsmann Venedig zum höchsten Ruhme verholfen hatte, konnte Innozenz III. mit all seinem Ränkespiel nicht aufkommen. Er war eine durch seine Fähigkeiten so überragende Persönlichkeit, daß er mit einstimmigem Beschlusse zum Oberbefehlshaber jener Armee gewählt wurde, in der einige der berühmtesten Feldherren des Jahrhunderts dienten, und als infolge seines geschickten Vorgehens Konstantinopel schließlich eingenommen wurde, verzichtete er auf die Kaiserkrone.

Villehardouin spricht von ihm stets mit tiefster Achtung, er nennt ihn „den guten, außerordentlich klugen und weisen Herzog", und tatsächlich wären die fränkischen Fürsten ohne seinen Beistand von den listigen Griechen vernichtet worden. Nur er konnte die Griechen überlisten, für die er grimmigen Haß empfand, weil ihm der griechische Kaiser Manuel Comnenos, als er einst an seinem Hofe in Mission weilte, die Augen hatte ausbrennen lassen.

Die fränkischen Abgesandten spielten ihm gegenüber die Rolle von Kindern, die von dem sie umgebenden Glanz und

Reichtum ganz geblendet waren. Sie überbrachten ihm ihre Botschaft und mußten acht Tage warten, ehe ihnen geantwortet wurde. Dann wurde ihnen ein Vertrag unterbreitet, der darauf angelegt schien, die Kreuzfahrer gänzlich der Republik zu überantworten und sie soweit als möglich auszubeuten.

Die Venezianer verpflichteten sich, Schiffe für 4500 Ritter samt deren Pferden, sowie für 9000 Knappen und 20.000 Mann Fußtruppen samt dem Proviante für neun Monate zu liefern, wofür sie als Bezahlung 85.000 Mark Silber erhalten sollten; diese Summe dürften etwa 27 Millionen Francs in heutigem Gelde entsprechen. Außerdem erklärte sich die Stadt bereit, „um Gottes willen“ weitere 50 Galeeren zu liefern, dafür sollte das erbeutete Gut unter die beiden Parteien geteilt werden. Obgleich die Franken die Bedingungen dieses sonderbaren Vertrages zum Teil gar nicht erfüllen konnten, wurde er doch angenommen und zur Ratifikation an Innozenz gesandt. Der Papst gab dem Vertrage seine Zustimmung, unter dem Vorbehalte jedoch, daß die Kreuzfahrer sich während der Dauer des Zuges aller Feindseligkeiten gegen christliche Völker enthalten sollten. Die Pilger sollten im Frühjahre in Venedig zusammenkommen.

Als Villehardouin nach Frankreich zurückkehrte, lag Thibault im Sterben, und sein Tod rief große Bestürzung in den Reihen seiner Freunde hervor. Auch fürchtete man, die Venezianer hätten die Abgesandten betrogen, und zahlreiche Edelleute schifften sich in anderen Häfen ein, wo ihnen günstigere Bedingungen gestellt wurden, unter ihnen auch Reinald von Dampiere, dem Thibault seinen Schatz anvertraut hatte. So kam es, daß im Frühjahre 1202 kaum die Hälfte der Ritter in Venedig eintraf, und es war ihnen ganz unmöglich, die eingegangenen Verpflichtungen zu erfüllen. Selbst nachdem die Fürsten alle ihre Schätze an Silber und Juwelen im Dogenpalaste abgeliefert hatten, blieb noch ein Fehlbetrag von 34.000 Mark.

Die Venezianer aber weigerten sich, auch den geringsten Nachlaß zu gewähren, dagegen erklärten sie sich bereit, zuzuwarten; den Fehlbetrag könnte man dann aus der Beute, die den Siegern in die Hände fallen würde, decken. Zugleich schlugen sie als Präliminare einen Angriff auf Zara, eine adriatische Hafenstadt, vor, die sich empört und unter die Oberhoheit des Königs von Ungarn gestellt hatte.

Dieser Vorschlag war eine Beleidigung der Kirche, wie sie kaum ärger gedacht werden konnte. Die Einwohner von Zara waren Glaubensgenossen, gegen die die Franken nicht die geringste Beschuldigung erheben konnten, und was noch schwerer ins Gewicht fiel, der König von Ungarn war selbst ein Kreuzfahrer, seine Länder standen unter dem Schutze des Papstes, und ein Angriff auf sein Gebiet kam einem Angriff auf Rom selbst gleich.

Eine andere Auffassung war in dieser Sache nicht möglich. Der päpstliche Legat erhob denn auch mit einer Anzahl anderer geistlichen Würdenträger eine öffentliche Anklage gegen die Venezianer und drohte ihnen mit dem Kirchenbanne. Der Ausgang dieser Affäre zeigte, daß die Macht im Okzident ihren Ausdruck damals schon im Gelde und nicht mehr in der Einbildungskraft fand.

Und nun trat eine Episode ein, die darum hochinteressant ist, weil man an ihr nachweisen kann, daß die fränkischen Barone im Gebiete jenseits der Alpen, wo sie nicht dem Drucke des Kapitales ausgesetzt waren, noch immer so emotiv waren wie früher. Während sich in Venedig jene ruchlosen Verhandlungen mit den Franken hinzogen, ließen die Untertanen Philipps ihren König im Stiche und krochen vor Innozenz demütig zu Kreuze, als säße noch der alte Hildebrand auf dem päpstlichen Stuhle.

Der König von Frankreich hatte in erster Ehe Ingeburg, eine dänische Prinzessin, geheiratet, für die er eine unüberwindliche Abneigung hegte. Im Jahre 1193 wurde eine Versammlung von geistlichen Würdenträgern einberufen, in der der päpstliche Legat, der Erzbischof von Reims, die Scheidung aussprach. Heinrich vermählte sich dann mit Agnes von Meran, die er innig liebte. Ingeburg appellierte an den Papst, und Innozenz erklärte die Scheidung für null und nichtig und befahl Philipp, sich „von seiner Konkubine“ zu trennen.

Diesem Ansinnen wollte sich Philipp nicht fügen. Nun befahl der Papst seinem Legaten, das Reich mit dem Interdikt zu belegen. Im Januar des Jahres 1202 wurden zu Vienne mitten in der Nacht die magischen Formeln ausgesprochen. Vor dem schaudernden Volke wurde der Christus auf dem Altare ver-

hüllt, die Hostie wurde verbrannt, die wundertätigen Leichname in der Krypta verborgen, und der Priester schleuderte den Bannfluch gegen den König, der auf ihm ruhen solle, bis er „seine Hure“ verlassen werde.

Von dieser Stunde an durften keine gottesdienstlichen Handlungen mehr vorgenommen werden. Die Kirchen wurden gesperrt, keine Glocke läutete im Lande, die Kranken mußten ohne Beichte sterben, und die Toten blieben unbeerdigt. Der König berief seine Bischöfe zusammen und drohte, sie aus Frankreich zu jagen, aber alles war umsonst. Die Edelleute zogen sich von ihm zurück, seine eigenen Soldaten ließen ihn im Stiche. Er blieb ganz allein, von allen verlassen, wie Heinrich IV. in Kanossa. Das wahnwitzige Volk ging sogar nach England, um geistlichen Beistand zu suchen. Und als Graf Ponthieu die Schwester Philipps heiratete, mußte er seine Vermählung in Rouen, das im normannischen Gerichtssprengel lag, feiern.

In dieser Not berief der König ein Parlament nach Paris. In Trauerkleidung erschien Agnes vor der Versammlung und flehte um Schutz, aber kein Mensch rührte einen Finger zu ihrem Beistande, tödlicher Schrecken lähmte alle Herzen. Agnes stand damals im siebenten Monate ihrer Schwangerschaft. Die Versammlung fällte den Spruch, der König müsse sich unterwerfen. Die Arme flehte den Papst an, er möge sie nur nicht von ihrem Gatten reißen, an der Krone sei ihr nichts gelegen. Hier aber stand die Suprematie des Papstes auf dem Spiele, und Innozenz blieb unerbittlich. Auf einem zu Néelle abgehaltenen Konzile mußte Philipp versprechen, Ingeburg wieder als Gattin aufzunehmen und sich von Agnes zu trennen. Umsonst erklärte er, daß sie in gesegneten Umständen sei, und wenn er sie plötzlich verließe, könnte der Schmerz sie töten; die Priester verlangten unbedingte Unterwerfung, und er mußte auf das Evangelium schwören, sie nie wiederzusehen. Agnes, die unter der Last des Schmerzes erlag, zog sich in ein Schloß in der Normandie zurück; sie starb bei der Geburt ihres Sohnes, den sie Tristan nannte, nach dem Leiden der Mutter, die ihn zur Welt gebracht.

Der Soldat der alten imaginativen Gesellschaft war unter

das Joch der Kirche geraten, die die inkarnierte Einbildungskraft darstellte. Dandolo gehörte einem anderen Menschenschlage an; er war ein Geschöpf der ökonomischen Konkurrenz und er trat den Klerus unter seine Füße.

Wenn er auch von Grund aus skeptisch veranlagt war, als ein Mann, der eine Inkarnation der Macht des Geldes war, verstand es doch sehr gut, die Einbildungskraft der anderen seinen Zwecken dienstbar zu machen. So veranstaltete er eine feierliche Zeremonie zu Ehren des heiligen Grabes. Er berief für einen Sonntag die Pilger und die Einwohner der Stadt in die Markuskirche, bestieg die Kanzel und hielt folgende Rede:

„Ihr Herren, ihr habt euch mit dem größten Volke der Welt verbündet, und ihr wollt die größte Tat vollbringen, die je die Welt gesehen. Ich bin ein alter, schwacher Mann, ich bin krank und müßte der Ruhe pflegen. Doch weiß ich, daß keiner euch so wohl zu führen verstände wie ich, euer Doge. Wenn ihr also erlaubet, daß ich das Kreuz nehme und an eure Spitze trete, während mein Sohn an meiner Statt im Lande regiere, so will ich mit euch und mit den Pilgern ausziehen zum Siege oder zum Tode." [1])

Aus der naiven Erzählung des Chronisten ersieht man, wie gut der Greis seine Herde kannte.

„Da empfanden alle Leute, die Venezianer wie auch die Pilger, großes Mitleid mit dem alten Manne, und manche Träne wurde vergossen; hätte doch der würdige Mann Grund genug gehabt, daheim zu bleiben, denn er war schon sehr betagt, und er hatte sehr schöne Augen, aber er war ganz blind." [2])

Nun aber brach ein enthusiastischer Beifall in der Menge aus und sein Vorschlag wurde einmütig angenommen. Unter dem Jubel der Menge kniete Dandolo vor dem Altare nieder, und Tränen entströmten seinen Augen, als er das Kreuz an seine Dogenmütze heftete. Und als er wieder aufstand, war er der Führer der schönsten Armee der Welt.

Und Dandolo war ein großer Feldherr, ein Feldherr größten Stiles. Er duldete in seinem Heere nicht die geringste Insubordination, und er wußte auch den Klerus im Zaum zu halten.

---

[1]) Conquête de Constantinople, ed. Natalis de Wailly, XIV, § 65, p. 39.

[2]) Ibid, XIV, § 67. p. 39,

Als der päpstliche Legat, Peter von Capua, sich in seine Angelegenheiten mengen wollte, antwortete ihm der alte Doge in strengem Tone, die Armee Christi habe die Befehlshaber, die sie brauche, und wenn die Priester auch etwas tun wollten, so mögen sie für die Truppen beten.

Ein Zisterziensermönch namens Gunther, der seinen Abt auf dem Zuge begleitete, machte sich Aufzeichnungen von den Ereignissen, die er mit ansah. Seinen Vorgesetzten Martin überkam in Venedig eine solche Mutlosigkeit, daß er den Legaten bat, er möge ihn von seinem Gelübde entbinden und ihm erlauben, in sein Kloster nach Basel zurückzukehren, aber der Kardinal wies die Bitte zurück. Die Priester hatten beschlossen, sich Dandolo anzuschließen und energisch gegen jenen aufzutreten. Der Abt schiffte sich nun mit den Venezianern ein, aber in Zara machte er eine schlimme Erfahrung. Innozenz sandte an die Priester einen Brief, in dem er die Verhältnisse klarlegte und all denen, die sich irgend etwas gegen den König von Ungarn zuschulden kommen ließen, mit dem Kirchenbanne drohte. Simon von Montfort und einige andere fromme Krieger, die von allem Anfang an dem mit Dandolo abgeschlossenen Vertrage Anstoß genommen hatten, trennten sich von dem Heere und schlugen abseits ein eigenes Lager auf, und in einer Versammlung, die zwecks Besprechung der eingetretenen Verhältnisse einberufen wurde, wollte Veit, der Abt von Vaux-de-Cernay, das päpstliche Schreiben zur Verlesung bringen. Da aber brach ein Sturm in der Versammlung aus, und manche Chronisten erzählen, die Venezianer hätten Veit getötet, wäre nicht Simon von Montfort mit dem Schwerte in der Hand für ihn eingetreten. [1])

Über diesen Punkt ist kein Zweifel möglich. Die Priester benahmen sich in der schmählichsten Weise und ließen ihren Verbündeten im Stiche. Der Angriff fand tatsächlich statt, und nirgends ist erwähnt, daß Montfort am Angriffe nicht teilnahm oder daß er nach der Einnahme der Stadt die ihm gebührende Beute nicht angenommen habe. Die Angreifer begegneten gar keinem Widerstand, denn die Belagerten begnügten sich damit, an ihre Mauern Kreuze zu hängen, darin bestand ihre ganze Verteidigung, und am fünften Tage kapitulierten sie. Die Franken

[1]) Historiens de la France, t. XIX, p. 23.

teilten sich mit den Italienern in die Beute, dann erst sandten sie eine Abordnung nach Rom, um die Absolution zu erlangen.

Sie führten als Entschuldigungsgrund an, sie seien aller Mittel entblößt gewesen und sie hätten die Bedingungen Dandolos annehmen müssen, wollten sie nicht das begonnene Unternehmen wieder aufgeben. Innozenz gab nach. Er verzieh ihnen, jedoch nur unter der Bedingung, daß man den Einwohnern Zaras die geraubten Schätze wieder zurückgebe.[1]) Doch sucht man vergeblich nach einem Beweise dafür, daß auch nur eine einzige Mark in den Besitz ihres ursprünglichen Eigentümers zurückgelangt sei.

Die Venezianer baten nicht um Verzeihung und um die Exkommunikation kümmerten sie sich weiter nicht. Im Gegenteil, Dandolo benützte, als die Abgeordneten in Rom waren, die Gelegenheit, um einen wahrhaft monströsen Plan auszuhecken: er wollte mit Hilfe der Kreuzfahrer Konstantinopel erobern.

In dieselbe Zeit, als die Pilger Venedig verließen, fiel ein Ereignis, das Villehardouin mit folgenden Worten ankündigt: „Und nun höret eines der wunderbarsten und merkwürdigsten Ereignisse, das die Welt jemals gesehen.“[2])

Im Jahre 1195 war der griechische Kaiser Isaak von seinem Bruder Alexios abgesetzt, in den Kerker geworfen und des Augenlichtes beraubt worden, während Alexios sich zum Kaiser aufwarf. Der Sohn Isaaks, der gleichfalls Alexios hieß, entrann dem Verderben und flüchtete zu seinem Schwager Philipp von Schwaben. Dieser konnte ihm nicht helfen, riet ihm aber, sich an die Kreuzfahrer, die damals in Venedig waren, zu wenden. Ob Dandalo dabei die Hand im Spiele hatte und ob er der Urheber des ganzen Planes war, weiß man nicht. Alexios begab sich nach Venedig und wurde vom Dogen mit großer Herzlichkeit empfangen, da aber die Kreuzfahrer schon in See stachen, verschob man die Erledigung der Angelegenheit bis nach dem Angriffe auf Zara. Nun, nach der Einnahme der Stadt, traf eine Botschaft Philipps ein, und es wurde auf die Entwicklung der Dinge in Konstantinopel hingewiesen. In dem Kampfe, der nun zwischen den Venezianern und der Kirche ausbrach, waren die

[1]) Migne, Patrologiae Cursus completus: Patres latini, CCXIV, p. 1180.

[2]) Conquête de Constantinople, XV, § 70, p. 41,

Franken gewissermaßen der Siegespreis, der den Stärkeren zufallen mußte, und aus dem Berichte Gunthers geht klar hervor, mit welcher Liebe die Priester an ihren Vorkämpfern hingen. Wie früher im fünften so erkannten die Geistlichen auch im dreizehnten Jahrhundert, daß sie in einer kapitalistischen Oligarchi all Macht einbüßen würden, und darum mußten die Mönche die Venezianer hassen; „ein außerordentlich geldgieriges Volk" nennt sie Gunther, das vor keinem Sakrilegium zurückschreckt, wenn es sich um ein Geschäft handelte.

Dandalo wieder folgte seinem Instinkte, als er den Papst zu bestechen suchte, indem er ihm eine Vereinigung der Kommunionen vorschlug. Aber Innozenz blieb unerbittlich. In seiner Entrüstung schrieb er, die Kreuzfahrer hätten geschworen, die Christi zugefügte Unbill zu rächen, und diesen Schwur müßten sie halten; er verglich diejenigen, die, ohne ihren Eid zu erfüllen, umkehren würden, mit Lots Weib, die von Gott in eine Salzsäule verwandelt wurde, weil sie seinem Gebote nicht gehorcht hatte.[1])

Doch trotzdem der Klerus seine ganze Macht aufbot, wurde er geschlagen, gegen die Macht des Reichtums konnte er nicht aufkommen. Nur wenige fielen vom Heere ab. Villehardouin erwähnt die Namen der Edelleute, die die Flotte verließen, unter ihnen auch Montfort, „dem Heere zum Schaden und ihnen zur Schmach", fügt der Chronist mit einer gewissen Geringschätzung hinzu.[2]) Faßt man nur diese Worte ins Auge, so könnte man meinen, daß der Chronist und seine Genossen um ein Jahrhundert später lebten als die Barone, die Agnes von Meran dem Papste auslieferten, und doch waren es dieselben Menschen, nur waren sie in eine ökonomische Zivilisation verpflanzt, und der Reichtum hatte alle ihre Sinne erregt.

Am Ostermontag des Jahres 1203 segelte die Flotte nach Korfu ab, woselbst wieder eine Spaltung im Heere ausbrach, die diesmal einen ernsteren Charakter hatte. Aber die Hoffnung auf den glänzenden Preis siegte über die Angst vor den über-

[1]) Historiens de la France, t. XIX, p. 421.
[2]) Conquête de Constantinople, XXIII, § 110, p. 63.

natürlichen Mächten, die Pilger stachen wieder in See, fuhren durch das Marmarameer und warfen vor dem Stephanskloster, ungefähr drei Meilen vor Konstantinopel, Anker. Seitdem der Handel wieder nach Italien strömte, hatte die Lebenskraft des griechischen Staates sehr abgenommen, und das Reich siechte kraftlos dahin. Noch aber besaß Byzanz jene erstaunlichen Festungswerke, die zu Lande uneinnehmbar waren und die nur ein wahrhaft genialer Feldherr von der Seeseite aus angreifen konnte.

Und Dandolo war ein solcher genialer Führer, ein geborener Seemann, zugleich klug und feurig und außerdem ein vollendeter Hafenlotse. Es wurde ein Kriegsrat einberufen und Dandolo setzte den Versammelten seinen Kriegsplan auseinander. „Ihr Herren“, sagte er, „ich kenne dies Land besser als ihr alle, denn ich bin einst hier gewesen. Ihr schreitet an das größte und gefährlichste Unternehmen, das je unternommen wurde, darum ziemt es sich, mit klugem Bedacht vorzugehen.“ [1]) Dann erklärte er ihnen, wie der Angriff geleitet werden müsse, und hätten die Franken ihm gehorcht, so wäre die Stadt beim ersten Ansturm genommen worden. Drei Tage später nahmen die Verbündeten Skutari, die asiatische Vorstadt Konstantinopels, und während der nächsten Tage sammelten sie Lebensmittel. Zwei Tage darauf nahmen sie den Turm von Galata, der Pera, den Schlüssel zum Goldenen Horne, beherrschte. Der Doge konnte bis zum Hafen selbst vordringen. Der Eingang zu demselben war durch einen großen Turm und durch eine ungeheure, an Pfeilern befestigte eiserne Kette verteidigt, zu deren Schutze zwanzig mit Kriegsmaschinen ausgerüstete Galeeren dienten.

Doch die Venezianer vermochte kein Hindernis aufzuhalten. Unbekümmert um das Feuer stürzten die Matrosen auf die Kette los und sprangen dann auf die griechischen Galeeren, deren Bemannung sie über Bord warfen. Gleichzeitig rückte eine der italienischen Galeeren, die mit einer großen Stahlschere ausgerüstet war, an das Kabel heran, durchschnitt es und drang in den Hafen ein.

Da nunmehr der schwächste Teil der Mauer ohne Deckung war, bestand Dandolo darauf, daß man von den Schiffen aus die Mauer dort, wo die Brustwehr am niedrigsten war, er-

[1]) Conquête de Constantinople, XXVI, § 130, p. 73.

stürme, aber die Franken wollten um keinen Preis von ihrer Kampfesweise abgehen und erklärten, sie wollten nur zu Pferde kämpfen. Wie klug der Rat des Dogen gewesen war, sollten die Ereignisse bestätigen. Der Angriff mußte mißlingen, weil die Angreifer ihre Kräfte teilten und den Sturm von der Landseite aus versuchten; trotzdem spricht Villehardouin mit Enthusiasmus von Dandolo, der an der Spitze seiner Matrosen heldenmütig gekämpft hatte.

Als der greise Doge merkte, daß die Schiffe vor dem furchtbaren Feuer, das von der Brustwehr herabgeschleudert wurde, zurückwichen und nicht zu landen wagten, da sah man „eine wunderbare Heldentat, denn der Doge, der ein alter Mann und ganz blind war, stand in voller Rüstung auf seiner Galeere, und vor sich hatte er die Markusfahne. Er rief den Seinen zu, sie sollten ihn ans Land setzen oder er wolle sie an ihrem Leibe strafen. Und sein Befehl wurde ausgeführt, die Galeere landete, sie sprangen aus dem Schiffe und trugen das Banner aufs Land. Und als die Venezianer die Markusfahne auf dem Lande erblickten und sahen, daß ihr Herr schon mit seiner Galeere gelandet war, da schämten sie sich, und alle landeten und alle stürmten aus den Schiffen. Wunderbar war es, wie sie die Mauern erstürmten. Des ist Gottfried von Villehardouin, der Marschall von Champagne, der dieses Buch geschrieben, Zeuge, daß mehr als vierzig ihm wahrheitsgemäß berichteten, wie sie die Markusfahne auf einem der Türme sahen und nicht wußten, wer sie hinaufgetragen hatte.“ [1])

Kaum hatten die Venezianer die Wälle erstiegen, so flohen die Griechen, und bald waren fünfundzwanzig Türme in den Händen der Angreifer. Die Italiener waren schon in die Straßen der Stadt eingedrungen und zündeten die Häuser an, um den Feind von den Dächern zu vertreiben, als gemeldet wurde, daß Alexios von den Toren her anrücke und die Franzosen einzuschließen drohe. Die Gefahr war sehr groß, denn die Anzahl der Kreuzfahrer war, wie Villehardouin bemerkt, im Verhältnis zu der Zahl der Gegner ganz erstaunlich klein, „sie hatten so zahlreiche Truppen, daß wir wie in einem Meere unter ihnen verschwunden wären.“ [2]) Dandolo ließ so-

[1]) Conquête de Constantinople, XXXVI, § 173, 174, p. 99.
[2]) Ibid., XXXVII, § 178, p. 103.

fort mit dem Instinkte des großen Feldherrn zum Abzug blasen, er verließ die Stadt, die schon zur Hälfte erobert war und eilte seinen Verbündeten zu Hilfe. Er traf zur rechten Zeit ein, denn als Alexios ihn heranmarschieren sah, trat er ohne Schwertstreich den Rückzug an.

In der folgenden Nacht ergriff Alexios die Flucht, und Konstantinopel blieb ohne Regierung; nun holte das Volk den blinden Isaak aus dem Kerker und setzte ihn wieder auf den Thron. Eigentlich hatten also die Kreuzfahrer ihre Aufgabe vollendet und sie konnten nun ungehindert nach Palästina ziehen, um für das Heilige Grab zu kämpfen. In Wirklichkeit aber wollten sie nun das erlangen, um dessentwillen sie nach Konstantinopel gezogen waren, und was sie wollten, lief auf die Plünderung der Stadt hinaus. Der junge Alexios hatte, abgesehen von den 200.000 Mark Silbers, auch versprochen, sich den Kreuzfahrern anzuschließen, ihnen Lebensmittel für ein Jahr zu liefern und die Suprematie Roms anzuerkennen, aber diese Versprechungen konnte er unmöglich erfüllen. Während der nächsten sechs Monate wurde die Lage immer gespannter, bitterer Haß wuchs zwischen den Einwohnern von Konstantinopel und den Fremden empor, es kam zu Streitigkeiten, auch zu Brandstiftungen, und schließlich sandten die Verbündeten eine Abordnung in den Palast, um die Erfüllung der im Vertrage festgesetzten Bedingungen zu fordern.

In dieser verzweifelten Lage machte Alexios auf die venezianische Flotte einen Branderangriff, der aber mißlang; infolgedessen brach ein Aufruhr in der Stadt aus, bei dem er ums Leben kam. Isaak starb vor Schrecken, und ein gewisser Murtzuphlos wurde auf den Thron erhoben. Die Griechen griffen nun zur List, und beinahe wäre es ihnen gelungen, die fränkischen Fürsten zu einem Festgelage zu locken, wo sie ermordet werden sollten. Der Anschlag wurde durch die Klugheit Dandolos vereitelt, der es nicht zuließ, daß die Franken die Stadt beträten. Nun rüstete man auf beiden Seiten zum Kampfe.

Den Franken hatte der erste Mißerfolg Gehorsam gelehrt und sie waren nun bereit, auf den Galeeren zu kämpfen. Sie gingen am 8. April 1204 auf die Schiffe, denn am folgenden Morgen sollte die Stadt gestürmt werden. Doch trotzdem sie die Stadt an mehr als hundert Stellen gleichzeitig angriffen, „wurden die Pilger um unserer Sünden willen überall zurück-

gedrängt". Nun wollten die Landtruppen einen anderen Teil der Mauer bestürmen, aber die Seeleute sagten ihnen, anderswo würde die Strömung sie mit fortreißen, „und wisset wohl, gar manchem wäre es lieb gewesen, daß die Strömung oder der Wind die Schiffe mit fortrisse, wenn sie nur das Land verlassen könnten. Und das war auch erklärlich, denn die Gefahr war sehr groß." [1])

Dieser mißlungene Angriff fand am Freitag statt. Am folgenden Montag wurde er von neuem aufgenommen, zuerst mit wenig Erfolg, dann aber „sandte uns der Herr einen Wind, den man den Boreas nennt... und zwei zusammengekuppelte Schiffe, das eine hieß „Pilger", das andere „Paradies", rückten von beiden Seiten so nahe an den Turm heran, daß die Leiter des „Pilgers" an den Turm anlegen konnte, und sofort drangen ein Venezianer und ein französischer Ritter namens André d'Urboise in den Turm ein und nach ihnen die anderen, und die Mannschaft des Turmes verlor den Mut und flüchtete." [2])

Bald waren die Mauern erstürmt und die Schlacht wurde zum Gemetzel. Die Angreifer erkletterten die Wälle und sprengten mit den Sturmböcken die Tore, sie drangen in die Straßen ein, und eine der schrecklichsten Plünderszenen des Mittelalters nahm nun ihren Anfang.

Die Plünderer schonten nichts Heiliges, nichts Ehrwürdiges. Die Kaisergräber wurden geschändet, und der Leichnam Justinians wurde von gierigen Händen ausgeraubt. Der Altar der heiligen Jungfrau, die schönste Zierde der Sophienkirche, wurde zertrümmert und der Schleier des Hochaltars in Fetzen gerissen. Auf den Tischen, die die Apostel darstellten, spielten die Kreuzfahrer mit Würfeln, sie tranken aus den geweihten Kelchen, bis sie berauscht waren. Pferde und Maulesel wurden ins Heiligtum getrieben, und wenn sie unter der Last zusammenbrachen, floß das Blut aus ihren Wunden auf den Boden der Kirche. Zum Schlusse nahm eine junge Dirne im Stuhle des Patriarchen Platz, sie sang ein unzüchtiges Lied und tanzte vor den Pilgern. So brachten am 12. April 1204 die Soldaten Christi Konstantinopel zu Falle.

Seitdem Alarich Rom geplündert, hatte kein Heer je

[1]) Conquête de Constantinople, LII, § 238, 239, p. 139.
[2]) Ibid., LIII, § 242, p. 141.

einen solchen Siegespreis errungen, und die Kreuzfahrer waren wie berauscht von ihrem Glücke. Villehardouin schätzt den auf die Franken entfallenen Beuteanteil nach Abzug der 50.000 Mark, deren Bezahlung die Venezianer forderten, auf 400.000 Mark Silber, ganz abgesehen von zahlreichen Beutestücken, die nicht mitgerechnet waren. Und wieviel sie auch raubten, sie fanden immer neue Schätze an Gold und Silber, Edelsteine, seidene Gewänder, Hermelinfelle, mit einem Worte die prächtigsten Schätze der Welt.

„Des ist Gottfried von Villehardouin, der Marschall von Champagne, Zeuge, und er bestätigt es wahrheitsgemäß, daß nie noch, seit die Welt besteht, in einer Stadt soviel Beute gemacht wurde. Jeder quartierte sich ein, wo es ihm beliebte, und alle fanden Unterkunft, die Venezianer und alle Pilger, und überall herrschte große Freude über den Sieg und den Ruhm, den Gott ihnen gewährt, denn die früher arm gewesen, waren nun reich und glücklich.“ [1])

Die Soldaten Ludwig des Frommen, die den Geboten der Zauberer gehorcht hatten, waren ins Unglück geraten, Zehntausende fanden den Tod, und über ihre Leichen hinweg schritten die Moslem zu Ruhm und Sieg. Die Gottesstreiter, die für Christi Kreuz kämpften, waren auf den Bergen, auf denen einst Jesus zum Volke gesprochen, wie Schafherden hingemordet worden, scharenweise wurden sie als Sklaven nach Damaskus und nach Aleppo verkauft. Auch die Kreuzfahrer, die sich auf den Befehl des Statthalters Christi von Dandolo getrennt hatten, um auf den öden Hügeln Palästinas für das heilige Grab zu kämpfen, auch sie waren zugrunde gegangen. Fünfhundert von ihnen kamen bei einem Schiffbruch ums Leben, viele wurden in Illyrien niedergemetzelt, keinem war für seine Treue eine Belohnung zuteil geworden. Die anderen aber, die der übernatürlichen Macht Hohn sprachen, die unbekümmert um ihr Gelübde sich den exkommunizierten Venezianern angeschlossen hatten, um ihre christlichen Mitbrüder auszurauben, sie hatten den höchsten Ruhm und eine ungeheure Beute erworben.

Die Pilger, die bis zum Schlusse ihrem Worte treu ge-

[1]) Conquête de Constantinople, LV, § 250, 251, p. 147.

blieben waren und wacker für Gott gestritten hatten, eilten nun nach dem Bosporus, um die letzten Reste der Beute unter sich zu teilen. Auch die Tempelritter und die Hospitaliter schifften sich nach Griechenland ein, wo man sich mit dem Schwerte goldene Schätze erkämpfen konnte, und schutzlos blieb der König von Jerusalem vor dem heiligen Grabe, allseits vom Feinde bedroht. Selbst Innozenz war eingeschüchtert. Man hatte seine Befehle mißachtet und seinem Fluche getrotzt, die Laien hatten seinen Legaten beleidigt und, ohne ihn zu befragen, sich Patronatsrechte in religiösen Angelegenheiten angemaßt. Doch für den Stärkeren gab es keine moralischen Gesetze, und als Balduin ihm anzeigte, daß er nun Kaiser sei, nannte der Papst ihn „seinen viellieben Sohn" und nahm seine Untertanen in die römische Gemeinschaft auf.[1])

Und gestern erst hatte der größte König der Christenheit weinend gefleht, der Papst möge das Leben seines armen Weibes schonen, und erst hundert Jahre waren es her, seit ein großer Kaiser barfüßig und halberstarrt vor Kälte im Schnee vor der Pforte von Kanossa gestanden war, um Buße zu tun, weil er sich wider den Papst empört hatte. Im Jahre 1204 wurde einem venezianischen Handelsmann der Segen des hochmütigsten Papstes zuteil, weil er die Armee Christi bestohlen hatte, weil er seine Herde verfolgt, seinen Statthalter mit Verachtung behandelt, seinen Legaten geschmäht und sein Erbe an sich gerissen hatte. Er hatte eigenmächtig einen Patriarchen eingesetzt, ohne sich um die römische Autorität zu kümmern. All das wurde ihm verziehen, die Ernennung des Patriarchen wurde bestätigt, und der Sünder wurde absolviert.

Doch der emotive Typus wird nie seine Natur verleugnen, mag auch die Natur selbst sich gegen ihn erklären; die Eigenart seines Charakters ist in den Windungen seines Gehirnes begründet, und er wird den Materialisten immer hassen. Als im folgenden Jahre Balduin von den Bulgaren geschlagen und gefangengenommen wurde, schrieb Innozenz an den Marquis von Montferrat einen Brief, aus dem hervorgeht, wie die alte Wunde an ihm fraß.

„Ihr, die ihr keine Unbill an den Griechen zu rächen

---

[1]) Migne, Patrologiae Cursus completus: Patres latini, CCXV, p. 454.

hattet," sagt er in bitterem Tone, „ihr habet, als ihr statt gegen die Sarazenen gegen Christen kämpftet, euer Gelübde gebrochen. Ihr habt nicht Jerusalem eingenommen, sondern Konstantinopel, den himmlischen Reichtümern habt ihr die irdischen Schätze vorgezogen. Was aber weit ernster ist, ihr habet ohne Rücksicht auf Religion, auf Geschlecht und Alter gewütet und vor euren Leuten habet ihr Unzucht, Ehebruch und Inzest getrieben..... Die königlichen Schätze und all das, was ihr den Reichen wie den Armen raubtet, haben euch nicht genügt. Auch nach der Kirche Gut habet ihr eure Hände ausgestreckt, von den Altären habet ihr die Silbertafeln gerissen, die Heiligtümer habet ihr geschändet, die Bilder, die Kreuze und die Reliquien habet ihr geraubt, und die Folge davon ist, daß die griechische Kirche, trotzdem sie gerade jetzt schweren Verfolgungen ausgesetzt ist, dem apostolischen Stuhle den Gehorsam verweigert, weil sie bei den Italienern nur Verderbnis und Werke der Finsternis sah und sie darum mit Recht mehr als elende Hunde verabscheut." [1])

Für die nord- und die westeuropäischen Länder scheint der Kreuzzug von Konstantinopel ein Wendepunkt gewesen zu sein, indem nun ein rapider Verfall der Einbildungskraft eintrat. Im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts war allem Anscheine nach in der Kirche der echte ekstasische Typus vorherrschend, jener Typus, der vermöge seiner besonderen Veranlagung an das Wunder glaubte und auf die Amulette größeren Wert legte als auf Geld und irdische Schätze. Auch Innozenz muß, trotzdem er anscheinend weltlich gesinnt war, diesem Schlage angehört haben. Denn, obwohl die materiellen Vorteile einer Verbindung mit der griechischen Kirche weit mehr ins Gewicht fallen mußten als der Besitz des heiligen Grabes, legte er immer mit äußerster Entschiedenheit Verwahrung dagegen ein, daß die Okkupationsarmee Palästina verlasse. Auch der niedere Klerus war von ähnlichen Gefühlen beseelt. Aus einer von Gunther erzählten Episode geht hervor, daß noch im Jahre 1204 die Mönche den Reichtum in seiner gewöhnlichen Form verschmähten.

„Als die fröhlichen Sieger die Stadt plünderten, die nach Kriegsrecht ihr Eigentum war, da dachte Abt Martin daran, daß auch ihm ein Teil an der Beute gebühre. Und da er

[1]) Migne, Patres latini, CCXV, p. 712.

fürchtete, die anderen hätten bereits alles genommen, so daß für ihn nichts mehr übrig bliebe, faßte er den Entschluß, mit seinen eigenen geweihten Händen sich seinen Teil zu nehmen. Doch hielt er es eines Priesters für unwürdig, weltliche Dinge zu rauben, und er wollte darum einen Teil der Reliquien in seinen Besitz bringen, die, wie er wußte, in der Stadt in großer Zahl vorhanden waren."[1])

Er schritt auch sofort an die Ausführung seines Vorhabens. Obgleich auf die Plünderung in einem solchen Falle die Todesstrafe stand, eilte er ohne Besinnen in eine Kirche, wo er nur einen alten, zu Tode erschrockenen Mönch fand, der auf den Knien lag und betete; mit drohender Stimme befahl er ihm, auf der Stelle die Reliquien herbeizuschaffen, sonst habe sein letztes Stündlein geschlagen. Ein bis an den Rand mit Reliquien gefüllter Koffer wurde herbeigebracht, und er griff hinein und nahm soviel mit, als er tragen konnte, dann kehrte er in größter Eile nach seinem Schiffe zurück, wo er die Beute in seiner Kajüte verbarg. Er begnügte sich mit dieser Beute, trotzdem die Straßen, durch die er schritt, buchstäblich mit Gold und mit Silber überschwemmt waren. Doch er wurde für seine Bescheidenheit belohnt. Denn, obwohl er ein Kirchenräuber war, wachten die Engel zu Wasser und zu Lande über ihn, bis er sein Kloster in Basel erreichte. Dann verteilte er seinen Schatz in seiner Diözese.

Wenn in der Form der Konkurrenz eine plötzliche Änderung eintritt, kann es manchmal geschehen, daß die im Plane der Natur gelegene Entwicklung sich in einem außerordentlich kurzen Zeitraum vollzieht. Es war kaum ein Menschenalter seit der Schlacht von Hittin verflossen, und schon betrachteten nicht nur die Laien, sondern auch die Priester das Geld als das Endziel aller menschlichen Mühe.

Zuerst waren es die Reliquien von Jerusalem gewesen, die die Kreuzfahrer nach dem Orient gelockt hatten, dann war infolge der Eroberung der syrischen Seehäfen eine Neubelebung des Handels eingetreten, und die Welt des Westens wurde neu

[1]) Migne, Patris latini. Guntheri Historia captae a Latinis Constantinopoleos, CCXII, p. 246.

zentralisiert. Solange die Imagination die herrschende Kraft blieb und solange das Mirakel seine Macht behielt, war das Streben der Franken nur auf die Eroberung des Landes gerichtet, in dem ihre Talismane zu suchen waren, als sich aber allmählich der Reichtum ansammelte und der ökonomische Typus überall den ekstasischen Typus zu verdrängen begann, schlug man eine andere Politik ein.

Außer den im Heiligen Lande gelegenen Städten gab es in der Levante noch zwei Gebiete, die finanziell sehr hoch bewertet waren, den Bosporus und das Niltal. Trotz dem Einspruche Roms hatten die Venezianer im Jahre 1204 Konstantinopel angegriffen und erobert; auf dem Konzile im Lateran (1215) schlug Innozenz selber einen Angriff auf Kairo vor. Der Plan zu diesem Zuge ging von Innozenz aus, ins Werk gesetzt aber wurde er von Honorius III., der im Juli 1216 zum Papste geweiht wurde. Doch sind diese Einzelnheiten unwesentlich, uns interessiert nur der Ausgang des Kreuzzuges. Johann von Brienne, der König von Jerusalem, war der nominelle Führer des Heeres, doch waren seine Streitkräfte mit denen Dandolos nicht in eine Linie zu stellen. Er gebot nicht über eine kompakte Masse, der das Geld einen inneren Zusammenhang lieh, sondern über einen hysterischen Heereshaufen, ähnlich jenem, der einst unter Ludwig dem Frommen ins Verderben gezogen war.

Der Zug nach Jerusalem wurde nicht ernst genommen, nach einem kurzen Vormarsche wurde das Heer an das Nildelta geschafft, und im Jahre 1218 wurde Damiette belagert. Die Belagerungsarmee setzte sich aus zuchtlosen Pilgertrupps zusammen, die nach Belieben kamen und gingen. Sie dienten im Durchschnitt nur ungefähr sechs Monate. Solche Elemente ordneten sich nicht der militärischen Disziplin unter, dagegen war diese leicht erregbare Menge ein gefügiges Werkzeug in den Händen der Priester, die sie lenken konnten wie sie wollten. Bald wußte der Legat des Papstes die ganze Macht an sich zu reißen. Pelagius, ein Spanier von Geburt, war im Jahre 1206 von Innozenz zum Kardinal ernannt worden; er war in hohem Grade emotiv veranlagt. Honorius hatte ihm freie Hand gelassen, und nun bemühte er sich, den Pilgern seinen eigenen Eifer mitzuteilen. Im achtzehnten Monate der Blockade war die Lage der Eingeschlossenen eine trostlose, und um Damiette zu retten, erklärte sich der Sultan bereit, das Heilige Land —

mit Ausnahme des Karak — an die Kreuzfahrer abzutreten und ihnen auch die zum Wiederaufbau der Mauern von Jerusalem nötigen Summen zur Verfügung zu stellen. König Johann und alle Soldaten, die einsahen, daß eine Besetzung Ägyptens auf die größten Schwierigkeiten stoßen würde, waren entschieden für den Frieden, Pelagius aber, der nur einen Wunsch hatte, nämlich die Plünderung von Kairo, störte den Kriegsrat und verhinderte die Beschlußfassung. So nahm die Belagerung ihren Fortgang, und bald konnten die Christen die Wälle ohne Verluste erstürmen, denn die ganze Einwohnerschaft von Damiette war der Hungersnot und der Pest zum Opfer gefallen.

Dieser Sieg machte Pelagius zu einem Diktator, und er bestand darauf, daß das Heer gegen die Hauptstadt marschiere. Johann und die Großmeister der Ritterorden meinten wohl, das hieße das Heer dem Untergange weihen, denn der Monat Juli war erreicht und der Nil stieg immer höher; in wenigen Wochen würde das ganze Land unter Wasser stehen. Auch könnte die Flotte unmöglich flußaufwärts fahren, die Armee wäre mitten im Feindeslande isoliert und müßte der Übermacht erliegen.

Doch Pelagius antwortete ihnen nur mit Schmähungen. Gott liebe nicht die Feiglinge, nur die wackeren Streiter, denen sein Ruhm höher gelte als alle Todesfurcht. Er drohte ihnen sogar mit der Exkommunikation, wenn sie zurückblieben. Im Mittsommer 1221 begann der Vormarsch. Die Pilger rückten bis zur Spitze des Deltas vor, wo sie Halt machten: am anderen Ufer hatte der Feind Aufstellung genommen.

Der Strom hatte bereits das Uferniveau erreicht, die Lage der Christen war verzweifelt, doch jetzt noch sandte der Sultan eine Abordnung an die Kreuzfahrer und bot ihnen das ganze Heilige Land an, wenn sie Ägypten räumten. Die Truppen, die aus aller Herren Ländern hieher zusammengekommen waren, verlangten sehnsüchtig nach dem Frieden, die Priester aber verlangten ebenso sehnsüchtig nach dem Kriege. Sie hofften zuversichtlich, die Plünderung von Kairo würde nicht minder großartig ausfallen als die Plünderung Konstantinopels. Welch merkwürdiger Gegensatz zwischen dem Abte Martin, der die herrlichen Schätze der Griechenstadt verschmähte, und Pelagius, der auf das heilige Grab verzichtete, um in den Reichtümern Ägyptens zu wühlen!

Doch die Geschichte lehrt, daß der emotive Mensch, der den Kampf mit dem Materialisten auf dessen eigenem Grund und Boden aufnimmt, immer und überall den kürzeren ziehen muß. Unter der Herrschaft der freien ökonomischen Konkurrenz muß er unterliegen, und er wird aus dem sozialen Organismus ausgeschieden. Tatenlos ließ Pelagius die Tage verstreichen, bis der Todesrachen sich auftat und der Nil ihn verschlang.

## VIII. Kapitel.

# Die Aufhebung des Templerordens.

Der wunde Punkt der Priesterkaste ist immer die physische Schwäche gewesen, denn nur selten waren die Priester zugleich auch Krieger, und nur selten war der Glaube im Volke so stark, daß die Kleriker gegen jeden Angriff geschützt waren. Die sich für den Priesterstand daraus ergebenden Schwierigkeiten traten schon im frühen Mittelalter deutlich hervor, denn trotzdem auf politischem Gebiete eine völlige Dezentralisation Platz gegriffen hatte, so daß selbst die Tradition der zentralisierten Macht gefährdet schien, lebten die Keime des alten Materialismus noch weiter fort.

Im neunten Jahrhundert griff die Dezentralisation mit unwiderstehlicher Macht um sich. Obgleich manche von den Nachfolgern Karls des Großen sich durch Energie und politische Geschicklichkeit auszeichneten, war doch die Verteidigung in jener Zeit dem Angriff so sehr überlegen, daß sie ihre Vasallen nicht zum Gehorsam zwingen konnten, und ihr Gebiet zerfiel immer mehr in unabhängige Herrschaften, bis schließlich die Herrscherwürde erblich wurde und die Monarchie fast nur noch in der Erinnerung als Tradition fortlebte. Es ist sogar denkbar, daß im zehnten Jahrhundert die Macht des Königs gänzlich zu Falle gekommen wäre, wenn nicht die Kirche, die einen weltlichen Vorkämpfer brauchte, für ihn eingetreten wäre. Den Priestern lag gar nichts an der legitimen Linie; was ihnen am Herzen lag, war immer nur der Schutz, den ihnen ein mächtiger Herrscher angedeihen lassen konnte. Darum wählten sie auch nicht den Nachkommen Karls des Großen, sondern den Mann, der nach den Worten des Erzbischofs von Reims „sich durch seine Weisheit auszeichnete und eine starke Stütze in seiner

Seelengröße fand". Auf Ludwig V. folgte Hugo Capet, weil er der fähigste Herrscher war.

Aus dieser Verbindung des Priesters mit dem Soldaten ist immer das Dogma vom göttlichen Rechte der Könige hervorgegangen. Im Mittelalter gehörte die Zauberkraft zu den Hauptattributen der königlichen Macht. Der Herrscher wurde mit einem magischen Öle gesalbt, mit einem geweihten Schwerte umgürtet und mit einem übernatürlichen Banner beschenkt; auch die Gabe, Wunder zu vollführen, war ihm eigen. Durch Berührung mit seinen Händen konnte er Kranke gesund machen. Dafür, daß ihm diese Gaben verliehen wurden, mußte er für die Kirche kämpfen, deren Besitzungen der räuberische Adel als seine Beute betrachtete. Jede Diözese und jede Abtei war in endlose lokale Kriege verwickelt, die sich von einer Generation zur nächsten und oft von Jahrhundert zu Jahrhundert hinzogen. Als ein charakteristisches Beispiel ist hier der sich endlos hinziehende Streit zwischen der Abtei von Vézelay und dem Grafen von Nevers anzuführen; eine Vorstellung von der Erbitterung, mit der dieser Kampf geführt wurde, gibt uns ein Brief eines Legaten des Papstes Calixtus I., namens Conon, in dem er einen dieser Raubzüge beschreibt. Er spricht von den Verwüstungen, die der Feind am Kirchengute verübte, und sagt:

„Die Leute des Grafen von Nevers haben die Klostertore gesprengt, auf die Reliquienkästen, in denen die Leichname des hl. Lazarus, der hl. Marta, des hl. Andocius und des hl. Pontianus ruhen, haben sie Steine geworfen, nicht einmal das Kreuz, in dem ein Stück von dem wahren Kreuze Christi aufbewahrt war, haben sie respektiert. Die Mönche haben sie geprügelt und mit Steinwürfen aus dem Kloster gejagt und einen Mönch, den sie gefangen nahmen, haben sie in schmählicher Weise behandelt."[1])

Die Afterbelehnung schritt unaufhaltsam fort, bis sich der Einfluß der Kreuzzüge auch hier fühlbar machte. Die Capetinger konnten der Bewegung ebensowenig Herr werden wie vor ihnen die Karolinger, und so kam es, daß das Gebiet des Königs unter Philipp I. ebenso zerstückelt war wie ein Jahrhundert früher das Reich Lothars. Erst nach dem Konzile von Clermont trat allmählich die Konsolidation ein; die letzten

---

[1]) Bibliothèque de l'École des Chartes, III$^{e}$ série, 1851, t. II, p. 353.

Kämpfe der Krone mit dem kleinen Adel, die seit der Zeit Hugo Capets anhielten, hat Suger in seinem „Leben Ludwig des Dicken“ beschrieben.

Während dieser langen Periode hatten die Könige im Kampfe immer nur Verluste erlitten, und ohne die materielle Unterstützung seitens der Kirche hätten sie nicht standzuhalten vermocht. Und obwohl die Kirche über unermeßliche Reichtümer verfügte, wären sie trotz dieser Unterstützung beinahe erlegen. Die Abtei von Saint-Denis allein konnte, wie es hieß, 10.000 Mann ins Feld stellen, und mag auch diese Angabe übertrieben sein, so wissen wir doch, daß die Korporation in größtem Stile organisiert war.

In der Zeit zwischen dem elften und dem dreizehnten Jahrhundert besaß sie allein in Frankreich drei Städte (Argenteuil, Thoury en Beauce und Solesme en Hainaut), vierundsiebzig Dörfer, neunundzwanzig Schlösser und Burgen, mehr als hundert Gemeinden und zahlreiche Kapellen und Altäre, die bedeutende Einkünfte lieferten; ferner eine große Zahl von Weingärten, von Mühlen, Feldern, fünfzehn Forste, die zu den schönsten des Landes gehörten, vierzehn Wälder usw.[1])

Sugers Schilderung ist hochdramatisch. Am Beginne des dreizehnten Jahrhunderts war jede starke Position, jede Anhöhe und jeder Forst ein Schlupfwinkel, in dem ein Baron hauste, von dem aus er seine Raub- und Plünderzüge unternahm. Einer der furchtbarsten dieser Barone war Hugues du Puiset, den der Abt von Saint-Denis einen Räuber, den Abkömmling einer langen Linie von Räubern nennt. Den Geistlichen mußte Hugues als der leibhaftige Teufel erscheinen. Er quälte und bedrückte den Klerus, und obwohl ihn alle haßten, wagten ihm doch nur wenige entgegenzutreten. Als er auch die Gräfin von Chartres, Adele die Tochter Wilhelms des Eroberers, angriff, erschien diese mit ihrem Sohne Thibaut beim Könige und bat ihn um seinen Schutz. Ludwig aber zog nicht gerne in den Kampf, und der Mönch erzählt, Adele suchte ihn aufzurütteln, indem sie dem König in Erinnerung brachte, wie der Vater Hugues' einst seinen Vater geschlagen und bis nach Orléans verfolgt habe, wie er hundert seiner Ritter gefangennahm und seine Bischöfe in den Kerker warf.

Es wurde nun eine Ratsversammlung in Melun abgehalten,

[1]) Mme. Félicie d'Ayzac, Histoire de l'abbaye de Saint-Denis, 1860, t. I, p. 361—369.





und „viele Erzbischöfe, Bischöfe, Geistliche und Mönche warfen sich dem König, der darob in große Verlegenheit geriet, zu Füßen und flehten ihn an, sie von dem furchtbaren Räuber, der wie ein wilder Wolf im Lande hauste und ihr Gebiet verwüstete, zu befreien“.[1])

Die Kleriker hatten auch einige Ursache, aufgeregt zu sein, denn der gleichfalls anwesende Erzbischof von Chartres war von Hugues gefangen genommen und in Eisen gelegt worden und hatte lange im Kerker schmachten müssen.

Dreimal wurde der Baron geschlagen, aber selbst als er in Gefangenschaft geriet, wurde es ihm durch die Hilfe seiner Familie, die sehr mächtig war, ermöglicht, zu entkommen. Er starb wie ein gehetzter Wolf, bis zum letzten Augenblick kämpfte er, und er spießte noch den Seneschall von Frankreich an seinem Speere auf, ehe es gelang, ihn niederzustrecken.

Solche Männer konnten es, selbst wenn sie allein standen, mit der Kirche und mit dem Könige aufnehmen, verbündeten sie sich aber mit ihren Gesinnungsgenossen, oder gar mit den großen Feudalherren, wie z. B. mit dem Herzog von der Normandie, so fühlten sie sich unbesiegbar. Als eines Tages Eudes, Graf von Corbeil, zu Hugues du Puiset ritt, befahl er seinem Knappen, zurückzubleiben, und sagte zu seiner Frau: „Ich bitte Euch, Frau Gräfin, übergebet dem Grafen dies glänzende Schwert, denn der es heute von Euch als Graf empfängt, wird es Euch morgen als König zurückbringen.“[2])

Die unmittelbare Folge der Kreuzzüge war, daß viele dieser kleinen Fürsten nach Palästina zogen, wo sie oft ums Leben kamen oder ihr Hab und Gut verloren; indem ihre Widerstandskraft erlahmte, wuchs die Macht der Krone, und Ludwig der Dicke konnte alle königlichen Besitzungen zurückerobern. Er begann seine Tätigkeit 1097, im selben Jahre, als die Kreuzfahrer nach Palästina kamen, und sein Vorgehen wird am besten durch die Art und Weise illustriert, in der er die Herrschaft Montlhéry einzog.

Die Familie Rochefort-Montlhéry besaß mehrere der stärk-

---

[1]) „Multi archiepiscopi, episcopi, clerici et monachi confluentes, huia eorum terras lupo rapacior devorabat, clamabant, pedibus ejus etiam nolentis accubabant: ut repacissimum predonem Hugonem compesceret.“ Suger, Vie de Louis le Gros, édit. Aug. Molinier, 1887, p. 62,

[2]) Id., Ibid., p. 70,

sten Kastelle in der Gegend von Paris. Sie teilte sich in zwei Linien; die eine war durch Guy Trousseau, den Herrn von Montlhéry, vertreten, die andere durch Guy den Roten, Herrn von Rochefort. Der Vater Guy Trousseaus hieß Milo, und in Syrien, wohin sie alle zogen, fand Milo den Tod, während sein Sohn seinen Namen entehrte. Voll Verachtung berichtet Suger: „Guy Trousseau, der Sohn Milos von Montlhéry, ein unsteter Mensch, der immer den Frieden im Reiche störte, kehrte von dem Zuge heim, den er nach dem heiligen Grabe unternommen; die lange mühevolle Reise und mancherlei Kränkung hatten ihn hart mitgenommen . . . Als er in Antiochia war und der Emir der Stadt, Corbaran, heranrückte, erfaßte ihn eine solche Angst, daß er sich von einer Mauer herabließ und eiligst davonlief; so ließ er die Armee Gottes im Stiche und flüchtete, trotzdem er aller Mittel entblößt war.“ [1])

Als er heimkehrte, war er ein ruinierter Mann; er verheiratete seine Tochter mit dem unehelichen Sohne Philipps, einem Halbbruder Ludwigs, der damals zwölf Jahre alt war, und der König und der Prinz, die die Vormundschaft über ihn führten, konnten nun von dem Schlosse Besitz ergreifen. Dieses Schloß lag fast vor den Toren vor Paris und hatte immer die Aufrechterhaltung der Kommunikationen im Reiche bedroht, darum waren sie auch über die Wendung, die die Dinge genommen hatten, hocherfreut. „Sie freuten sich so sehr, als hätten sie einen Splitter aus ihren Augen gezogen oder das Gitter ihres Kerkers durchbrochen.“ [2]) „Hüte diesen Turm,“ sagte der alte König zu seinem Sohne, „der Kummer, den mir dieser Turm bereitet, hat mich alt gemacht, die Bosheit und die Verräterei haben in ihm gehaust und nie war mir Ruhe und Frieden im Leben vergönnt.“ [3])

So gingen in Syrien zahlreiche Edelleute unter, doch die soziale Revolution, die im Gefolge der Kreuzzüge eintrat, war von noch viel schwerwiegenderen Folgen begleitet. Denn war auch die Macht der Edelleute für eine Weile gebrochen, so hätte man sie doch nicht auf die Dauer niederhalten können, solange es

[1]) Suger, Vie de Louis le Gros, p. 18.
[2]) Id., Ibid., p. 18.
[3]) Id., Ibid., p. 18.

nicht mit Hilfe des Reichtums möglich wurde, ein überwältigendes Angriffsmaterial anzuschaffen. Die Ansammlung des Reichtums war eine Begleiterscheinung des orientalischen Handels, und seine erste Folge war die Inkorporierung der Kommunen.

Vor dem Jahre 1005 wurde, soweit uns bekannt ist, nur einer Stadt das Stadtrecht verliehen; Saint-Quentin nämlich, die Hauptstadt von Vermandois, erhielt etwa im Jahre 1080 eine Charte.[1]) Nach der Eröffnung der syrischen Häfen aber gewann die Gesellschaft ein ganz anderes Aussehen. Noyon erhielt das Stadtrecht im Jahre 1108, Laon 1111, Amiens 1113, und bald gab es überall im Lande freie Flecken.

Da man damals noch nicht den Kompaß kannte, konnte der Handel nicht durch die Meerenge von Gibraltar gehen. Die Waren mußten über Land transportiert werden, und zwar zentralisierte sich der Tauschhandel zwischen dem nördlichen und dem südlichen Europa in der Grafschaft Champagne, deren Märkte im dreizehnten Jahrhundert die größte Rolle spielten.

Das erste diesbezügliche Dokument ist eine 1114 von Hugues, Graf von Troyes, ausgestellte Urkunde, mittels der er der Abtei von Montier-en-Der gewisse Markteinkünfte zuwies. Fünfzig Jahre später ist von solchen Geschenken öfter die Rede, und um das Jahr 1200 hatten die Marktplätze schon eine hohe Blüte erreicht.[2])

Schon in der Römerzeit hatte man in Flandern die Weberei betrieben, und zur Zeit Karl des Großen erfreute sich die niederländische Leinwand des besten Rufes; im zwölften Jahrhundert wurde die Weberei in die französischen Nachbarprovinzen verpflanzt, und die Wollstoffe wurden allmählich zum vornehmsten europäischen Exportartikel. Die Fliese kamen zum größten Teil aus England, und die Wolle wurde auf dem Kontinente zu Stoffen verarbeitet. Florenz zog einen Teil seines Reichtumes aus dem Appretieren und Färben dieser Stoffe, die dann nach den asiatischen Märkten abgingen.

Zum Zwecke gegenseitigen Schutzes bildeten die nördlichen Industriestädte einen Bund, die sogenannte Londoner

---

[1]) A. Giry, Études sur les origines de la Commune de Saint-Quentin, p. 9.

[2]) Felix Bourquelot, Études sur les foires de Champagne... aux XII^e^, XIII^e^ et XIV^e^ siècles 1865—66, 1^re^ partie, p. 72—74.

Hansa, weil London der Sitz des Hauptkontores war. Dieser Bund umfaßte anfangs nur siebzehn Städte, an deren Spitze Ypern und Brügge, in der Folge aber wuchs der Bund und zählte fünfzig bis sechzig Bundesstädte. Das Gebiet, in dem dieselben lagen, reichte im Westen bis Mans, im Süden bis zur burgundischen Grenze und im Osten bis nach Lüttich. Von dem königlichen Gebiete, das unter Philipp-August wohl konsolidiert wurde, abgesehen, umfaßte der französische Teil des umgrenzten Gebietes die Grafschaften Blois, Vermandois, Anjou, Champagne und das Herzogtum der Normandie. [1]) Dieser Distrikt, der seither immer das Herz von Frankreich gebildet hat, wurde in der Zeit zwischen dem Regierungsantritt Philipp-Augusts im Jahre 1180 und Philipp des Schönen, der hundert Jahre später regierte, in Paris zentralisiert, und es steht außer Zweifel, daß diese Zentralisation die Folge des angesammelten Reichtums war, der die Erhaltung einer permanenten Wehrmacht ermöglichte.

Die Kaufleute aller dem Bunde angehörigen Städte verpflichteten sich, ihre Handelsgeschäfte nur auf den Märkten der Champagne abzuschließen. Der Transport war in jener Zeit mit bedeutenden Schwierigkeiten und auch mit großen Kosten verbunden, und da lag auch das erste Hindernis, das sie zu überwinden hatten. Denn der Raubadel machte die Straßen unsicher, und da es keine einheitliche Jurisdiktion gab, mußten die Kaufleute mehrfache Abgaben zahlen. So kam denn am Ende des dreizehnten Jahrhunderts eine Konvention zwischen fünfzehn der bedeutendsten italienischen Städte — wie Florenz, Genua, Venedig, Mailand — und Otto von Burgund zustande, derzufolge die Abgaben in Gevry, Dôle, Augerans, Salins, Chalamont und Pontarlier erlegt werden sollten, wogegen die Sicherheit der Wege gewährleistet wurde. Waren beim Durchgang durch ein Herzogtum mehrere Abgaben zu bezahlen, so nahmen die Importkosten für billigere Artikel fast einen prohibitiven Charakter an. [2])

Die italienischen Transportzüge gelangten gewöhnlich auf zwei Wegen nach der Champagne: der eine Weg führte über einen Alpenpaß nach Genua und von da nach Burgund, der andere über See nach Marseille oder nach Aigues-Mortes, auf

---

[1]) F. Bourquelot, Les foires des Champagnes, 1re partie, p. 320.

[2]) Id., Ibid., p. 134 et suiv.

der Rhone nach Lyon und dann gleichfalls nach Burgund. Zwischen Brügge und Ypern auf der einen und Lyon und Genf auf der anderen Seite lagen die Städte Provins, Troyes, Bar-sur-Aube und Lagny-sur-Marne, und in diesen Orten wurde allmählich der ganze Handel zentralisiert, bis mit der Einführung der Bussole ein Umschwung eintrat und der Handel den Weg über den Ozean nehmen konnte, worauf dann Antwerpen zur finanziellen Metropole wurde.

Man kann sagen, daß der Markt eigentlich immer offen war, denn es gab sechs Messen, deren jede sechs Wochen dauerte; der Handel erwies sich als so gewinnbringend, daß die Städte, die im Jahre 1100 noch ganz klein waren, hundert Jahre später jene prächtigen Kathedralen aufführen konnten, die noch heute zu den Wunderwerken der Erde zählen.

Die kommunale Bewegung hatte im Grunde durchaus keinen liberalen oder demokratischen Charakter. Ein Flecken wurde nur aus Rücksichten des Handelsverkehres inkorporiert, und in einem gewissen Augenblicke wurde er faktisch unabhängig, weil die Handelsleute einige Zeit lang eine lokale Organisation bilden mußten, ehe die Zentralisierung einer Gemeinde möglich wurde, die reich genug war, um eine starke Polizei einrichten zu können.

Was der Kaufmann brauchte, war Schutz für seinen Handel; die Form, in der dieser Schutz auftrat, war unwesentlich. Dort, wo die Feudalregierung stark war, gab es auch keine Kommunen. Paris z. B. erhielt niemals eine Charte. Dagegen kann man die Entwicklung der Kommunen in jenen Gegenden deutlich verfolgen, wo die Regierung schwach war, denn die Kaufleute mußten ein Bündnis zu gegenseitigem Schutze eingehen, und so kam es auch, daß die Kommunen sich am vollkommensten in den der Kirche gehörigen Gebieten entwickelten. Im allgemeinen schienen die Adeligen die Inkorporierung der Städte eher zu begünstigen, denn sie konnten den Städten gegen Bezahlung Polizeidienste leisten und im Bunde mit ihnen die Kirche plündern;[1]) die Kaufleute wiederum waren stets gerne bereit, sich durch Zahlung einer Summe Geldes vom Militärdienste loszukaufen, und so zogen beide Teile aus diesem Geschäfte

---

[1]) Achille Luchaire, Les Communes françaises à l'époque des Capétiens directs, 1890, p. 221—225.

Nutzen. Für die Kirche dagegen war das Emporkommen der handeltreibenden Klasse mit einem empfindlichen Verluste verbunden. Einerseits suchten die Vasallen des Klerus einen wirksameren Schutz, als ihnen die Geistlichen gewähren konnten, andererseits wurde durch die Verbreitung des positiven Geistes die Ketzerei gefördert. Der Klerus konnte keine Polizeidienste leisten, und die Städter mußten daher ihre Verteidigung selbst organisieren oder sie einem weltlichen Herrn übertragen. Im ersten Falle wurden sie unabhängig, im zweiten Falle wurden sie einem Fremden lehnspflichtig, es wurde demnach das kirchliche Gebiet um ein neues Lehen verkürzt, und infolgedessen wuchs die königliche Domäne.

Die Priesterklasse scheint die Gefahr sofort erkannt zu haben, und die Kämpfe gegen die geistlichen Hörigen, die ihre Verteidigung selbst in die Hand zu nehmen suchten, zählen zu den grausamsten des Mittelalters. Luchaire gibt eine ausführliche Schilderung von dem Blutbade, das ein Soldat, den das Kapitel von Laon zu diesem Zwecke zum Bischof gewählt hatte, unter den Landleuten im Distrikte von Laon veranstaltete;[1]) und dies war nur ein Fall neben hundert anderen. Der Bischof oder der Abt lebte selten in Frieden mit seinen Vasallen, und da der weltliche Adel den Klerus als seine natürliche Beute betrachtete, ergriffen die Barone oft die Partei des Volkes und schützten bei ihren Privatfehden die Rücksichtnahme auf die Interessen der Bürger vor. Eine Vorstellung von den Intrigen, von den fortwährenden Quälereien, denen die Prälaten ausgesetzt waren, gewinnt man aus der folgenden Rede, die der Graf von Nevers anläßlich eines Aufstandes der Einwohner von Vézelay an diese hielt.

„Erlauchte Bürger, die ihr berühmt seid ob eurer großen Weisheit, ihr seid stark und tapfer, aus eigener Kraft habet ihr große Reichtümer erworben; und wenn ich sehe, wie sehr ihr leidet, kränkt es mich. Dem Anscheine nach seid ihr reiche Herren, in Wirklichkeit aber seid ihr sehr arm, ja, nicht einmal eure natürliche Freiheit könnt ihr genießen.... Und wenn ich das bedenke, so wundere ich mich sehr, daß ihr so feige geworden seid, und ich frage mich, wohin der Mut gekommen ist, den ihr

[1]) Ach. Luchaire, Les Communes françaises, p. 85.

einst bewieset, als ihr eurem Herrn, dem Abt Artaud, das Leben nahmet!“

Dann sprach der Graf von dem Hochmut und der Härte des neuen Abtes von Vézelay und schloß seine Rede mit der Aufforderung:

„Trennet euch von diesem Manne und schließet ein Bündnis mit mir; ich will mich verpflichten, euch künftighin von allen ungesetzmäßigen Abgaben und von allen Erpressungen zu befreien, ich werde das drohende Übel von euch abwehren.“ [1])

Der merkantile Typus wies zu allen Zeiten einen gemeinsamen Charakterzug auf, es fehlte ihm die Einbildungskraft, und darum pflegte er immer die Nützlichkeit der Magie anzuzweifeln. Darum weigerten sich auch die handeltreibenden Gemeinwesen stets, ihr Geld zu den Wundermännern zu tragen, und die weitere Ausbreitung des Skeptizismus, der schon im dreizehnten Jahrhundert in den Industriestädten stark entwickelt war, führte später im sechzehnten Jahrhundert die große Reformation herbei. In Saint-Riquier pflegten die Mönche alljährlich die Reliquien des hl. Vigor in feierlicher Prozession herumzutragen. Im Jahre 1246 legten die Bürger eine tote Katze in einen Sargschrein und in einen zweiten Sarg einen Pferdeknochen, der den Arm des heil. Vigor darstellen sollte. Als die Prozession an eine gewisse Stelle gelangt war, wurden die Reliquienkästen auf den Boden gestellt, und nun entspann sich zwischen zwei vermummten Personen ein komischer Streit. Da riefen die Männer, die die Reliquien trugen, aus: „Merk' wohl auf, heiliger Riquier, wenn du nicht diese beiden Feinde miteinander aussöhnst, so werden wir dich nicht weiter tragen.“ Da ließen die beiden Gegner vom Prügeln ab, sie fielen einander in die Arme und gaben sich den Friedenskuß, und alles Volk rief, der heilige Riquier habe ein Wunder vollbracht.

Dann bauten sie eine Kapelle und ein Oratorium — der Altar erhielt sogar goldene Tücher, — und deponierten dort die tote Katze und den Pferdeknochen. Die Pilger und die Reisenden, die von der gotteslästerlichen Handlung nichts wußten, machten bei der Kapelle Halt und sprachen ein Gebet. Das Oratorium

[1]) Ach. Luchaire, Les Communes française, p. 233—234.

stand zwei Tage und zwei Nächte und die ganze Zeit führte das Volk unanständige Tänze auf. Auch der Bürgermeister und die Schöffen waren bei dem Feste anwesend und „sie unterstützten die schmähliche Handlung mit ihrem Rate, zum Schaden der ganzen Kirche“.[1])

Der Klerus antwortete mit furchtbaren Repressalien. Der Handel war von der Ketzerei begleitet und der Ketzerei folgte die Inquisition auf dem Fuße. Im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts erhob sich die handeltreibende Klasse zu hoher Blüte, in dieselbe Zeit fällt aber auch die Errichtung des heiligen Offizium.

Jacques de Vitry, einer der berühmtesten Prediger seiner Zeit, war die Inkarnation des priesterlichen Geistes. Jacques, der zuerst nur ein einfacher Mönch war, stieg bald zu den höchsten Würden empor, er wurde Kardinal-Bischof von Tusculum, Legat in Frankreich und Patriarch von Jerusalem. Er führte einen Kreuzzug gegen die Albigenser und nahm an der Belagerung von Damiette teil; er starb zu Rom im Jahre 1240. Aus seinen Reden spricht ein glühender Haß gegen das Bürgertum: „Keiner von diesen verderbten Leuten wird seinem Schicksal entrinnen, sie alle erwartet die Hölle... Doch von all den Übeln, die in diesem Babel hausen, ist dies das Ärgste, daß man fast in jeder Gemeinde den Ketzern Aufnahme und Schutz gewährt, denn überall haben sie Parteigänger und Gesinnungsgenossen.“ [2])

Die Basis der weltlichen Gesellschaft war im Mittelalter die physische Kraft des einzelnen Individuums. Alle Laien, die Edelleute sowohl wie die Hörigen, mußten Kriegsdienste leisten, und wurde ein Flecken inkorporiert, so wurde er eben sowie ein einzelner Vasall in den Rahmen der feudalen Hierarchie eingereiht. Als aber der merkantile Typus sich immer mehr ausbreitete, trat ein Umschwung ein, indem die physische Kraft in Geld verwandelt wurde, und dieser Prozeß setzte

[1]) Ach. Luchaire, Les Communes françaises p. 260—261.

[2]) „Istud perditissimum genus hominum adeo perit, quod nulli aut pauci evadunt, sed omnes ad infernum properant... Super omnia mala Babilonice civitatis unum est pessimum, quod vix invenitur aliqua communitas in qua non sunt fautores, receptatores, defensores vel credentes hereticorum.“ A. Giry, Documents sur les relations de la royauté avec les villes en France de 1180 à 1314, 1885, p. 59, 61.

sich solange fort, bis die persönliche Kraft und der persönliche Mut ihre Bedeutung verloren.

Die Bürger zeichneten sich nie durch kriegerische Tüchtigkeit aus. Die bürgerlichen Truppen stellten keine bedeutende Streitmacht, und die von den Gemeinden aufgebotenen Scharen vermochten oft dem ersten Ansturm des Feindes nicht standzuhalten. Die Bürger waren sich auch ihrer Schwäche wohl bewußt, und im Jahre 1317 entsandten die Städte Abgeordnete nach Paris, die den König bitten sollten, die Führung der Miliz zu übernehmen.

Aber fehlte den Bürgern auch die kriegerische Tüchtigkeit, so waren sie doch reich, und so kam es, daß unter Philipp-August infolge derselben Verhältnisse, die die Konsolidation des Reiches herbeiführten, auch „allmählich ein tiefgreifender Umschwung auf dem Gebiete der militärischen und der finanziellen Organisation des Reiches eintrat“; an die Stelle des Kriegsdienstes trat die an den König zu zahlende Steuer.[1])

Seit jener Zeit also, wo der ökonomische Typus soweit erstarkt war, daß er eine starke Wehrmacht in Sold nehmen konnte, war die Macht des Staates von seinen Einkünften, von seinem Reichtum abhängig, und der Finanzmann wurde zum führenden Faktor in der Zivilisation. In der Zeit vor den Kreuzzügen wurden die höchsten Stellen, wie z. B. die Stelle des Seneschall, stets von Adeligen bekleidet, ja sie wurden in gewissen Familien des Wehradels nahezu erblich. Seit der Ausdehnung des orientalischen Handels dagegen waren die Räte des Königs fast ausschließlich Bürger. Als einen typischen Vertreter der herrschenden Klasse im fünfzehnten Jahrhundert kann man Jacques Coeur betrachten. Die Wortführer dieser Klasse waren die Gesetzeskundigen, und Männer wie Flotte und Nogaret, die Kanzler Philipp des Schönen, sprachen die Idee der Zentralisation ebenso klar aus wie die Juristen im alten Rom. Diese neue Strömung ist ihrem Wesen nach am klarsten von Luchaire erkannt worden. Er zeigt uns, wie der Kronrat seit der Regierung Ludwig des Heiligen eine immer größere Bedeutung annahm.[2]) Der permanente Zivildienst, dessen Mittelpunkt dieser Kronrat

---

[1]) Ach. Luchaire, Les Communes françaises, p. 189.
[2]) Id., Manuel des institutions françaises, p. 535.

bildete, besorgte die Schulung und Heranbildung der Richter, Schreiber, Seneschalle, kurz aller Gerichtsbeamten und aller Organe der Exekutive. Anfangs wies die Verwaltung einen ausgesprochen klerikalen Charakter auf, wohl darum, weil es ein Menschenalter dauerte, ehe die Laien genügend herangebildet waren; unter Philipp dem Schönen aber, am Ende des Jahrhunderts, nahmen die Laien die herrschende Stellung ein, und nun konnte die Plünderung der Kirche beginnen.

Eine abstrakte Rechtspflege ist natürlich unmöglich. Das Gesetz drückt nur den Willen des im gegebenen Augenblicke Stärksten aus, die Gesetzgebung hat also keine innere Festigkeit und wird in jedem Menschenalter eine andere Form annehmen. Wenn die Einbildungskraft stark und die Regierung schwach ist, treten die emotiven und die priesterlichen Gesetze in den Vordergrund, wenn aber ein scharfer Konkurrenzkampf geführt wird und die soziale Bewegung zunimmt, wird das religiöse Ritual in all den Fällen, wo es sich um Vertragschließung und um den Schutz der Gläubigerklasse handelt, durch das bürgerliche Gesetzbuch verdrängt.

In dem Maße, wie die Konsolidation fortschreitet, geht die Gesetzgebung in die Hände des Reichtums über, und schließlich erlangen die Vertreter der Kapitalistenklasse jene unbeschränkte Macht, wie sie einst der römische Prokonsul besaß und wie sie auch der moderne Staatsbeamte ausübt.

„Ein tiefer Abgrund trennt die beiden großen Persönlichkeiten, die die dritte Periode beherrschen, nämlich Ludwig den Heiligen und Philipp den Schönen. Faßt man aber die Gesamtheit der Geschehnisse ins Auge, so kann man sagen, daß der kommunale Entwicklungsprozeß von den Ideen und dem persönlichen Willen der Regenten nur ganz wenig beeinflußt wurde. In den Amtmännern und in dem Parlamente besitzt der monarchische Mechanismus schon die Haupträder seines Triebwerkes, nun läuft die Maschine und nichts vermag ihren Gang zu hemmen. Auch der König vermöchte sie nicht aufzuhalten oder sie in eine andere Richtung zu lenken; überall arbeiteten die Agenten der Krone, eine ganze Armee ist am Werke, um jede fremde Gerichtsbarkeit, jede störende Macht zu unterdrücken, um überall die Herrschaft der einzelnen durch die alleinige Macht des souveränen Herrschers zu ersetzen. An die Stelle der zahllosen lokalen Gesetze soll eine regelmäßig funktionierende Gesetzgebung

treten, und auf dem politischen wie auf dem administrativen Gebiete wird die Zentralisation durchgeführt." [1])

Die Macht der Dinge setzte, wie Luchaire an einer anderen Stelle bemerkt, auf dem Gebiete der Rechtspflege, der Verwaltung und der Finanzen überall an die Stelle des geistlichen und des aristokratischen Elementes das bürgerliche. Das heißt, anders ausgedrückt, der ökonomische Typus nahm immer mehr an Einfluß zu, und diese Entwicklung hielt bis zur Revolution an. Was Saint-Simon Ludwig XIV. niemals verzeihen konnte, war, daß er sich mit Personen geringer Abkunft umgab, die sich in allem vor seinem Willen beugten.

„Darum wurde auch niemals ein Mann Minister, der das mitgebracht hätte, was ihm der König weder nehmen noch erhalten konnte . . . die einzige Ausnahme bildete der Herzog von Beauvilliers; es ist von ihm erzählt worden, daß er der einzige Aristokrat war, der in der Zeit zwischen dem Tode des Kardinal Mazarin und seinem eigenen Tode, also im Laufe von vierundfünfzig Jahren, in seinen Rat eintrat." [2])

In der Epoche, die von der Mitte des zwölften bis zur Mitte des dreizehnten Jahrhunderts reichte, erfreute sich der Handel einer beispiellosen Blüte; für den Wohlstand jener Zeit sprachen ja die prunkvollen Bauten, die damals aufgeführt wurden. Die prächtigsten Bauwerke des modernen Europa stammen aus jener Zeit, und dieser Wohlstand war nicht auf eine einzelne Gegend beschränkt, sondern das ganze Gebiet von Kairo bis London nahm an dieser Blüte teil. Eine solche Expansion des Handels wäre aber ohne eine entsprechende Expansion des Umlaufes unmöglich gewesen, und da keine neuen Goldfunde gemacht wurden, mußte man zum Papiergeld greifen. Um das Jahr 1200 wurden die Wechsel eingeführt, [3]) und um die Zirkulationskraft des Wechsels möglichst zu steigern, schuf man ein großartiges Banksystem, das als Abrechnungshaus funktionierte.

Im dreizehnten Jahrhundert waren Florenz, Genua und Venedig die vornehmsten finanziellen Zentren. In diesen Städten wurde der Einkauf und der Verkauf der Handelspapiere anfangs

[1]) Ach. Luchaire, Les Communes françaises, p. 283.

[2]) Memoires du duc de Saint-Simon, édit. Chéruel et Ad. Regnier 1874, t. XII, p. 19.

[3]) Blancard, Le commerce de Marseille au moyen âge, p. 3,

von einer Wechslerzunft monopolisiert, deren Gebarung in Venedig wenigstens, wie es scheint, der Kontrolle eines aus der Mitte der Kaufleute gewählten Rates unterstand. Diese Wechsler galten wohl nicht immer als sehr vertrauenswürdige Personen; in jedem Falle verlangte man von ihnen im Jahre 1318 den Erlag einer Kaution von 3000 Pfund als Sicherheit für ihre Kunden, und später wurde diese Summe noch erhöht.[1]) Es ist auch möglich, daß das Kapital der Bank von Venedig ursprünglich aus solchen Depots bestand, aber über die Verhältnisse und die Organisation der Banken im Mittelalter wissen wir fast gar nichts. Nur soviel steht fest, daß derartige Institutionen schon zu einer Zeit bestanden, aus der uns keine Urkunden erhalten sind. Da es im Mittelalter keine einheitliche Gerichtsbarkeit gab, trat eine Verwirrung im Münzwesen ein, und im allgemeinen sank die Münze infolge von Beschneidung und Abschleifung. Ehe eine genaue Tarifierung möglich wurde, mußte man einen einheitlichen Münzfuß schaffen, und dieses Ziel suchten die Banken durch ein besonderes Depositensystem zu erreichen. Sie übernahmen die neugeprägten Münzen und gaben dem Depositär dafür Kreditscheine, welche beliebig umgesetzt werden konnten und auf dem Markte stets zu kaufen waren. Die Depots selbst wurden selten zurückgezogen, u. zw. aus dem Grunde, weil sie eine Prämie einbrachten, die verloren ging, wenn sie in Zirkulation gesetzt wurden; sie wurden daher im entsprechenden Falle einfach in die Bücher der einzelnen Gilden übertragen, so daß stets das Verhältnis zu den Kreditscheinen gewahrt blieb. Es konnten auf diese Weise Kaufleute in allen Ländern Europas und der Levante Wechsel auf Genua und Venedig ziehen, und die Abrechnung erfolgte durch Übertragung der entsprechenden Bankdepots, ohne daß das gemünzte Geld selbst ins Spiel kam. Man hat berechnet, daß auf diese Weise die effektive Kraft des Kurantgeldes verzehnfacht wurde. Die berühmtesten dieser Institute waren die von Venedig und von Genua. Die Georgsbank von Genua wurde offiziell im Jahre 1407 organisiert, aber es steht außer Zweifel, daß sie schon seit dem Beginne des zwölften Jahrhunderts Bankgeschäfte betrieb;[2]) über die Entwicklung der venezianischen Bank wissen wir soviel wie gar

---

[1]) Lattes, La libertà delle Banche à Venezia, p. 26.

[2]) Bonnassieux, Les grandes Compagnies de commerce, p. 3.

nichts. Wahrscheinlich war Florenz das bedeutendste finanzielle Zentrum, bedeutender als Venedig und als Genua, und die großen Florentiner Bankherren waren die vornehmsten Geldleiher des Mittelalters. Allmählich erstanden in allen größeren kommerziellen Zentren solche Institutionen.

Die Einführung des Kreditsystems wirkte genau so wie eine Vermehrung des Kurantgeldes, und in dem Maße, wie die Edelmetalle mehr in Zirkulation kamen, sank ihr relativer Wert, und es konnte eine allgemeine Münzreform vorgenommen werden. Die Bewegung, die in Venedig mit der Ausprägung des Grosso eingeleitet wurde, griff nach Italien und nach Frankreich über, und die unter Ludwig dem Heiligen ausgeprägten Münzen galten lange Zeit als vollkommen.

Die Expansion der Geldzirkulation brachte eine Preiserhöhung mit sich, und die Produzenten wurden reich; zwei Menschenalter hindurch bewegte sich der Konkurrenzkampf in so milden Formen, daß die einzelnen Klassen einander viel weniger ausraubten als früher in weniger glücklichen Zeitläuften.

Indessen erhielt das Kontingent an Edelmetallen keinen wesentlichen Zuschuß, mit der wachsenden Ausdehnung des Handels verlor das neue Kreditsystem seine anfängliche Kraft, und die Anspannung setzte ein. Das erste Symptom scheint eine Erhöhung der Kaufkraft beider Metalle, namentlich aber des Goldes gewesen zu sein, dessen Verhältnis zum Silber, ursprünglich 1 zu $9^1/_2$, auf 1 zu 12 stieg.[1]) Zugleich konstatiert man eine scharfe Abwärtsbewegung der Güterwerte, selbst im Verhältnis zum Silber.[2]) Die Folge davon war eine entsprechende Erhöhung der Schuldenlast und allgemeine Zahlungsunfähigkeit. Die Gemeinden hatten große Summen Geldes aufgenommen und nun waren sie in großer Not. Luchaire sagt, daß diese Verhältnisse klar in den Rechnungen, die die Gemeinden der königlichen Regierung legten, hervortreten.[3])

Alle Städte hatten mit einem Defizit zu kämpfen, fast überall herrschte völlige Armut. Amiens, Soissons, Roye, Saint-Quentin und Rouen hatten Schwierigkeiten wegen der auf-

[1]) Marchéville, Le rapport entre l'or et l'argent au temps de saint Louis, p. 22, 23.

[2]) Id., Ibid., p. 42.

[3]) Les Communes françaises, p. 200—201.

genommenen Anleihen, am ärgsten aber waren die Verhältnisse in Noyon. Im Jahre 1278 war diese Stadt mit einer Schuld von 1600 Livres belastet, die sie nicht zurückzahlen konnte. Vierzehn Jahre blieben die Zahlungen eingestellt, dann erließ der König ein Dekret, durch das die Liquidation angeordnet wurde; ein Teil der Schuldforderungen mußte gelöscht werden, und die Bilanz wurde mit Hilfe einer dem Privatbesitz aufgelegten Steuer hergestellt. Es war dies ein vollkommener Bankrott.

Auch die königliche Regierung befand sich in bedrängter Lage, sie konnte ihren Verpflichtungen nicht nachkommen und suchte sich durch Ausgabe schlechter Münzen zu helfen. Unter Ludwig dem Heiligen wurden aus einer Mark Silbers 2 Pfund, 15 Sous und 6 Heller geprägt, im Jahre 1306 mußte dieselbe Gewichtsmenge Silber 8 Pfund und 10 Sous liefern. Der Druck, der auf der Bevölkerung lastete, führte nun ein schwerwiegendes Ereignis herbei, nämlich die Plünderung der Emotiven.

Die höchste Leistung dürfte der emotive Geist in der Kombination der beiden großen Kräfte der Epoche, des Soldaten und des Mönches, erreicht haben. Wie tief der Märchentraum von der Allmacht, die der Besitz des heiligen Grabes den Christen bringen sollte, von den Gemütern Besitz ergriffen hatte, kann man an den Gaben ermessen, die den Ritterorden gespendet wurden und die bei den Gläubigen eine erstaunliche Opferwilligkeit voraussetzten.

In Paris hatte der Tempelorden neben der Hauptstadt des Königs seine eigene Hauptstadt. Auf einem ummauerten Raum von 60.000 Quadratmetern standen die Klosterbauten und ein gigantischer Turm, der so vortrefflich gemauert war, daß nur am Dache Ausbesserungsarbeiten vorgenommen werden mußten. Das dem Orden gehörige Gebiet reichte jenseits der Mauer bis an die Seine; der Besitz repräsentierte einen Wert, der selbst im dreizehnten Jahrhundert unberechenbar genannt werden mußte.

Die Tempelritter hatten auf allen Schlachtfeldern des Orients und bei jeder Belagerung mit jenem feurigen Mute gekämpft, der ihren Namen sprichwörtlich gemacht hat. Bei

Safed, im Jahre 1265, ließen sich dreihundert Ordensritter lieber auf den Wällen niederhauen, als daß sie ihrem Glauben entsagt hätten. Bei Accon, dessen Verlust auch das Schicksal Palästinas entschied, leisteten sie verzweifelten Widerstand, bis der Turm fiel und unter seinen Trümmern Christen und Muselmanen begrub. Aber aller Mut und alle Tüchtigkeit vermögen nichts gegen das Naturgesetz. Schritt für Schritt wurden die Templer zurückgedrängt, bis sich im Jahre 1291 auch Tortosa ergab. Von da ab war den Christen das Heilige Land verschlossen. Der Enthusiasmus, der einst die Gründung des Ordens ermöglicht hatte, war erloschen, in der Heimat aber hatte die ökonomische Konkurrenz eine neue Rasse ins Dasein gerufen, und die Mönche waren die prädestinierte Beute dieser Rasse.

Im Jahre 1285, in der Zeit, als das lateinische Königreich in Syrien sich seinem Sturze zuneigte, wurde Philipp der Schöne zum König gekrönt. Wenige Herrscher haben ein so düsteres Andenken hinterlassen wie dieser, der ein verschlagener, skeptischer, falscher und grausamer Charakter war; als die Inkarnation des ökonomischen Geistes im Kampfe mit der Kirche steht er vor uns. Neun Jahre später wurde Benedetto Gaetani zum Papste gewählt, auch er in seiner Art ein Produkt der sozialen Revolution. Der Dogmenglaube dieses Papstes, der mehr Jurist war als Priester und der auf den Schulen von Paris und Bologna studiert hatte, war so schwach, daß man bezweifelt hat, ob er überhaupt an die Unsterblichkeit der Seele glaubte. Er war ein durchwegs weltlich gesinnter Mann, dabei habgierig, ehrgeizig und skrupellos, und er stand im Verdachte, seinen Vorgänger, Celestin V., ermordet zu haben. Als Bonifazius den päpstlichen Thron bestieg, soll mehr als ein Drittel des europäischen Bodens im Besitze der Kirche gewesen sein, und von diesem Grundbesitz konnte der Staat keine regelmäßigen Steuern eintreiben. Gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts wuchs mit dem Sinken der Preise die auf dem Volke ruhende Schuldenlast, während gleichzeitig die finanzielle Kraft des Volkes abnahm.

Andererseits nahm die Verwaltung ein kompliziertes Gefüge an, und dementsprechend wurden zu ihrer Instandhaltung immer höhere Summen erforderlich; schließlich wurde der Druck für die Laien unerträglich. England und Frankreich hatten mit einem ständigen Defizit zu kämpfen, und Eduard sowohl als auch Philipp mußten sich an den Klerus wenden, der ihnen allein helfen

konnte. Beide Könige stießen aber auf Widerstand, und zum Ausbruch kam der Zwist zuerst in Frankreich, wo Clairvaux einen unbeugsamen Standpunkt einnahm und an Rom appellierte.

Bonifazius hatte seine Wahl einer Koalition der beiden Parteien Colonna und Orsini zu verdanken gehabt; als er aber einmal Papst war, nahm er gegen die Colonnas Stellung, die ihm aus Rache seine Schätze zu rauben suchten. Es kam zu einem Kampfe, der für den Papst einen verhängnisvollen Ausgang nehmen sollte; im Anfange jedoch war er im Vorteil, er konnte Präneste, die Stadt seiner Feinde, erstürmen, und diese mußten nach Frankreich flüchten. Unter diesen Verhältnissen durfte Bonifazius einen so ernsten Gegner wie Philipp nicht reizen, darum begnügte er sich in seiner Antwort auf den Appell des Klosters Clairvaux damit, den Herrscher, der die Priester besteuern würde, zu exkommunizieren, desgleichen die Priester, die die geforderte Steuer erlegen würden.

Doch damit war die Sache nicht abgetan und die Ereignisse drängten zu einer Entscheidung. Mit der Angst vor dem Unbekannten nahm auch die Macht der Kirche ab; sie war nicht mehr imstande, ihren Reichtum zu verteidigen, der immer mehr in die Hände der Laien fallen sollte.

Philipp erneute bald seine Angriffe, und als in Italien der Friede wiederhergestellt war, kam es zu einem entschiedenen Bruche zwischen Papst und Kaiser. Bonifazius, den das Vorgehen des Königs erbitterte und der sich seiner eigenen Ohnmacht nicht bewußt war, sandte den Bischof von Pamiers, Bernard de Soisset, als seinen Vertreter nach Paris. Bernard war erst unlängst gegen den Willen Philipps zum Bischof ernannt worden und war dessen größter Feind. Er mußte bald den Hof verlassen, aber er hetzte auch jetzt gegen den König und nannte ihn einen Falschmünzer und einen Dummkopf, und als er nach Pamiers zurückkehrte, wollte er einen Aufstand inszenieren. Der Kanzler Flotte ließ ihn verhaften und an den Erzbischof von Narbonne ausliefern, der ihn von seinem Amte entheben sollte; der Erzbischof von Narbonne aber wartete erst die Entscheidung des Papstes ab und stellte indessen das Verfahren ein. Nun reiste Flotte selbst nach Italien und verlangte, man möge ihm „das Kind der Verdammnis“ ausliefern, damit Philipp ihn „Gott zu Gefallen opfern könne“. Seinem Verlangen wurde natürlich nicht Folge geleistet, denn in dieser Frage stand die

Suprematie des Papstes auf dem Spiele, und die Worte, die am Schlusse der stürmischen Auseinandersetzung zwischen Papst und Kanzler fielen, resümieren in treffender Weise die ganze Situation. „Meine Macht, die geistliche Macht,“ rief Bonifazius aus, „steht über der weltlichen Macht und begreift diese in sich.“ — „Das stimmt,“ entgegnete Flotte, „aber Eure Macht steht nur auf dem Papiere, und der König herrscht in Wirklichkeit.“ [1])

Im Oktober 1302 wurde ein Konzil einberufen, und Philipp wurde aufgefordert, vor den höchsten geistlichen Würdenträgern der Christenheit zu erscheinen. Bonifazius aber schrieb, ohne erst den Zusammentritt der erlauchten Versammlung abzuwarten, seine berühmte Bulle „Ausculta, Fili“, in der er dem König den Krieg erklärte. Er sagte im wesentlichen folgendes:

„Merk' wohl auf, mein Sohn. Du darfst nicht glauben, daß es keinen Höheren über dir gibt und daß du nicht dem Oberhaupt der geistlichen Hierarchie zu gehorchen hast. Wer das sagt, ist ein Narr, und wer daran glaubt, ist ein Ungläubiger. Du raubst die Einkünfte der unbesetzten Bistümer und du plünderst die Kirchen. Ich will jetzt gar nicht von den schlechten Münzen sprechen, die du ausgibst, und von all den anderen Anklagen, die allerorts zu uns aufsteigen. Um aber nicht vor Gott die Verantwortung für deine Seele zu tragen, fordere ich dich auf, vor mir zu erscheinen und dich zu rechtfertigen; erscheinst du aber nicht, so werde ich das Urteil sprechen, ohne dich gehört zu haben.“ [2])

Hundert Jahre waren es her, seit die Edelleute aus Angst vor den Zaubersprüchen des Papstes Philipp-August schmählich im Stiche gelassen hatten; nun aber, in der dritten Generation des kommerziellen Typus, hatte man die alte Angst gänzlich abgeschüttelt. Im Jahre 1302 waren es die Generalstände, die „den kleinen Advokaten“, wie der Papst Flotte nannte, unterstützten, sie verbrannten die Bulle des Papstes und antworteten auf seine Mahnungen mit Spott und Hohn.

„Philipp, von Gottesgnaden König von Frankreich, an Bonifazius, der sich den Papst nennt; einen sehr geringen oder gar keinen Gruß.

[1]) Pierre Dupuy, Histoire du différend d' entre le pape Boniface VIII et Philippe le Bel roy de France, 1653, p. 10. Die bezüglichen Dokumente sind im Buche abgedruckt.

[2]) Id., Ibid., p. 48.

„Dem großen Narren, der Ihr seid, geben Wir hiemit zu wissen, daß Wir, was die weltliche Macht anbelangt, niemandem untertänig sind, daß die Vergebung der Pfründen und der Kirchen Unser königliches Recht ist, und daß ihre Einkünfte Uns gehören, daß jede Pfründenvergebung, die Wir vorgenommen haben oder noch vornehmen werden, für die Vergangenheit und für die Zukunft ihre volle Giltigkeit bewahret, und daß Wir ihre Inhaber gegen jedermann entschieden in Schutz nehmen werden. Die aber, so in diesem Punkte anderer Meinung sind, halten wir für einfältige Narren.“ [1])

Man hat lange Zeit an der Theorie festgehalten, daß das Bürgertum in diesem Streite eine neutrale Haltung einnahm, daß es nur ein unbedeutender Faktor im Staate war und passiven Gehorsam leistete, weil es keinen Widerstand leisten konnte. In Wirklichkeit war aber die Konsolidation schon soweit vorgeschritten, daß in Frankreich das Geld zum vornehmsten Ausdruck der Macht geworden war; es war also die kapitalistische Klasse die stärkste im Lande, und Flotte war der Dolmetsch dieser Klasse. Sie nahm die vom Kanzler ausgestellten Papiere in Verkehr, weil der Kanzler ihr Vertreter war. [2])

Im Juli 1302 wurde Philipp bei Courtray geschlagen, und der Ton, den das im Oktober abgehaltene Konzil anschlug, beweist, daß der Klerus der Ansicht war, die Macht des Königs sei nun für immer gebrochen. Der Priester verläßt sich getrost auf das Wunder und muß mit Hilfe der übernatürlichen Macht siegen oder sich der weltlichen Macht unterwerfen. Bonifazius hielt mutig stand und trat wie ein zweiter Hildebrand auf. In der Bulle „Unam Sanctam“ sagt er, daß alle Laien ihm blinden Gehorsam schulden und definiert seinen Rechtsanspruch folgendermaßen:

„Die Kirche hat also zwei Schwerter, das geistliche Schwert und das weltliche. Das eine muß für die Kirche geführt werden, das andere von der Kirche; das geistliche Schwert führt der Priester, das weltliche der König und seine Soldaten, aber auf den Wink und das Zeichen des Priesters.“ [3])

---

[1]) P. Dupuy, Histoire du différend, etc., p. 44.

[2]) Siehe die Briefe von Beauvais und von Laon (1303) in den von M. Giry herausgegebenen „Documents“, p. 160.

[3]) „Sed ad nutum et patientiam sacerdotis.“ P. Dupuy, Histoire du différend, etc. p. 55.

Dementsprechend wurde eine Exkommunikationsurkunde verfaßt und nach Frankreich gesendet, und ihr sollte die Absetzungsurkunde folgen. Nun berief Philipp eine Versammlung von Edelleuten und geistlichen Würdenträgern in den Louvre und erhob gegen Bonifazius eine Anklage, wie sie in der neueren Geschichte wohl einzig dasteht. Der Papst wurde der schimpflichsten Verbrechen beschuldigt. Er sollte ein Ungläubiger sein, der die Unsterblichkeit der Seele leugnete, er verspottete die Hostie, ja, er war ein Mörder und ein Zauberer. Auch der Räuberei und verschiedener Verbrechen gegen die Natur wurde er bezichtigt.[1])

Der Priester, der die Bulle nach Frankreich brachte, wurde in Haft genommen, die Güter der Bischöfe, die an dem Konzile teilgenommen hatten, wurden mit Beschlag belegt, und Philipp traf die nötigen Vorbereitungen, um den Papst in seinem eigenen Palaste festzunehmen. Auch Bonifazius merkte, daß nun die Entscheidung nahe. Er versuchte sich mit seinen Feinden auszusöhnen, er verfaßte die Absetzungsurkunde und wollte sie am 8. September 1303 an der Kirchentür von Agnani affichieren lassen. Ehe aber dieser Tag heranbrach, war er ein Gefangener und in Todesgefahr.

An die Stelle Flottes, der bei Courtray fiel, war der schreckliche Nogaret getreten, dessen Großvater, wie man glaubt, als Ketzer auf dem Scheiterhaufen starb. Zusammen mit Sciarra Colonna, dem grausamsten aller italienischen Edelleute, wurde Nogaret von dem König nach Italien geschickt, um seinem Feinde den Garaus zu machen. Bonifazius hatte mit den Colonnas Krieg geführt und hatte Sciarra schonungslos verfolgt. In einer Verkleidung war Sciarra geflohen, und als er von Seeräubern gefangen genommen wurde, hatte er es vorgezogen, vier Jahre als Sklave auf den Galeeren zu arbeiten als sich dem Statthalter Christi zu ergeben und ihn um Gnade anzuflehen. Schließlich kaufte ihn Philipp frei, der von seinem Unglück gehört hatte, und nun, als der kritische Augenblick gekommen war, hetzte er ihn wie einen wilden Hund dem Papste auf die Gurgel. Nogaret und Colonna bestachen den Kommandanten von Anagni und drangen mitten in der Nacht in die Stadt ein; doch

---

[1]) P. Dupuy, Histoire du différend, p. 101. Die im Juni 1303 vorgelegten Artikel.

konnten die Neffen des Papstes noch Barrikaden in den Straßen errichten, und erst als man die Kirche in Brand steckte, an die die päpstlichen Gemächer grenzten, konnte man den Palast erstürmen. Als Colonna und Nogaret eindrangen, saß, wie man erzählt, der stolze, alte Priester auf seinem Throne, die Krone auf dem Haupte, und man munkelte, daß Sciarra, als er seinen Feind vor sich erblickte, ihm mit seinem Panzerhandschuh ins Gesicht schlug.

Die Episode entspricht wahrscheinlich nicht der Wahrheit, doch sind in ihr die Gefühle, die die Feinde des Papstes beseelten, ziemlich getreu wiedergegeben. Der Papst selbst traute ihnen zu, daß sie ihn vergiften würden, denn von Samstag abend bis Montag früh nahm er weder Speise noch Trank zu sich, und als er wieder in Freiheit gesetzt wurde, war er ganz entkräftet. Bonifazius war damals sechsundachtzig Jahre alt, und die schwere Erschütterung tötete ihn. Er wurde nach Rom geführt und starb dort am Fieber; es ging das Gerücht im Volke, daß er vor seinem Tode gotteslästerlich fluchte und in einem Anfall von Raserei seine Hände zernagte. [1])

Mit dem Tode Bonifazius' trat eine entschiedene Wendung ein. Sein Nachfolger, Benedikt IX., wollte nicht weiter Krieg führen, aber ein Friede ohne Demütigung war nicht möglich. Die ökonomischen Klassen hatten endlich die Emotiven besiegt, und nun sollten diese all ihr Gut herausgeben.

Es nützte Benedikt nichts, daß er alle Regierungshandlungen seines Vorgängers widerrief. Philipp verlangte, er solle Bonifazius öffentlich als Ketzer brandmarken, und sandte Nogaret als seinen Botschafter zum Papste. Diese Schmach konnte der Klerus nicht ruhig hinnehmen. Benedikt nahm all seinen Mut zusammen und sprach über Nogaret, Colonna und dreizehn andere Parteigänger des Königs, die in den Palast von Agnani eingedrungen waren, den Kirchenbann aus. Einen Monat später war er nicht mehr am Leben. Man munkelte, er sei vergiftet worden, und zum erstenmal, seit die Mönche die Hand auf das Papsttum gelegt hatten, wurde die Hierarchie von Angst und Entsetzen erfaßt. Der Klerus erhob keine öffentliche Anklage und verlangte auch nicht die Bestrafung des Schuldigen; das Konklave trat zur

[1]) Cronica di Giovanni Villani, VIII, 63, und Baronius, Annales ecclesiastici, anno 1303, § 41—77.

Wahl eines neuen Papstes zusammen, aber es kam keine Einigung zustande.

Die Legende erzählt, daß, als die Kardinäle sich über die Wahl des neuen Papstes nicht einigen konnten, die dem König von Frankreich feindliche Partei den Vorschlag machte, es mögen drei Kandidaten gewählt werden, deren einen der König zum Papste ernennen solle. Philipp wählte Bertrand de Goth, den Erzbischof von Bordeaux. Wohl war Bonifazius der Gönner Bertrands gewesen, aber Philipp, der ein großer Menschenkenner war, wußte, daß auch dieser Mann ihm nicht widerstehen würde. Man erzählt, daß der König den Erzbischof in einem Kloster bei Saint Jean d'Angély besuchte und folgendermaßen zu ihm sprach: „Herr Erzbischof! Wenn ich will, kann ich Euch zum Papste machen, und ich bin gekommen, um mit Euch darüber zu sprechen." Da sank Bertrand vor ihm auf die Knie, und der König legte ihm fünf Bedingungen auf und behielt sich vor, ihm späterhin eine sechste Bedingung zu stellen. Diese letzte Bedingung war die Verurteilung der Tempelritter.[1])

Die Einzelheiten dieser pittoresken Legende sind gewiß falsch, aber der Geist der Erzählung ist wahr. Wahrscheinlich hat der König den Papst niemals besucht, doch steht es fast außer Zweifel, daß Klemens seine Wahl dem König zu verdanken hatte, auch daß er sich von allem Anfange von ihm die Hände binden ließ. Er verzichtete auf jede persönliche Freiheit, was daraus hervorgeht, daß er seine Residenz in Avignon nahm, wo man heute noch die Mauern von Villeneuve sehen kann, die Philipp aufführen ließ, um die Stadt in Respekt zu halten. In einer Stunde konnte er alle Straßen mit seinen Söldnern füllen. Philipp hatte einen vollständigen Sieg errungen, die Kirche war ohnmächtig und besiegt, und nun konnte die Plünderung beginnen.

Im Jahre 1305 war Klemens gekrönt worden, und schon nach zwei Jahren erkannte der gefangene Papst, daß der Pakt, den er eingegangen, ihm zu schwer wurde. Er überließ Philipp das Patronatsrecht, gab seine Zustimmung zur Besteuerung des Klerus und befahl den Großmeistern der Ritterorden, nach

[1]) Cronica di Giorgio Villani, VIII, 80, siehe auch Baronius, Annales ecclesiastici, anno 1305, § 4.

Europa zurückzukehren, all dies auf Befehl des Königs von Frankreich. Als aber von ihm verlangt wurde, er solle Bonifazius als Ketzer brandmarken, da wich er entsetzt zurück. Denn brach er den Stab über Bonifazius, nannte er ihn einen Betrüger und einen falschen Papst, so mußte das Chaos über sie alle hereinbrechen. Man hätte alle seine Kardinäle und Bischöfe abgesetzt und auch seine Wahl für ungültig erklärt; ein solcher Schritt mußte unabsehbare Folgen nach sich ziehen. Um Zeit zu gewinnen, vertrat Klemens die Meinung, man müsse ein allgemeines Konzil einberufen; widerwillig gab der König seine Zustimmung, jedoch unter der Bedingung, daß die gegen seine Agenten, auch gegen Nogaret, ausgesprochene Exkommunikation zurückgezogen werde. Klemens erklärte sich hiezu bereit, denn er war in Poitiers eigentlich ein Gefangener; es wurde beschlossen, ein Konzil nach Vienne einzuberufen, und die Kirche ließ es geschehen, daß die Krone die Hand auf den Templerorden legte.

Die Forschung hat längst den Schleier gelüftet, der über diesem blutigen Prozesse schwebte. Kein Historiker glaubt heute, daß die Ordensritter all die phantastischen Ungeheuerlichkeiten begangen haben, deren sie angeklagt wurden und deren sie sich unter der Folter für schuldig bekannten. Gewiß waren sie ebenso wie die Kardinäle selbst vom Geiste der Skepsis ergriffen, doch läßt sich kein Beweis dafür erbringen, daß die Ordensritter, auch die verworfensten unter ihnen, sich von dem Milieu, in dem sie lebten, wesentlich unterschieden, und die Seelengröße, mit der sie in den Tod gingen, zeigt, daß es nicht Mangel an religiösem Enthusiasmus war, dessen man sie beschuldigen durfte.

Es ist nicht genau festgestellt, wann Philipp den Plan faßte, die Kreuzritter auszuplündern und sie dann zu töten. Manche Historiker sind der Ansicht, die Idee sei ihm im Jahre 1306 gekommen, als er plötzlich das entwertete Geld nach der Währung Ludwigs des Heiligen berechnete und der Pöbel das Haus seines Münzmeisters zerstörte. Wahrscheinlich faßte er jenen Plan in einer viel früheren Zeit, und dieser Plan war ein notwendiges Resultat des ökonomischen Kampfes, der mit der beschleunigten Bewegung eingetreten war.

Nach der Wahl Klemens' vergingen einige Jahre, ehe der Plan zur Ausführung kommen konnte. Denn ehe man nicht einen der Großmeister wenigstens mit seinen Schätzen nach Frankreich gelockt hatte, konnte man nichts gegen den Orden unternehmen. Unter dem Vorwande, daß ein neuer Kreuzzug vorbereitet werden solle, veranlaßte man Jacques de Molay, nach Paris zu kommen. Ohne Ahnung von dem ihm bevorstehenden Schicksal reiste der ritterliche Burgunder in Begleitung seiner höchsten Offiziere zum König; er führte 150.000 Goldflorentiner mit und soviel Silber, „daß man damit zehn Maulesel hätte beladen können."

Zunächst entlieh Philipp von Molay soviel Geld als er erlangen konnte, dann ließ er alle in Frankreich befindlichen Tempelritter in einer Nacht verhaften; es geschah dies am 3. Oktober 1307. Die Polizei des Königs war so vorzüglich organisiert und seine Agenten waren so zuverlässig, daß alle seine Anordnungen mit vollendeter Präzision ausgeführt wurden.

Die Regierung wollte den Orden ausrauben, das war ihr Ziel; ehe man aber die Güter der Tempelritter konfiszieren konnte, mußten sie in aller Form Rechtens eines Verbrechens überführt werden, das eine solche Maßregel rechtfertigte. Und da hier allein die Ketzerei in Betracht kommen konnte, beschloß Philipp kurzweg, die Ritter der Ketzerei zu überführen. Am besten war dies Ziel zu erreichen, wenn die Ritter sich selbst für schuldig bekannten, und um ihnen das Geständnis zu erpressen, mußte der Papst die Inquisition in Tätigkeit setzen. So wurden die Gottesstreiter vom Statthalter Christi selbst zu Tode gefoltert, damit die Laien in den Besitz der Kirchengüter gelangen könnten.

Umsonst widerrief Klemens, der, als das Werk im Gange war, von Gewissensbissen gequält wurde, die Befehle, die er den Inquisitoren gegeben hatte. Als die Kardinäle dem König die Meldung davon überbrachten, erwiderte er höhnisch: „Gott hasset die Lauen," und die Ritter wurden weiter gefoltert. Als er ihnen die nötigen Geständnisse erpreßt hatte, reiste er zum Papste nach Poitiers. Klemens war anfangs sehr erzürnt, aber als der König auf seinem Vorhaben beharrte, gab er nach und überließ die Tempelritter ihrem Schicksal, nur den Großmeister und einige hohe Würdenträger wollte er geschont wissen; die Entscheidung über ihr Los sollte ihm selbst vorbehalten bleiben.

Aber wenn er auch die Individuen opferte, konnte man ihn doch nicht dazu bringen, den Orden selbst zu verurteilen, und die endgültige Entscheidung wurde dem demnächst abzuhaltenden Konzile übertragen. Indessen schritt eine besondere Kommission unter dem Vorsitze des Erzbischofs von Narbonne zur Aburteilung der Tempelritter.

Drei Jahre lang mußten die Unglücklichen im Kerker schmachten, und Grausen erfaßt uns, wenn wir versuchen, uns die Qualen, die sie erdulden mußten, auszumalen. Schließlich erkannte Philipp, daß der Prozeß zu Ende geführt werden müsse, und im März 1310 wurden 546 Ritter aus dem Kerker entlassen und aufgefordert, aus ihrer Mitte Delegierte zu wählen, denn ihre Stimmung war eine so erbitterte, daß die Regierung es nicht wagte, sie alle vor dem Gerichtshof erscheinen zu lassen.

Doch diese Vorsichtsmaßregel sollte nicht viel nützen. Die Ritter, denen die Verteidigung des Ordens übertragen worden war, bewiesen in diesem tiefsten menschlichen Elend dieselbe stolze Kühnheit, mit der sie einst auf den Schlachtfeldern gekämpft hatten. Sie stellten alle gegen sie erhobenen Anschuldigungen in Abrede, sie hielten den Richtern die Lügen vor, die man ihnen erzählt hatte, um sie zum Geständnisse zu zwingen, sie wiesen nach, daß man ihnen im Namen des Königs Leben und Freiheit versprochen hatte, wenn sie die Wahrheit der von der Regierung aufgestellten Anklage anerkennen würden. Dann erzählten sie, welches Schicksal die Ritter getroffen, die bis zum Ende standhaft alle Qualen ertragen hatten.

„Man darf nicht darüber erstaunt sein, daß einige von uns gelogen haben, man muß vielmehr die Standhaftigkeit der anderen, die immer nur die Wahrheit sagen, bewundern, wenn man sieht, welche Not und welche Qualen sie alltäglich zu erdulden haben, wenn man die schmählichen Drohungen und die Leiden kennt, denen sie ausgesetzt sind... Was uns erstaunt und wahrhaft verblüfft, ist aber die Tatsache, daß man diesen schlechten Lügnern, die falsch ausgesagt haben, um ihren Leib zu retten, mehr Glauben schenkt als den anderen, die gleich den Märtyrern für die Wahrheit den Martertod gestorben sind, daß man ihnen eher Glauben schenkt als all den Wackeren, die, nur der Wahrheit und ihrem Gewissen folgend,

jeden Tag in ihrem Kerker soviel Qual und Pein, soviel Not und Elend und Drangsal erleiden.“ [1])

Auch die Zeugen bestätigten die Wahrheit ihrer Aussagen. Bernard Peleti wurde im Laufe des Verhörs gefragt, ob er gefoltert worden sei. Er erzählte, er habe vor dem Bischof von Paris ein Geständnis abgelegt; drei Monate vorher habe man ihm die Hände so fest auf den Rücken zusammengeschnürt, daß ihm das Blut aus den Nägeln gespritzt sei und dann sei er in eine Grube geworfen worden. Dann rief er entrüstet aus: „Wenn man mich wieder foltern wird, so werde ich alles, was ich jetzt gesagt habe, leugnen und all das gestehen, was man verlangen wird. Für die Ehre des Ordens lasse ich mir, wenn ich nicht lange leiden muß, den Kopf abschlagen, man mag mich verbrennen oder in kochendem Wasser töten, aber die Qualen, die ich mehr als zwei Jahre im Kerker erdulden mußte, vermag ich nicht länger zu ertragen.“ [2])

„Ich bin dreimal gefoltert worden,“ sagte Humbert de Podio. „Drei Monate war ich bei Brot und Wasser in einem Turm eingesperrt, weil ich nicht gestehen wollte, was man verlangte.“ [3]) Bernard de Vado zeigte den Richtern zwei Knochen, die sich von seiner Ferse losgelöst hatten, als man ihm die Füße verbrannte. [4])

Doch diese Zeugenaussagen wurden nicht berücksichtigt; die Tempelritter mußten verurteilt werden, wollte man ihre Güter konfiszieren. Die Unterdrückung des Ordens stellt sich

[1]) „Non est mirandum quodam modo de hiis qui menciuntur, sed plus de hiis qui sustinent veritatem, vivendo tribulaciones et angustias quas continue veridici patiuntur, et minas et contumelias et alia mala cotidie sustinent.... Unde mira res et forcius stupenda omnibus quod major fides adhibeatur mendicibus illis qui sic corrupti talia testificantur ad utilitatem corporum, quam illis [qui] tanquam Christi martires, in tormentis pro veritate sustinenda cum palma martirii decesserunt et etiam quod majori et saniori parti vivencium [qui] pro ipsa veritate sustinenda, sola urgente consciencia, tot tormenta, penas, tribulaciones et angustias, improperia, calamitates et miserias passi fuerunt et in carceribus cotidie paciuntur.“

Michelet, Procès des Templiers, 1841, t. I, p. 166.

[2]) Michelet, Procès des Templiers, t. I, p. 37.

[3]) „Quia non confitebatur quae volebant“. Id., Ibid., t. I, p. 264.

[4]) Id., Ibid., t. I, p. 75.

als der Anfang der Plünderung der Kirche dar, die bis zum heutigen Tage fortgesetzt wurde, und die Männer, die der Ausführung des Planes im Wege standen, mußten umso mehr leiden, je größer ihre Widerstandskraft war. Im vierzehnten Jahrhundert war der Glaube noch lebendig, und den Widerstand der Mönche konnte man nur besiegen, indem man sie tötete. Mit genialem Blicke hatte Philipp die Situation erfaßt und er wußte für seine Aufgabe auch das geeignete Werkzeug zu finden. Er zwang Klemens, Philipp de Marigny zum Erzbischof von Sens zu ernennen; Marigny aber war ein Mann, der vor nichts zurückschreckte.

Der neue Erzbischof berief sofort ein Provinzialenkonzil nach Paris und sprach die Ritter, die ihre Geständnisse widerrufen hatten, als rückfällige Ketzer schuldig. Neunundfünfzig dieser Ritter gehörten seiner eigenen Diözese an. Er ließ sie auf ein eingehegtes Feld in die Nähe des Klosters Saint Antoine führen und erklärte, er wolle sie begnadigen, wenn sie ihre Aussage widerriefen; doch keiner wollte zum Verräter werden. Dann ließ er sie auf die Scheiterhaufen binden, und langsam begann das Feuer ihre Füße zu verzehren und stieg allmählig immer höher. Als sie schon halb verbrannt waren und die Qualen ihnen Schreie der Angst erpreßten, beteuerten sie noch ihre Unschuld, und sie starben, indem sie Gott und die heilige Jungfrau um Gnade anflehten.[1])

Eine so edle Standhaftigkeit hätte auch in einem Feigling wie Klemens einen Funken der Empörung wecken müssen, aber Philipp war auf der Höhe der Situation. Er hatte eine große Anzahl von Zeugen einvernehmen lassen, aus deren Aussagen hervorgehen sollte, daß Bonifazius ein Mörder, ein Zauberer ein Wüstling und ein Ketzer war. Plötzlich aber erklärte er, er wolle das Verfahren einstellen und der Kirche die Ordensgüter zurückgeben, wenn Klemens den Orden aufheben und den Prozeß beenden wolle. Der Papst fügte sich, und im Oktober 1311 trat in Vienne das Konzil zusammen. Im Winter wurde der Klerus eingeschüchtert und soweit als möglich bestochen; die zweite Versammlung fand erst im April des folgenden Jahres statt, und nun wurde das Auflösungsdekret veröffentlicht. Doch waren noch einige hohe Ordensmitglieder

---

[1]) Cronica di Giovanni Villani, VIII, XCII.

am Leben, und in einem bösen Augenblicke entsann sich Klemens dieser letzten Ordensritter. Zwanzig Monate später, im Oktober 1313, ernannte er eine Kommission, um über sie ein Urteil zu fällen. Sie wurden vor das Tor der Kirche Notre-Dame de Paris geführt, wo ein großes Schafott errichtet war, und mußten die Geständnisse, die man ihnen im Kerker erpreßt hatte, wiederholen. Dann wurden sie zu lebenslänglicher Einkerkerung verurteilt. In diesem letzten Augenblicke, als alles zu Ende schien, ergriffen der Großmeister Molay und der Meister der Normandie das Wort, und mit Zorn und Entrüstung traten sie für ihre Unschuld ein. Die Kommissäre vertagten in ihrer Ratlosigkeit die Verhandlung, der blutdürstige König aber wollte von seiner Beute nicht lassen.

Ohne erst die Bischöfe zu fragen, gab Philipp seinen Offizieren die nötigen Befehle, und am 18. März 1314 wurden bei Einbruch der Nacht die beiden Kreuzfahrer vom Ordensgeneral, der ihr Kerkermeister war, übernommen und auf eine kleine Insel in der Seine, auf der sich heute eine Statue Heinrichs IV. befindet, gebracht. Da wurden sie beide ohne Urteilsspruch verbrannt. Sie sahen zu, wie man den Scheiterhaufen errichtete, „mit so festem, entschlossenem Sinne, sie leugneten bis zum Ende mit solcher Entschiedenheit alle Schuld, und sie gingen so ruhig in den Tod, daß alle Zeugen ihrer Pein von einem Gefühle des Staunens und der Bewunderung durchdrungen waren.“ [1])

Eine alte Legende berichtet, daß Jacques Molay, als er schon auf dem flammenden Scheiterhaufen stand, Klemens und Philipp vor Gottes Richterstuhl zitierte: „Klemens“, sagte er, „solle in vierzig Tagen vor Gott erscheinen und Philipp in einem Jahre.“ Keiner von beiden überlebte den angegebenen Zeitpunkt. Philipp hatte wohl versprochen, der Kirche die Ordensgüter zurückzustellen, aber der Sieger gab die Beute, um derentwillen er solche Greuel begangen hatte, nur widerwillig heraus. Das Gold und das Silber und alles, was man verschwinden lassen konnte, wurde gestohlen. Die Besitzungen der Tempelritter, die früher zu den schönsten Ordensländereien von Europa gehört hatten, wurden schließlich an die Hospitaliter abgetreten, aber

[1]) Continuatio Chronicae Guilelmi de Nangiaco, anno 1313.

sie waren dermaßen verwüstet, daß sie ein Jahrhundert lang überhaupt keine Einkünfte lieferten.[1])

Mit der Aufhebung des Templerordens war jene soziale Revolution eingeleitet, die in ihrem Höhepunkte die Reformation genannt wurde.

[1]) Curzon, La maison du peuple, p. 200—204.

## IX. Kapitel.

# Die englische Reformation.

Die Ursachen, die nach dem Eintritt der ökonomischen Zentralisation im dreizehnten Jahrhundert eine Dekadenz des Priesterstande herbeiführten, bestanden schon in einer viel weiter zurückreichenden Periode, doch mit voller Kraft äußerten sie sich erst in der Zeit, als der Papst nach Avignon zog. Die Bedingungen, die in der einen Epoche die Entwicklung des imaginativen Geistes begünstigten, mußten, — und so vollzieht sich ja immer die soziale Entwicklung, — als sie in der folgenden Epoche übertrieben stark hervortraten, sich gegen diesen Geist kehren. Die starke Glaubenskraft, die so lange Zeit das Volk beseelte, hatte sich in den Geschenken geäußert, die man der Gottheit oder ihren Vertretern auf Erden gegeben hatte, und eben darum mußte der Beruf des Seelenarztes allen habgierigen Individuen als höchst verlockend erscheinen. Am Ende des Mittelalters warf keine Kapitalsanlage ein so sicheres, von den Schwankungen des Marktes unabhängiges Erträgnis ab wie die geistlichen Ämter; alle habgierigen Elemente mußten nach diesen Stellen streben, und die Folge davon war, daß zuerst Rom, dann auch Avignon zu einem Marktplatz wurde, in dem man Leibrenten kaufte und verkaufte.

In einer solchen Atmosphäre mußten die Schlauesten am besten gedeihen, und genau in dem Maße, wie der Pfründenhandel an Ausbreitung zunahm, trat auch in der Kirche ein neuer, vom alten wesentlich verschiedener Typus auf. Anfangs ging diese materialistische Invasion der Kirche fast unbeachtet vor sich, höchstens erweckte sie in einigen Enthusiasten den Wunsch nach einem Leben vollkommener Selbstverleugnung; als aber die neue Saat üppiger aufschoß, da machte sich auch der Widerstand geltend, und schließlich brach die Empörung aus. Da sich

die Ansammlung des Reichtums vornehmlich in Italien vollzogen hatte, übte das Geld zuerst in diesem Lande einen Druck auf die sozialen Verhältnisse aus; bald kam das peinliche Gefühl der Unzufriedenheit zu Worte, und der Protest des heiligen Franz von Assisi gegen die ökonomische Denkweise fällt in die Zeit des großen finanziellen Aufschwunges der Städte Florenz, Venedig und Pisa. Doch noch lange blieb es der Gesellschaft verborgen, welcher tiefe Abgrund den ekstatischen Geist vom materialistischen Geiste trennte. Die päpstliche Verwaltung behandelte den heiligen Franz nicht als Ketzer, sondern sie sprach ihn fast vor seinem Tode schon heilig; erst hundert Jahre später wurde der Kampf um die Suprematie mit solcher Erbitterung geführt, daß Johann XXII. einige Mönche, die für die evangelische Armut eintraten, lebendig verbrennen ließ.

Auch die Gründung der Bettelorden war eine Begleiterscheinung der beschleunigten sozialen Bewegung, die die Kreuzzüge hervorgerufen hatten. Diese Orden sind vielleicht als die größte Kraftleistung des imaginativen Menschen anzusehen, der sein Ideal zu verwirklichen strebte; doch ehe noch die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts erreicht war, war die ganze Organisation des Klerus in die Hände der ökonomischen Klasse übergegangen.

Das europäische Bankgeschäft war in Avignon stärker noch als in den Märkten der Champagne zentralisiert, und kein Makler von Beruf konnte gewinnsüchtiger sein als Johann XXII. Pelagius, der den päpstlichen Palast wohl kannte, gibt mit einigen Worten die Stimmung wieder, die in den Mauern des Hauses herrschte. „Ich kam oft in das Zimmer des Kämmerers Seiner Heiligkeit, und da sah ich an den mit Gold beladenen Tischen Bankiers sitzen und verschiedene Schreiber, die rechneten und die Florentiner auf ihren Wert prüften.“ [1]) Wenn eine Pfründe frei wurde, so wurde sie je nach dem Gewinne, den sie einbrachte, geschätzt. So war z. B. Salzburg im Jahre 1312 auf 10.000 Goldflorentiner geschätzt, im Jahre 1339 nur mehr auf

[1]) Die päpstliche Finanzverwaltung in dieser Periode und auch in der späteren Zeit ist eingehend studiert worden; s. namentlich Leo König, die päpstliche Kammer unter Clemens V und Johann XXII; — Adolf Gottlob, Aus der camera apostolica des XVI. Jahrhundertes und J. F. André, Histoire de la papauté à Avignon, 1887.

6520, während der Schätzungspreis von 1396 nicht weniger als 12.066 Florentiner betrug. [1]) Im Jahre 1314 warf die Abtei von Corvey ein jährliches Einkommen von 6000 Florentinern ab. [2])

In der europäischen Gesellschaft kam immer deutlicher die merkantile Tendenz zum Ausdruck, und Gerson, der Kanzler der Pariser Universität, ein konservativer Geist, rief entrüstet aus, die Bischöfe wie die Äbte und die Mönche seien eher „Beamte des Fiskus als Diener Christi zu nennen (officiales fisci, quam Christi), und all ihr Streben sei auf weltliche Dinge gerichtet.“ [3])

Seitdem der Papst nach Avignon gegangen war, warf die nahende Revolution ihre Schatten auch auf die theologische Literatur. Pierre d'Olive starb im Jahre 1297, und seine Schriften wurden in der Folge so gründlich vernichtet, daß man sich kein richtiges Urteil über seine wahren Anschauungen bilden kann, [4]) aber der Streit um die evangelische Armut rief unter den Franziskanern langjährige Zwistigkeiten hervor. Die von der Partei der strikten Observanz aufgestellten Prinzipien mußten die neue ökonomische Organisation gewissermaßen ins Herz treffen, und alle Parteien waren sich ihrer entscheidenden Bedeutung wohl bewußt. Johann XXII. aber war ein Mann, der energisch zuzugreifen verstand, und er schrak auch nicht vor den strengsten Unterdrückungsmaßregeln zurück. Im Jahre 1318 ließ er in Marseille vier Mönche bei lebendigem Leibe verbrennen, die die Behauptung aufgestellt hatten, daß „der Papst den Minderbrüdern keine Vorratskammern und keine Getreidespeicher gewähren durfte, und all diejenigen, die von dieser Schenkung Gebrauch machten, begingen eine Todsünde.“ [5])

Wie sehr der emotive Geist im Nachteil gegenüber dem praktischen Geiste war, wo immer es sich um organisatorische

---

[1]) Leo König, Die päpstliche Kammer, S. 15.

[2]) Id., Ibid., S. 18.

[3]) Opera omnia, Edit. 1706, II, p. 312. Sermo de morbis et calamitatibus Ecclesiae.

[4]) Histoire littéraire de France, t. XXI, p. 41—53.

[5]) „Non potuisse pontificem concedere fratribus minoribus cellaria aut granaria, et viventes secundum hujus concessionis licentiam mortaliter peccare.“ P. Luc Wadding, Annales Minorum seu trium Ordinum a S. Francisco institutorum, 1731—1745, VI, p. 321.

Maßnahmen oder um irgendwelche Intrigen handelte, kann man vielleicht am besten ersehen, wenn man die Entwicklung der katholischen Kirche in der Zeit von der Herrschaft Bonifazius' VIII. bis zur Reformation ins Auge faßt. Es steht wohl außer Zweifel, daß der Klerus im allgemeinen mit Männern von dem Schlage eines Gerson sympathisierte, mit Männern, die einen tiefgläubigen und zur beschaulichen Lebensweise neigenden Charakter hatten, und doch lag zweihundert Jahre lang die Verwaltung in den Händen der Politiker und der Finanzleute, deren Typus Johann XXII. war. Dieser Mann, der im Jahre 1244 geboren war und im Jahre 1316, also im Alter von 72 Jahren, zum Papste gewählt wurde, besaß eine erstaunliche Lebenskraft und büßte während seiner achtzehnjährigen Regierung nichts von seiner Energie ein. Der Schatz, den er hinterließ, ist auf 18 Millionen Goldflorentiner (vermutlich 2 Milliarden Francs in heutigem Gelde) geschätzt worden, abgesehen von dem Silberschatz, der mit 7 Millionen bewertet wurde. [1])

Johann war die Inkarnation des materialistischen Priesters, er war ein kühner, schlauer, skrupelloser Rechner und unterdrückte alle Gegner seiner Politik. In trefflicher Weise hat Wadding beschrieben, wie rücksichtslos er auf einem im Jahre 1323 gehaltenen Konzile gegen die Kardinäle auftrat, die die Sekte der Beghinen zu verteidigen suchten. „Alle diejenigen, die zu der Anschauung neigten, daß Christus und die Apostel Privateigentum und gewisse Dinge auch gemeinsam besaßen, und die jede andere Anschauung ohne Zögern als ketzerisch auffaßten, die fanden seinen Beifall; die anderen aber, die die entgegengesetzte Ansicht vertraten, ließ man nicht zu Worte kommen." [2])

Es wäre ein grober Irrtum, wollte man glauben, daß der Widerstand gegen die materialistische Invasion von einer besonderen Sekte oder philosophischen Schule ausging; dieser Widerstand war eines der Zeichen der Zeit, ebenso wie das

---

[1]) André, Histoire de la papauté à Avignon, p. 184.

[2]) Ita hi, et qui cum eis Christum et apostolos aliqua habuisse in speciali et in communi asserebant, et contrariam assertionem absque ullo delectu dicebant haereticam, Joanni placebant; qui his adversabantur, displicebant, neque loqui permittebantur. Wadding, Annales Minorum, VII, p. 2.

Zurücktreten des asketischen und imaginativen Geistes. Johann Huß war ein Realist, aber Gerson und d'Ailly waren Nominalisten, und wenn auch Wycklyff oder Gerson gewissen nationalen Einflüssen zugänglich waren, so war doch Pelagius ein ausgesprochener Ultramontaner. Der Spanier Pelagius gehörte zu den markantesten Persönlichkeiten seiner Zeit. Er war der Bußpriester Johann XXII. und lernte alle Geheimnisse des Systemes, unter dem er lebte, kennen; keine der zahlreichen düsteren Schilderungen aus jener Epoche macht einen solchen Eindruck auf den Leser wie das bekannte Kapitel aus „De planctu Ecclesiae“: „Die Kirche ist angefüllt mit Gold und mit Silber, und der Reichtum ihrer Priester ist unermeßlich.“ [1]) Das Werk, in dem dieser Satz vorkommt, wurde im Jahre 1332 beendet, kurz vor dem Tode des alten Papstes, der die Apostel der Selbstverleugnung so grausam verfolgte.

Für die Verwirrung, die damals in den Geistern herrschte, ist die Erregung und Unruhe bezeichnend, die in jener Zeit auf den Universitäten herrschte. Fast zu gleicher Zeit wurden in den drei vornehmsten intellektuellen Zentren nördlich der Alpen, in Paris, Oxford und Prag dieselben Symptome sichtbar. Wycklyff wurde im Jahre 1324 geboren, Pierre d'Ailly, der Lehrer Gersons, 1350 und Johann Huß 1369, im selben Jahre, in dem sein großer Vorläufer Konrad Waldhäuser starb. Unter diesen drei berühmten Männern war unstreitig der jüngste, Johannes Huß, der größte Enthusiast. Der böhmische Bauernsohn bewahrte zeitlebens sein bäurisch einfaches Wesen; auch als Rektor der Prager Universität und als Beichtvater des Königs trat er für die Armen und Elenden ein, und er war ebenso ein Feind des Pfründenschachers, als hätte er im Zeitalter Pierre l'Hermites gelebt. Vor dem Reichtum hegte er denselben Abscheu wie der heilige Franz. „Möge der römische Papst keine zeitlichen Güter besitzen, wie Christus und Petrus kein Eigentum hatten, möge er in Armut leben, sanft sein und demütig, möge er nicht nach weltlicher Macht und

[1]) „Repleta est Ecclesia auro et argento, et non est finis thesaurorum ejus clericorum.

nach weltlichem Glanze streben, und bald wird wieder Ruhe in der Kirche herrschen.“ [1])

Huß, dem, wie es scheint, der Instinkt der Vorsicht und der Angst völlig abging, der nur von dem Verlangen beseelt war, sich für sein Ideal zu opfern, starb den Märtyrertod, trotzdem er sich bei Beachtung der einfachsten Vorsichtsmaßregeln ebenso wie Luther hätte retten können. Er sah nur einen Feind vor sich, den er stürzen wollte, er vergaß im Kampfe alle Vorsicht und trat alle weltlichen Rücksichten mit Füßen. „Verzichtet auf das Gold und das Silber, sonst könnte es geschehen, daß ihr, die ihr nur an die irdischen Schätze denket, das Wort Gottes zu predigen vergesset.“ [2]) Huß erschien der Pfründenschacher und der Ablaßhandel, alles, mit einem Worte, was der gierige Typus ersann, um aus dem Glauben ein Spekulationsobjekt zu machen, als frevlerischer Greuel, als ein Greuel auch darum, weil so dem Priester die Mittel geboten wurden, ein sinnliches Leben zu führen. Als er den Plan faßte, dieses System zu stürzen, das, wie er instinktiv empfand, seinen Untergang und den Untergang seiner Rasse herbeiführen mußte, dachte er gar nicht an die Gefahr, die er für sich sowohl wie auch für die Hierarchie, der er angehörte, heraufbeschwor. „Darum ist es jetzt nötig, — und noch nie, seit die Welt besteht, war die Gefahr so groß —, daß die gläubigen Priester auf die irdischen Güter verzichten, daß sie selbst den Christen sagen, sie mögen nicht aus allzugroßer Liebe zu den irdischen Schätzen die himmlischen Güter verlieren; gerade heute ist dies nötig, wo alle, vom kleinsten bis zum größten, der Habgier ergeben sind.“ [3])

---

[1]) „Nam, da quod romanus pontifex nihil possideat temporalium ut Christus et Petrus seculariter, sed sit pauper, mitis et humilis, secularem dominationem et pompam abjiciens, et cessabit quassatio.“ Historia et Monumenta, I. p. 321, a: Responsio ad Scriptum octo Doctorum XVI.

[2]) Nolite possidere aurum et argentum, ne occupati terrenis divitiis, predicationem verbi Dei omitterent.“ Historia et monumenta, I, p. 55, a: Sermo de Pace.

[3]) Hinc est, quod nunquam ab origine mundi fuit ita necessarium quod fideles sacerdotes renunciantes temporalibus, in propriis personibus hortentur Christianos, ne propter nimiam affectionem ad temporalia amittant aeterna, quam est tempus praesens, in quo omnes a minore usque ad majores avaritiae student.“ Historia et Monumenta, I, p. 81, a: Sermo de Avaritia.

Hier aber ging Gerson einen anderen Weg als Huß, denn er erkannte, daß die Toleranz des Enthusiasten zu einer Spaltung in der Kirche führen würde; denn, wenn sich auch Gerson gegen die kapitalistische Klasse empörte, was er noch mehr fürchtete, als deren Herrschaft, war der mögliche Umsturz der herrschenden Autorität.

Dem Kanzler der Pariser Universität stellte sich das Problem viel komplizierter dar; er, der konservative Geist, der in der Atmosphäre einer kommerziellen Metropole lebte, betrachtete das Eindringen des Materialismus in die Kirche mit anderen Augen als der böhmische Bauernsohn. So kam es auch, daß Gerson sowohl als auch Pierre d'Ailly an der Versammlung in Konstanz teilnahmen, auf der Johannes Huß und Hieronymus von Prag schuldig gesprochen wurden. Aber wenn auch Gerson an der Unterdrückung der Ketzerei mitarbeitete, so wurde doch seine eigene Stellung bald unhaltbar. Er konnte sich mit der ökonomischen Verwaltung der geistlichen Angelegenheiten, wie sie von Johann XXII. inauguriert und von Martin V. fortgeführt wurde, nicht aussöhnen. Als im Jahre 1417 das große Schisma, zum Teil dank seinen Bemühungen, beigelegt wurde, mußte er vom Schauplatz abtreten; er verließ freiwillig Paris und schied für immer aus dem öffentlichen Leben. In jedem Falle wurde seine maßvolle Kritik ebenso peinlich empfunden wie die Schmähungen der radikalsten Umstürzler; so wenn er sagte: „Wenn die Kirche einen solchen Prunk entfaltet, so wird — und das gilt namentlich für unsere Zeit — nur in wenigen das Gefühl der Ehrfurcht, bei den meisten aber Empörung erweckt werden, und für viele ist dieser Prunk eine Aufforderung zum Plündern; sie werden vielleicht glauben, ein gottgefälliges Werk zu tun, wenn sie ein paar reiche Geistliche ausrauben.“ [1])

So teilten sich die emotiven Kleriker in zwei feindliche Lager. Die ängstlichen Konservativen verfolgten die Revolutionäre, und diese hätten unterliegen müssen, wäre ihnen nicht gerade von denen Hilfe gekommen, die dem Geiste nach ihre entschiedensten Feinde waren. Die Reformation konnte darum

---

[1]) „Nam tantus fastus in Dei Ecclesia, potissime temporibus istis, non tam paucos movet ad reverentiam, quam multos ad indignationem, et plures invitat ad praedam qui se putarent forsan Deo sacrificium afferre, si possent quosdam divites Ecclesiasticos spoliare.“ Opera omnia, II, p. 312: Sermo de morbis et calamitatibus Ecclesiae.

durchgeführt werden, weil die Natur das Protestantentum als einen Deckmantel für ihren neuen Günstling, den ökonomischen Menschen, benützte.

Für die aufstrebende kapitalistische Aristokratie bedeutete der katholische Kultus fast durchwegs eine schwere Last. Denn nur wenige Mitglieder dieser Klasse hatten an den Einkünften des Klerus irgend einen Anteil, während sie alle die schweren Steuern und die Kirchenstrafen, die ihnen vom Klerus auferlegt wurden, tragen mußten. Und daß diese Steuern sehr drückend waren, steht wohl außer Zweifel, ja, im fünfzehnten und im sechzehnten Jahrhundert geriet jene Gesellschaft, die pünktlich allen ihren Verpflichtungen nachkam, in eine finanziell ungünstige Lage gegenüber einer anderen, praktischeren Gesellschaft, die der Besteuerung mehr oder weniger zu entgehen verstand. In einer aus dem sechzehnten Jahrhundert stammenden Urkunde wurde die Summe, die in der Zeit des Konziles von Konstanz alljährlich als Bezahlung für Annaten, Bullen, Bestallungen und für die verschiedensten Gebühren aus Frankreich nach Rom gesandt wurde, auf 900.000 Taler geschätzt, ohne daß von dieser Summe irgendwie die Ausgaben für die gallikanische Kirche bestritten worden wären. [1])

Vom finanziellen Standpunkt aus betrachtet — ein Standpunkt, den die ökonomische Klasse immer der Regierung gegenüber eingenommen hat, — war die Kirche im Mittelalter sehr mangelhaft organisiert. Das Verwaltungssystem war völlig zersplittert und entbehrte jedes inneren Zusammenhanges; gewöhnlich hatte die Verwaltung auch nicht die nötige Macht, um regelmäßige Steuern einzutreiben. Ihre Einkünfte erzielte sie vor allem durch Ausbeutung des religiösen Glaubens. Man richtete daher einen Wunderhandel ein, doch je mehr das Wunder in die Massen drang, um so geringer wurde es geschätzt. Dazu kommt noch der Umstand, daß das ganze geistliche System auf der asketischen Idee basiert war. Theoretisch genommen war also das Geld für den Mönch wie für den Priester ganz wertlos, und darum konnte man auch gegen die spekulativen Manöver nicht wirksam einschreiten. Der Verwaltung

---

[1]) L'abbé André, Histoire de la papauté à Avignon, p. 377.

fehlte der einheitliche Zug, und so wurde viel Geld unnütz vergeudet, namentlich auf dem Gebiete der Steuereinhebung. Statt einfach die Lokalbeamten zum Steuerdienste heranzuziehen, was keine großen Kosten verursacht und auch eine leichte Kontrolle ermöglicht hätte, stellte der Papst besondere reisende Beamte an, die oft einen hohen Rang bekleideten; diese Beamten bereisten die ihrer Verwaltung unterstellten Gebiete, sie verursachten der Bevölkerung große Kosten und sie waren auch nicht immer zuverlässig. Wir wollen nur ein Beispiel zur Illustrierung dieser Verhältnisse anführen.

Im Jahre 1371 wurde Johann, der Patriarch von Alexandrien, zum Steuersammler für Deutschland und einige angrenzende Gebiete ernannt. Sein persönlicher Gehalt, der sich auf 15 Goldgulden belief, stellte zusammen mit dem Gehalte seiner Gehilfen eine tägliche Ausgabe von nicht weniger als 20 Gulden pro Tag dar, und für diese Summe mußte die Gegend, in der er eben reiste, aufkommen.[1]) Und in den meisten Fällen wurden ihnen außer dem Gehalte wohl auch das Quartier und die Nahrung zur Verfügung gestellt. Wären auch gar keine Rechnungen erhalten, so könnte man doch schon aus den gewaltigen Bauwerken von Avignon einen ausreichenden Schluß auf die großen pekuniären Opfer schließen, die die christlichen Völker im Laufe von fünfzig bis sechzig Jahren bringen mußten.

Zur Zeit, als die Menschen vom religiösem Enthusiasmus beseelt waren und als die Pilgerscharen ins Heilige Land zogen, knauserten sie nicht mit den Gaben für Gott, denn sie waren überzeugt, daß sie dabei nicht zu kurz kommen würden. Als dann der Materialismus immer mehr um sich griff, gaben gerade diejenigen, die sich des größten Wohlstandes erfreuten, am wenigsten aus, denn sie konnten billiger als ihre Konkurrenten leben. Wenn man mit den guten Werken kargte, ließen sich namhafte Ersparnisse erzielen, und darum machte sich in den Klassen mit stark entwickeltem Erwerbssinne immer mehr das Bedürfnis nach einer wohlfeileren Religion geltend. Das waren die sozialen Elemente, auf die Luther, Calvin und Wycklyff sich stützen konnten, und ohne diese Elemente wäre

[1]) Gottlob, Aus der Camera apostolica, S. 108. — Die Kaufkraft dieser Summe dürfte sich, am heutigen Gelde gemessen, auf 1500—2000 Francs belaufen haben.

die Reformation nicht zustande gekommen. Diese Anschauung ist auch nicht neu, sie wurde von vielen Forschern, den gründlichsten Kennern der politischen Ökonomie des Mittelalters, vertreten, unter anderen auch von Thorold Rogers; seine „History of Agriculture and Prices“ enthält diesbezüglich eine so interessante Stelle, daß wir nicht umhin können, sie hier in ihrer Gänze wiederzugeben.

„Die große Verbreitung der Lollarden, die allen Theologen jener Epoche soviel Anlaß zur Klage gab, war gleichzeitig die Ursache und die Folge des allgemeinen Aufschwunges und des wachsenden Wohlstandes. Es kann kein bloßer Zufall sein, daß, mit Ausnahme eines einzigen Gebietes, gerade die reichsten Länder von Europa als nicht dogmenfest galten, und dies mit gutem Grunde. In der Zeit vor den Feldzügen Simon von Montforts, in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, war die Provence der Garten und die Werkstätte Europas. Die kühnsten Wortführer der Reformation waren die Bürger in den Niederlanden.... In England waren von den Tagen Wycklyffs bis zur Zeit Cranmers die Lollarden in Norfolk (dem vornehmsten industriellen Distrikte) am stärksten; und für mich steht es außer Zweifel, daß.... die Studenten jener Gegend einen maßgebenden Einfluß auf die theologischen Anschauungen ausübten, die auf der Universität von Cambridge in der Zeit der Reformation zur Geltung kamen...

„Die englischen Lollarden waren ebenso wie ihre direkten Nachkommen, die Puritaner, strenge und hartnäckig in ihren Anschauungen, sie waren auch sparsam und sehr moralisch in ihrem Lebenswandel. Indem sie die Mönche anklagten, die ein üppiges Leben führten, und die habgierigen, weltlich gesinnten Prälaten, mußten sie ihre Anhänger zur Sparsamkeit anhalten. Indem sie dem alten Kultus entschlossen den Rücken kehrten, mußten sie, wie zwei Jahrhunderte später die Quäkers, einen gewissen Reichtum erwerben. Für den Mönch und den Priester hatten sie nichts mehr übrig....“ [1])

Die Lollarden gehörten dem modernen ökonomischen Typus an, sie verwarfen das Mirakel, weil es kostspielig und keine sichere Kapitalsanlage war. Aber auf dem Mirakel war im Mittel-

---

[1]) J.-E. Thorold Rogers, A History of Agriculture and Prices, vol. IV, p. 72.

alter der ganze Kultus begründet, und die Gebühren, die man den Geistlichen für ihre übernatürlichen Dienste zahlen mußte, waren zum großen Teil obligatorisch; ferner mußte das Volk für die Erlassung seiner Sünden zahlen und so seine Ersparnisse opfern, und darum mußte der ökonomische Mensch instinktiv ein billigeres Entsühnungsverfahren suchen.

Im sechzehnten Jahrhundert war die Wissenschaft sehr wenig entwickelt, und die Überzeugung von der Unabänderlichkeit der Naturgesetze wurzelte noch nicht so stark in den Geistern, daß man daran hätte denken können, die religiösen Formeln einfach über Bord zu werfen. Die kapitalistische Klasse ging daher nur schrittweise vor, und ihr erstes Experiment bestand darin, daß alle an die Vermittler, die Priester und die Heiligen, zu zahlenden Gebühren unterdrückt wurden, so daß jeder Mensch sein eigener Fürsprecher bei der Gottheit wurde.

Anfangs „flüchteten die Menschen aus Angst vor ihm, dem Bluträcher, in die Stätten der Zuflucht“,[1] wie Doktor Witherspoon sagte; als aber der Enthusiast vom Kaufmann verdrängt wurde, kam ein neues Dogma auf, demzufolge die Opferspende, deren Wirksamkeit von ihrem Geldwerte abhing, durch die seelische Qual ersetzt wurde, für die man gar nichts zu bezahlen hatte. Dieses Dogma war die „Rechtfertigung durch den Glauben“, der Eckstein am Baue des Protestantismus.

Die „Rechtfertigung durch den Glauben“ forderte vom Auserwählten keinerlei Geldauslagen, sie verwarf sie sogar. Dieser Glaubensakt bestand für die Frommen in „einer tiefen Demütigung ihres Geistes, in dem Geständnisse ihrer Schuld und Verderbtheit... in der Hinnahme der Verzeihung und des Friedens durch Jesum Christum, den sie durch eigenes Verdienst weder für den Augenblick noch dauernd erlangen konnten.“[2]

Diese Neuerung, nach der die Geldspende durch einen geistigen Akt ersetzt wurde, führte zu weit schwererwiegenden Folgen als die Unterdrückung gewisser priesterlichen Steuern, denn sie bedeutete eine Aufhebung der geheiligten Tradition, der der Reliquienkultus sein Dasein verdankte, dank der die Kirche der Kanal zwischen den Gläubigen und der unsichtbaren Welt gewesen war.

---

[1]) Works, vol. II. p. 60: On Justification.
[2]) Id., vol. I, p. 51: Ibid.

Als nun dieser Kanal gesperrt war, mußten sich die Protestanten nach einem anderen umsehen. So kam die Deifikation der Bibel zustande. Die Bibel verdankte, wie man vor der Reformation geglaubt hatte, ihre Autorität jener göttlichen Erleuchtung, die den Priestern die unfehlbare Auslegung der heiligen Schrift ermöglicht hatte. Calvin erkannte die schwache Stelle in den Argumenten der Reformatoren und sprach sich offen darüber aus. Er erklärte, „Gott spricht nicht jeden Tag vom Himmel herab, und seine Wahrheit hat er nur in der heiligen Schrift niedergelegt, damit sie bis ans Ende der Tage von allen Menschen gekannt sei; darum können die Gläubigen nur dann von der Wahrheit dieser Schrift überzeugt sein, wenn es für sie eine ausgemachte Sache ist, daß die heilige Schrift vom Himmel selbst gekommen sei, so, als hörten sie sie aus Gottes eigenem Munde.... Wir suchen weder Argumente noch mehr oder minder wahrscheinliche Erklärungen; wir unterwerfen ihm unseren Verstand und unsere Urteilskraft als einem erhabenen Wesen, an das die Vernunft nicht hinanreicht.“ [1])

So wurden an die Stelle der unzähligen Fetische, die in der imaginativen Epoche den Gläubigen große Ausgaben verursacht hatten, gewisse Bücher gesetzt, die man ohne Honorar nachschlagen konnte. Auf diesen Einfall konnte allerdings nur eine merkantile Gesellschaft kommen; die Anhänger dieser Idee konnten wohl ungeheure Summen ersparen, das Christentum aber ging dem Zerfalle entgegen, und die organisierte Priesterschaft konnte nicht länger bestehen. Im Augenblicke, wo jedermann seine Nase in alle Mysterien stecken durfte, war es um die Autorität des Klerus geschehen.

Diejenigen unter den Reformatoren, die zugleich vom priesterlichen Geiste erfüllt waren, erkannten die drohende Gefahr. Die These, die von den evangelischen Theologen aufgestellt wurde, war die von der Einheit der Wahrheit. Die Wahrheit der heiligen Schrift stand außer Zweifel; wenn also alle Christen sich ernstlich um die Auffindung der Wahrheit bemühten, mußten sie sie auch finden, und diese Wahrheit mußte das Credo der allgemeinen Kirche werden. Zwingli erklärt seine Lehre folgendermaßen:

„Wer nun in der Kirche die Schrift des himmlischen

---

[1]) Institutio Religionis christianae, Genf, 1562, p. 24, 27.

Wortes auslegen hört, beurteilt das, was er hört. Jedoch was gehört wird, ist nicht selbst das Wort, durch das wir glauben. Wenn wir nämlich durch bloßes Anhören oder Lesen des Wortes gläubig würden, so wären durchaus alle gläubig. Dagegen sehen wir, daß viele hören und doch den Glauben nicht haben. Daraus erhellt, daß wir gläubig werden allein durch das Wort, welches der himmlische Vater in unseren Herzen verkündet, durch das er uns erleuchtet, daß wir einsehen, und er zieht uns, daß wir folgen.... Denn Gott ist nicht ein Gott des Streites und Zankes, sondern der Einigkeit und des Friedens. Wo also immer wahrer Glaube ist, dort läßt sich auch das Dasein des himmlischen Geistes erkennen, aber wo der himmlische Geist da ist, da ist unzweifelhaft auch Streben nach Einigkeit und Frieden.... Dabei ist keine Gefahr, daß in der Kirche Verwirrung entstehe, denn, wenn die Gemeinde durch Gott versammelt ist, so ist er mitten unter ihnen, und alle, welche gläubig sind, streben nach Einigkeit und Frieden." [1])

Der protestantische Klerus meinte also, daß wohl alle die Bibel lesen könnten, daß aber nur ein erleuchteter Mensch sie interpretieren könne und daß nur der Klerus erleuchtet sei. Calvin ist nicht minder anspruchsvoll als Hildebrand, wenn er sagt:

„Das also ist die Macht, die den Hirten der Kirche, welchen Titel immer sie auch führen mögen, gegeben ist; gestützt auf Gottes Wort, dessen Vertreter sie sind, dürfen sie unbedenklich alles wagen, sie können alles, was auf Erden stolz, berühmt und mächtig ist, zwingen, sich vor der göttlichen Majestät zu beugen; durch sein Wort können sie über alle Menschen, vom Höchsten bis zum Geringsten, regieren, sie können das Haus Gottes aufbauen und Satans Herrschaft stürzen, sie dürfen die Schafe weiden und die Wölfe ausrotten, den Folgsamen lassen sie ihre Mahnungen und Belehrungen zuteil werden, die Widerspenstigen aber dürfen sie mit Gewalt zwingen; sie haben die Macht, zu binden und zu lösen, und wenn es nötig ist, können sie Blitz und Donner auf die Erde senden, aber all dies im Namen Gottes." [2])

---

[1]) August Baur, Zwinglis Theologie, ihr Werden und ihr System, 1885, Bd. I. S. 319.—320.

[2]) Institutio etc. p. 714.

In manchen armen Gegenden, die fern vom kommerziellen Zentrum lagen, wurden diese Ansprüche tatsächlich respektiert. In Genf aber, in Schottland und Neu-England konnten sich Männer wie Johannes Huß, Hieronymus von Prag, Calvin, Knox und Cotton behaupten, bis das Ziel des ökonomischen Wettbewerbes erreicht war; dann verschwanden auch sie vom Schauplatze. Nirgends konnte der Glaube vor der emporsteigenden merkantilen Klasse standhalten. Die Reformation stellt sich im ganzen genommen vor allem als ein ökonomisches Phänomen dar, und am besten kann man dieses Phänomen in England studieren, welches Land nach der Reformation zum finanziellen Zentrum der Welt wurde.

Seit dem Beginne der Neuzeit ist der Handel immer zusammen mit dem Skeptizismus aufgetreten. Der Orienthandel nahm einen neuen Aufschwung, als das Donautal wieder eröffnet wurde, etwa um das Jahr 1000, und möglicherweise im selben Jahre wurde Bérenger, der erste große Ketzer der Neuzeit, geboren. Im Jahre 1050 wurde er schuldig gesprochen und mußte seine Lehren widerrufen. Als aber die Marktplätze in der Champagne emporblühten, fanden auch seine ketzerischen Lehren Verbreitung, und im Jahre 1215, als die kommunale Bewegung ihren Höhepunkt erreichte, hielt es die Kirche für nötig, das Dogma der Transsubstantiation strenge zu definieren und es für einen Glaubensartikel zu erklären. Bald kam die Zeit, in der man die Schismatiker verbrannte; im Jahre 1252 organisierte Innozenz IV. durch seine Bulle „Ad extirpanda" die Inquisition, und ein Jahr darauf starb Grossetête, der Bischof von Licoln, der, wie man behaupten darf, in England die Opposition gegen die alten, kostspieligen Riten eröffnete.

In Großbritannien verfolgte die Agitation, wie es scheint, von allem Anfang an praktische Ziele. Man wollte die Dogmen nicht deshalb über Bord werfen, weil sie unbegreiflich waren; das Dogma von der Dreieinigkeit und von dem Ausströmen des heiligen Geistes wurde nie verworfen. Man wehrte sich gegen die Glaubensformeln, weil sie den Gläubigen Auslagen verursachten; in erster Linie kamen hiebei die Messen und die Bußen in Betracht. Ein zweiter Beschwerdepunkt war das Patronatsrecht des Papstes, und schon im vierzehnten Jahrhundert erließ

das Parlament die Gesetze bezüglich der Provisoren und des Praemunire, um den Geldabfluß aus dem Lande zu verhindern.

Die lollardische Bewegung bezweckte einen Widerstand gegen die Ausbeutung des Volkes durch den Klerus und die Konfiskation der Kirchengüter; und wenn man das erste Auftreten Wycklyffs in das Jahr 1345 setzt, so sieht man, daß die Agitation, die die Einziehung der Ordensgüter verlangte, genau ein Menschenalter nach dem Angriffe Philipps auf den Tempelorden begann. Auch auf industriellem Gebiete hatte die eine Nation vor der anderen einen entsprechenden Vorsprung.

Wycklyff hatte mehr vom Politiker als vom Theologen an sich, seine Predigten waren Ausfälle gegen die Übergriffe der Kirche. In einer seiner Kanzelreden wies er mit dem Scharfsinne eines modernen Geschäftsmannes auf die Summen hin, die beim Reliquienkultus verloren gingen.

„Es würde der Kirche nur Nutzen und den Heiligen Ehre einbringen, wenn man die Schätze, mit denen man in unsinniger Weise deren Gräber schmückt, lieber unter die Armen verteilen würde. Freilich weiß ich, daß die Bildnisanbeter und all das habgierige Volk, das aus diesen Gräbern irgendeinen Nutzen zieht, den Mann, der für die Abschaffung dieser Unsitte einträte, für einen Ketzer halten würde. Denn zur Einführung des Hostienkultus und zur Verehrung der toten Körper und Bilder hat die Kirche sich durch dies gottlose Volk verlocken lassen.“ [1])

Die Laien zahlten den Priestern Honorare wegen der übernatürlichen Kräfte, die diese besaßen, und der Nachweis für das Dasein dieser Kräfte wurde vor allem durch das Meßwunder erbracht. Mit dem scharfen Auge eines Parteiführers erkannte Wycklyff die Stelle, an der sein Feind verwundbar war, und die letzten Jahre seines Lebens waren ganz seiner Fehde mit den Bettelmönchen gewidmet, mit denen er über die Transsubstantiation diskutierte. Schon damals warf er mit unvergleichlicher Klarheit die Frage auf: „Wie kannst denn du, der du ein irdisches Wesen bist, behaupten, daß du deinen Schöpfer schaffst?“ [2])

Die Schlüsse, die er aus solchen Prämissen zog, waren unanfechtbar. Die Messe mußte als Fetischkultus verdammt werden und mit ihr auch der ganze Reliquienkultus.

[1]) Sermones, edit. Loserth, 1887, II, p. 166, Sermo XXII.
[2]) Wyklyffes Wycket, Oxford, 1828, p. 6.

„Viele, die sich Christen nennen, sind in Wirklichkeit schlimmer als die Heiden, denn wenn ein Mensch den hellen Tag oder das erste beste Ding, das ihm am Morgen in die Augen fällt, als seinen Gott verehrt, ist dies nicht so schlimm, als wenn man annimmt, daß ein irdisches Ding, das der Priester zufällig während der Messe in Händen hält, wirklich und wahrhaftig Gott ist.“ [1])

Wycklyff starb am 30. Dezember 1348. Zehn Jahre später beschlossen die Lollarden, hinfort keine Honorare mehr für die magischen Leistungen zu zahlen. Im Jahre 1395 unterbreiteten sie ihr Programm, das im „Book of Conclusions“ zusammengefaßt war, dem Parlamente. Einige dieser „Conclusionen“ sind in mancher Hinsicht interessant:

„5. Daß die Beschwörungen und Konsekrationen, das Heiligen, das Weihen und Segnen des Weines und des Brotes, des Wachses und des Salzes, des Öles und des Weihrauchs, des Altarsteines und der Kirchenmauern, daß das Weihen der Kirchengewänder, der Mitra, der Kelche, des Kreuzes und der Pilgerstäbe eher Praktiken der schwarzen Kunst als gottesdienstliche Handlungen sind .....

„7. Wir betonen nachdrücklich, ..... daß die in der Kirche für das Seelenheil der Verstorbenen gesprochenen Gebete .... eine falsche Grundlage für die Almosen sind und daß alle Almosenhäuser in England auf dieser falschen Grundlage aufgebaut sind.

8. Daß alle die Opfer und Gebete, die man blinden Kreuzen und Kruzifixen und toten Holz- und Steinbildern spendet, daß auch die Wallfahrten geradezu Götzendienst sind.“ [2])

Als Lord Cobham, das Haupt der Lollarden, im Jahre 1413 der Ketzerei angeklagt wurde, stellte ihm der Erzbischof Arundel vier Hauptfragen. Im ersten Artikel wurde er gefragt, ob er glaube, daß nach dem Aussprechen der sakramentalen Formel im Sakrament noch materielles Brot oder materieller Wein bliebe, im vierten, ob er den Reliquienkultus für verdienstlich ansehe.

Seine Antworten fielen nicht zur Zufriedenheit der Richter

[1]) De Eucharistia, edit, Loserth, Kap. I, p. 26.

[2]) John Foxe, Acts und Monuments of these latter and perillous dayes, touching matters of the Church, vol. III, p. 204—205,

aus, und im Jahre 1418 wurde er in Saint-Giles's Fields lebendig verbrannt.

Nach dem Tode Cobhams trat eine hundert Jahre anhaltende Periode lebhafter kommerzieller Tätigkeit ein. Mit der Entdeckung Amerikas und des Seeweges nach Indien wurde der Welthandel in neue Bahnen gelenkt, die soziale Bewegung wurde beschleunigt, und die Einführung des Schießpulvers gestaltete den Angriffskrieg überwältigend. Die Zentralisation ging rapide vor sich, mit ihr ging der Skeptizismus Hand in Hand, und im Jahre 1510 schrieb Erasmus, trotzdem er im Schoße der orthodoxen Kirche verblieb, folgende Zeilen:

„Ist es nicht ebenso unsinnig, wenn jede Gegend einen eigenen Heiligen hat? Jeder dieser Heiligen hat seine besonderen Fähigkeiten und jeder wird auf besondere Weise verehrt. Der eine hilft den Menschen, die von Zahnschmerzen gequält werden, der andere den Wöchnerinnen; der eine Heilige findet gestohlene Gegenstände, der andere rettet die Schiffbrüchigen, wieder ein anderer schützt das Vieh vor Krankheiten, und so gibt es eine große Anzahl von Schutzpatronen, die wir unmöglich alle aufzählen können. Manche leisten auch verschiedene Dienste, namentlich die heilige Jungfrau, die Mutter Gottes, der die meisten Menschen ein größeres Vertrauen entgegenbringen als ihrem Sohne.“ [1])

Als Erasmus diese Kritik schrieb, stand die Reformation schon vor der Türe, in England aber hatte der Sturm gegen die Kirchengüter zwei Jahrhunderte früher begonnen, zur selben Zeit, als Philipp der Schöne den Tempelorden zu Falle brachte. In ganz Europa war das vierzehnte Jahrhundert eine Epoche des finanziellen Niederganges. In Frankreich wurden die Kommunen

[1]) Quid jam, nonne eodem ferre pertinet, cum singulae regiones suum aliquem peculiarem vindicant divum: cumque in singulos singula quaedam partiuntur, singulis suos quosdam culturae ritus attribuunt, ut hic dentium cruciatu succurrat, ille parturientibus dexter adsit, alius rem furto sublatam restituat: hic in naufragis prosper affulgeat, ille gregem tueatur: atque item de caeteris. Nam omnia percensere longissimum fuerit. Sunt qui singuli pluribus in rebus valeant, praecipue Deipara virgo, cui vulgus hominum plus prope tribuit, quam filio.“ Encomium Moriae, Leyden, 1641, p. 81.

bankrott und die Münze entartete, in England setzte die Entwertung der Kurantmünze im Jahre 1299 zugleich mit der Entstehung des Lollardentums ein; in jenem Jahre wog der Silberpenny $22^1/_2$ Gran, Eduard I. setzte sein Gewicht auf $22^1/_4$ Gran herab, Eduard III. auf 18 Gran, Heinrich IV. auf 15 Gran, und Heinrich VI., nach seiner Wiedereinsetzung im Jahre 1470, auf 12 Gran.

Als die Geldknappheit zunahm, wurden die Angriffe auf die Geistlichkeit immer erbitterter. Eduard I. besteuerte den Klerus und konfiszierte sogar die Einkünfte der fremden Prioreien, deren es 150 im Reiche geben mochte; die so gewonnenen Summen verwendete er für seine Armee.

Eduard II. und Eduard III. folgten seinem Beispiele, und als unter der Regierung des letzterwähnten Herrschers der Penny um 4 Gran sank, wurden die Einkünfte der fremden Prioreien während eines Zeitraumes von nicht weniger als 23 Jahren vom Staate konfisziert. Unter Heinrich IV. verlor der Penny 3 Gran, und aus den noch vorhandenen Einkünften der erwähnten geistlichen Häuser wurde der Hofhalt bestritten. Heinrich V. löste sie ganz auf und zog ihre Besitzungen als Krongut ein.

Als unter der Regierung Heinrich IV. die Befürchtung bestand, daß der Penny 3 Gran Silber verlieren werde, schlug das Parlament einen ähnlichen Ton an wie die Parlamente in der Reformationszeit. Als der König bei einer gewissen Gelegenheit Subsidien verlangte, meinte der Speaker in insinuierender Weise, der Herrscher brauche den Laien nicht neue Lasten aufzulegen, er könnte „zu dem Gelde kommen, indem er die Einkünfte des Klerus konfisziere“,[1]) und Lord Cobham kam dem späteren Parlamente von 1536 zuvor, indem er eine Bill einbrachte, nach der die Einkünfte der Orden bis zum Betrage von 322.000 Mark konfisziert werden durften; er führte auch eine Anzahl Orden an, deren Einkünfte jene Summe erreichten.[2])

Mit der fortschreitenden Konsolidation der Gesellschaft gewann der ökonomische Typus an Verbreitung, und da der infolge der Geldknappheit entstandene Druck die Menschen zum Handeln drängte, wurde das Verlangen nach einer wohlfeileren Religion immer lauter. Die Stimmung der Bevölkerung

[1]) Cobbett, Parliamentary History, vol. I, p. 295.
[2]) Id., Ibid., vol. I, p. 310.

wurde in London, dem finanziellen Zentrum, immer erregter, und mit welcher Bitterkeit man gegen die Mirakelsteuer auftrat, kann man aus einer Stelle der „Supplicacyon for Beggers" ersehen:

„Wieviel Geld bringen ihnen die Testamente ein, die Privatspenden und die Opfergaben, die sie für ihre Pilgerfahrten erhalten und für die ersten Messen! Wo immer ein Mann oder ein Kind begraben wird, muß man ihnen etwas für die Messen und die Leichengesänge zahlen, sonst beschuldigen sie die Verwandten des Verstorbenen und die Testamentsvollstrecker der Ketzerei. Wieviel Geld bringen ihnen die Leichengebühren und die Beichten ein, ..... das Einweihen der Kirchen, der Altäre und Hochaltäre, der Kapellen und der Glocken, und wieviel verdienen sie, indem sie die Menschen verdammen und freisprechen, alles gegen klingende Münze!" [1])

In einer aus der Zeit Cromwells stammenden Ballade macht sich der Verfasser in folgender Weise über die großen Pilgerfahrten in England lustig:

„Wir laufen unablässig herum und wissen selbst nicht wohin; alten Steinen und verfaulten Holzklötzen, die Gott weiß woher kommen, opfern wir Kerzen und unsere Heller.

„Rasch geht es hin nach Walsingham und dann zurück nach Canterbury, wie Narren eilen wir dahin; wir haben zwar nicht viel Kleider auf dem Leibe, dafür aber eine Wachsfigur für die Lahmen und für die Blinden.

„Doch ihr mögt ruhig alles bringen, Gold und Silber, Stecknadeln und Nähnadeln, Ringe und Broschen, die Herren von der Kirche sind ja so barmherzigen Gemütes, daß sie nie eine Gabe zurückweisen." [2])

---

[1]) A Supplicacyon for Beggers, p. 2. Early English Text Society.

[2]) Ronnying hyther and thyther
We cannot tell whither,
  In offryng candels and pence
To stones and stokes,
And to olde rothen blockes,
  That came, we know not from whence.

To Walsyngham a gaddyng
To Cantorbury a maddyng
  As men distraught of mynde;

Doch der Krieg wurde nicht allein mit Worten geführt. Schon 1393, also in einer verhältnismäßig sehr frühen Zeit, waren die Londoner ein so unbotmäßiges Volk, daß Richard II. selbst die Regierung der Stadt übernahm. Zuerst ernannte er Sir Edward Darlington zum Stadtkommandanten; da dieser aber nicht energisch genug auftrat, wurde er abgesetzt, und seine Stelle übernahm Sir Baldwin Radington. Den Grund dieser Maßnahme spricht Foxe offen aus.

„Denn die Londoner waren in jener Zeit notorische Anhänger Wycklyffs, was zum Teil schon aus dem oben Gesagten folgt. Noch klarer aber geht dies aus der Geschichte des heiligen Alban hervor; der Autor, der vom fünfzehnten Regierungsjahre Richards spricht, sagt von den Londonern, daß sie „nicht rechtgläubig waren und auch nicht fest an den Traditionen ihrer Vorväter hingen; sie unterstützten die Lollarden, sie säten eine böse Saat im Volke, sie wollten keinen Zehent zahlen und brachten das Volk an den Bettelstab."

„..... Der König, der über das, was die Bischöfe vorbrachten, sehr erbittert war, faßte gegen den Bürgermeister und die Sheriffe und gegen die ganze Stadt einen großen Zorn; ja der Bürgermeister und die beiden Sheriffe wurden ihres Amtes enthoben." [1])

Am Beginne des sechzehnten Jahrhundertes setzte sich der Priester, der seine Gebühren einsammelte, persönlicher Gefahr aus, und der Bischof von London erklärte der Regierung rundheraus, daß man bei den Gerichtshöfen nicht mehr sein Recht geltend machen könne.

---

With few cloths on our backes,
But an image of waxe,
For the lame and for the blynde

Yet offer what ye wolde,
Were it otes, sylver or golde,
Pyn, poynt, brooche, or rynge,
The Churche were as then,
Such charitable men,
That they would refuse nothyng
(John Foxe, Acts and Monuments, vol. V, p. 404.)

[1]) Acts and Monuments, vol. III, p. 218.





Im Jahre 1514 starb einem Schneider, namens Hun, ein kleines Kind, und der Pfarrer des Sprengels belangte den Vater vor dem Gerichte wegen Bezahlung eines Leichentuches, indem er seine Ansprüche auf die Leichengebühren geltend machte. Hun trat energisch für seine Sache ein und erwirkte gegen den Priester ein Praemunirereskript, worüber der Klerus in solche Entrüstung geriet, daß der Kanzler der Diözese Hun der Ketzerei anklagte und ihn in den Lollardenturm von Sankt Paul sperren ließ.

Es wurde nun rasch die Anklageschrift verfaßt und wider ihn die Anklage erhoben, daß er die Gesetzmäßigkeit der den Priestern gebührenden Zehnten geleugnet und behauptet hätte, sie seien nur „wegen der Habgier der Priester eingeführt worden"; auch sollen im Besitze des Angeklagten einige der „verdammenswerten Schriften Wycklyffs" gefunden worden sein; die Klageschrift enthielt noch mehrere ähnliche Artikel.

Über diese Anklagepunkte wurde Hun am 2. Dezember vom Bischof von London, Fitzjames, einvernommen und nach dem Verhöre wurde er in das Gefängnis zurückgeführt; am 4. Dezember fand ihn der Knabe, der ihm seine Mahlzeit brachte, an einem Balken seiner Zelle aufgehängt. Die Priester erklärten, er habe sich selbst das Leben genommen, das Volk aber beschuldigte die Priester, den Gefangenen ermordet zu haben, und die Totenschaukommission fällte ihren Spruch zu ungunsten des Kanzlers Dr. Horsey. Nun war die Situation eine sehr ernste und Fitzjames schrieb an Wolsey, den späteren Kardinal, einen Brief, in dem er seinem Zorne und auch seiner ernsten Besorgnis Ausdruck gab; der Brief ist in mancher Hinsicht höchst bedeutsam. „Ich bitte Euch untertänigst", schreibt er, „den König für mich günstig zu stimmen.... Denn wenn mein Kanzler von zwölf Londonern abgeurteilt werden soll, so bin ich überzeugt, daß diese „in favorem haereticae pravitatis" bei der im Volke herrschenden Stimmung jeden Geistlichen schuldig sprechen werden, sei er auch so unschuldig wie Abel." [1])

Alle Tatsachen weisen darauf hin, daß die Industrie von jeher Ketzer züchtete, der Ackerbau dagegen strenggläubige

[1]) Acts and Monuments, vol. IV, p. 196.

Christen erzog. Thorold Rogers hat dargelegt, daß der östliche Teil Englands, von Kent bis Wash und Yorkshire, der reichste war [1]), und Blunt hat in seinem Werke „The Reformation of the Church of England“ das Märtyrertum unter Maria Tudor genau studiert. Er hat nachgewiesen, daß von den 277 Märtyrern 234 aus dem Distrikte stammten, der östlich von der Linie, die man von Boston nach Portsmouth ziehen kann, liegt. Von den im Westen dieser Linie gelegenen Städten war es Oxford, in dem die meisten Scheiterhaufen errichtet wurden; in der Regierungszeit Marias aber hatte sich die Industrie so sehr im Lande verbreitet, daß die Fabriken von Oxfordshire nur von den Betrieben in Middlesex übertroffen wurden. [2]) Zu Wycklyffs Zeiten kam Norwich gleich nach London, und in Norwich gab es sehr viele Lollarden, viele wurden dort auch hingerichtet.

In den nördlich vom Humber gelegenen ackerbautreibenden Provinzen, in den ärmsten, ganz abseits von den Handelswegen gelegenen Bezirken wurden nach den überlieferten Berichten nur zwei Ketzer hingerichtet. Die östlichen Provinzen waren darum auch die Pflanzstätte des Puritanertums. Hier brach unter Eduard VI. der Kettaufstand aus, hier konnte Cromwell seine „Eisenseiten“ rekrutieren, und in dieser Gegend wurden in der Zeit vor der Reformation die Reliquien am heftigsten angegriffen. Eine der berühmtesten Reliquien war damals das Kruzifix von Dovercourt. Dovercourt gehört zu Harwich und liegt an der Küste von Essex; Dedham liegt zehn Meilen landeinwärts an der Grenze von Suffolk, und die Schilderung, die uns Foxe von der Verbrennung des Kruzifixes von Dovercourt gibt, liefert ein Bild von den Verhältnissen, die in der Zeit vor der Scheidung Heinrichs VIII. in den südöstlichen Provinzen herrschten.

„In dem Jahre unseres Herrn 1532 zog sehr vieles Volk zu einem Götzenbilde, das das Kruzifix von Dovercourt genannt wurde. Denn es ging damals unter dem ungebildeten Volke das Gerücht, das Götzenbild sei so mächtig, daß kein Mensch imstande wäre, die Türe der Kirche, in der es hing, zu schließen; und so ließ man denn die Kirchentüre Tag

[1]) Agriculture and Prices, vol. IV, p. 18.
[2]) The Reformation of the Church of England, vol. II, p. 222.

und Nacht offen stehen, um dem dummen Gerüchte neue Nahrung zu geben. Und als das gemeine Volk dies schaute, dünkte es ihm ein großes Wunder, vielen anderen aber, die Gott mit seinem Geiste gesegnet hatte, schien die Sache höchst verdächtig; unter diesen waren es namentlich Robert King aus Dedham, Robert Debnam aus Eastbergholt und Nicolas Marsh aus Dedham, die große Betrübnis und Gewissensqualen darob empfanden, daß dieses Götzenbild der Macht und Ehre des allmächtigen lebendigen Gottes so Hohn spreche. Und da kam der Geist Gottes über sie, und sie verließen in der Nacht Dedham. Trotzdem es in der letzten Nacht wie auch in der folgenden sehr stark regnete und viel Kot auf den Straßen lag, war damals die Nacht wunderschön; es herrschte ein starker Frost, aber der Mond goß seine glänzenden Strahlen auf den Weg. Von Dedham bis zu dem Orte, wo sich das unreine Kruzifix befand, hatte man zehn Meilen zu wandern, doch sie wollten ihren Plan ausführen und schritten so wacker aus, daß sie die zehn Meilen ohne Mühe zurücklegten. Als sie an Ort und Stelle kamen, fanden sie die Kirchentüre wirklich offen, genau so, wie es das dumme Volk erzählt hatte, denn die Ungläubigen wagten es nicht, die Türe zu schließen. Dieser Umstand war für die Ausführung ihres Planes sehr günstig, denn so konnten sie leicht zu dem Götzenbilde gelangen, das die Türe ebensowenig geschlossen wie offen halten konnte; zum Beweise dessen nahmen sie es aus seinem Schreine und trugen es eine Viertelmeile weit fort, ohne daß es irgendwelchen Widerstand geleistet hätte. Dann schlugen sie an einem Feuersteine Funken an, machten ein Feuer und verbrannten das Götzenbild; es brannte so munter, daß es ihnen eine gute Meile auf dem Wege heimwärts leuchtete.

„Nun verbreitete sich in der Gegend das Gerücht, daß sie an jenem Orte große Schätze gefunden hätten; dem aber war nicht so. Sie hatten nichts nehmen wollen und auch nichts genommen, wie sie später selbst erklärten, sie hatten nur dem Bilde den Mantel, die Schuhe und die Wachskerzen abgenommen. Die Kerzen hatten ihnen dazu gedient, es in Brand zu stecken, die Schuhe hatten sie weggeworfen und der Mantel wurde von einem gewissen Thomas Rose verbrannt; aber sie hatten nicht einmal ein Halbpennystück gefunden, keine Gold- und keine Silberstücke und keine Juwelen.

„Trotzdem wurden drei von ihnen vor ein strenges Gericht gestellt und etwa sechs Monate später in Ketten gehenkt...“

„In dem gleichen wie auch in dem vorausgegangenen Jahre wurden an verschiedenen Orten viele Bildsäulen umgestürzt und vernichtet, so das Kruzifix auf der Landstraße von Coggeshall, die Bildsäule des heiligen Petronal in der Kirche von Great Horksleigh, die des heiligen Christoph in Sudbury und ein zweites Bildnis des heiligen Petronal in der Kapelle von Ipswich.“ [1])

England hat seine wirtschaftliche Überlegenheit dem Umstande zu verdanken, daß infolge der Entdeckung Amerikas und des Seeweges nach Indien das Geschäftszentrum verschoben wurde. Doch schon lange vor Columbus, seit der Einführung des Kompasses, hatte der Handel die alten Wege, wie sie zur Zeit der Kreuzzüge zwischen dem nördlichen und dem südlichen Europa bestanden hatten, verlassen.

Vorher hatte man den Landweg benützen müssen, und die Märkte der Champagne hatten sich zu hoher Blüte erhoben, als aber der billigere und sicherere Seetransport möglich wurde, sank die Bedeutung und der Wohlstand jener Städte. Die Rolle, die diese Märkte und die Städte in Mittelfrankreich gespielt hatten, ging an Antwerpen und Brügge über, und alle nach Deutschland, den Ostseeprovinzen und nach England gehenden Waren des Ostens mußten diese beiden Zentren passieren. Im Jahre 1517 organisierten die Venezianer einen direkten Postverkehr mit Flandern, und am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts wurde Italien infolge der Entdeckungen Vasco de Gamas aus der asiatischen Handelslinie gänzlich ausgeschieden.

Die britische Industrie scheint aus diesen veränderten Verhältnissen Vorteil gezogen zu haben, denn zum erstenmal errang die englische Weberei unter Eduard I. einige Bedeutung, wenn auch die englischen Fabrikate lange Zeit an Güte hinter den Fabrikaten des Kontinents zurückstanden. Der zweite Schritt in dieser Richtung fällt in die Zeit der Entdeckung des Kaps der guten Hoffnung. Am 8. Juli 1497 segelte Vasco de Gama nach Calicut, und im vorhergehenden Jahre hatte Heinrich VII.

[1]) Acts and Monuments, vol. IV, p. 706.

den „Magnus Intercursus“ zustande gebracht; es war dies ein Vertrag, dank dem es den glücksuchenden Kaufleuten ermöglicht wurde, sich unter günstigen Bedingungen in Antwerpen anzusiedeln. Nun trat auch England in die europäische industrielle Konkurrenz ein, doch nur sehr langsam vollzog sich der Umschwung. Es war wenig Kapital im Lande, und die Kapitalansammlung schritt nur mäßig vor sich; und während ein Jahrhundert später die Holländer ohne Mühe 600.000 Pfund Sterling für ihre ostindische Kompanie aufbringen konnten, wurden in London für das englische Unternehmen nur 72.000 Pfund gezeichnet.

Im Mittelalter war der Handel in Norditalien zentralisiert worden, Großbritannien lag daher am äußersten Rande des Welthandelsystemes, und selbst während der ersten Regierungszeit Heinrichs VIII. konnte England, was Reichtum, Kultur und Organisation betrifft, sich mit einem Reiche wie Frankreich nicht messen.

Die Krone war dort nicht einem Manne zugefallen, der aus einem Kampfe mit ebenbürtigen Gegnern als Sieger hervorgegangen war, sondern einem Soldaten, der einer höheren Rasse entsprungen war und der nie gegen einen starken Adel aufzutreten hatte. Unter den englischen Edelleuten gab es keinen, den man etwa mit einem Herzog von der Normandie und Burgund oder mit einem Grafen von Champagne und von Toulouse hätte vergleichen können; in England gab es keine Festungen wie Pierrefonds oder Vitré, Coucy oder Carcassonne, und selbst der Londoner Tower nahm sich neben dem Chateau Gaillard, das Richard Löwenherz an der Seine errichtet hatte, ganz unscheinbar aus.

Die Bevölkerungszunahme war schwach und auch die Dichtigkeit der Bevölkerung war eine sehr geringe. Als Heinrich im Jahre 1509 den Thron bestieg, mochte London 40—50.000 Einwohner zählen, York 11.000, Bristol 9—10.000 und Norwich 6.000.[1]) Paris hatte damals wahrscheinlich zwischen 300.000 und 400.000 Einwohner und Mailand und Gent je 250.000 Einwohner.

[1]) Rogers, Industrial and commercial History of England, p. 48.

Doch obwohl England im Mittelalter kein finanzielles Zentrum war, oder vielleicht gerade deswegen, mußte es unter dem finanziellen Drucke, der im vierzehnten und im fünfzehnten Jahrhundert herrschte, sehr leiden. Es war wenig Edelmetall im Lande, und das vorhandene Gold und Silber stieg immer mehr im Werte. Die Industrie wurde in geringem Umfange, aber mit ziemlichem Erfolge betrieben, der Reichtum des Landes lag im Ackerbau, und die Produkte des Ackerbaues standen meistenteils sehr niedrig im Preise.

Rogers, der die Preise in der Periode zwischen dem Ende des dreizehnten und der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts genau studiert hat, sagt:

„Einige der wichtigsten Artikel weisen in der Zeit von 1401—1450 ein Sinken der Durchschnittspreise gegenüber den Preisen von 1261—1290 auf. Der Leser würde dies viel deutlicher erkennen, hätte ich in den ersten Bänden alle Preise der Periode von 1261—1350 mit den entsprechenden Preisen von 1351—1400 verglichen. Im allgemeinen kann man sagen, daß alle Getreidesorten, ausgenommen Weizen und Erbsen, im dreizehnten und im vierzehnten Jahrhundert teurer waren als in den ersten hunderundvierzig Jahren dieser Periode (1401 bis 1582); und hätte ich den Durchschnittspreis des Weizens während der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts angenommen, so wäre derselbe höher gewesen (6 s. $1^1/_2$ d) als der Durchschnitt aus den Jahren 1401—1540 (5 s. $11^3/_4$ d), da er in den letzten dreizehn Jahren infolge der herrschenden Teuerung stark gestiegen ist.“ [1])

Aus den von Rogers zusammengestellten Tabellen gewinnt man ein Bild von dem Drucke, dem die Bevölkerung während der hundertundfünfzigjährigen Periode ausgesetzt war, die von der Krisis am Ende des dreizehnten Jahrhunderts bis zur Entdeckung der Minen von Potosi reichte. Während dieser Periode nahm der Handel an Ausdehnung zu, und die Nachfrage nach Kurantgeld wurde immer größer, ohne daß der Edelmetallvorrat in entsprechender Weise ergänzt wurde; infolgedessen trat eine Wertsteigerung der Metalle ein, während die Lebensmittel im Preise sanken, und dieser ganze Prozeß mußte schließlich eine Münzverschlechterung herbeiführen.

---

[1]) Agriculture and Prices, vol. IV, p. 715.

In der letzten Periode des Mittelalters ging die Zentralisation in rapider Weise vor sich, und die Verwaltung nahm mit jedem Jahre größere Summen in Anspruch; doch während die Verwaltungskosten stiegen, sank die Steuerkraft der Bevölkerung, denn sie erhielt nunmehr für die Produkte, die sie auf den Markt brachte, weniger vollwertiges Geld. Um das Defizit auszugleichen, mußte man aus derselben Metallmenge eine größere Anzahl Münzen schlagen, und so wurde durch eine künstliche Preissteigerung der metallischen Umlaufmittel der allgemeine Bankrott vermieden. In den Münzregistern kann man die einzelnen Stadien der zunehmenden Spannung ziemlich klar verfolgen.

Die Geldknappheit, die in Frankreich gegen Ende der Regierung Ludwig des Heiligen oder nur wenig später eintrat, machte sich, wie es scheint, in England nicht sofort fühlbar, denn die Preise erreichten ihr Maximum wahrscheinlich nicht vor 1290, und erst Eduard I. reduzierte im Jahre 1299 den Penny von 22·5 Gran Silber auf 22·25 Gran. Von nun an wurde die Entwertung mit jeder Generation größer, wenn sie auch nur sprungweise zum Ausdruck kam. Die langen Kriege mit Frankreich und der Schwarze Tod, der im Lande wütete, übten zur Zeit Eduards III. auf die wirtschaftlichen Verhältnisse einen schlimmen Einfluß aus, und namentlich die Seuche hatte das merkwürdige Resultat im Gefolge, daß in einer Epoche allgemeinen geschäftlichen Niedergangs die Preise stiegen. Diese Aufwärtsbewegung auf dem Gütermarkte ist wohl dem Mangel an Arbeitskräften zuzuschreiben, denn die halbe Bevölkerung von Europa soll damals umgekommen sein, und soviel ist sicher, daß mangels an Arbeitskräften oft die Ernten nicht eingebracht werden konnten. Es mußte mehr als ein Menschenalter vergehen, bis wieder normale Zustände eintraten.

Unmittelbar vor dem französischen Kriege verlor der Penny zwei Gran und zwischen 1346 und 1351, während der Seuche, verlor er weitere $2^1/_4$ Gran, d. h. $4^1/_2$ Gran in einer Zeit von fünfzig Jahren; dann herrschte mehr als ein halbes Jahrhundert ein Gleichgewichtszustand. Unter Heinrich IV. sank die Münze plötzlich wieder um 3 Gran, was einer künstlichen Werterhöhung von 17% entspricht, und im Jahre 1470 unter Heinrich VI. sank der Penny auf 12 Gran. Dann trat eine Periode der Stabilität ein, die unmittelbar vor der Reformation ihr Ende fand, als

eine beispiellos schwere Krise eintrat, die vielleicht die unmittelbare Ursache zur Konfiskation der Ordensgüter wurde.

Im Jahre 1526 verlor der Penny plötzlich 1/2 Gran, d. h. ungefähr 12 1/2 %, und da bei einer weiteren Gewichtsverminderung die Münze allzu dünn geworden wäre, nahm die Regierung ihren Ausweg zur Münzverschlechterung. Im Jahre 1542 prägte man den 10-Gran-Penny aus, mit einem Fünftel Zusatzmetall, im Jahre 1544 bestand die Münze zur Hälfte aus Zusatz und 1545 sogar zu zwei Dritteln, was eine Entwertung von mehr als 70% innerhalb zwanzig Jahren bedeutete.

Indessen trat, trotzdem die Preise abwechselnd auf und abstiegen, immer mehr eine sinkende Tendenz hervor, und die Baisse war so stark, daß sie durch die infolge der Legierung erzielte Metallverringerung nicht wettgemacht werden konnte. Rogers ist der Meinung, das beste Wertmaß sei vielleicht in den Lattennägeln gegeben, und bei Besprechung der Verhältnisse in der Zeit vor der Reformation macht er folgende Bemerkung: „In der Zeit von 1641 bis 1540 ist der Durchschnittspreis (der Lattennägel) kaum größer als in der Periode von 1261 bis 1350; dies wirft ein neues Licht auf die so bedeutsame Preisverminderung, die die vierzigjährige Wirtschaftsperiode von 1461 bis 1510 in England charakterisierte.“ [1])

Aus der Vergleichung der Getreidepreise läßt sich derselbe Schluß ziehen, obzwar der Weizen stärker stieg als die anderen Getreidesorten und darum kein vorteilhaftes Maß darstellt. In den ersten vier Jahrzehnten des dreizehnten Jahrhunderts betrug der Durchschnittspreis für den Viertelzentner 5 s. 10 3/4 d. und im letzten Jahrzehnt 6 s. 1 d.; in den ersten vierzig Jahren des sechzehnten Jahrhunderts betrug der Durchschnittspreis 6 s. 10 d. Doch enthielt der Penny von 1526 nur ungefähr 45% soviel an Edelmetall wie der Penny von 1299. „Was uns bei Betrachtung der Verhältnisse in der Zeit, da Heinrich VIII. die schlechten Münzen ausgab, am meisten auffällt, ist die Tatsache, daß der mittlere Getreidepreis, namentlich der Preis des Weizens in den ersten 140 Jahren der Periode, die wir jetzt besprechen, eine merkwürdige Identität mit dem Preise der in den beiden ersten Bänden besprochenen 140 Jahre aufweist.“ [2])

[1]) Agriculture and Prices, vol. IV, p. 454.

[2]) Ibid., vol. IV, p. 200 — Über die durchschnittlichen Getreidepreise siehe die Tafeln in vol. I, p. 245 und in vol. IV, p. 292.

Nach einer eingehenden Analyse seiner Tabellen kam Rogers zu dem Schlusse, daß die große Hausse, dank der sich das Reich unter Elisabeth einer so großen Prosperität erfreute, erst „in der Zeit zwischen 1545 und 1549" einsetzte.[1] Diese Zeitangabe entspricht genau dem Datum der Entdeckung von Potosi im Jahre 1545; und daß der Aufschwung dem neuen Silber und nicht der schlechten Münze zuzuschreiben war, scheint aus der Tatsache hervorzugehen, daß, als unter Elisabeth die umlaufende Geldmenge wieder ergänzt wurde, kein Preissturz eintrat, daß im Gegenteil die Aufwärtsbewegung bis ins nächste Jahrhundert hinein anhielt.

Eine Vorstellung von der Spannung, die während der Reformation herrschte, kann man aus der Vergleichung folgender Ziffern gewinnen. Im Jahre 1544, zu Ende der Regierungszeit Heinrichs VIII., enthielt der Penny 5 Gran reinen Silbers, wie er im Jahre 1299 ungefähr 20·8 Gran enthalten hatte, und doch hatte sich seine Kaufkraft nicht wesentlich verändert. Es muß also das ausgemünzte Edelmetall im Jahre 1544 einen viermal so großen Wert gehabt haben wie zweihundertfünfzig Jahre früher, und nimmt man die ganz schlechten Emissionen von 1545 und der folgenden Jahre als Maßeinheit an, so stellt sich der genannte Wert noch höher dar.

Wäre Potosi ein Menschenalter früher entdeckt worden, so wäre vielleicht die ganze Entwicklung Englands in andere Bahnen gelenkt worden, denn es ist wohl denkbar, daß die emporkommende Kapitalistenklasse ohne den Preissturz nicht die Macht gehabt hätte, die Kirchengüter zu konfiszieren. Unter den gegebenen Verhältnissen aber mußte der Druck immer größer werden, bis die Katastrophe unvermeidlich wurde. Der Reliquienkultus wurde hinweggefegt; die Güter der Nation wurden neu verteilt, und dem Großgrundbetrieb wurde ein starker Antrieb verliehen, der in der Folge zur raschen Enteignung der Freibauern führte. Die Yeomen, die man von ihrem Grund und Boden verjagte, durchzogen als Kolonisten und als Eroberer alle Länder vom Mississippi bis zum Ganges, und im Laufe von zweihundertundfünfzig Jahren schufen sie eine Zentralisation, die stärker als die römische und absoluter als die byzantinische war.

---

[1]) Agriculture and Prices, vol. IV, p. 734.

Diese so durchgreifende Veränderung, die sich in der Form des Konkurrenzkampfes vollzog, mußte auch das Typengemisch der Gesellschaft verändern. Die Individuen, die im Zeitalter der Dezentralisation und der Imagination prosperiert hatten, mußten einer neuen Aristokratie das Feld räumen. Soldat und Priester erlagen, und seit der Reformation beherrscht der ökonomische Typus die Welt.

Thomas Cromwell, Graf von Essex, war das Ideal dieses Typus, und darum errang er auch während der Reformationswirren unter allen Engländern die höchste Stellung. Er war der ausgesprochene Typus des ökonomischen Glücksritters; Chapuys, der Botschafter Karls V. am Londoner Hofe, schildert seinem Herrn folgendermaßen die Herkunft Cromwells.

„Cromwells Vater war ein armer Schmied, der in einem kleinen, anderthalb Meilen von London entfernten Dorfe lebte und auf dem Gemeindekirchhofe begraben wurde. Sein Onkel, der Vater des Vetters, dem er zu seinem Reichtum verholfen hat, war Koch im Dienste des verstorbenen Erzbischofs von Canterbury. Cromwell führte sich in seiner Jugend nicht gut auf, er wurde eingekerkert und mußte dann das Land verlassen. Er hielt sich in Flandern, in Rom und in anderen italienischen Städten auf. Als er in die Heimat zurückkehrte, heiratete er die Tochter eines Tuchscherers und arbeitete bei seinem Schwiegervater, später wurde er ein Sollicitor.“ [1])

Es scheint, daß er sich mit seinem Vater entzweite und darum das Land verließ, und er führte wahrscheinlich seit 1504 ein unstetes und liederliches Leben. Er diente als Söldling in Italien, er „war ein wilder, ungestümer Mensch .... wie er oft dem Erzbischof von Canterbury, Cranmer, sagte, wenn er ihm erzählte, welch wüstes Leben er in seinen jungen Tagen geführt hatte .... und welches Aufsehen er erregte, als er mit

[1]) Chapuys an Granvelle, Calendar, 1886, vol. IX, No. 862, p. 289. Die von J. S. Brewer, Jams Gairdner u. R. H. Brodie 1862—1896 herausgegebenen „Letters and Papers foreign and domestic of the reign of Henri VIII“ sollen im folgenden abgekürzt durch das Wort „Calendar“ bezeichnet werden.

Geffery Chambers in den Kirchen die Bostoner Ablaßzettel anschlug." [1])

Diese Ablaßzettel hatte er vom Papste für die Stadt Boston erlangt, und nun hausierte er mit ihnen im Lande herum. Er war Schreiber in dem Kontor der „Merchant Adventurers" in Antwerpen, und auch bei einem venezianischen Kaufmann dürfte er in ähnlicher Stellung gedient haben. Als er 1513 nach England zurückkehrte, heiratete er und richtete sich eine Walkmühle ein; er wurde dann Rechtsanwalt und Wucherer und wohnte in Fenchurch in London.

Als Cromwell 1523 in das Parlament gewählt wurde, befand er sich in den besten Verhältnissen. Er trat in die Dienste Wolseys und wußte sich durch die Unterdrückung mehrerer Klöster nützlich zu machen, wodurch er dem Kardinal die Dotierung der Colleges von Oxford und Ipswich ermöglichte. Beim Sturze Wolseys gewann er die Gunst Heinrichs VIII., und nun erklomm er rasch die höchsten Würden. Er wurde Schatzkanzler, Archivdirektor, Staatssekretär, Generalvikar, Ritter vom Hosenbandorden und Graf von Essex. Er stand gleichzeitig an der Spitze des Staates und der Kirche; kein zweiter Engländer dürfte je eine solche Macht besessen haben.

Er kam ebenso wie Cranmer durch seine Geschicklichkeit und durch sein geschmeidiges Wesen empor. Er wies Heinrich einen Weg aus der Verlegenheit, indem er ihn auf den Gedanken brachte, die Klöster zu berauben, und Brewer, einer der besten Kenner jener Zeit, meint, daß er von jeher wegen seiner Käuflichkeit berüchtigt war.

Er besaß eine beispiellose politische und administrative Begabung. Er hatte den Geldinstinkt, und konnte er das Geld herbeischaffen, so waren ihm alle Mittel gut. In den „State Papers" wird in amüsanter Weise erzählt, wie er vom König behandelt wurde, auch als er die größte Rolle im Reiche spielte.

„Ich möchte nicht in der Haut des Geheimsiegelbewahrers stecken, besäße ich auch all seinen Reichtum, denn zweimal wöchentlich muß er sich vom König eine demütigende Behandlung gefallen lassen, und manchmal wird er sogar mit Faustschlägen traktiert; wenn ihm aber der König den Kopf gestreichelt und ihn gebeutelt hat wie einen Hund, so schüttelt

[1]) John Foxe, Acts and Monuments, vol. V, p. 365.

er alles ab und tritt so fröhlich aus dem großen Saale, als sei er der Herrscher der ganzen Welt."[1])

Er war ziemlich gutmütig, wenn seine Interessen nicht auf dem Spiele standen, doch gegen fremde Leiden war er völlig unempfindlich. Er war persönlich bei der Folterung wichtiger Zeugen zugegen, ja, er erschien mit großem Gepränge bei der Hinrichtung des Pater Forest; derselbe wurde lebendig verbrannt, weil er das königliche Supremat, das Cromwell einführen wollte, nicht anerkannte. Und selbst die Personen, die seinen Charakter kannten, waren über sein Verhalten gegenüber Lambert erstaunt, den er verbrennen ließ, weil er für seine Prinzipien eingetreten war. Wie es kam, daß er Protestant wurde, ist nicht genau bekannt. Foxe ist der Ansicht, daß er durch die Lektüre des neuen Testamentes in der Übersetzung von Erasmus bekehrt wurde. Wahrscheinlich jedoch war er ein Skeptiker, weil er dem ökonomischen Typus angehörte. In jedem Fall haßte er Rom, und Foxe sagt, im Jahre 1538 war er „der vornehmste Freund der Evangelisten."

In demselben Jahre wurde Lambert wegen ketzerischer Anschauungen in der Transsubstantiationfrage angeklagt, und Cromwell verurteilte ihn zum Tode auf dem Scheiterhaufen. Als ein charakteristischer Zug wird berichtet, daß er Lambert am Morgen des Tages, an dem er hingerichtet werden sollte, zum Frühstück einlud und ihn um Verzeihung bat.

Polus erzählt, wie er einmal mit Essex über die Pflichten sprach, die die Minister ihren Königen gegenüber hätten. Als erste Pflicht erschien es Polus, daß sie die Ehre ihres Herrn zu wahren hätten, und er hob den Unterschied zwischen einer solchen Politik und dem Opportunismus mit Nachdruck hervor. Derartige Anschauungen erschienen Cromwell geradezu phantastisch, und er meinte, ein kluger Politiker müsse die Neigungen seines Fürsten studieren und sein Vorgehen nach diesen einrichten. Dann gab er Polus ein Manuskript des „Fürsten" von Macchia-

[1]) „And as for my Lord Prevye Sealle, J wold not be in his case for all that he ever hathe, for the King beknaveth him twice a weke, and some-tyme knocke him well about the pate; and yet when he hathe bene well pomeld aboute the hedde, and shaken up, as it were a dogge, he will come out into the great chambre, shaking of the bushe with as mery a countenance as thoughe he mought rule all the roste." State papers, vol. II, p. 552.

velli. Ein solcher Charakter unterschied sich nicht so sehr dem Grade als der innersten Natur nach von Menschen wie Gottfried von Bouillon, Ludwig dem Heiligen, Bayard oder dem Schwarzen Prinzen. Er war ein schlauer, erwerbsüchtiger und ausdauernder Mensch, und die Männer wie die Frauen seiner Rasse kamen im 16. Jahrhundert rasch empor und erwarben alle Reichtümer des Landes. Die soziale Denkweise war eine andere geworden. Selbst in den halbbarbarischen Epochen hatte die Anschauung geherrscht, daß den Großen dieser Welt ein vornehmes, höfliches Wesen wohl anstehe. Der heilige Anselm und Héloise, Saladin und Richard Löwenherz standen den späteren Jahrhunderten als Ideale vor Augen, weil in ihnen eine Zivilisationsphase verkörpert erschien; und Froissart berichtet, wie der Schwarze Prinz nach der Schlacht bei Poitiers seine Gefangenen behandelte:

„Der Prinz selbst bediente die Tafel des Königs ebenso wie auch die anderen Tische mit allen Zeichen der Demut, und so sehr ihn der König auch darum bat, wollte er sich nicht an seine Tafel setzen, denn er sagte, er sei einer solchen Ehre nicht würdig, und es zieme sich nicht für ihn, an der Tafel eines so großen Königs und eines so tapferen Kriegers zu sitzen, der an diesem Tage erst seinen großen Mut bewiesen.“ [1])

Hundertundfünfzig Jahre waren seither verflossen, und als der Fortschritt siegte, schwand auch die Ritterlichkeit. Am Hofe Heinrich VIII. herrschten lockere Sitten und grobe Manieren. Die fremden Botschafter sprachen mit sehr geringer Achtung von der Gesellschaft, die sie vor Augen hatten, und Chapuys spottete über Lady Jane Seymour, die später Königin wurde, denn er hielt, wie es scheint, alle Damen des Hofes für käuflich.

„Mögen Sie selbst, der Sie ein Engländer sind und bei Hofe verkehrt haben, urteilen, „si elle ne tiendroit pas à conscience de navoir pourveu et prévenu de savoir que cest de faire nopces.““ [2])

Die Sitten der Familie Boleyn sind so bekannt, daß man

---

[1]) Chroniques, Edit. Siméon Luce, t. V, livre I, § 297. p. 63.

[2]) Chapuys an Perrenot, Calendar, vol. X, No 901, p. 374. — Der zweite Teil des Satzes ist im Texte französisch wiedergegeben.

auf diesen Punkt nicht weiter einzugehen braucht [1]), und es wäre ein müßiges Unternehmen, Beispiele für die Sittenlosigkeit der Frauen jener Zeit zu suchen, da doch die Tatsache notorisch ist. Der gesamte emporkommende Adel wies mehr oder weniger dieselben Züge auf wie Cromwell. Der hervorstechendste Charakterzug dieser begünstigten Klasse war ihre Käuflichkeit. Thomas Boleyn, Graf von Wiltshire, machte sein Glück durch seine Gewandtheit und durch die Schönheit seiner Töchter. Mary, die jüngere, wurde die Maitresse Heinrichs VIII., Anna, die ältere und geschicktere, wurde seine Gattin; auf diese Weise kam Thomas Boleyn zu seinem Titel und zu seinem Vermögen. Boleyn war das Musterbild einer ganzen Klasse; der Selbsterhaltungstrieb war in ihm in hohem Maße entwickelt. Als seine Tochter Anna und sein Sohn Lord Rochford unter der Anklage des Inzestes standen, und als im Tower die Gerichtsverhandlung stattfand, waren die Schuldbeweise so schwach, daß man im Gerichtssaal zehn gegen eins auf Freisprechung wettete. Die Haltung des Vaters in dieser schicksalsschweren Stunde schildert Chapuis, der über gute Informationsquellen verfügte, folgendermaßen: „Am fünfzehnten dieses Monats wurde die genannte Konkubine samt ihrem Bruder von den vornehmsten Lords wegen Treubruches verurteilt, und der Herzog von Norfolk (ihr Onkel) sprach das Urteil. Wie man mir mitteilt, war auch Graf Wiltshire ohne Zögern zur Verurteilung gekommen, sowie früher zur Verurteilung der vier anderen.“ [2])

Der Großvater Thomas Boleyns, ein reicher Kaufmann, war Aldermann von London gewesen, sein Sohn war in den Ritterstand erhoben worden und hatte sich von den Geschäften zurückgezogen, und Wiltshire errang, trotzdem er ein jüngerer Sohn war und nur fünfzig Pfund Rente besaß, als er heiratete, durch seine Gewandtheit und durch seine Kinder eine hohe Stellung und wurde ein reicher Graf.

Ähnlich war die Geschichte der Familie Cecil. David,

[1]) Friedmann, Anne Boleyn, t. I. p. 43 und andere Stellen. — Siehe auch in der Revue Britannique (April 1898) einen Artikel von M. E. Rodocanachi, Un parvenu à la cour de Henri VIII: George Boleyn, nach dem Werke von Eduard Bapst: Deux gentilshommes poètes.

[2]) Calendar, vol. X, No 908, pag. 377.





der erste bekannte Träger des Namens, erwarb unter Heinrich VIII. eine gewisse begünstigte Stellung. Sein Sohn Richard, der ein sehr tüchtiger Geschäftsmann war, erlangte bei der Plünderung der Klöster einen stattlichen Beuteanteil, er wurde königlicher Garderobeintendant, Vogt des Warwickschlosses und hinterließ ein großes Vermögen. Sein Sohn war der große Lord Burleigh, zu dessen Charakterisierung wir uns am besten auf eine unparteiische Autorität berufen. Macaulay sagt, er besaß „ein kaltes Gemüt, gesunde Urteilskraft, und er faßte immer nur die beste Möglichkeit ins Auge. Er ließ seine Freunde nur dann im Stiche, wenn es sehr unbequem wurde, ihnen treu zu bleiben; er war ein braver Protestant, wenn es sich nicht als vorteilhaft erwies, Papist zu sein, und er empfahl der Königin eine tolerante Politik, solange er nicht Gefahr lief, ihre Gunst zu verlieren; er ließ nur solche Leute auf die Folter spannen, von denen man nützliche Auskünfte zu erlangen hoffen durfte, und er war in seinen Wünschen so bescheiden, daß er nur 300 Güter hinterließ, obwohl er, wie uns sein treuer Diener versichert, viel mehr hätte erwerben können, wenn er, wie so viele seiner Vorgänger, aus der Staatskasse Geld zum eigenen Gebrauche entnommen hätte.“ [1])

Die Howards, die wohl in einer früheren Zeit emporkamen, entstammten demselben Typus. Der Gründer der Familie war ein Advokat, der unter Eduard I. Richter bei den „Common Pleas“ wurde, der also seinen Rittertitel nicht auf dem Schlachtfelde eroberte, wie der Schwarze Prinz seine Sporen bei Crécy errang. Seine Nachkommen traten ein Jahrhundert lang wenig hervor, aber sie verheirateten sich immer in vorteilhafter Weise und erwarben großen Reichtum, und im fünfzehnten Jahrhundert vermählte sich Robert Howard mit der Tochter Thomas Mowbrays, des Herzogs von Norfolk. Um eine solche Ehe einzugehen, mußte Robert, der kein Soldat war, großen Reichtum besessen haben. Diese Verbindung machte das Glück der Familie, auch wurde nun, wie es scheint, ein gewisser kriegerischer Instinkt in dem Geschlechte lebendig, denn Richard III. verlieh an John Howard den Titel der Mowbrays, und dieser John wurde später bei Bosworth getötet. Sein Sohn kämpfte als Führer bei Flodden, und

[1]) Critical and historical Essays, Edit. Tauchnitz, 1850, vol. II, p. 83—84: Burleigh and his time.

sein Enkel, der große Klosterplünderer unter Heinrich VIII., unterdrückte auch den Aufstand im Norden.

Thomas Howard, der Minister Heinrichs VIII., war einer der interessantesten Charaktere seiner Zeit. Er war von Natur aus sehr konservativ gesinnt, und Chapuys war immer der Meinung, daß „er nie in eine Reformation auf religiösem Gebiete einwilligen würde". Im Jahre 1534 äußerte er sich sogar dem französischen Gesandten gegenüber, daß er sich niemals zu solchen Reformen verstehen würde, und diese Worte, die dem König hinterbracht wurden, hatten zur Folge, daß er vorübergehend in Ungnade fiel.[1]) In einem gewissen Augenblicke hoffte Lord Darcy, das Haupt der reaktionären Partei, daß er ihn im Kampfe gegen Cromwell unterstützen werde, doch warnte er Chapuy vor seiner „Unbeständigkeit", er möge ihm nicht blind vertrauen.[2]) Unter seiner scheinbaren Wankelmütigkeit verbarg sich aber eine feine und gründliche Kenntnis der Gesellschaft, in der er lebte; dieser „Unbeständigkeit" hatte er seine größten Erfolge zu verdanken. Er besaß einen unfehlbaren Instinkt, der es ihm ermöglichte, im kritischen Augenblicke genau zu erkennen, auf welcher Seite sein Interesse lag. Heinrich mißtraute ihm, konnte jedoch seine Dienste nicht entbehren und mußte dieselben teuer bezahlen. Howard war sehr betrübt, als er erkannte, daß er zu weit gegangen war, und als ihm der König beim Ausbruche des Aufstandes das Kommando anbot, sagte der Bischof von Carlisle, mit dem er speiste, niemals habe er den Herzog „so glücklich wie an jenem Tage" gesehen.[3])

Als Howard gegen seine Freunde kämpfte, schreckte er vor keiner Treulosigkeit zurück. Er wurde es nie müde, sich seiner Lügen und seiner Grausamkeit zu rühmen; er schrieb Heinrich, er werde keine Mühe scheuen, bis er die Rebellen in eine Falle locken würde und daß er die Versprechungen, die er ihnen machte, nicht halten würde, „ich werde mein Wort nicht halten, möge man auch sagen, daß meine Ehre befleckt sei".[4])

[1]) Calendar, vol. VII, No 296, p. 128.
[2]) Ibid., vol. XI, No 576, p. 320. Chapuys au Karl V.
[3]) Ibid., vol. XI, Not 576, p. 230.
[4]) Ibid, vol. XI, No. 864, p. 347

Wie Cromwell mit Lambert, so verfuhr Howard mit den Kartäusern. Obgleich er an die Religion, deren Diener sie waren, aufrichtig glaubte, soweit er überhaupt glauben konnte, und obgleich er erklärt hatte, er würde ihre Sache mit dem Schwerte in der Hand verteidigen, wohnte er ihrem Martertode wie einem Schauspiele bei, und ohne mit den Wimpern zu zucken, sah er ihre Qualen an. Solche Männer brachten es in der Reformationszeit sehr weit, und Norfolk erwarb sich durch seine Politik ein kolossales Vermögen. Als Preis für seine Dienste erhielt er dreizehn Klöster, und sein Sohn Surrey zwei; was er sonst noch erbeutete, ist nicht berichtet worden.

Von dieser Art also war die neue Aristokratie. Die alten Edelleute aber gehörten meist einem anderen Schlage an, und der alte Typus war zum Aussterben verurteilt.

Aus den „State Papers" geht zweifellos hervor, daß die alte feudale Gentry, die betitelte sowohl als die unbetitelte, im ganzen der geplanten Reform feindselig gegenüberstand. Mehrere ihrer hervorragendsten Mitglieder hatten sich bei der Gnadenwallfahrt des Jahres 1536 kompromittiert, unter ihnen auch Thomas Lord Darcy. Wenn es in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts noch einen mittelalterlichen Baron gab, so war dies wohl Darcy. Seit Wilhelm der Eroberer Normand de Areci dreißig Herrschaften in Lincolnshire verliehen hatte, waren alle Ahnherren Thomas' Soldaten gewesen, und in seiner Heimat im Norden bildeten seine Vasallen noch eine Armee wie einst in den alten Zeiten. Thomas, der im Jahre 1467 geboren wurde, verpflichtete sich, als er fünfundzwanzig Jahre alt wurde, mit 1000 Mann für Heinrich VII. in den Ländern jenseits des Meeres zu kämpfen, und mehr als vierzig Jahre später versprach er Chapuys, mit 8000 Mann gegen London zu marschieren, wenn der Kaiser Heinrich VIII. angreifen würde. Sein ganzes Leben lang kämpfte er an den Grenzen. Er war Kapitän von Berwick, Marschall der mittleren und der östlichen Marken, und im Jahre 1511 erklärte er sich bereit, ein britisches Kontingent gegen die Mauren zu führen. Er war Ritter des Hosenbandordens, Mitglied des Kronrates, und bei Ausbruch des Aufstandes war er Befehlshaber des Schlosses Pontefract, der stärksten Position in Yorkshire.

In Thomas lebten die alten Traditionen fort, die Ideen von Crécy und Poitiers, und sie brachten ihn auf das Schafott. Es scheint, daß Norfolk während der Unterhandlungen den Wunsch hatte, ihn zu retten, wenn er nicht, was wohl möglich ist, im geheimen einen bösen Plan hatte. Jedenfalls schrieb er an Darcy, er könne sich selbst retten, wenn er Aske, den Anführer der Aufständischen, in eine Falle locke und ihn der Regierung ausliefere. Norfolk sah in einem solchen Vorgehen nur ein Geschäft, auf solche Weise war er ja selbst emporgekommen. Darcy aber erblickte darin eine Schmach und darum mußte er sterben. Statt zu tun, was man von ihm verlangte, machte er Norfolk Vorwürfe, daß er ihn einer verräterischen Handlungsweise für fähig halte:

„Eure Herrlichkeit rät mir, Aske tot oder lebend festzunehmen, und Ihr meint, ich solle ihn mit List fangen und mir so die Gunst des Königs gewinnen. Wie traurig ist es doch, daß ein so hochstehender und so erfahrener Mann mir das zumutet, daß Ihr mich für fähig haltet, einen Menschen, ob es nun ein Franzose sei, ein Schotte oder selbst ein Türke, zu täuschen und zu verraten! Bei meiner Ehre versichere ich Euch, könnte ich um diesen Preis die vier schönsten französischen Herzogtümer für mich und meine Erben gewinnen, ja, könnte ich König in diesem Lande werden, ich würde doch gegen keinen Menschen so handeln.“ [1])

Darcy erklärte, er habe Pontefract den Aufständischen ausgeliefert, weil ihm die Regierung nicht zu Hilfe gekommen war; und wenn er auch zweifelsohne mit der Bewegung sympathisierte, so schrieb er doch sofort nach London und machte Heinrich nicht nur darauf aufmerksam, daß die Festung sich nicht würde halten können, er teilte ihm auch mit, daß der Feind sehr stark sei. [2]) Als auf dem Schlosse der königliche Herold erschien, um mit den Aufständischen zu unterhandeln, traf er Darcy, Sir Robert Constable, Aske und einige andere im Schlosse; sie sagten ihm, sie seien im Begriffe, eine Wallfahrt nach London zu unternehmen, um den Kronrat von dem „gemeinen Blute zu säubern“ und ihm „wieder edles Blut einzuflößen“ und das der Kirche zugefügte Unrecht wieder gutzumachen. [3])

---

[1]) Calendar, vol. 1045, p. 420,
[2]) Ibid., XI, No 729, p. 282.
[3]) Ibid., vol. XI, No. 862, p. 319.

Zu diesen Männern zählte auch jener Aske, den Darcy nicht treulos verraten wollte. Dagegen erklärte er sich „als treuer Ritter und Untertan“ bereit, alles zu tun, was in seiner Macht stünde, um die Ruhe im Lande wieder herzustellen, und er empfahl den Aufständischen, sich zu zerstreuen, denn der König verspreche ihnen, ihre Beschwerden gnädig anzuhören. Nun, da die Gefahr groß war, schmeichelte man Darcy und Aske und man verzieh ihnen, aber die neuen Kapitalisten waren nicht die Menschen, die den Soldaten, wenn sie ihn einmal hielten, hätten entrinnen lassen. Zur selben Zeit, als Heinrich darüber sann, wie er die Männer, denen er sein Wort verpfändet hatte, vernichten könnte, schrieb Norfolk aus dem aufständischen Gebiete an Cromwell: „Ich habe Aske durch List dahin gebracht, daß er mich um die Erlaubnis gebeten hat, nach London zu ziehen, und ich habe ihm versprochen, einen Brief zu schreiben, ... den ... Ihr ebenso auffassen sollt, wie jenen anderen, den ich für Sir Thomas Percy schrieb. Und wenn die beiden nicht mehr zurückkehren sollten, so glaube ich, werden sich die treuen und ehrlichen Männer darob nicht kränken, auch dann nicht, wenn es Mylord Darcy und Sir Robert Constable ähnlich ergehen sollte.“ [1]) Percy und Constable, Aske und Darcy, sie starben alle auf dem Schafott.

Darcy und seine Gesinnungsgenossen erkannten, daß eine neue Welt emporgewachsen war, in der es für sie keinen Platz mehr gab. Während seiner Einkerkerung in London, kurz vor seiner Hinrichtung, wurde Darcy von Cromwell verhört, und da sagte er zu dem Manne, der die Inkarnation der feindlichen Macht war — es waren fast seine letzten Worte —:

„Cromwell, du bist der eigentliche Urheber dieses Aufstandes, du hast all dies Unglück angestiftet, durch dich sind wir, die wir wahre Edelleute sind, in den Kerker gekommen, und du arbeitest unermüdlich an unserem Verderben; du willst, daß wir auf dem Schafott sterben. Doch ich hoffe, wenn auch dein Streben dahin geht, allen Edelleuten im Lande den Kopf abzuschlagen, es wird doch noch einer übrig bleiben, der dir den deinen abschlagen wird.“ [2])

---

[1]) Calendar, vol. XII, Pt. I, No. 698, p. 310.
[2]) Ibid., vol. XII, Pt. I, No. 976, p. 114.

## X. Kapitel.

# Die Unterdrückung der Klöster in England.

Auf dem Gipfel der neuen Gesellschaft stand Heinrich VIII., der wie Philipp der Schöne gewisse Eigenschaften besaß, die ein großer religiöser Reformator in einem ökonomischen Zeitalter besitzen muß. Doch kann man, will man sich ein Bild von seiner Persönlichkeit machen, die Anschauungen, die seine englischen Zeitgenossen von ihm hatten, kaum verwerten, denn meist erscheinen diese Anschauungen durch das Vorurteil entstellt. Die besten Beobachter waren vielmehr die fremden Gesandten am englischen Hofe, deren Beruf es war, für ihre Regierungen die nötigen Informationen zu sammeln. Zu einer Zeit, in der es noch keine Presse gab, mußten diese Agenten sehr genau sein, und ihre Depeschen sind darum vollkommen vertrauenswürdig.

Der französische Botschafter Charles de Marillac war im Jahre 1510 geboren. Er stammte aus einer alten Familie und hatte einen tadellosen Ruf. Er war durchaus nicht gegen die Protestanten eingenommen, denn er wurde von der Guisenpartei gestürzt. Als er als Botschafter Franz I. nach London kam, war er dreißig Jahre alt. Nach einjährigem Aufenthalte in England schrieb er:

„Dieser Fürst hat, wie mir scheint, neben manchen anderen Lastern drei, die, wenn sie bei einem König vorkommen, geradezu böse Seuchen genannt werden müssen; vor allem ist er so habgierig, daß alle Schätze der Erde nicht ausreichen würden, um seine Habsucht zu stillen... Aus ihr entspringt das zweite Laster, die zweite Seuche, nämlich Mißtrauen und Angst... Darum muß er seine Hände immer wieder mit Blut beflecken, wenn er an den Personen seiner Umgebung zweifelt; er will von seinem Mißtrauen befreit werden, aber mit jedem

Tage wird es größer... Und zum Teil entspringt aus diesen beiden Übeln das dritte, nämlich seine Unbeständigkeit und sein Wankelmut. Zum Teil ist dieser auch im Naturell der Nation begründet; darum hat man die Rechte der Religion und der Ehe, hat man Treu und Glauben verdreht, als wären sie Wachs, das man weich machen und formen kann wie man will.“ [1])

Einer der hervorstechendsten Charakterzüge Heinrich VIII. war seine Grausamkeit, und durch sie machte er vielleicht auf seine Zeitgenossen den größten Eindruck. Er ließ nicht nur seine Frauen, seine Minister und seine Freunde ermorden, er verfolgte alle Gegner seiner Politik mit einem wahrhaft erschreckenden Hasse.

Forest hatte das Verbrechen begangen, den königlichen Supremat zu leugnen; dafür ließ Heinrich den Mönch auf einem Kruzifix, das speziell zu diesem Zwecke aus Wales herbeigeschafft wurde, langsam verbrennen. „Man hing ihn in Smithfield lebend an einen Galgen, legte ihm mitten um den Leib und unter den Achselhöhlen Ketten an und machte unter ihm ein Feuer an; so wurde er langsam zu Tode verbrannt.“ [2]) Der König war von seiner Idee so entzückt, daß er, wie Chapuys meint, lebhaft enttäuscht war, diesem Schauspiele nicht mit seinem ganzen Hofstaate beiwohnen zu können.

Ebenso charakteristisch war seine Handlungsweise gegenüber den Kartäusern. Die Kartäuser nahmen in der Kirche dieselbe Stellung ein wie Darcy im Staate, sie waren Männer vom alten imaginativen Typus, in deren Seele noch der glühende Enthusiasmus wohnte, der einst Hildebrand beseelte, und sie führten ein strenges, asketisches Leben. Solche Männer konnten unmöglich Heinrich als Gottes Statthalter auf Erden anerkennen. Den drei Prioren Houghton, Webster und Lawrence — wurde „der Leib aufgeschlitzt, die Arme ausgerenkt, das Herz wurde ihnen ausgerissen und ihnen auf den Mund und das Antlitz gerieben, und zwar so, daß jeder von ihnen die Qualen der anderen mitansehen mußte.“ [3])

[1]) **Jean Kaulek**, Correspondance politique de MM. de Castillon et de Marillac ambassadeurs de France en Angleterre (1537 bis 1542), 1885 p. 211—213.

[2]) **John Foxe**, Acts and Monuments, vol. V, p. 180.

[3]) Calendar, vol. VIII, Nr. 726, p. 272.

Drei von den Mönchen wurden an Pfähle gebunden, und vierzehn Tage mußten sie in dieser Lage verbleiben, „sie konnten nicht die geringste Bewegung machen, es war ihnen ganz unmöglich, denn sie waren am Halse, an den Armen und an den Schenkeln durch eiserne Bänder festgehalten.“ [1]) Dann wurden sie gehenkt, und die Eingeweide wurden ihnen ausgerissen.

Im Jahre 1537 gab es noch zehn Mönche, die dem König standhielten. Sie wurden ebenso wie die anderen in Newgate an Pfähle gefesselt, und neun von ihnen „starben .... infolge des Gestankes, sie mußten elendiglich ersticken“, wie Stowe berichtet. Der zehnte, der noch lebte, wurde gehenkt.

Wäre Heinrich wie Darcy ehrenhaften Bedenken zugänglich gewesen, hätte er den Regungen der Loyalität und des Gewissens nachgegeben, so hätte vielleicht auch er ein böses Ende genommen. Er tat aber unbedenklich alles, was für seinen Erfolg nötig schien, und eben darum wurde er so mächtig. Er lockte Aske nach London und tötete ihn. Er verzieh Darcy, dann sandte er ihn nach Tower Hill.

Norfolk, der nicht stark genug war, um die Aufständischen zu vernichten, stellte die Ordnung wieder her, indem er ihnen im Namen des Königs verzieh und ihnen versprach, daß man ihren Beschwerden Folge geben werde. Nun, wo sie sich in Sicherheit wähnten, gingen sie auseinander. Heinrich hielt das gegebene Versprechen nicht ein, und es kam zu neuen Aufständen; als aber der Friede wieder hergestellt war und sein Heer das aufständische Gebiet besetzt hielt, gab er dem Herzog die folgenden Instruktionen:

„Es ist Unser Wille, daß ... Ihr in jedem Falle in allen Städten, Dörfern und Flecken viele von den Einwohnern, die sich am Aufstande beteiligt haben, in grausamster Weise hinrichtet; sie sollen an den Bäumen gehenkt, sie sollen gevierteilt und ihre Köpfe und Glieder in allen Städten und an allen Plätzen ausgestellt werden, damit es eine erschreckende Warnung für alle diejenigen sei, die Ähnliches im Sinne führen: was Wir Euch zu tun befehlen ohne Mitleid und ohne Rücksicht, in Gemäßheit mit unseren früheren Briefen. Bedenket, es ist viel besser, daß die Verräter in ihrer bösen, wahnwitzigen,

[1]) Sander, Anglican Schism., p. 119.

verräterischen Verstocktheit zugrunde gehen als daß sie nur leicht bestraft werden, denn diese Strafe wäre dann kein warnendes Beispiel für die andern.“ [1])

Norfolk war das getreue Ebenbild seines Herrn. Die Rebellen waren seine Freunde, mit denen er sich vor kurzem zu gemeinsamem Handeln verbündet hatte. Nun aber hatte er gewählt, der Handel war geschlossen, und er erhielt seinen Lohn ausbezahlt. Immer wieder rühmte er sich seiner Grausamkeit gegen die wehrlose Yeomanry.

„In jeder Stadt, in der sie wohnen, soll man sie hinrichten. Man wird sie an alle eisernen Ketten hängen, die man in der Stadt und auf dem Lande herstellen kann, die anderen sollen an Stricken gehängt werden. Das Eisen ist jetzt sehr rar.“

Die Gefangenen ließ er durch ein Kriegsgericht aburteilen, denn den Geschwornen traute er nicht recht. Viele Landleute erklärten, sie seien durch Drohungen gezwungen worden, sich den Aufständischen anzuschließen, und diese Leute hätte man freisprechen können. „Ich bin mitgezogen,“ sagten sie, „weil ich sonst für mein Leben zu fürchten hatte, man hätte mir das Haus angezündet oder vielleicht mein Weib und meine Kinder getötet.“ [2]) Doch wo Heinrich VIII. und Norfolk die Hand im Spiele hatten, da wurde niemand geschont.

In ähnlicher Art beseitigte Heinrich seine Minister, wenn er sie nicht mehr brauchte. Cromwell war wohl ein kluger Kopf, aber an seinen König reichte er doch nicht heran. Ehe er ihn stürzte, ernannte ihn der König noch zum Grafen von Essex, und der neue Graf war so ahnungslos, daß er von dem hereinbrechenden Unglück wie von einem Blitz aus heiterem Himmel getroffen wurde. M a r i l l a c erzählt, wie Cromwell eines Tages

---

[1]) Our pleasure is, that . . . you shal, in any wise, cause such dredfull execution to be doon upon a good nombre of thinbabitauntes of every towne, village and hamlet, that have offended in this rebellion, aswell by the hanging of them in the trees, as by quartering of them and the setting of thir heddes and quarters in every towne, greate and small, and in al such other places. as they may be a fereful spectacle to all other herafter, that wold practise any like mater: whiche We requyre you to do, without pitie or respecte . . .“ State Papers, vol, I, p. 538.

[2]) Calendar, vol. XII, pt. I, Nr. 498, p. 314.

ganz unvermutet im Ratssaale verhaftet wurde; „empört riß er seine Mütze vom Haupte und warf sie zornig zu Boden; das sei der Lohn für die Dienste, die er dem König geleistet, rief er dem Herzog von Norfolk und den versammelten Räten zu..., da man ihn so behandle, fügte er hinzu, verzichte er auf Gnade und Erbarmen,.... und nur um eines bitte er seinen Herrn und König,... er möge ihn nicht allzulange im Kerker schmachten lassen. '

„Norfolk warf ihm die Schandtaten vor, die er vollbracht habe und riß ihm den Georgsorden, den er um den Hals trug, herunter, und der Admiral, der sich ebensosehr als Feind im Unglück beweisen wollte wie er sein Freund im Glücke gewesen war, nahm ihm das Hosenband ab." [1])

In gewisser Hinsicht besaß Heinrich eine große Schwäche, und das war seine Eitelkeit, die Gelegenheit zu Angriffen bot; in der diplomatischen Korrespondenz finden sich zahlreiche spöttische Bemerkungen wie die folgende, die von Castillon stammt: „Il n'oublye jamais sa grandeur et se taist de celle des autres." [2])

Die Schmeicheleien, die er von seinen Höflingen, namentlich von seinen Bischöfen forderte, und ihre Speichelleckereien stehen wohl einzig in der englischen Geschichte da. Doch selbst diese Eitelkeit wurde für ihn zu einer Stärke, denn sie machte ihn unempfindlich gegen die Lächerlichkeit, die einen König wie Ludwig den Heiligen aus der Fassung gebracht hätte.

Er ließ seine Gattin Anna Boleyn auf Grund sehr schwacher Beweise wegen Inzestes vor Gericht stellen; während der Verhandlung war er fröhlich gestimmt, er hatte die prächtigsten Kleider angelegt, und nach der Verurteilung der Königin tanzte er vor dem ganzen Hofe mit so unverhohlener Freude herum, daß selbst Chapuys davon überrascht war: „Es sind ihretwegen noch zwei englische Edelleute in Haft genommen worden, und man glaubt, noch viele andere werden verhaftet werden, denn der König sagt, er glaube, mehr als hundert hätten mit ihr zu tun gehabt. Es ist noch nicht dagewesen, daß ein Fürst

[1]) J. Kaulek, Correspondance etc, p. 193—194.
[2]) Id., Ibid., p. 82.

oder überhaupt ein Mensch seine Hörner mit solcher Fröhlichkeit zur Schau trug.“ [1])

Wie Cromwell und Norfolk gingen auch ihm jene feinen Sitten ab, durch die sich auch die Männer seiner Generation, ein Thomas Morus z. B., auszeichneten; er war sehr gefräßig und zügellos, und gegen Ende seines Lebens war er so aufgedunsen, daß er sich nicht mehr rühren konnte. Man kannte bei Hofe seine Gewohnheiten, und die Bittsteller suchten ihn am liebsten nachmittags auf, wenn er schon benebelt war. Marillac war der Ansicht, seine Gefräßigkeit würde ihn ums Leben bringen: „Man weiß wohl, woher es kommt, daß der König so oft am Fieber und namentlich an den Beinen leidet; das Übel packt ihn oft, weil er sehr dick ist und im Essen und Trinken ganz Erstaunliches leistet,“ so daß „man ihn oft am Morgen bei anderer Stimmung und anderer Meinung findet als nach dem Mahle.“ [2])

Am 14. Mai 1538 schrieb Castillon folgendes:

„Außerdem hat er eine der Fisteln, die er an den Beinen hat, schließen lassen, und seit zehn oder zwölf Tagen leidet er so sehr an den bösen Säften, die keinen Ausweg haben, daß er beinahe erstickt wäre; er konnte einige Zeit kein Wort hervorbringen, sein Gesicht war ganz schwarz, und er schwebte in großer Gefahr.“ [3])

Der ausgeprägteste Charakterzug der Feudalaristokratie war der persönliche Mut gewesen, als aber die Zentralisation fortschritt und dank der Einführung einer bezahlten Polizeimacht die Notwendigkeit der Selbstwehr wegfiel, war die Tapferkeit kein wesentliches Erfordernis für den Erfolg mehr. Heinrich VIII. scheint keinen großen Mut besessen zu haben, Krankheiten gegenüber bewies er ihn jedenfalls nicht. In der Zeit seiner größten Leidenschaft für Anna Boleyn erkrankte diese am Schweißfieber; sofort nahm er Reißaus und schrieb ihr aus der

[1]) Calendar, vol. X, Nr. 909, p. 380. — Die beiden Edelleute, von denen hier die Rede ist, waren Sir Thomas Wyatt und wahrscheinlich Sir Richard Page.

[2]) J. Kaulek, Correspondance politique de MM. de Castillon et de Marillac, p. 274. — Sander, Anglican Schism., p. 162 und Anmerkung 2.

[3]) J. Kaulek, Ibid., p. 50.

Ferne, sie möge unbesorgt sein, denn „nur wenige Frauen oder gar keine .... sind an dieser Krankheit gestorben.“ [1]) Marillac erklärte rundweg, „man habe nie einen so furchtsamen Menschen gesehen“ wie den König. [2])

Dagegen war er sehr herrschsüchtig und gegen die Schwachen sogar brutal. So wollte er an Lambert, der nur ein armer Sektierer war, ein Exempel statuieren. Er veranstaltete eine feierliche Zeremonie, der die Bischöfe und die anderen hohen Würdenträger beigezogen wurden, und er selbst führte den Vorsitz. Als der Angeklagte vor diesem Tribunale erschien, mochte er wohl einige Verlegenheit zeigen, und Foxe hat in packender Weise geschildert, wie Heinrich ihm Angst einzuflößen suchte. Der König war „ganz weiß“ gekleidet, wodurch er vermutlich seine Reinheit, — er war ja das Oberhaupt der Kirche — versinnbildlichen wollte, und „er sah mit strenge zusammengezogenen Augenbrauen so finster und so grausam drein, daß die Angst des Mönches noch erhöht werden mußte; in seinem ganzen Wesen kam ein wilder Zorn zum Ausdruck, wie er eines solchen Herrschers ganz unwürdig war, namentlich in einer solchen Angelegenheit und gegen seine so demütige und so gehorsame Person.“ [3])

Im Besitze solcher Eigenschaften mußte Heinrich nun, da ein neues ökonomisches Zeitalter anbrach, ein großer religiöser Reformator werden. Mehr als fünfhundert Jahre waren verflossen, seit die Kirche die Zentralisation begünstigt hatte, indem sie Hugo Capet zum König von Frankreich wählte. Ein Jahrhundert später wurde infolge der Pilgerzüge, die von bewaffneten Scharen nach Palästina unternommen wurden, die soziale Bewegung beschleunigt, und es trat wieder die Konsolidation ein. Die Bewegung war immer rascher geworden, es wurde wieder die Kommunikation zwischen dem Osten und dem Westen hergestellt, der Schiffskompaß und das Schießpulver kamen nach Europa, die Verteidigung trat hinter dem Angriffe zurück, und als all-

[1]) Lettres de Henri VIII à Anne Boleyn, nach den in der vaticanischen Bibliothek befindlichen Originalen herausgegeben von G. A. Crapelet, 1835, Lettre III, p. 103.

[2]) J. Kaulek, Correspondance. etc. p. 199.

[3]) Acts and Monuments, vol. V, p. 229.

mählich die Konkurrenz andere Formen annahm, kam es zur Kapitalsbildung, bis am Beginn des sechzehnten Jahrhunderts der Reichtum jenen Punkt erreichte, wo er eine bewaffnete Polizei organisieren konnte, und damit war der Triumph der Kapitalistenklasse besiegelt.

Die Reformation ist als der Sieg dieser Klasse über den ursprünglichen Typus anzusehen, und mit ihr ging denn auch die alte imaginative Zivilisation unter; doch trotz all ihrer Macht hat auch die Kapitalistenklasse gewisse schwache Seiten, und weder im alten Rom noch im modernen England sind die Kapitalisten tüchtige Krieger gewesen. Die Tudor-Aristokratie war keine militärische Kaste. Der neue Adel, dem es an physischer Kraft gebrach, fürchtete die alte, ackerbautreibende Bevölkerung, an deren allmählicher Ausrottung er arbeitete, und er hatte auch Ursache, sie zu fürchten, denn aus dieser Yeomanry rekrutierte Cromwell seine „Eisenseiten". Es war daher eine der Hauptsorgen der Tudor-Aristokratie, wie sie wohl dieses gefährliche Element in Schach halten könnte. Da sie keine Armee organisieren konnte, benützte sie den Klerus für ihre Zwecke. Die Grundbesitzer wollten den Klerus nicht nur ausrauben, sie wollten ihn auch unter ihre Dienstbarkeit bringen, und darin besteht der Ruhmestitel Heinrichs, daß er diese beiden Aufgaben durchführen konnte.

Er plünderte nicht nur, wie kein Mensch bis dahin geplündert hatte, er maßte sich auch die Rolle des Hohenpriesters Gottes an und warf sich zum Statthalter Christi auf Erden auf. Eine Meinungsverschiedenheit in diesem Punkte ist nicht wohl möglich; die Formeln der englischen Kirche sprechen dies klar aus, und auch die Anglikaner selbst erkennen sie an. Macaulay, der derselben Glaubensgemeinschaft angehörte, ist ein Geschichtsschreiber, dessen Anschauung mit gebührendem Respekte aufzunehmen ist, und er spricht sich über die Rolle, die Heinrich VIII. als Oberhaupt der kapitalistischen Hierarchie einnahm, folgendermaßen aus:

„Was Heinrich und seine Lieblingsräte zu einer gewissen Zeit unter dem Supremat verstanden, war tatsächlich die apostolische Machtvollkommenheit. Der König sollte der Papst in seinem Reiche sein, der Statthalter Christi, der Ausleger der katholischen Wahrheit, der Kanal der sakramentalen Gnaden. Er maßte sich das Recht an, dogmatisch zu bestimmen, was als

rechtgläubige Lehre und was als Ketzerei zu gelten habe, das Recht, die Glaubensartikel zusammenzustellen und ihre Anerkennung durchzusetzen und sein Volk in der Religionslehre zu unterweisen.

„Er erklärte, daß alle Rechtsprechung, die geistliche wie die weltliche, von ihm auszugehen habe, und daß er die Macht habe, die Bischöfe zu ernennen und abzusetzen...... Nach diesem Systeme, wie es von Cranmer dargelegt wurde, war der König das geistliche wie auch das weltliche Oberhaupt der Nation. In beiden Eigenschaften mußte seine Hoheit besondere Stellvertreter haben. Wie er Zivilbeamte ernannte, die sein Siegel bewahrten, die für ihn die Steuern einhoben und in seinem Namen Recht sprachen, ebenso ernannte er auch Priester und priesterliche Würdenträger, die das Evangelium zu predigen und die Sakramente zu verabreichen hatten. Das Händeauflegen war nicht mehr nötig. Der König konnte, — diese Anschauung hat Cranmer klar und deutlich ausgesprochen, — kraft der von Gott abgeleiteten Autorität jede Person zum Priester machen, und der so ernannte Priester hatte keine andere Ordination nötig." [1])

Unter den Tudors befanden sich Industrie und Handel noch im Anfangsstadium. Großbritannien blieb ein wesentlich ackerbautreibendes Land, und das Kapital wurde vor allem in Ländereien angelegt. Die Einziehung der Gemeinden und die Konfiskation der Ordensgüter stellt sich als eine kolossale Grundspekulation dar, die mit dem Glauben nichts zu tun hatte und die nur durch den Umstand ermöglicht wurde, daß die Macht jetzt in einem anderen Geistestypus ihren Ausdruck fand, und nicht in jenem Typus, der im imaginativen Zeitalter sein Eigentum zu verteidigen vermocht hatte.

Die kommerzielle Welt stellte allenthalben die Forderung nach einer wohlfeilen Religion. Unter Heinrich VIII. sympathisierte sie mit Zwingli, unter Elisabeth mit Calvin und unter Karl I. wurde sie presbyterianisch. Die Gentry dagegen war von Natur aus konservativ gesinnt und sie begünstigte die Orthodoxie, soweit die Rücksichtnahme auf ihre Interessen ihr dies bei der Kirchenplünderung erlaubte. An der Spitze dieser Klasse standen Heinrich VIII. und Norfolk; die Bekehrung Nor-

[1]) History of England, chap. I.

folks hat Chapuys erzählt, und Heinrich blieb sein Leben lang ein Frömmler.

Als er vor seinem Tode das Abendmahl empfing, wie gewöhnlich in einer Gestalt, erhob er sich von seinem Stuhle und kniete nieder, um den Leib des Herrn zu verehren. Die anwesenden Zwinglianer meinten, der König könnte mit Rücksicht auf seine große Schwäche das Abendmahl sitzend einnehmen, worauf der König entgegnete: „Könnte ich mich zu Boden werfen, ja selbst unter den Boden, so würde ich doch nicht glauben, das heilige Sakrament genugsam geehrt zu haben.“ [1])

Und die Meinung, die Chapuys von Norfolk hatte, hat er klar ausgesprochen: „Er hat gar rasch andere Saiten aufgezogen, denn er ist der einzige am Hofe, der als entschiedener Katholik auftrat und am entschiedensten die Autorität des Papstes verteidigte; doch er muß so handeln, um nicht ganz seinen Einfluß zu verlieren, der wohl nicht größer sein wird als es Cromwell wünscht.“ [2])

Um ihr Ziel zu erreichen, mußte die aufsteigende, von diesen beiden Männern geführte Klasse die Kirche, an deren Dogmen sie glaubte, auf zweifache Art berauben. Sie konfiszierte ihre Ländereien, um sich selbst zu bereichern, und beraubte sie ihrer Einkünfte, um sich die Unterstützung der Handelsklasse zu erkaufen. Diese letztere, der es selbst an physischer Kraft gebrach, kam schließlich auf den Gedanken, die Hand auf die bestehende geistliche Organisation zu legen und in dieselbe ihre Kreaturen einzusetzen, damit das Volk in ihrer Schule lerne, es sei eine religiöse Pflicht, sich dieser Autorität, die nicht an die Waffen zu appellieren wagte, geduldig zu unterwerfen.

Wie Heinrich und Norfolk Vertreter der Großgrundbesitzerklasse waren, so vertrat Cromwell die kommerzielle Klasse, und als kurz vor dem April des Jahres 1534 mit der Ernennung Cromwells zum Staatssekretär das Bündnis zwischen diesen beiden Interessengruppen vollzogen wurde, ging die Entwicklung rasch vonstatten. Am 1. Juni 1533 wurde Anna Boleyn gekrönt;

[1]) Sander, Anglicam Schism, p. 161.
[2]) Calendar, vol. VI, Nr. 1510, p. 610, 9. Dezember 1533.

im Juli kam es zum endgültigen Bruche zwischen Papst und König, im November 1534 erklärte das Parlament Heinrich als „das höchste Haupt“ der Kirche, und im folgenden Winter wurde die ganze Verwaltung, die zivile wie auch die geistliche, in Cromwells Händen vereinigt. Und Cromwell ging mit erstaunlicher Energie vor.

Im Herbst des Jahres 1535 ließ er als Vorbereitung für die Aufhebung der Klöster eine Inspektion vornehmen, und im folgenden Februar erließ das Parlament die diesbezügliche Bill. Auch führte er als Generalvikar den Vorsitz in der Versammlung von Canterbury, die die erste Glaubensreformation durchführte. Die Versammlung fand im Juni d. J. 1536 statt, kurz vor der Gnadenwallfahrt, und aus Furcht vor einer möglichen Empörung mußten Heinrich und die Konservativen schweigen. Für den Augenblick behielt die evangelische Richtung die Oberhand, und die „Zehn Artikel“, die Grundlegung der „Neununddreißig Artikel“ wie die „Satzung des Christenmenschen“ wichen von der Orthodoxie sehr weit ab.

Im vierten Artikel wurde das Abendmahlsdogma entsprechend erweitert, so daß es auch für die Lutheraner gelten konnte, und im sechsten wurde die Anbetung der Bildnisse verurteilt. Andererseits gewann allmählich das Dogma von der „Rechtfertigung durch den Glauben“ jene Bedeutung, die es in allen wahrhaft protestantischen Glaubensbekenntnissen erlangen sollte. Cranmer wies späterhin in einer seiner Homelien die relative Bedeutungslosigkeit der guten Werke nach:

„Wohl muß der Mensch durch gute Werke genährt werden, vor allem aber muß er den Glauben haben. Wer gute Taten vollführt, aber nicht den Glauben hat, der hat auch kein Leben. Ich kenne einen Menschen, der durch den Glauben lebte und ohne gute Werke, und der in den Himmel gekommen ist; niemals aber hat ein Mensch ohne den Glauben das Leben gehabt.“ [1])

„In der Zeit ihrer größten Verblendung unternahmen die Juden niemals so viele Wallfahrten zu den Götzenbildern ... wie heute die Christen.... An den verschiedensten Orten sind sie zu finden, als sollten die Menschen einen Jahrmarkt besuchen, auf dem man Tugenden einhandelt; überall haben sie heilige Reliquien, Bildnisse, Heiligenschreine und die besten

[1]) The Homilies, Edit. Corrie, p. 49.





Werke, die man nach Wahl einkaufen kann... Heilige Kapuzen, heilige Gürtel, heiligen Ablaß, heilige Rosenkränze und heilige Schuhe, heilige Regeln, alles voll von Heiligkeit,.... die so geschätzt waren und mit denen man solchen Mißbrauch trieb, gegen alle Gebote Gottes und seinem Ruhme zuwider, daß man aus ihnen die höchsten und heiligsten Dinge machte, durch die man das ewige Leben und Erlassung aller Sünden erreichen könne." [1])

Die antiklerikale Bewegung unter Heinrich VIII. erreichte ihren Höhepunkt im Jahre 1536 und 1537, als der Aufstand ausbrach und als die Grundbesitzer auf die Hilfe der Städte angewiesen waren. Solange sie noch nicht im sicheren Besitze der Kirchengüter waren, überließen sie die Formulierung der christlichen Lehre dem merkantilen Radikalismus, als aber Norfolk im Norden siegte und als Aske und Darcy hingerichtet wurden, trat eine Reaktion ein. Im November des Jahres 1538 wurde Lambert lebendig verbrannt, weil er die Transsubstantiation leugnete, und im Jahre 1539 wurden durch einen Artikel der Parlamentsakte [2]) — er folgte auf jenen Artikel, in dem die Aufhebung der infulierten Abteien dekretiert war, — die Ohrenbeichte, das Abendmahl in einer Gestalt, die Privatbeichten, kurz die strikte Orthodoxie wieder eingeführt. Nur auf das Dogma der königlichen Oberhoheit wurde Rücksicht genommen; in diesem Punkte konnte man nicht nachgeben, wollte man nicht den erworbenen Besitz aufs Spiel setzen. Ein Jahr später fühlten sich die Großgrundbesitzer stark genug, um sich von den Kaufleuten zu trennen; das Bündnis, dank dem die Reformation zustande gekommen war, wurde aufgelöst, und Cromwell wurde enthauptet.

Kein Papst zwang den Gläubigen den Wunderkultus mit solcher Grausamkeit auf, wie Heinrich. Auf Leugnung des Meßwunders stand, wie die „Sechs Artikel" besagten, der Scheiterhaufen und die Konfiskation der Güter, ohne daß es dem Schuldigen erlaubt war, abzuschwören. Die Glaubensreinheit konnte unmöglich das Ideal der Reformation sein.

Bis in die jüngste Zeit haben die Protestanten an der überlieferten Anschauung festgehalten, daß die Klöster von dem

---

[1]) The Homilies, p. 56—58.

[2]) 31. Regierungsjahr Heinrichs VIII, chap. 14.

empörten Volke aufgehoben wurden, als es plötzlich all die Greuel entdeckte, die hinter den Klostermauern verübt wurden. Im Laufe weniger Jahre ist aber durch die Veröffentlichung der englischen Archive ein neues, düsteres Licht auf die Geschichte der Reformation geworfen worden. Denn aus ihnen scheint zweifellos hervorzugehen, daß Heinrich gegen alle religiösen Orden in seinem Reiche so verfuhr, wie einst Philipp gegen die Tempelritter.

Im Jahre 1533 war die Lage des Königs eine verzweifelte zu nennen. Er hatte nicht nur Papst und Kaiser gegen sich, sondern die ganze noch bestehende alte, feudale Gesellschaft und alle Mächte, die in dem ausgehenden imaginativen Zeitalter noch aufrecht standen. Gegen diese verbündeten Kräfte konnte nur das zentralisierte Kapital aufkommen, und darum mußte Heinrich der Wortführer jener Klasse werden, in der die Kraft des Geldes zum Ausdruck kam.

Er brauchte vor allem Geld, sehr viel Geld, und Cromwell, der zur Beschaffung dieses Geldes die erforderlichen Eigenschaften besaß wie niemand sonst, spielte darum in Wirklichkeit die Rolle eines Diktators. In allen Essex betreffenden Fragen hat Foxe als unbestrittene Autorität zu gelten, und Foxe hat keinen Anstand genommen, Cromwell als den Urheber der Politik, die Heinrich in dieser Krise befolgte, anzuerkennen.

„Denn also gefiel es dem allmächtigen Gotte, daß der König durch besagten Lord Cromwell veranlaßt wurde, zuerst die Kapellen, dann die Ordenshäuser und die kleinen Klöster aufzuheben, bis schließlich alle englischen Klöster, die großen wie die kleinen, zerstört und völlig verwüstet wurden...

„Daß dieser Mann das höchste Lob verdiente und daß er großen Mut und große Kraft besaß, kann jedermann klar daraus erkennen, daß er ganz allein durch seinen scharfen Geist und sein großes Geschick das Werk vollbrachte, an das sich bis dahin kein Fürst und kein König in ganz Europa gewagt hatte und das jedem zu schwierig gewesen war. Denn die englische Nation ist und war stets von Natur aus die abergläubischeste unter allen Nationen; und dieser Mann, der von geringem oder gar von gemeinem Stande war, konnte durch eine göttliche Methode, durch seinen außerordentlichen Scharfsinn all den bösen Ränken und Intrigen der Mönche, Pfaffen, Priester und Ordensgeistlichen, deren es eine große Menge in England gab, entgehen,

er hielt allen Angriffen stand und machte alle ihre schlauen und gehässigen Pläne zunichte.“ [1])

Cromwell war darum so mächtig, weil er über jede Rücksichtnahme auf Ehre und Treue erhaben war und über all die Skrupel, die einen Schwächeren in der Durchführung seiner Pläne oft behindert hätten. Er tat ohne Zögern alles, was die Umstände erforderten. Wie Philipp der Schöne war auch er darauf bedacht, seine Opfer zu verleumden, um sie dann vernichten zu können, und zur Beschaffung der nötigen Beweise brauchte er geeignete Helfershelfer; er hätte nur seine eigene Unfähigkeit bewiesen, wenn er feinere Werkzeuge verwendet hätte. In der Vorrede zum zehnten Band des „Calendar“ bemerkt Gairdner: „Wir haben keine Ursache, von dem Charakter der Inspektoren Cromwells eine hohe Meinung zu haben.“ [2]) Und alle vorhandenen Belege bestätigen die Ansicht Gairdners. So war Thomas Legh, einer dieser Kommissäre, eine käufliche Kreatur, ja, als ihm die Leitung des Hospitales von Sherburn übertragen wurde, verwaltete er es so, daß „die alte fromme Stiftung gänzlich ausgeplündert wurde und verfallen und untergehen“ [3]) mußte. Auch Heinrich dürfte ihn für unehrlich gehalten haben, da er seine Rechnungen nachprüfen ließ. Selbst der Amtsgenosse Leghs, Ap Rice, der gleichfalls bestechlich war und fürchten mußte, wegen seines Verrates ermordet zu werden, verklagte ihn bei Cromwell in unverhohlener Weise.

„Es steht fest,“ schrieb er, „daß er für jede Wahl eine Abgabe von nicht weniger als 20 Pfund verlangt, was meiner Ansicht nach zu viel ist, mehr, als man je zuvor gefordert hat. Oft kommt es auch vor, daß er bei seinen Inspektionen ein wenn auch stattliches Geschenk zurückweist, weil es ihm zu gering ist, und die Geistlichen müssen ihm nachher das Geschenk schicken, das ihm gefällt, denn sie fürchten ihn sehr, mehr noch als den Doktor Allen, so hart ist er gegen sie.“ [4])

---

[1]) Acts and Monuments, vol. V, p. 368—369.

[2]) Calendar, vol. X, Vorrede, p. XLIII.

[3]) Siehe die Originalzitate in Dom Fr. A. Gasquet, Henry VIII. and the English Monasteries, vol. I, p. 454 und Anmerkung.

[4]) Calendar, vol. IX, Nr. 622, p. 211, woselbst der Brief nur im Auszug wiedergegeben ist. Vollständig ist er im Werke Gasquets wiedergegeben, vol. I, 261—262.

Er fürchtete aber, seine Offenheit könnte ihm den Tod bringen, und darum schrieb er am folgenden Tage nochmals an seinen Herrn und bat ihn um Vorsicht.

„Da genannter Doktor mit zahlreichen Banditen und Strolchen eng befreundet ist und ich gewöhnlich kein großes Gefolge habe, wenn ich ausgehe, kann es leicht geschehen, daß daß mir etwas Menschliches zustößt. Ich bitte Euch daher, was ich Euch mitgeteilt habe, geheim zu halten.“ [1])

Ap Rice befand sich selbst in einer mißlichen Lage, und Legh hatte ihn angezeigt; er sagte, er sei über diese Anschuldigung so „verblüfft“, daß er außerstande sei, sich zu verteidigen. Auch er hatte sich wohl irgendetwas zuschulden kommen lassen, wodurch er Cromwell ausgeliefert war, denn er schrieb: „Ich weiß aus eigener Erfahrung, was es heißt, sich Eurem Zorne auszusetzen, und ich möchte das meinem schlimmsten Feinde nicht wünschen.“ [2])

Die Aussagen solcher Zeugen mußten von zweifelhaftem Werte sein, auch wenn sie offen gesprochen hätten, aber die Regierung duldete überhaupt keine günstigen Berichte. Ein gutes Beispiel von dem Zwange, unter dem diese Beamten standen, findet man in der Korrespondenz Laytons. Er war so unvorsichtig gewesen, sich über den Abt von Glastonbury in günstigem Sinne zu äußern und erhielt wohl einen Verweis von Cromwell, denn er entschuldigte sich mit dem folgenden Schreiben:

„Ich bekam von Herrn Pollard zu hören, Ihr seiet sehr erstaunt, daß ich ... den Abt von Glaston ... so gelobt habe ... Meine übertriebenen und indiskreten Äußerungen ... müssen mir daher jetzt als eine große Dummheit und Untreue angerechnet werden, und dies ... muß mir bei Sr. Majestät und auch bei Eurer Herrlichkeit sehr schaden ..., obgleich sie alle falsche Wichte sind und lügnerische Heuchler und Schufte, denn das sind sie alle. Ich wende mich daher in meiner großen Not an Eure Herrlichkeit und bitte Euch untertänigst, mir meine Dummheit zu verzeihen ..., ich hoffe, Ihr werdet so gut sein, den Zorn Seiner Majestät zu besänftigen.“ [3])

[1]) Calendar, vol. IX, Nr. 630, p. 213. Vollständig ist der Brief im Werke Gasquets, vol. I, p. 263 wiedergegeben.

[2]) Ibid., vol. IX, Nr. 630, p. 213.

[3]) Dom Gasquet, Henry and the English Monasteries, vol. I, p. 439.



Der Nachweis für die Stichhältigkeit solcher Anklagen, wie sie von den Inspektoren erhoben wurden, ist bekanntlich sehr schwer und nur nach langer und peinlicher Untersuchung zu erbringen, auch wenn die Beamten fähige Leute sind. Cromwell ließ aber die Untersuchung von nicht sehr vertrauenswürdigen Männern vornehmen, und dieselben gingen in größter Eile vor; sie konnten die Räumlichkeiten in den Klöstern nur ganz oberflächlich inspizieren und gaben sich auch mit den Insassen nicht viel ab.

„Heute verlassen wir Bath und gehen nach Kensham, wo wir Dienstag fertig werden, dann gehen wir nach Maiden Bradley; zwei Meilen weiter liegt eine Kartause namens Wittame, in einer Entfernung von sieben Meilen die Abtei Bruton und auch Glastonbury... Wenn Ihr acht Tage bei dem Könige bleibt, werden wir die genannten Häuser sämtlich inspizieren." [1])

Die Inspektion nahm im August 1535 ihren Anfang und endete im Februar 1536. Während dieser sechs Monate sollten vier oder fünf Personen, die oft zusammen reisten, 155 Ordenshäuser, die über ganz England verstreut lagen, besichtigen. „Die Inspektoren besichtigen, wenn man das Verhältnis in Yorkshire ins Auge faßt, von je zehn nur ungefähr vier Häuser" [2]) sagt Gairdner. Das Beweismaterial, auf das die Berichte aufgebaut wurden, war meist sehr schwach — Verleumdungen von seiten eines unzufriedenen Mönches oder einer Nonne, oder Dienstbotenklatsch. Ein drastisches Beispiel bietet der Fall der zwei Nonnen im Kloster von Chicksand, die von Layton der Unkeuschheit beschuldigt wurden, obgleich „weder die beiden Oberinnen, noch die angeschuldigten Personen, noch eine der Nonnen es eingestand, sondern nur eine alte Vettel." [3])

War aber gar nichts Verdächtiges zu entdecken, so wurden die Mönche der Verschwörung angeklagt. Im Kloster von Newark schien alles in bester Ordnung zu sein und man fand nichts Verdächtiges; Layton erhob darum gegen die Mönche die Anklage, sie seien „verbündet" (confederyde), und er fügte hinzu, er hätte ihnen verschiedene greuliche Verbrechen vorzuwerfen, „von

[1]) Calendar, vol. IX, Nr. 42, p. 12.
[2]) Ibid., vol. X, Vorrede, p. XLV, Anmerkung.
[3]) Ibid., vol. IX, Nr. 1005, p. 340.

denen ich", sagte er, „anderwärts gehört habe. Was ich finden werde, weiß ich nicht."[1])

Verweigerten die Angeklagten die Antwort, so wurde dies von den Kommissären als Geständnis aufgefaßt, und besonders den Nonnen erging es sehr schlecht. Denn gewöhnlich empfanden sie solche Angst und solchen Ekel, daß sie die Antwort auf die an sie gestellten Fragen schuldig blieben. Und wären diese Gründe auch unwiderlegt, so dürfte man ihnen doch kein großes Gewicht beilegen; in Wirklichkeit aber sprechen sie für die Schuldlosigkeit der Angeklagten. Ganz abgesehen von den bischöflichen Besuchen, die in den Regeln der kirchlichen Disziplin vorgesehen waren, wissen wir, daß in der Folge die Regierung Heinrichs selbst Kommissionen, bestehend aus Landedelleuten, einsetzte, und diese Kommissäre, die in fünf Distrikten mit aller Muße ihre Enquêten vornahmen, kamen im allgemeinen zu für die Geistlichen günstigen Schlußfolgerungen. Welch widersprechende Resultate sich da ergaben, kann man an zwei Beispielen ersehen. In Geradon in Leicestershire befand sich, wie die Kommission Cromwell berichtete, ein Kloster der weißen Zisterzienser, in dem fünf Mönche mit zehn Knaben Sodomie trieben.[2]) Die zweite Kommission dagegen sagte von demselben Kloster, es „herrschen dort gute Sitten und der Gottesdienst wird sorgsam versehen."[3])

In Grâce-Dieu wurden zwei Nonnen der Unkeuschheit beschuldigt.[4]) Die Landedelleute fanden nur fünfzehn weiße Nonnen vom Kloster Saint Austin, „die ein sittliches und tugendsames Leben führen."[5])

Für den Historiker, der mit der sozialen Entwicklung, wie sie sich in der letzten Periode des Mittelalters vollzog, vertraut ist, kann kaum ein Zweifel darüber bestehen, daß die Disziplin in den Klöstern ziemlich genau dem allgemein in der Gesellschaft herrschenden Tone entsprach. Und mochten auch

---

[1]) Calendar, vol. IX, Nr. 1005, p. 341.
[2]) Ibid., vol. X, Nr. 364, p. 138.
[3]) Ibid., vol. X, Nr. 1191, p. 495.
[4]) Ibid., vol. X, Nr. 364, p. 138.
[5]) Ibid., vol. X, Nr. 1191, p. 197.

seit dem zwölften Jahrhundert die religiöse Begeisterung und der asketische Sinn immer mehr aussterben, mit der fortschreitenden Zentralisation mußte auch der Gehorsam vor der herrschenden Autorität zunehmen. Von rebellischen Mönchen wie denen, welche Abelard töten wollten, hörte man in der Reformationszeit gewiß weniger oft als am Beginne der Kreuzzüge.

Die Schuld der englischen Mönche wie die der Tempelritter bestand bloß darin, daß sie reich, zugleich aber unfähig waren, sich zu verteidigen, und wie die Tempelritter mußten auch jene um so mehr leiden, je größer ihr Mut und ihre Gottergebenheit waren. Die ungetreuen, unsittlichen Mönche, die ihren Glauben verrieten, erhielten Pensionen und wurden im Range befördert, die Kartäuser aber, die in ihrer religiösen Begeisterung allen Foltern trotzten, gingen zugrunde, wie ihre Vorgänger auf dem Felde von Saint-Antoine.

Die Kreaturen Cromwells hausten in den Klöstern wie ein Belagerungsheer in einer eroberten Stadt, die Reliquienschreine wurden ausgeplündert und die Beutestücke auf Lastwägen verladen, wie einst bei der Plünderung von Konstantinopel. Die Kirchen wurden entweiht, die Fenster wurden zertrümmert, von den Dächern sogar stahl man das Blei, die Glocken wurden eingeschmolzen und die Mauern als Schutt verkauft. Europa wurde mit Altarschmuck und mit Priestergewändern förmlich überschwemmt, und die Bibliotheken wurden zerstört. Gegen Ende des Jahres 1539 kam Legh nach Durham, und die Szene, die sich am Grabe des heiligen Cutbert abspielte, kann als typisch gelten.

„Zuerst raubten sie den Schmuck und die Edelsteine, dann kamen sie zu seinem heiligen Leibe und sie meinten, da würden sie Asche und Gebeine finden. Als sie aber sahen, daß der Sarg, in dem er ruhte, mit starken Eisenbändern umschnürt war, nahm der Goldschmied einen großen Schmiedehammer, den einer der anwesenden Schmiede hatte, und zertrümmerte den Sarg.

Als man den Sarg öffnete, da war der Heilige noch ganz unversehrt, sein Antlitz lag frei vor ihnen, mit einem scheinbar vierzehn Tage alten Barte; er war mit den Gewändern bekleidet, die er immer zur Messe getragen hatte und neben ihm lag sein goldener Kreuzstab.

Als der Goldschmied gewahrte, daß er beim Öffnen des

Sarges dem Heiligen ein Bein zertrümmert hatte, kränkte er sich sehr und rief: „Ach, ich habe ihm ein Bein zerschlagen.“

Als dies der Dr. Henley (einer der Kommissäre) hörte, rief er ihn zu sich und befahl ihm, die Gebeine auszuschütten.“ [1])

Durch das Statut vom Jahre 1536 wurden nur diejenigen Klöster aufgehoben, die ein Einkommen von weniger als 200 Pfund jährlich hatten oder die binnen zwölf Monaten nach dem Erlasse des Gesetzes vom Abte an den König übertragen wurden. Durch dieses Gesetz wurden die infulierten Abteien geschont, und solange eine Ordensbesitzung ungeteilt blieb, bediente sich die Grundbesitzerklasse Cromwells als ihres Werkzeuges; sie mochte sich wohl nicht die nötigen Fähigkeiten zutrauen, um das Werk allein durchzuführen.

Im Jahre 1539 erkannte man, daß man die drei großen Abteien Glastonbury, Reading und Colchester unmöglich unterwerfen konnte. Cromwell ersann daher ein Gesetz, nach dem alle Ordensländereien, die infolge des Attainder verwirkt würden, an Heinrich fallen sollten. Dann verfolgte er die Äbte wegen Hochverrates und suchte so auf einem Umwege die von ihnen vertretenen Ländereien in den Rahmen des Landgesetzes zu bringen. Der Fall des Abtes Whiting, den Layton unklugerweise gelobt hatte, spricht eine beredte Sprache. Er war ein achtzigjähriger Greis, und sein Märtyrertod ist darum besonders interessant, weil durch ihn der Grund zu dem Vermögen des großen Hauses Bedford, eines der glänzendsten modernen Herzogsgeschlechter, gelegt wurde.

Die Kommissäre erschienen ganz unvermutet und trafen den alten Mönch auf einem Meierhof in Sharpam, ungefähr eine Meile von Glastonbury. Am 19. September wurde er verhaftet, und seine Gemächer wurden durchsucht; da man aber nichts Zweckentsprechendes fand, sandte man ihn, trotzdem er sehr schwach und kränklich war, nach London, wo ihn Cromwell übernehmen sollte. Cromwell ließ ihn in den Tower bringen und verhörte ihn, freilich in ganz oberflächlicher Weise, denn die Regierung hatte über sein Schicksal bereits entschieden. Der Staatssekretär verfaßte nur ein Memorandum, um darauf hinzuweisen,

---

[1]) Rites of Durham, Surtees Society, p. 86.

daß „das Beweismaterial wohlgeordnet und die Anklagepunkte gut ausgeführt sein müßten"; die Einzelheiten der Mordtat überließ er John Russel, auf den er sich vollkommen verlassen konnte. Nur die Feststellung der Anklagepunkte bereitete Cromwell große Sorgen, „den ganzen Tag" beriet er sich mit „dem hochweisen Rate des Königs". Schließlich einigte man sich dahin, daß der Prozeß am besten in Glaston durchgeführt werden könnte, und Whiting wurde daher nach Somersetshire gesandt und einem Manne übergeben, der der Stammvater eines reichen Whiggeschlechtes wurde.

Für die Energie und den Scharfsinn, den Russel während des Prozesses entfaltete, wurde er entsprechend belohnt. Am 14. November, als der greise Abt nach Wells kam, schrieb er, er habe für „eine so ehrenwerte Jury gesorgt, wie sie hier seit Jahren nicht zusammengetreten ist, und nie sah man hier eine so glänzende Versammlung, nie waren die Leute so bereit, dem Könige zu dienen." [1]) Russell ging ohne Säumen vor. Der Prozeß sollte in einem Tage durchgeführt werden, und für den nächsten Tag wurde die Urteilsvollstreckung festgesetzt. „Der Abt von Glastonbury wurde vor Gericht gestellt und am nächsten Tage mit zweien seiner Mönche hingerichtet, weil er die Kirche von Glastonbury bestohlen hatte." [2])

Russel ließ den Greis auf eine Hürde binden und auf den Gipfel des Tower Hill schleppen, „aber.... er wollte nicht gestehen, daß er das Gold und das Silber genommen habe, und auch die andern Dinge nicht, die er Eurer Herrlichkeit im Tower gestanden hat..... Dann ging er mit großer Fassung in den Tod; sein Kopf und sein Leib wurde so verteilt, wie ich Eurer Herrlichkeit in meinem letzten Schreiben angezeigt habe." [3]) „Ein Viertel wurde in Wells ausgestellt, eines in Bath, die übrigen Teile in Ilchester und Bridgewater, und sein Kopf am Tore der Abtei von Glaston." [4])

Am 17. April des folgenden Jahres machte der König Cromwell zum Grafen von Essex, um ihn bald darauf töten zu

[1]) Thomas Wright, Three Chapters of Letters relating to the Suppression of the Monasteries, p. 260.

[2]) Sir Henry Ellis, Original Letters illustrative of English History, First Series, vol. II, p. 99.

[3]) Th. Wright, Op. cit., p. 261—262.

[4]) H. Ellis, Op. cit., First Series, vol. II, p. 99.

lassen. Kaum zwei Monate später wurde der neue Graf von seinem Todfeinde, dem Herzog von Norfolk, der der Hauptvertreter der Grundbesitzerklasse war, verhaftet; am 28. Juli fiel sein Haupt auf dem Tower-Hill, und in sein kolossales Vermögen teilten sich die Männer, die früher den Leichnam Whitings geteilt hatten.

## XI. Kapitel.

# Die Enteignung der Yeomen.

Wie das Rom der Urzeit so besaß auch England im Mittelalter eine Bauernbevölkerung von ungewöhnlich homogener Zusammensetzung, die eine hervorragende Infanterie stellte. Man darf darum nicht glauben, daß die Ritter minderwertig waren; im Gegenteil, jedermann, vom König bis zum letzten Knecht, war Soldat, und die Aristokratie zeichnete sich durch hohe kriegerische Eignung aus. Manche Könige, wie Richard Löwenherz, Eduard III. und Heinrich V., zählten zu den besten Heerführern ihrer Zeit. Der Schwarze Prinz galt immer als der Typus des ritterlichen Helden, und man könnte sehr viele Grafen und Barone nennen, die sich im hundertjährigen Kriege ausgezeichnet haben.

Aber, wenn auch die englischen Ritter in hohem Grade kriegerisch veranlagt waren, liegt doch kein Beweis dafür vor, daß sie, im ganzen genommen, tüchtiger waren als die Franzosen. Die englische Infanterie, die bei Crécy und bei Poitiers siegte, die lange Zeit der Schrecken von Europa blieb, rekrutierte sich aus den kleinen Landwirten, die in Großbritannien blühten und gedeihten, bis sie unter der fortschreitenden Zivilisation zugrunde gingen.

Solange das Individuum dem Angriffe der zentralisierten Gesellschaft Widerstand leisten konnte, blieb England eine Pflanzschule für diese Gattung Menschen. Der König des Mittelalters war nicht imstande, durch Besteuerung seiner Untertanen ein regelmäßiges Einkommen zu erzielen. Er war nur der Führer der Freien und er mußte wohl mit den Einkünften, die ihm seine eigenen Besitzungen abwarfen, sein Auslangen finden. Die Steuer, die ihm das Land lieferte, bestand nicht in Geld, sondern in Truppen, und dafür mußte der Herrscher seine Be-

sitzungen an seine nächsten Freunde verleihen, die ihre Güter wieder in möglichst viele Stücke teilten, so daß jeder Pächter für den Zins mit seiner eigenen Person haftete.

Die Macht eines Freiherrn war nach der Zahl der Kämpfer zu berechnen, die seinem Banner folgten; er trachtete, daher seine Güter soweit als möglich zu verleihen, denn Geld brauchte er nur wenig. Er war selbst ein Landwirt, und er bebaute einen ausreichenden Teil seines Lehens; er konnte so für seine eigenen Bedürfnisse aufkommen, sich die nötigen Nahrungsmittel beschaffen und sein Schloß wohnlich gestalten. Alles, was er sonst aufbewahren mochte, war verloren. In einem solchen Systeme spielte der Geldkontrakt nur eine geringe Rolle, und die ökonomische Konkurrenz war unbekannt.

Die Lehnsleute waren freie Männer, deren Güter nach einer bestimmten Lehnsfolge vom Vater auf den Sohn übergingen. Niemand konnte sie bei ihrem Lehnsherrn unterbieten, und kein Kapitalist konnte sie durch Herabsetzung der Löhne zugrunde richten, denn die Basis der Gesellschaft bildeten die Leibeigenen, und auch diese Leibeigenen waren Grundbesitzer. Theoretisch genommen waren sie ganz von der Gnade ihres Herrn abhängig, in Wirklichkeit aber waren sie wohl die Nachkommen oder mindestens die Repräsentanten der einstigen „Coloni“, und aus den Archiven des Schloßgerichtes konnte ihre Lehnsberechtigung jederzeit nachgewiesen werden. Auf diese Weise war auch der Schwächste durch die herrschende Sitte geschützt, und es gab noch keinen Wettbewerb auf dem Arbeitsmarkte.

Das Rittergut bildete die soziale Einheit, und da die Bevölkerung nicht dicht war, waren die einzelnen Rittergüter durch brachliegende Gebiete von einander getrennt; dieses Land wurde schließlich als Gemeindeland, und zwar als zu jener Domäne gehörig betrachtet, auf die die Lehnsleute bestimmte Anrechte hatten. Der Umfang dieser Rechte wechselte mit jeder Generation, sie bezogen sich jedoch im wesentlichen auf das Weideland, das Heizmaterial usw.; sie waren für den Großgrundbesitzer ganz belanglos, betrafen aber in all den Fällen, wo dem Pächter nur ein geringes Einkommen zur Verfügung stand, lebenswichtige Interessen.

In der alten imaginativen Ära, ehe noch die Zentralisation eingetreten war, hatte man kaum eine Veranlassung, diese Ge-

biete zu konfiszieren, denn es gab damals Land im Überflusse, und die Bevölkerung vermehrte sich nur langsam oder überhaupt nicht. Jedoch von dem Augenblicke an, als der Konkurrenzkampf in einer neuen Form vor sich ging, trat ein tiefgehender Umschwung ein. Man kann wohl kaum den genauen Zeitpunkt bestimmen, wann die Geldsteuer als ein größeres Machtmittel angesehen wurde als die frühere Abgabe, die in Form von Kriegern geleistet wurde; in jedem Falle aber mußte dieser Umschwung zur Zeit der Thronbesteigung Heinrichs VIII. schon eingetreten sein, denn damals nahm die kapitalistische Bodenbewirtschaftung immer mehr zu, und die Grundspekulation hatte bereits einen strengen Notstand im Gefolge. Die bewaffneten Lehnsleute spielten nun nach der Einführung der Polizei keine Rolle mehr, und die militärischen Lehnsrechte waren allmählich infolge der Konkurrenzzinse weggefallen. Der Grundbesitz wurde nicht mehr wie im dezentralistischen Zeitalter möglichst weiter geteilt, sondern er konsolidierte sich in den Händen der ökonomisch Starken, und die Kapitalisten vergrößerten ihren Besitz systematisch, indem sie sich das Gemeindeland aneigneten und die Freibauern ihrer alten, seit unvordenklichen Zeiten bestehenden Rechte beraubten.

Die „Landlords" des sechzehnten Jahrhunderts repräsentierten einen ganz anderen Typus als der alte Feudaladel. Ihre Klasse zeichnete sich nicht durch den kriegerischen, sondern durch den ökonomischen Instinkt aus, sie waren nur im Konkurrenzkampfe tüchtig. Sie verstanden es, und darauf beruhte ihre Macht, sich die Güter ihrer schwächeren Nachbarn anzueignen, und sie genossen hiebei den Schutz der allmächtigen Polizei.

Alle Umstände, vor allem aber die Erhöhung des Geldwertes, schienen die Konsolidation beschleunigen zu wollen. Während sich trotz der Münzverschlechterung die Getreidepreise nicht hoben, war infolge der industriellen Entwicklung der Wert der Wolle um das Doppelte gestiegen. „Daher ist es begreiflich, daß sich mit fast unwiderstehlicher Kraft die Tendenz zur Schafzucht geltend machte, daß alle Parlamentsakte diese Tendenz nicht aufzuhalten vermochten." [1]

Die Umwandlung des Ackerlandes in Weideland hatte na-

[1]) Thorold Rogers, Agriculture and Prices, vol. IV. p. 64.

türlich eine Massenexpropriation im Gefolge, und im Jahre 1515 war der Notstand so arg, daß selbst in den Parlamentsakten die Lage eingehend besprochen wurde. Plätze, wo früher zweihundert Personen leben konnten, indem sie Korn und Getreide anbauten, lagen nun verödet da, und die Häuser wie die Kirchen fielen in Ruinen.[1]) Aus dem Tone, in dem diese Parlamentsakte gehalten sind, geht hervor, daß die zeitgenössischen Schilderungen nicht übertrieben waren.

„Ich selbst," heißt es in einem dieser Berichte, „kenne viele Städte und Dörfer, die ganz verfallen sind; in Städten, in denen früher hundert Familien lebten, findet man heute nur noch dreißig, in anderen, wo früher fünfzig waren, sind heute nur noch zehn Familien; ja, — und das ist wohl noch trauriger — ich kenne Städte, die so verfallen sind, daß, wie man zu sagen pflegt, kein Stein mehr auf dem anderen steht.

„An Orten, wo früher viele Menschen ein behagliches, gastfreundliches Leben führten, Leute — die oft dem König in seinen Kriegen Hilfe leisteten und auch andere Lasten tragen konnten, die auch die armen Nachbarn unterstützten und ihre Kinder in Gottes Lehre und in den guten Wissenschaften unterwiesen — findet man heute nur noch Schafe und Hasen; kein menschliches Wesen wohnt an obgenannten Orten. Die Tiere, die Gott geschaffen hat, damit sie dem Menschen zur Nahrung dienen, fressen nun die Menschen... Und die Schuld an all dem Elend und dem Bettlertum tragen die habgierigen Edelleute, die zu Viehhändlern- und Züchtern geworden sind. Sie sind nur auf ihr eigenes Wohlsein bedacht und indessen muß das Land verarmen. Seit sie die großen Schafherden halten, können wir weder Lebensmittel noch Kleidung um einen halbwegs vernünftigen Preis bekommen. Und das ist auch ganz natürlich, denn diese Aufkäufer, wie man sie gemeinhin nennt, haben sich alle Güter angeeignet, und die Armen müssen ihnen für die unentbehrlichsten Dinge zahlen, was sie verlangen, oder elendiglich vor Hunger und vor Frost zugrunde gehen."[2])

[1]) Statutes at Large, 6[th] year of Henry VIII, chap. 5. — Ibid., 7[th] year, chap. 1.

[2]) Works of Thomas Becon, p. 434: Jewel of Joy, herausgegeben von der Parker Society, — Siehe auch Certayne causes, etc. wherein is shewed the decay of England by the multitude of shepe. Early English Text Society. Extra Series, Nr. IX.

Mit der Verringerung des Ackerlandes muß auch der Ernteertrag geringer geworden sein, und so erklärt sich die schwache Wertzunahme des Bodens im zweiten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts. Doch selbst durch diese Preiserhöhung wurde die Lage des Landwirtes nicht gebessert, denn unter dem Drucke der Konkurrenz stiegen die Zinse rascher als die Preise, und in der Reformationszeit war die Notlage der Yeomen unerträglich geworden. In einer im Jahre 1549 von Latimer gehaltenen Predigt findet sich eine oft zitierte, aber immer noch interessante Stelle:

„Wenn weiters, wie manche sagen, des Königs Ruhm in der Zahl seines Volkes liegt, dann tun diese Viehzüchter, diese Zins- und Landwucherer dem Ruhme des Königs Eintrag. Denn auf den Stätten, wo früher zahlreiche Familienväter und Einwohner lebten, haust heute nur noch ein Schäfer mit seinem Hunde...

„Mein Vater war ein Freibauer und besaß kein eigenes Gut, sondern nur ein Pachtgütchen, das höchstens drei oder vier Pfund im Jahre abwarf, und dieses Land bearbeitete er mit einem halben Dutzend Ackerleuten. Er konnte hundert Schafe halten, und meine Mutter melkte dreißig Kühe. Er war ein starker, kriegstüchtiger Mann und er hatte für sich und sein Pferd eine Rüstung bereit für den Fall, daß ihn der König zu den Waffen rufen sollte. Ich erinnere mich noch, daß ich ihm den Harnisch schnallte, als er in die Schlacht von Blackheath zog. Mich schickte er in die Schule, und ihm habe ich es also zu danken, daß ich heute vor Eurer königlichen Majestät predigen kann.

„Jeder meiner Schwestern gab er fünf Pfund oder zwanzig Rosenobel in die Ehe mit und er zog sie in strenger Gottesfurcht auf. Die bedürftigen Nachbarn pflegte er gastfreundlich aufzunehmen, und auch den Armen gab er Almosen. Und all dies bestitt er aus den Einkünften jenes Gutes; der heutige Besitzer desselben zahlt sechzehn Pfund oder noch mehr alljährlich, kann aber weder für seinen König, noch für sich oder für seine Kinder etwas tun, er kann nicht einmal dem Armen ein Glas Bier reichen.“ [1])

---

[1]) Sermons of Bishop Latimer, herausgegeben von der Parker Society: First Sermon before Edward VI, p. 100—101.

Der kleine Grundbesitzer mußte doppelt leiden; er hatte gegen die Konkurrenz des Großgrundbesitzes anzukämpfen, und infolge der Einbeziehung des Gemeindelandes erfuhren seine Einkünfte eine bedeutende Verkürzung. Dies alles hatte eine Verarmung der Yeomanry und der niederen Gentry zur Folge, und vor der Reformation gab es soviele obdachlose Arme im Lande, daß das Parlament im Jahre 1530 das erste einer ganzen Reihe von Vagabundengesetzen votierte.[1]) Im Anfange wurden verhältnismäßig milde Maßregeln zur Anwendung gebracht, es wurde bestimmt, daß die Bettler, sofern sie kräftig waren, nur blutig gepeitscht und dann heimgeschickt werden sollten, woselbst sie von neuem gepeitscht wurden, bis sie zu arbeiten begannen. Da aber nicht für entsprechende Arbeitsgelegenheit gesorgt wurde, konnte man mit diesen Gesetzen nichts ausrichten, und im Jahre 1537 traten mit der Räumung der Klöster verzweifelte Zustände ein. Indessen versuchte das Parlament die Arbeitslosen auszurotten. In einem zweiten Gesetze wurde bestimmt, daß die Arbeitslosen zuerst verstümmelt und dann als gemeine Verbrecher gehenkt werden sollten.[2])

Im Jahre 1547, in der Zeit der Thronbesteigung Eduards III., erreichte die große Krise ihren Höhepunkt. Das Potosisilber hatte noch keine Erleichterung gebracht, die Münzwirren waren sehr böse, es war eine gänzliche Desorganisation der nationalen Arbeit eingetreten, und im Volke trat schon damals jene Mißvergnügtheit hervor, die zwei Jahre später in der Rebellion zum Ausdruck kommen sollten. Die Grundbesitzer erfreuten sich einer unbeschränkten Macht, und ehe sie sich dazu verstanden, dem hungernden Volke Nahrung zu geben, machten sie allen Ernstes den Versuch, die Hungernden auszurotten. In der Einleitung zum dritten Gesetze wird darauf hingewiesen, daß trotz der „großen Mühe“ und trotz den „frommen Gesetzen“, die das Parlament erlassen hatte, der Pauperismus nicht abnahm; darum sollte jeder Vagabund, der vor zwei Richter gebracht würde, dem, der ihn festgenommen hatte, für die Dauer von zwei Jahren als Sklave zugesprochen werden. Man konnte ihn durch Prügel und durch Fesselung zur Arbeit zwingen, ihn mit Brot und Wasser oder mit verdorbenem Fleische nähren und ihm um

[1]) Statutes at Large, $22^{th}$ year, of Henry VIII, chap. 12.
[2]) Ibid., $27^{th}$ year of Henry VIII, chap. 25.

den Hals, um die Arme und Beine eiserne Ringe schmieden. Unternahm er einen Fluchtversuch, so mußte er lebenslang Sklave bleiben, bei einem neuerlichen Fluchtversuch sollte er gehenkt werden.[1])

Selbst im Jahre 1591, mitten in jener großen Expansionsperiode, die ganz Europa den Wohlstand brachte, als die aus ihren Klöstern vertriebenen Mönche und Nonnen zum größten Teile zugrunde gegangen sein mußten, wimmelte es in England so sehr von Bettlern, daß bei dem Begräbnisse des Grafen Shrewsbury, „wie die Leute, die unter ihnen Almosen austeilten, berichten, 8000 Bettler erschienen. Und sie meinten, es seien ebensoviele Bettler anwesend gewesen, denen man nichts geben konnte, da das Gedränge zu arg war. Ja, einige wurden im Getümmel getötet und viele wurden verletzt. Und glaubwürdige Personen meinen bei genauer Schätzung, es seien 20.000 Bettler beim Leichenbegängnis gewesen.“ Man hat die Ansicht ausgesprochen, „daß diese armen Leute sämtlich dreißig Meilen im Umkreis von Sheffield wohnten.“[2])

Im Jahre 1549, als der neue Kurs einsetzte, kam der Aufstand in ganz England zum Ausbruche. Im Westen fand eine regelrechte Schlacht zwischen den Landleuten und den fremden Söldnern statt, und Exeter konnte erst nach einer langen Belagerung entsetzt werden. In Norfolk hatten die Yeomen, an deren Spitze ein gewisser Kett stand, lange Zeit einen großen Distrikt ganz in ihrer Gewalt. Sie setzten die verhaßten Grundbesitzer gefangen, nahmen ihnen das geraubte Gemeindeland weg und plünderten die Schlösser, um den expropriierten Bauern eine Entschädigung zu zahlen. Als sie angegriffen wurden, kämpften sie mit großer Hartnäckigkeit, und zweimal erstürmten sie Norwich.

Strype beschreibt „diese Aufrührer“ als „arme Leute, die das ihnen mit Gewalt genommene Gemeindeland zurückerobern wollten und die den Wunsch hatten, es möge bezüglich des Ackerlandes, das in Weideland umgewandelt würde, eine entsprechende Verfügung erlassen werden.“[3])

---

[1]) Statutes at Large 1st year of Edward VI, chap. 3.

[2]) British Museum, Manuskript Cole, XII, 41. Zitiert in dem Werke von Dom Gasquet, Henry VIII and the English Monasteries, vol. II, p. 514. Anmerkung.

[3]) Ecclesiastical Memoirs, pt. I, vol. II, p. 260.

Cranmer erfaßte die Situation mit klarem Blicke, und obwohl er selbst ein vollendeter Höfling und nur dank der kapitalistischen Revolution emporgekommen war, sprach er von seinen Herren in folgender Weise:

„Man klagt sehr über die Reichen und über die Edelleute, man sagt, daß sie den Armen das Gemeindeland nehmen, daß sie die Preise aller Artikel in die Höhe treiben, daß sie die Armen unterdrücken, weil diese ganz in ihrer Hand sind....

„Und obwohl ich hier nur gegen diese Aufständischen zu sprechen habe, muß ich doch all jenen mit der ewigen Verdammnis drohen, seien sie nun Edelleute oder wer sonst immer, die alle Güter und alle Häuser aufkaufen, als sollten sie allein auf dieser Erde wohnen und diese Welt besitzen.“ [1])

Die Empörung gegen den Druck dieses unbeschränkten, ökonomischen Wettbewerbes nahm die Form des Puritanismus an, sie wurde zum Widerstande gegen die vom Kapital beherrschte religiöse Organisation, und schon zur Zeit Cranmers war die Haltung, die die Nachkommen der Kämpfer von Poitiers und Crécy gegen die herrschende Glaubenslehre einnahmen, eine so bedenkliche, daß die anglikanischen Bischöfe von der Angst vor der heraufziehenden Gefahr erfaßt wurden. „In diesen ungesetzlichen Versammlungen treten, wie man erzählt, Leute auf, die behaupten, im Besitze der evangelischen Wahrheit zu sein, und die den Namen Evangelisten in Anspruch nehmen..... Nun aber will ich auch von dem großen Hasse sprechen, von dem manche dieser Aufrührer gegen die Edelleute erfüllt sind; sie hassen sie so bitter, daß sie nur auf Raub und Plünderung sinnen und auf die Vernichtung aller reichen Leute.“ [2])

Somerset, der seine hohe Stellung dem zufälligen Umstande verdankte, daß er der Bruder der Jane Seymour war, zeigte sich der Krise vom Jahre 1449 nicht gewachsen und wurde durch John Dudley ersetzt, der besser unter dem Namen Herzog von Northumberland bekannt ist. Dudley war der stärkste Vertreter der neuen Aristokratie. Sein Vater war Edmond Dudley, der berühmte Advokat, der sich unter Heinrich VII. durch seine Erpressungen ein großes Vermögen erwarb und den Heinrich

[1]) Cranmer, Miscellaneous Writings and Letters, p. 194—196: Sermon on Rebellion.

[2]) Id., Ibid., p. 195—196.

VIII. bei seiner Thronbesteigung hinrichten ließ, um sich beim Volke beliebt zu machen. John, der von seinem Vater die finanzielle Begabung erbte, besaß auch eine gewisse militärische Eignung und einen unbestreitbaren Mut, und darum kam er rasch empor. Er und Cromwell verstanden einander sehr wohl; er schmeichelte Cromwell, und dieser lieh ihm Geld.[1]) Strype deutet an, daß Dudley gute Gründe hat, um sich gegen die Rückstellung der Gemeindegüter aufzulehnen.[2])

Im Jahre 1547 wurde er zum Grafen von Warwick ernannt und zwei Jahre später unterdrückte er den keltischen Aufstand. Dank diesem militärischen Erfolge nahm er nun die erste Stelle im Staate ein, er entfernte Somerset und nahm den Titel eines Herzogs von Northumberland an. Auch sein Sohn wurde ausgezeichnet. Er wurde der Liebling der Königin Elisabeth, die ihm den Titel Graf von Leicester verlieh; zwar war er ein geschickter Höfling, aber einer der unfähigsten Generale, die selbst aus der Tudor-Aristokratie je hervorgegangen sind.

Die Unruhen während der Regierung Eduard VI. hatten aber keine Revolution zur Folge, wahrscheinlich dank der nach 1550 eingetretenen Preiserhöhung; aber wenn es auch zu keinem Bürgerkriege kam, flößten diese Unruhen doch der Aristokratie großen Schrecken ein, so daß sie von der Ausführung ihres Planes, den Bevölkerungsüberschuß einfach zu vertilgen, Abstand nahm. Im Jahre 1552 wurde das erste Gesetz bezüglich einer systematischen Armenpflege angenommen.[3]) Die kleinen Landwirte erfreuten sich nach 1600 großen Wohlstandes, denn die Preise stiegen sehr stark, u. zw. stärker als die Zinse, und erst am Beginne des siebzehnten Jahrhunderts, als die Zinse wieder in die Höhe gingen, erhob sich unter den Freibauern der Geist des Aufruhrs. Cromwell hob seine „Eisenseiten" unter den Urenkeln jener Männer aus, die einst mit Kett Norwich erstürmt hatten.

„Ich hatte damals einen Freund, einen hochachtbaren, vornehmen Mann, der, wie ich weiß, bei allen in bester Erinnerung steht, nämlich John Hampden. Als wir auszogen, sah ich, daß

---

[1]) Calendar, vol. IX, No. 193, p. 61,

[2]) Ecclesiastical Memoirs, pt. I, vol. II, p. 152.

[3]) Statutes at Large, 6th year of Edward VI, chap. 2,

unsere Leute in jedem Kampfe geschlagen wurden. Ich erkannte das und bat ihn, er möge das Heer meines Herrn Essex um einige Regimenter verstärken, und ich riet ihm, in diese Regimenter auch wahrhaft tüchtige Männer einzureihen. All das ist Wahrheit, und Gott weiß, daß ich nicht lüge. „In Euren Reihen," sagte ich ihm, „stehen größtenteils alte Knechte, Wirtshauskellner und derlei Pack, in ihren Truppen dagegen stehen junge Edelleute, jüngere Söhne aus vornehmen Familien und Standespersonen. Glaubet Ihr, diese niedrige, gemeine Bande wird imstande sein, jenen entschlossenen Edelleuten standzuhalten, die von Mut und Ehrgefühl beseelt sind..." Ja, das habe ich ihm gesagt: „Eure Leute müssen Mut haben... und dürfen vor nichts zurückschrecken, ebenso wie jene Edelleute, sonst werdet Ihr immer wieder geschlagen werden..."

„Er war ein kluger und würdiger Mann und er meinte, was ich ihm sagte, sei wohl richtig, aber nicht wohl durchführbar. Nun, da sagte ich ihm, ich könnte ihm vielleicht helfen..., und auch Euch muß ich das erzählen,... ich fand für ihn Leute, die von Gottesfurcht durchdrungen waren und die mit großem Ernste an das Werk schritten. — Und merket wohl auf, was ich Euch sage; seit jenem Tage wurden sie nicht mehr geschlagen und in jedem Kampfe siegten sie über den Feind." [1])

So teilte sich unter dem Drucke der immer intensiver werdenden Zentralisation die früher homogene englische Bevölkerung in Klassen, die nach ihrer ökonomischen Veranlagung abgestuft erschienen. Die Individuen, denen der ökonomische Instinkt abging, sanken zum Range landwirtschaftlicher Tagarbeiter hinab, und ihre Lage war noch schlimmer als die Lage gewöhnlicher Sklaven. Die ökonomisch begabten Individuen, die Howards, die Dudleys, die Cecils und die Boleyns wurden reiche Aristokraten und regierten den Staat. Zwischen diesen beiden Gruppen stand eine Schar armer, aber kühner Abenteurer, die schließlich ganz England beherrschen, ja, die Geschicke der Welt in neue Bahnen lenken sollten.

Diejenigen Mitglieder der letzterwähnten Klasse, die schlauer und weniger wagemutig veranlagt waren, zogen in

---

[1]) Thomas Carlyle, Cromwells Letters and Speeches, Speech. XI.

die Städte und erwarben im Handel großen Reichtum, so der Gründer der Familie Osborn, dessen Nachkomme Herzog von Leeds wurde, so auch der berühmte Josiah Child, der unter der Regierung Wilhelms III. den ganzen östlichen Handel des Reiches beherrschte. Die weniger geschäftsgewandten und mehr kriegerisch veranlagten Individuen suchten als Sklavenhändler und Piraten ihr Glück auf dem Meere, sie eroberten für England neue Reiche, sie legten auch den Grund zur englischen See- und Kolonialherrschaft. Dieser Klasse gehörten Männer wie Drake und Blake, wie Hawkins, Raleigh und Clive an.

Nach der normannischen Eroberung wagten sich die Engländer mehrere Jahrhunderte lang nur ungern auf die See hinaus, wohl weil sie zu Lande ausreichende Gelegenheit zur Betätigung ihrer Energie fanden. Im Mittelalter lag der englische Handel zum größten Teil in den Händen der Kaufleute des Steelyard, eines Zweiges der Hansa, während die großen Seefahrer des fünfzehnten und des sechzehnten Jahrhunderts wie Columbus, Vespucci, Vasco de Gama und Magelhaens meist Italiener oder Portugiesen waren. Eine Änderung in diesen Verhältnissen trat erst ein, als die kleinen Landwirte durch die ökonomische Konkurrenz zugrunde gerichtet wurden; da wurde die kühnste und stärkste Rasse von Europa von ihrem Grund und Boden vertrieben und sie mußte ihr Glück in fremden Ländern suchen.

In England waren dem Soldaten und dem Abenteurer nach der Schlacht bei Flodden alle Wege versperrt. Die alte kriegerische Aristokratie wurde allmählich von einem trägen, friedliebenden Bürgertum verdrängt. Die neuen Klassen liebten nicht mehr den Kampf und das Schlachtgetümmel wie einst die Anhänger Richards I., Eduards und Heinrichs V., und nur die fernen Weltteile, Amerika und Asien, standen noch den verdrängten Bauern offen.

Auf jeder Seite der Biographien der berühmten Seefahrer kann man die geschilderten Ereignisse deutlich verfolgen. Das Leben Drakes ist heute wohl bekannt. Seine Familie gehörte dem niederen Adel von Devon an, sie war aber so tief gesunken, daß sein Vater froh sein mußte, ihn auf einem Kanalküstenfahrer als Schiffsjungen unterzubringen. Das Leben, das er da führte, war fast unerträglich hart, doch dank seinem Mute und seinem Genie bahnte er sich aus diesen bescheidenen Anfängen seinen

Weg zu einem besseren Lose und wurde einer der drei größten englischen Seefahrer. Und Blake und Nelson, die beiden anderen, gehörten demselben Schlage an.

Auch Sir Humphrey Gilbert entstammte, wie Drake, der westlichen Bevölkerung, Frobisher war ein armer Yorkshirer, und Sir Walter Raleigh kam aus einem zugrunde gerichteten Hause. In den westlichen Distrikten hatte es früher nicht weniger als fünf Zweige der ritterlichen Familie Raleigh gegeben, unter den Tudors aber kam das Unglück über die Familie, und Walters Vater geriet wegen seines Puritanismus in eine böse Lage. Walter mußte frühzeitig den Kampf ums Dasein aufnehmen und sich mit seinem Schwerte das Glück erobern. Er diente während der Religionskriege in Frankreich, dann möglicherweise auch in Flandern; später erhielt er durch Gilbert ein Offizierspatent, kam dann an den Hof Elisabeths, wurde ein kühner Freibeuter und faßte schließlich den Plan zur Kolonisierung von Amerika.

Diese Glücksritter waren durch einen tiefen Abgrund von den kapitalistischen Grundbesitzern getrennt, denn sie gehörten einem in hohem Grade kriegerischen Typus an, einem Typus, der von dem Adel gehaßt und gefürchtet wurde. Die Grundbesitzer herrschten, wenn man von der Revolutionsperiode absieht, in England von der Reformation bis zur Revolution des Jahres 1688, d. h. 150 Jahre, und man kann ungescheut behaupten, daß die Aristokratie während dieser langen Epoche keinen einzigen über den Durchschnitt hinausragenden Feldherrn oder Seemann hervorbrachte. Die königlichen Heere unterschieden sich so sehr von den Parlamentsarmeen, als wären sie aus einer fremden Rasse rekrutiert. Während Karl I. keinen einzigen tüchtigen General hatte, darf man sagen, daß vielleicht nie ein Heer unter einer besseren Führung stand als die von Cromwell organisierten Truppen.

Drake, Blake und Cromwell gehörten zu den gewaltigsten Kriegertypen der Welt, und sie mußten bei der Oligarchie, die das instinktive Bewußtsein ihrer militärischen Minderwertigkeit hatte, nur Angst und Mißtrauen erwecken. Darum trachteten auch unter der Regierung Elisabeths Politiker wie die Cecils die großen Admirale von jeder Teilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten auszuschalten. Und trotzdem diese Männer die Armada geschlagen hatten, trotzdem England ihnen den größten

Dank schuldete, wurde kein einziger von ihnen in den Pairsstand erhoben, und keiner wurde mit Achtung und Vertrauen behandelt. Drakes Schicksal kann als typisch gelten. Wie alle Männer seiner Klasse war er von dem glühenden Wunsche beseelt, Spanien zu bekriegen, und von Zeit zu Zeit, wenn der Kampf unvermeidlich wurde, ließ man ihn auf den Feind los. Aber man verwarf seine Politik, seine Operationen glichen eher denen eines Piraten als eines Admirals, und als er starb, war er fast in Ungnade gefallen.

Indem die Aristokratie ihre Admirale in eine falsche Stellung brachte, machte sie ein gutes Geschäft, denn die tapferen Krieger mußten ihnen die Schätze, die sie in blutigen Kämpfen errungen hatten, ausliefern und sich so Verzeihung für ihre Siege erkaufen. Fortescue mußte Raleigh und Hawkins gegen die Habgier Elisabeths verteidigen. Im Jahre 1592 übernahm Borough das Kommando eines Geschwaders, dessen Ausrüstung jene zwei Männer besorgt und für das auch die Königin und die Stadt London eine gewisse Summe beigestellt hatten. Borough kaperte die Karake „Madre de Dios", deren Pfefferladung allein von Burleigh auf 102.000 Pfund geschätzt wurde. Die gesamte Ladung hatte einen Wert von 141.000 Pfund, und der nach der damals üblichen Regel an die Königin fallende Anteil betrug ein Zehntel der ganzen Beute, also 14.000 Pfund. Sie aber nahm 80.000 Pfund für sich in Anspruch und wollte Raleigh und Hawkins, die selbst 34.000 Pfund für das Unternehmen ausgegeben hatten, nur 36.000 Pfund geben. Mit großer Bitterkeit wies Raleigh darauf hin, wie man ihn, den Soldaten, anders behandelte als einen Pair oder einen Londoner Spekulanten. „Mir ist es zu danken, daß all dies der Königin zufiel und daß der König von Spanien im letzten Jahre 300.000 Pfund verlor... Und ich, der ich mein ganzes Vermögen aufs Spiel gesetzt habe, verliere noch einen Teil meines Kapitales... Ich hatte alle Sorgen und alle Mühen zu tragen... die anderen sind ruhig daheimgeblieben, und dafür gibt man ihnen einen doppelten Anteil und mir weniger, als ich in das Unternehmen steckte." [1])

Raleigh war eine gerade, tapfere Natur und er konnte nicht

[1]) Edwards, Life of sir Walter Raleigh, vol. II, p. 76: Raleigh to Burleigh, Letter 34.

begreifen, daß eben seine hohe Begabung seine größte Gefahr bildete. Er meinte, mit seiner kriegerischen Tüchtigkeit würde er sich Geld und Ruhm erwerben, aber sie brachte ihn nur aufs Schafott. Solange Elisabeth lebte, rettete ihn wohl die Bewunderung, die sie als Weib für den großen Helden empfand, doch er wurde nicht einmal in den Kronrat aufgenommen und nahm nie eine wirkliche Machtstellung ein. Von dem Herrscher aber, den die Oligarchie als ihren Vertreter erwählte, von Jakob I., wurde er eingekerkert und dann getötet. In dem Schicksale, das ihn traf, lag übrigens nichts Außergewöhnliches, denn die furchtsamen Adeligen hegten gegen viele Soldaten diesen unerbittlichen Haß. Sie ließen die Gebeine Cromwells ausgraben, sie wollten sogar Wilhelm III. ermorden, und sie stürzten Marlborough mitten in seiner Siegeslaufbahn. So schied sich im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts die englische Bevölkerung infolge des ökonomischen Konkurrenzkampfes in neue Klassen, und die Reformation war nur eines der vielen Phänomene, die die tiefgehende soziale Umwälzung im Gefolge haben sollte.

In den ersten dreiundfünfzig Jahren des sechzehnten Jahrhunderts vollzog sich in England die Kirchenreform in zwei deutlich voneinander abgegrenzten Phasen; in der ersten Reformationsphase, unter Heinrich VIII., bemächtigte sich die Aristokratie der Ordensgüter, und in der zweiten, unter Eduard VI., legte sie die Hand zum Teil auch auf die weltlichen Dotationen. Jede dieser beiden Plünderungsperioden war von einer Änderung der kirchlichen Doktrin begleitet, und jede hatte wieder eine Reaktion im Gefolge; die letzte Reaktion, unter Maria Tudor, vollzog sich in Form einer Aussöhnung mit Rom. Betrachtet man diese Bewegung im Zusammenhang mit dem Aufstande, so stellt sie sich als eine Eroberung des imaginativen Teiles der Gesellschaft durch die ökonomische Gruppe dar, und diese Eroberung hatte die Entwicklung eines neuen, sehr interessanten kirchlichen Typus zur Folge.

Im Mittelalter war die Hierarchie eine Körperschaft von Wundertätern, die vom Staate unabhängig waren und anfangs sogar über ihm standen. Diese große Körperschaft konnte sich aus eigenen Mitteln erhalten, und sie wurde meistens von Men-

schen des ekstatischen Typus gelenkt, als deren vollendetstes Musterbild vielleicht der heil. Anselm zu betrachten ist. Mit der Reformation änderten sich diese Verhältnisse. Der Klerus verlor seine Unabhängigkeit und nahm der Zivilmacht gegenüber eine untergeordnete Stellung ein, er wurde dann auf ökonomischer Basis neu organisiert und wurde allmählich zu einer besoldeten Klasse, die dem Volke den Gehorsam gegenüber den Vertretern der allmächtigen Aristokratie beizubringen hatte. Der ökonomische Typus trat in der anglikanischen Kirche unter den Tudors überall an die Stelle des emotiven Typus, und in der ganzen Geschichte der Neuzeit wird sich vielleicht kein zweites Beispiel finden lassen, an dem in so frappanter Weise sichtbar wird, wie unter günstigen Umständen ein Typus in der kürzesten Zeit vollständig durch einen anderen verdrängt werden kann. Selbst die Denkweise der neuen Pfarrer war ganz anders als die der alten.

Die Räubereien Eduards VI. sind weniger bekannt als die seines Vaters, aber sie waren ebenso drastisch. Zuerst wurden die Besitzungen der kleinen Kapellen und der Gilden eingezogen und bald auch die verschiedensten anderen Güter. Im Mittelalter erwarben sich die Priester einen großen Teil ihrer Einkünfte durch die Gebete, die sie für das Seelenheil der im Fegefeuer Schmachtenden sprachen, und in allen großen Kirchen gab es besondere, oft sehr reich dotierte Kapellen, in denen allezeit Seelenmessen gelesen werden mußten. In England und in Wales gab es mehr als tausend solcher Kapellen, die oft über sehr bedeutende Einkünfte verfügten, die sogenannten „Chantries“, die mit dem imaginativen Zeitalter, in dem sie emporgewachsen waren, untergehen mußten; und den Gilden war ein ähnliches Los beschieden.

In der Zeit, als die ökonomische Konkurrenz die Menschen noch nicht in Klassen von verschieden großer finanzieller Begabung geteilt hatte, besaßen alle Handwerker ein gewisses Kapital, wie alle Landleute ein Stück Land besaßen. In der Gilde war die soziale Stellung des Handwerkers endgültig festgesetzt; als Mitglied der Körperschaft mußte er bei der Ausübung seines Gewerbes gewisse Regeln einhalten, er durfte nur eine gewisse Anzahl Arbeiter beschäftigen und nur eine bestimmte Warenmenge erzeugen, auch mußte die Qualität der zu leistenden Arbeit den festgesetzten Regeln entsprechen. Andererseits wurde durch die Innung der Markt geregelt und für einen siche-

ren Absatz gesorgt. Die Handwerker mochten wohl nicht leicht zu Reichtum kommen, aber ebenso selten kam es auch vor, daß sie gänzlich verarmten.

Mit der eintretenden Zentralisation änderte sich die Lage. Die Konkurrenz trennte die Schwachen von den Starken. Der Starke gelangte zu Reichtum und konnte Arbeiter in Sold nehmen, der Schwache behielt nur seine Arbeitskraft. Und als sich so die Korporationen der Produzenten auflösten, stand kein Hindernis mehr zwischen den Besitzungen dieser Korporationen und den Männern, die die Gesetze gaben. Nach dem Gesetze aus dem ersten Regierungsjahre Eduards IV., c. 14., fielen alle den englischen Schulen, Colleges und Innungen gehörenden Besitzungen — mit Ausnahme der den Colleges von Oxford, von Cambridge und den Londoner Gilden gehörigen Güter — an den König, und damit war der Beraubungsprozeß erst eingeleitet; das Verfahren ist von Blunt in drastischer Weise geschildert worden:

„Sie rissen das Blei von den Dächern und die ehernen Grabplatten aus dem Boden. Von den Büchern stahlen sie die kostbaren Einbände und verkauften sie als Makulatur. Das Gold- und Silbergeschirr schmolzen sie ein, sie mengten es mit Kupfer und Blei, und daraus machten sie ein so elendes Geld, wie es in England noch nie dagewesen war. Aus den Altardecken und den Priestergewändern machten sie, sofern es nicht besonders wertvolle Stücke waren, Tischdecken, Teppiche und Vorhänge, und wenn sie wertvoll waren, verkauften sie sie an die Ausländer, ohne sich darum zu kümmern, daß sie für „abergläubische" Zwecke verwendet würden; sie waren nur darauf bedacht, ihre Beute möglichst gut zu verschachern. Selbst aus den Chorhemden und den Altarlinnen hofften sie etwas herauszuschlagen, und alles stahlen die „gierigen Hände"." [1])

Unter diesen „gierigen Händen" sind die Kronräte zu verstehen. Heinrich VIII. hatte nie daran gedacht, daß ein Mitglied des Rates den Vorsitz führen sollte, aber des Königs Leib war noch nicht erkaltet, als schon Eduard Seymour zu intrigieren begann, um die Stellung eines Protektors zu erringen. Um sich verläßliche Anhänger zu werben, begann er seine Amtstätigkeit damit, daß er alle Beute, auf die er die Hand legen

---

[1]) The Reformation of the Church of England, vol. II, p. 68.

konnte, an seine Umgebung verteilte. Froude ist der Ansicht, daß „nach einer für den Rat sehr günstigen Schätzung Güter im Werte..... von etwa 5,000.000 Pfund in heutigem Gelde... mit Beschlag belegt — wenn ich nicht sagen soll gestohlen — und unter ihnen verteilt“ [1]) wurden. An der Spitze dieses Rates stand Cranmer, der seinen Teil ohne Skrupel annahm. Wahrscheinlich bleibt jedoch Froudes Schätzung weit hinter der Wirklichkeit zurück, denn, obgleich Seymour als Herzog von Somerset ebenso wie Heinrich sehr viele Ansprüche zu befriedigen und darum sehr große Summen auszugeben hatte, konnte er doch Somerset House, den prächtigsten Palast von London, bauen.

Seymour wurde von Dudley gestürzt, der durch seine militärischen Erfolge in Norfolk zur Macht gelangte. Wie Cromwell war auch Dudley mit jenen Eigenschaften ausgestattet, die die damalige Situation erforderte; er war ein sehr tüchtiger, kühner, energischer und skrupelloser Mann, und seine Anhänger haßten ihn, aber sie gehorchten ihm, weil sie keine Möglichkeit sahen, sich ohne ihn der heißbegehrten Güter zu bemächtigen. Auch er verband sich wie Cromwell mit dem evangelischen Klerus, und unter Eduard VI. rief die Orthodoxie der „Sechs Artikel“ die Genfer Lehre hervor. Im Jahre 1548 konnte Calvin an Somerset schreiben, er danke Gott, daß durch seine Weisheit die „reine Wahrheit“ gepredigt werde.[2]) Als aber Dudley als Herzog von Northumberland an der Spitze der Regierung stand, lehrten seine Bischöfe ohne Bedenken, das Dogma der „leiblichen Gegenwart“ im Sakramente „bedeutet eine bestialische Grausamkeit, die an die Antropophagen, das heißt an die Menschenfresser, erinnert; denn grausamer ist es, einen lebenden Menschen zu verschlingen, als ihn zu töten.“ [3])

Wie Cromwell war auch Dudley von Natur aus konservativ gesinnt, und er starb als Katholik; aber sie alle sahen im Gelde das höchste Ziel, und da sie nicht über die nötige physische Kraft verfügten, um allein zu plündern, mußten sie mit den Radikalen Hand in Hand gehen. Diese Radikalen waren durch

---

[1]) History of England, vol. V, p. 432.

[2]) Gorham, Reformation Gleanings, p. 61.

[3]) John Foxe, Acts and Monuments, vol. VI, p. 475: Ridleys Disputation at Oxford in 1554.

Knox vertreten, und der Herzog hofierte ihm denn auch auf alle Weise. Der Schotte begann im Jahre 1549 mit seinen Predigten, die Regierung berief ihn aber bald nach London und ernannte ihn 1551 zum königlichen Kaplan; als solcher sollte er im Jahre 1552 die „Zweiundvierzig Artikel" anerkennen. Das konnte er in aller Gewissensruhe tun, denn sie enthielten die Dogmen von der Gnadenwahl und der Prädestiniation, von der Erbsünde und der Rechtfertigung durch den Glauben, auch war in ihnen „die wirkliche und leibliche Anwesenheit....von Christi Fleisch und Blut im Abendmahlsakramente" [1]) geleugnet.

Dudley versuchte alles mögliche, um Knox zu bestechen, und bot ihm den Bischofssitz von Rochester an, doch der Prediger empfand vor dem Herzog ein tiefes Mißtrauen und eine unüberwindliche Abneigung, „den elenden, erbärmlichen Northumberland" nante er ihn. Er wies die angebotene Beförderung zurück, und gleich von Anfang an scheint es zwischen den Calvinisten und dem Hofe böses Blut gegeben zu haben. Im Anfange des Jahres 1554, einige Monate nach dem Tode des Königs, sprach sich Knox in energischer Weise gegen die aristokratischen Reformatoren aus. Er spricht zuerst von Somerset, „der Gottes Wort gegenüber so gleichgültig war, daß er im Jahre vor seiner letzten Verhaftung lieber sein Haus besuchte und nicht einmal von der Galerie in seine Kapelle gehen wollte, um die Predigt zu hören" [2]) Dann aber wurde es noch schlimmer, denn „alle Versammelten meinten, sie wollten keine Predigten mehr hören, die Prediger seien Individuen, denen man keine Beachtung zu schenken brauche, ja, einige scheuten sich nicht, sie ein schwatzhaftes Pack zu nennen." [3])

Kurz vor dem Tode Eduards kam es zum offenen Bruche. Knox bedachte den Lordschatzmeister Paulet, Marquis von Winchester, mit außerordentlicher Verachtung und Abneigung, einen „schlauen Fuchs" nannte er ihn. Solange Eduard lebte, spottete Knox, „schrie er am frechsten: Bastard, Bastard, blutschänderischer Bastard, Mary soll nie über uns herrschen," und nun, wo Mary auf dem Throne sitzt, ist es eben dieser Paulet, der

---

[1]) „The reall and bodilie presence ... of Christes fleshe, an bloude, in the Sacramente of the Lordes Supper".

[2]) Works, vol. III, p. 176: A godly Letter to the Faithful.

[3]) Ibid., vol. III, p. 177,

„um sie kriecht und vor ihr kniet“.[1]) In seiner letzten Rede die er im April 1553 vor dem König hielt, sprach er seine Meinung unverhohlen aus, und er hätte in jedem Falle den Hof verlassen müssen. In dieser Rede tritt Dudley als Achitophel und Paulet als Shebna auf.

„Ich behauptete, daß gewöhnlich die frömmsten Herrscher die gottlosesten Beamten und Räte hatten, geschworene Feinde der wahren Religion und Verräter an ihren Herrschern..... Sind nicht David und Ezechias, fromme und sehr erfahrene Fürsten, von ihren schlauen Räten, von den verschlagenen Heuchlern, überlistet worden? Ist es da erstaunlich, wenn ein junger argloser König von seinen listigen, habgierigen, bösen und gottlosen Ratgebern betrogen wird? Ich fürchte sehr, Achitophel wird der Ratgeber sein, Judas wird auf die Börse achten und Shebna wird der Rechnungsführer und Schatzmeister sein. Das und manches andere habe ich an jenem Tage gesagt, und nicht in einem Winkel, wo mich niemand hörte, sondern, wie viele bezeugen können, vor denen, die mich mein Gewissen anzuklagen trieb.“ [2])

Knox war sich des Verhältnisses, das zwischen den Menschen seines Schlages und dem Anglikanismus bestand, klar bewußt. Im Jahre 1549 gab es noch viele unverteilte Ländereien; darum kam man ihm und seinen Gesinnungsgenossen in der schmeichelhaftesten Weise entgegen, bis Paulet und seine Genossen stark genug waren, um sie zu beseitigen. Der Glaube wurde zu einem Werkzeug in den Händen der kapitalistischen Oligarchie, und seit der Reformation wurde die göttliche Offenbarung durch Gesetzesparagraphen interpretiert. Darum schwebten die Männer, die dem imaginativen Typus angehörten und die nicht ihr Credo und ihren Gehalt aus denselben Händen empfangen wollten, immer in Gefahr, als Ketzer ausgegeben und mit den höchsten Strafen belegt zu werden, die der geistlichen Insubordination drohten.

Der Gehorsam vor dem Gebote der Laien hat stets den charakteristischen Unterschied zwischen den Anglikanern und

---

[1]) Works, vol. III, p. 283: A faithful Admonition.

[2]) Ibid., vol. III, p. 281—282.

den Katholiken, sowie den Puritanern, gebildet. Der imaginative Geist sieht den Ursprung des Glaubens in der Offenbarung, und die Offenbarung muß untrüglich und ewig unabänderlich bleiben. Für ihn gibt es nur eine Wahrheit. Die Katholiken hielten ihre Offenbarung für eine fortdauernde, sie wurde von einer gotterleuchteten Priesterschaft verkündet, die kraft ihres göttlichen Amtes sprach. Die Puritaner meinten, ihre Offenbarung sei ein für allemal ausgesprochen und in einem Buche niedergelegt worden. Darin aber waren Katholiken und Puritaner einig, daß die göttliche Wahrheit unabänderlich sei und daß die allgemeine Kirche nicht irren könnte. Solche Geister mußten in den Gesetzesartikeln, die das Erscheinen von Gottes Leib in den Elementen regeln sollten, eine Gottlosigkeit, ja eine Absurdität erblicken, und die dem priesterlichen Typus angehörigen Individuen, mochten sie nun Katholiken sein oder Puritaner, trotzten eher dem furchtbarsten Tode, als daß sie jene Gesetze anerkannten.

Über diesen Punkt waren alle einig, Fisher und Knox, Bellarmin und Calvin. Die besten englischen Priester weigerten sich, die königliche Oberhoheit anzuerkennen; sie trotzten eher der Armut und dem Exile und schreckten nicht zurück vor Schafott und Scheiterhaufen. Darum mußte der alte Fisher auf Tower Hill sterben, darum verbrannte Forest in der Glut des flammenden Kreuzes, darum verfaulten die Kartäuser in ihren schrecklichen Verliesen. Und die Puritaner standen durchaus nicht hinter den Katholiken zurück, wenn es darauf ankam, für die päpstliche Hoheit einzutreten; „Erant enim blasphemi qui vocarent eum (Henricum VIII.) summum caput Ecclesiae sub Christo", schrieb Calvin, und von dieser Auffassung ausgehend, bekämpften die Nonkonformisten seit dem Regierungsantritte Elisabeths die bestehende Kirche.

In den Schriften Martin Marprelates wird die fünfhundert Jahre vorher von Hildebrand aufgestellte Lehre nur von neuem begründet. Tatsächlich hatten mit der fortschreitenden Zentralisation die Verhältnisse in England eine ähnliche Gestaltung angenommen wie einst in Konstantinopel, als die Stadt zu einem finanziellen Zentrum wurde. Immer, wenn im Laufe der Zivilisation jener Punkt erreicht wird, wo die Energie ihren Ausdruck im Gelde findet, muß der Glaube hinter dem Reichtum zurücktreten. Stephen Gardiner begriff die Situation und tauschte

seine Freiheit gegen das Bistum Winchester ein. Mit treffender Genauigkeit beruft er sich auf Justinian als einen Vorgänger Heinrichs VIII.: „Und dann, Sire, wer hat je das Vorgehen Justinians als ungesetzmäßig hingestellt, der Gesetze über die erhabene Dreieinigkeit, über den katholischen Glauben, über die Bischöfe, die Menschen, den Klerus, die Ketzer und andere ähnliche Gesetze erließ?“ [1])

Seit dem Bruche mit Rom waren die englischen Priester vom Staate besoldete Beamte, und die Mitglieder des alten Klerus, die nach der Reformation in der anglikanischen Hierarchie verblieben, fügten sich in diese Lage; dies geht aus allen ihren Schriften hervor, am klarsten jedoch kommt diese Situation wohl in den „Formularies of Faith“ Heinrichs VIII. zum Ausdruck, in denen das Bischofkollegium seine Ansichten über die Rechtgläubigkeit der weltlichen Macht zur Revision unterbreitete.

„Und obgleich wir, verehrtester, gütigster Herr, einmütig nach unserem besten Wissen bestätigen, daß besagte Schrift in allen Punkten mit der heiligen Schrift genau übereinstimmt, so daß wir hoffen, Eure Majestät werde erkennen, daß dieselbe in reinster und aufrichtigster Absicht zum Ruhme Gottes, zur Ehre Eurer Hoheit, zur Einigung Eures Volkes abgefaßt ist, was, wie wir wohl einsehen, Eure Majestät vor allem damit bezwecken wollen; obgleich wir dies alles wissen, unterbreiten wir doch diese Schrift in tiefster Demut Eurer Majestät, damit Ihr in Eurer hohen Weisheit und mit Eurem weisen Urteile sie zur Kenntnis nehmet, sie prüfet und korrigieret, im Falle Eure Majestät der Ansicht ist, daß darin irgendein Wort oder ein Satz geändert, entfernt oder genauer ausgedrückt werde, damit so Eurer Hoheit tugendhafteste Wünsche und Absichten erfüllet werden. Dem werden wir uns in diesem Falle fügen, wie es unsere strenge Pflicht gegen Gott und Eure Hoheit verlangt.“

Gezeichnet von „Eurer Hoheit gehorsamsten Untertanen und täglichen Fürbittern Thomas Cantuarien“ und allen Bischöfen. [2])

---

[1]) On true Obedience, Heywood's edit. p. 73.

[2]) The Institution of a Christian Man, Vorrede. Lloyd, Formularies of Faith of Henry VIII. p. 60.

Eine Kirche, die so ganz von der weltlichen Macht abhängig war, mußte ein willenloses Werkzeug in der Hand jener Klasse sein, die über die Staatseinkünfte verfügte. Diese Klasse setzte sich in der Zeit zwischen der Reformation und der Revolution von 1688 aus einer verhältnismäßig kleinen Anzahl von Grundbesitzerfamilien zusammen, und diese eng zusammenhaltende Oligarchie beherrschte auch den Träger der Krone. Im Mittelalter hatte der König seine Truppen aus seinem eigenen Gebiete rekrutieren müssen. Richard Löwenherz besaß sein eigenes Angriffs- und Verteidigungsmaterial ebenso wie jeder andere Freiherr, nur in größerem Maßstabe, Heinrich VIII. dagegen stand ganz allein und hilflos da. Mit der zunehmenden Zentralisation wuchsen auch die Verwaltungskosten, bis eine regelmäßige Besteuerung der Bevölkerung notwendig wurde, und Steuern konnten nur vom Parlamente ausgeschrieben werden. Der König konnte kaum seine Leibwache bezahlen, und die im Reiche allenfalls bestehende Militärmacht gehorchte den Grundbesitzern. Wären nicht einige reiche Aristokraten, wie Norfolk und Shrewsbury, auf Heinrichs Seite gestanden, so hätten die Aufständischen nach London marschieren und Heinrich ebenso leicht stürzen können, wie Wilhelm III. später Jakob II. stürzte. Diese Landlords waren es, die im Vereine mit den Londoner Kaufleuten den König in der Krise des Jahres 1536 retteten, und nun war er ganz in ihre Hand gegeben. Seine Ohnmacht kam in allen seinen Regierungshandlungen zum Ausdruck. Er nahm die ganze Gefahr auf sich, er mußte den Preis bezahlen, und die anderen erhielten die Beute. Die Howards, die Cecils, die Russels und Dudleys teilten sich in die der Kirche geraubten Güter und entrissen der Krone auch den letzten Heller, so daß Heinrich immer verschuldet war und Eduard vor dem Bankerott stand.

So sehr auch Maria den Kirchenraub verabscheute, wagte sie doch nicht, die Zurückgabe der den Klöstern geraubten Güter zu fordern. Eine solche Forderung hätte sie den Thron gekostet, und so schwieg sie, während Elisabeth sich überhaupt nie auflehnte, sondern Cecil, in dem der Geist der Oligarchie inkarniert war, in allem gehorchte. Den Mitgliedern dieser Klasse gingen alle jene Eigenschaften ab, die einst den imaginativen Typus in England geziert hatten. Es fehlte ihnen der kriegerische Sinn, sie liebten das Waffenhandwerk nicht, und als Bewohner

des von der See umschlossenen Eilandes konnten sie ohne kriegerische Begabung fortleben. Auch waren sie weder stark noch zahlreich genug, um selbst in friedlichen Zeiten das Volk in Respekt zu erhalten. So verharrten sie denn meistens in ihrer untätigen Rolle und verbanden sich nur im Notfalle mit einer anderen, stürmischer vorwärtsdrängenden Partei.

Die Tudor-Aristokratie bestand aus reichen Männern, in deren Adern das Blut träge dahinfloß, deren Herzen niemals höher schlugen, die alle ihre Fähigkeiten in den Dienst der Erwerbgier stellten und die ihre Religion als eine Art Kapitalsanlage auffaßten. Streng genommen besaß die englische Kirche nie einen rechten Glauben, sondern sie schwankte, je nachdem es die ökonomische Situation erheischte, zwischen der Orthodoxie der „Sechs Artikel" und dem Calvinismus der „Lambeth Articles". Im Laufe eines Menschenalters wurde das Verhältnis von Christi Leib und Blute zum Brot und Wein nicht weniger als fünfmal durch königliches Dekret und durch Parlamentsakte geändert.

Doch wenn auch der ökonomischen Aristokratie der Glaube nicht sehr am Herzen lag, wußte sie doch die Kanzel als Machtwerkzeug zu schätzen, und von Anfang an suchte sie den Klerus in den weltlichen Verwaltungsdienst einzubeziehen. Über diesen Punkt spricht sich Cranmer sehr deutlich aus.[1]) Elisabeth vertrat wohl den Landadel in vollkommenerer Weise als sonst eine regierende Persönlichkeit, und sie erklärte ihren Bischöfen rundweg, daß ihr sehr wenig an der Glaubenslehre gelegen war, daß sie aber die Geistlichen brauchte, um Ordnung im Reiche zu haben. Sie sagte, sie habe gehört, „daß auch ihre protestantischen Untertanen sie nicht liebten, und ich glaube das darum, (meinte sie,) weil ich gehört habe, manche Leute hätten jüngst gesagt, ich gehöre überhaupt keiner Religion an, ich sei weder warm noch kalt, sondern eine Person, die Gott einst ausspeien werde..." Darauf gab sie dem Wunsche Ausdruck, die Bischöfe mögen ein achtsames Auge auf die privaten Zusammenkünfte haben; nun (sagte sie) vermisse ich den Bischof von London und bedaure, daß er nicht besser auf die Stadt achtet, wo jeder Kaufmann seinen eigenen Schulmeister und seine nächtlichen Konventikel haben muß."[2])

---

[1]) Burnet, History of the Reformation, Ausg. Pocock. Records, Pt. I. boock III, question 9.

[2]) State Papers Domestic Elizabeth, vol. CLXXVI, No. 69.

Elisabeth regierte ihren Klerus mit eiserner Rute. Kein Priester, der Bischof ausgenommen, durfte sich ohne Approbation seitens zweier Friedensrichter verheiraten und kein Schulleiter ohne die Erlaubnis des Inspektors. Als der Dekan der Paulskirche in einer Rede die Königin angriff, befahl sie ihm, „diese gottlosen Abschweifungen zu unterlassen und wieder zum Thema zu sprechen“, und der Erzbischof von Canterbury, Grindall, wurde, weil er ihren Anordnungen nicht Folge leistete, seines Amtes enthoben.

Im Sprengel Grindalls pflegte der Klerus allmonatlich Gebetsversammlungen, die sogenannten „Prophesyings“, zu veranstalten. Aus irgendeinem Grunde nahm nun die Regierung an diesen Versammlungen Anstoß, und der Erzbischof wurde aufgefordert, dieselben abzustellen. Grindall, der sich in seinen heiligsten Priesterrechten getroffen fühlte, wollte sich diesem Ansinnen nicht fügen. Daraufhin wurde der alte Priester ohne Umstände seines Amtes enthoben und erst fünf Jahre später, als er sich der Regierung unterwarf, wieder zu Gnaden aufgenommen.

In den Briefen der Bischöfe aus dem Elisabethäischen Zeitalter ist viel von der Knechtschaft, unter der sie litten, die Rede. Unter anderen klagt Pilkington: „Wir sind nicht frei und können keine Neuerung ohne Sanktion der Königin einführen... und wir haben keine Wahl, wir müssen uns fügen oder den Frieden der Kirche stören.“ [1])

Man konfiszierte auch jetzt noch die Kirchengüter, wo es ohne Gefahr möglich war, und die Geschichte von Ely House ist, mag sie auch geleugnet worden sein, doch dem Geiste nach authentisch. Seit dem Beginne der Reformation hatten die Aristokraten ihr Auge auf die bischöflichen Paläste in London geworfen. Heinrich VIII. nahm York House für sich selbst in Anspruch, Raleigh konnte Durham House mieten, und etwa im Jahre 1565 wollte Sir Christopher Hatton, dessen Beziehungen zur Königin kaum zweideutig zu nennen waren, den Bischof Cox zur Abtretung von Ely House zwingen. Der Bischof lehnte sich gegen dieses Ansinnen auf, Hatton wandte sich an die Königin, und diese soll die Sache in folgender Weise erledigt haben:

[1]) Zurich Letters, First Series. p. 287.

„Hochmütiger Bischof!

Ich höre, daß Ihr zögert, Euer Wort einzulösen; vergesset nicht, daß ich, die Euch groß gemacht habe, Euch auch klein machen kann, und bei Gott, wenn Ihr nicht sofort die gegebene Zusage erfüllet, so will ich Euch aus der Kirche jagen!

Elizabeth.“ 1)

Wären die Grundbesitzer mächtiger gewesen und hätten sie das Haus der Gemeinen beherrschen können, oder wären sie genug kriegstüchtig gewesen, um es zu unterdrücken, so wäre die Entwicklung der Kirche in England anders verlaufen. So aber stand eine Anzahl mächtiger Familien, die geplündert hatten, soviel sie konnten, zwischen den Katholiken und den expropriierten Freibauern, die durch den Handel zu Reichtum gekommen waren und jene Aristokraten haßten und mit ihnen wetteiferten. Puritaner sowohl wie Katholiken suchten die Ansprüche auf das Kirchenland als hinfällig hinzustellen.

„Es ist merkwürdig, mit welchem Ärger sie darüber schreiben. Sie nennen uns Kirchenräuber, Tempelplünderer, Vielfraße usw., sie behaupten, nach Gottes Gesetz gehören alle Dinge, die einmal für den Dienst in der Kirche geweiht sind, für immer Gott...... Ich selbst besitze eine Anzahl säkularisierter Kirchengüter etc., und ich kann sie, Gott sei Dank in aller Gewissensruhe zu eigen behalten, sonst würden viele zu leiden haben. Und das Gesetz ist auf unserer Seite.“ 2)

Die Grundmagnaten setzten sich entschieden zur Wehre, und das beste Verteidigungsmittel, das sie ersannen, bestand darin, eine geistliche Körperschaft zu organisieren, deren Mitglieder, die Priester, das göttliche Recht der Primogenitur zu predigen und dem Volke zu lehren hatten. Die Lehre von diesem Rechte wurde dann das kennzeichnende Dogma der englischen Nationalkirche. So wenigstens faßten es die „Eidesverweigerer“

1) „Proud Prelate: I understand you are backward in complying with your agreement, but I would have you know that I who made you what you are can unmake you, and if you do not fortwith fulfil your agreement, by God, I will immedialety unfrock you“.

2) State Papers Domestic Elizabeth, vol. CLXLIX, No. 1. Towchinge the bill and the booke exhibited in the Parlament 1586 for a further Reformation of the Churche.

auf, die stets zu den orthodoxesten Mitgliedern des gallikanischen Klerus gehört haben und die immer bereit waren, für ihren Glauben alle Leiden auf sich zu nehmen. John Lake, der Bischof von Chichester, der im Jahre 1689 seines Amtes enthoben wurde, weil er Wilhelm und Maria nicht den Treueid leisten wollte, sagte auf seinem Totenbette folgendes:

„Da ich in der Religion der englischen Kirche getauft bin und sie mit der Muttermilch eingesogen habe, bin ich ihr während meines ganzen Lebens treu geblieben und werde nun, so Gott will, auch in ihr sterben, und es war mein fester Entschluß, mit Gottes gnädigem Beistande so zu sterben, sei es auch auf dem Scheiterhaufen.

„Und da mich diese Religion gelehrt hat, keinen Widerstand, sondern nur passiven Gehorsam zu leisten, da ich diese Lehre auch den anderen eingeschärft und da ich sie als das charakteristische Kennzeichen der englischen Kirche betrachtet habe, so habe ich unentwegt und standhaft an ihr festgehalten; ich bin darum meines Amtes enthoben worden und war auch auf meine Absetzung gefaßt.“ [1])

Im zwölften Jahrhundert erlangte der König seine übernatürlichen Eigenschaften durch die Weihe, die ihm die Kleriker erteilten; im siebzehnten Jahrhundert war die Macht des Geldes schon so groß, daß das Verhältnis sich nun ins Gegenteil umkehrte, daß also der Klerus sein Vorrecht, im Namen der Gottheit zu sprechen, von dem König herleitete. Dieses neue Verhältnis machte das innerste Wesen der englischen Reformation aus. Cranmer lehrte, Gott habe den christlichen Fürsten „alle Sorge um ihre Untertanen, die Sorge um die Lehre von Gottes Wort wie... die Sorge um die politischen Dinge“ anvertraut; demzufolge waren die Bischöfe, die Pfarrer und die Vikare nur Diener des weltlichen Herrn, denen er das geistliche Amt anvertraute, ebenso wie er seinen obersten Polizeibeamten mit der Aufrechterhaltung der Ordnung im Reiche betraute. [2]) Die reformierte Priesterschaft war also ein Teil der weltlichen Verwaltungsbehörde, und ihre Hauptaufgabe bestand darin, deren Lenkern den Gehorsam zu predigen. Die Doktrin, die dieser

[1]) Lathbury, History of the Non-Jurors, p. 50.

[2]) Burnett, History of the Reformation, Records, Pt. I, b. III, question 9.

Klerus allmählich entwickelte, hat Macaulay folgendermaßen zusammengefaßt:

„Es wurde allen Ernstes die Behauptung aufgestellt, daß das höchste Wesen die Erbmonarchie im Gegensatze zu anderen Regierungsformen mit besonderer Gunst bedachte; daß das Erstgeburtsrecht eine göttliche Institution war, die noch vor dem christlichen, ja vor dem mosaischen Gesetze bestanden habe; daß keine menschliche Macht... einen legitimen Herrscher seiner Rechte berauben könnte; daß die Autorität eines solchen Herrschers mit Notwendigkeit immer despotisch sei etc...“ [1])

Auf keinem anderen Gebiete vermochte die Landgentry besondere Energie oder Geschicklichkeit zu entfalten. Ihre Armee war untauglich, ihre Flotte war den an sie gestellten Aufgaben nicht gewachsen, und in der Finanzverwaltung fehlte die zielbewußte Hand; aber bis zu ihrem Sturze im Jahre 1688 betätigte sie sich mit höchstem Erfolge auf dem Gebiete der geistlichen Organisation. Mit sicherem Instinkte verstand es diese Klasse, stets die geeigneten Werkzeuge für ihre Politik zu wählen, und selten hat eine Oligarchie über so geschickte Diener verfügt. Macaulay, der selbst ein praktischer Politiker war, meinte, daß der Klerus in der Zeit Karls II. der vornehmste politische Machtfaktor war.

„Bei jedem bedeutenden politischen Ereignis wurden auf Tausenden von Kanzeln Schmähungen gegen die Whigs und Mahnrufe, dem Gesalbten des Herrn Gehorsam zu leisten, laut, und der Erfolg dieser Politik war ein gewaltiger. Von all den Ursachen, die nach der Auflösung des Oxforder Parlamentes die heftige Reaktion gegen die Exklusionisten hervorriefen, scheinen die Predigten des Landklerus am stärksten gewirkt zu haben.“ [2])

Den bezahlten Klerus brauchten die Landedelleute nicht zu fürchten, und die berühmte Stelle, in der Macaulay ihre Angst vor dem stehenden Heere schildert, ist wahrscheinlich vollkommen zutreffend, mögen auch manche Einwendungen gegen seine Auffassung erhoben worden sein.

„Wenn sie an das stehende Heer dachten“, heißt es an jener Stelle, „sahen sie schon im Geiste das Rumpfparlament,

---

[1]) History of England, chap. I.

[2]) Ibid., chap. III,

den Protektor, die Kirchenplünderung, die Reinigung der Universitäten, die Abschaffung der Pairswürde, die Ermordung des Königs, die grämliche Heiligenwirtschaft mit ihrer Heuchelei und ihrem Asketismus, mit den Geldbußen und den Konfiskationen und sie dachten an den Schimpf, den die aus der Hefe des Volkes hervorgegangenen Generalmajore den ältesten und ehrenwertesten Familien zugefügt hatten. Ferner gab es im Parlament kaum einen Baronet oder einen Squire, der nicht das Ansehen, das er im Lande genoß, zum Teil dem Range, den er in der Miliz einnahm, zu danken hatte. Fiel diese nationale Macht weg, so mußte der englische Adel viel von seiner Würde und seinem Einfluß verlieren.“ [1])

Die Hierarchie hatte unter den Tudors keine imaginative, sondern eine Söldnerarbeit zu leisten; es handelte sich für die Regierenden also darum, Priester zu wählen, auf die man sich vollständig verlassen konnte und die Zusammenstellung dieses großen, intelligenten Beamtenkörpers wurde mit einer vielleicht einzig dastehenden Geschicklichkeit vollzogen. Als Körperschaft war der anglikanische Klerus der Hand, die ihn nährte, durchwegs treu geblieben, ganz ohne Rücksicht auf die Lehren und Grundsätze, für die er auf der Kanzel einzutreten pflegte. Ein charakteristisches Beispiel für die Gefügigkeit der englischen Priester lieferte ihre Haltung anläßlich des Regierungsantrittes Wilhelms und Mariens, als ihnen zur Strafe für ihren Ungehorsam der Verlust ihres Gehaltes drohte. Wohl war das göttliche Recht das heiligste der englischen Dogmen; aber als der Klerus aufgefordert wurde, einem Usurpator den Treueid zu leisten, „da entschieden“, wie Macaulay sagt, „einige der stärksten Motive, die den menschlichen Geist beeinflussen, und mehr als neunundzwanzig Dreißigstel der Mitglieder des englischen Klerus unterwarfen sich dem Gesetze.“ [2])

Auch besaßen die Grundbesitzer den ökonomischen Instinkt; darum feilschten sie, wo es anging, und Elisabeth erklärte ihren Bischöfen rundheraus, sie mögen ihr ernste und ehrenhafte, aber dabei nicht teure Prediger verschaffen.

„Darauf sprach der Schatzkanzler.... Ihre Majestät beschuldigt Euch eines ungeheuerlichen Frevels, nämlich daß Ihr

---

[1]) History of England, chap. VI.

[2]) Ibid., chap. XIV.

in dieser aufgeklärten Zeit so viele liederliche, unwissende Pfarrer ernennet.... Den Bischof von Litchfield.... meine ich; er hat in einem Tage gegen Bezahlung 70 Personen zu Geistlichen ernannt, meist Schneider, Schuster und andere Handwerker, von denen die meisten, wie ich überzeugt bin, nicht einmal zum Pferdehüten zu brauchen sind. Darauf sagte der Bischof von Rochester: Das ist wohl möglich, denn ich weiß einen, der an einem Tage sieben Pfarrer ernannte; es sollte jeder für seine eigenen Handlungen verantwortlich sein, manche von uns haben sehr schwer gefehlt.... Wenn Ihr aber, Mylord, nur gebildete Prediger zulassen wollet, müsset Ihr ihnen einen besseren Gehalt zahlen....

„In jeder Pfarre gebildete Priester zu haben, ist nach meiner Ansicht unmöglich (sagte der Bischof von Canterbury); wir haben 13.000 Pfarrer in England, und ich kann mir nicht vorstellen, wie das Land so viele gebildete Priester hervorbringen könnte.

„Jesus!“ (sagte darauf die Königin,) „13.000 sind viel zu viel, ich erinnere mich noch an die Zeit, wo es keine vier Prediger in einer Diözese gab. Ich bin der Meinung, Ihr sollet nicht gebildete Pfarrer suchen, denn solche werdet Ihr nicht finden, sondern ernste, ehrenhafte, kluge Männer, die imstande sind, dem Volke die heilige Schrift und die Homilien gebührentlich vorzutragen.“ [1])

Unter den Tudors und unter den Stuarts spielten die Geistlichen weniger die Rolle von Priestern im Sinne des zwölften Jahrhunderts, als vielmehr von bezahlten politischen Dienstleuten. Man kennt das berühmte Porträt, das Macaulay von diesen Priestern entworfen hat: „Auf einen Priester, der als Gentleman auftrat, kamen zehn, die nur Bedientenrollen spielten. ... Dem groben, unwissenden Landjunker... war ein Mittel geboten, seine Würde mit seiner Sparsamkeit zu vereinen. Er nahm einen jungen Leviten, wie der geweihte Ausdruck lautete, ins Haus und gab ihm die Kost, ein enges Dachstübchen und zehn Pfund jährlich; dafür mußte der Priester nicht nur seine geistlichen Pflichten erfüllen, er mußte jederzeit den geduldigen Zuhörer und die Zielscheibe für die Witze des Hausherrn ab-

---

[1]) State Papers Domestic Elizabeth, vol. CLXXVI, No. 69: Queen's conference upon graunt of a subsedy, etc. 1584.

geben, bei schönem Wetter im Kugel-, bei schlechtem im Beilkespiel einspringen, ja er mußte dem Hausherrn auch den Gärtner und den Stallknecht ersparen. Bisweilen mußte Seiner Ehrwürden auch die Aprikosen aufnageln, manchmal auch die Pferde striegeln.“ [1])

Doch die Hierarchie teilte sich, wie Macaulay hervorhebt, in zwei Gruppen, in die gewöhnlichen Arbeiter und in die Höhergestellten, die diese Arbeiter lenkten. Diese letzteren konnte die Aristokratie nicht entbehren, denn ohne sie hätte man den Mechanismus kaum in Gang erhalten können, und diese höherstehenden Priester waren durchwegs begabte Persönlichkeiten, die eine gute Bezahlung forderten und auch erhielten. Darum wohl wurde für den hohen weltlichen Klerus gleich von Anfang an ein großes Einkommen ausgeworfen, und diese Politik bewährte sich auch.

Viele der tüchtigsten Organisatoren und der schlauesten englischen Politiker saßen im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert im Bischofskollegium, und die beiden fähigsten Anglikaner, die das Land hervorbrachte, zugleich zwei eigentümliche Typen, führten als Bischöfe die beiden Flügel der Kirche, als dieselbe von Heinrich VIII. reformiert wurde; es waren dies Stephen Gardiner und Thomas Cranmer.

Gardiner kam um das Jahr 1483 als der Sohn eines Tuchwirkers in Bury Saint-Edmunds zur Welt. In Cambridge wurde er der beste Ziviljurist des Reiches, und als er Wolsey kennen lernte, machte er auf ihn einen so großen Eindruck, daß der Kardinal ihn rasch zu den höchsten Ämtern beförderte und ihn im Januar 1529 nach Rom sandte, um die Unterhandlungen bezüglich der Ehescheidung des Königs zu leiten. Gardiner war bis an sein Lebensende fraglos ein aufrichtiger Katholik, vor allem aber ein großer Anglikaner. Im Juli 1529, als Wolseys Stellung schon sehr schwankend war, wurde er Sekretär des Königs, und er arbeitete daran, die Universität von Cambridge zum Anschluß an die Königspartei zu bewegen; er widmete seine Dienste auch Anna Boleyn, bis er das Bistum Winchester erhielt, als er in seinen Bemühungen, die Scheidung durchzusetzen, nachließ. Ja,

[1]) History of England, chap. III,

er versicherte sogar den Papst seiner Reue und erklärte, er wolle den Hof verlassen; nichtsdestoweniger „trug er bei Annas Krönung die Schleppe ihres Kleides".

Im Jahre 1535 aber stand er vor dem Scheidewege, und es galt, einen Entschluß zu fassen. Er verleugnete den Papst und hielt seine Rede „De vera obedientia", in der er Heinrich VIII. die Oberherrlichkeit eines byzantinischen Kaisers zuerkannte. Bis an seinen Tod verfolgten ihn die Gewissensqualen, und er äußerte sich dem päpstlichen Nunzius gegenüber, „er hatte diese Rede gezwungen verfaßt, er besaß nicht die Kraft, geduldig den Tod, der ihm drohte, zu erleiden".[1] Und in seiner letzten Stunde muß er noch an seinen Abfall gedacht haben, denn, als er schon im Sterben lag und man ihm die Passionsgeschichte vorlas, rief er aus: „Negavi cum Petro, exivi cum Petro, sed nondum flevi cum Petro." Solange er lebte, warfen ihm seine Feinde darum auch Heuchelei und Verstellung vor, aber gerade diesen Eigenschaften hatte er es zu verdanken, daß er so hoch steigen konnte. Wäre er nicht käuflich gewesen, er hätte sich kaum als anglikanischer Bischof behaupten können; ein Enthusiast wie Fisher hätte auf dem Schafott auf Tower Hill geendet.

Gardiner repräsentierte vielleicht besser als sonst ein Prälat seiner Zeit die Partei Heinrichs und Norfolks; er war orthodox, soweit er überhaupt orthodox sein konnte, und errang trotzdem eine hohe Stellung. Er haßte Cromwell und alle „Evangelisten", und er liebte die Macht, den Glanz und die Würde. Ein Fisher, der den Charakter des heil. Anselm hatte, der in seiner schmutzigen Behausung vor Kälte zitterte, der ein härenes Hemd trug und auf einem elenden Strohsack schlief, konnte „Seiner Majestät dem König untertänigst Dank sagen", der ihn „von diesem irdischen Geschäfte" befreite. Die Männer jedoch, die die höchsten Würdenträger der Reformkirche wurden, waren aus einem anderen Stoffe gemacht, und Gardiners Leidenschaft war nie heftiger als in der Zeit, da er schon mit dem Tode kämpfte. Obgleich ihm seine Krankheit unerträgliche Schmerzen bereitete, klammerte er sich bis zum letzten Augenblicke an sein Amt. François de Noailles, der französische Gesandte, fand ihn bei dem letzten Besuche, den

[1]) Calendar, vol. X, No. 750, p. 222.

er ihm abstattete, „grün im Gesichte, denn er litt an der Gelbsucht und auch an der Wassersucht, aber zwei Stunden lang sprach er mit mir ganz ruhig und freundlich und verriet seinen Zustand nicht durch das kleinste Zeichen; und als ich mich verabschiedete, nahm er trotz seiner Krankheit meinen Arm und geleitete mich durch drei Säle, um sich den Leuten zu zeigen, die meinten, er sei schon gestorben.“ [1])

Gardiner war nach seiner ganzen Begabung dazu berufen, ein hoher geistlicher Würdenträger unter einer Finanzaristokratie zu werden. Aber trotz seinem unbestreitbaren Talente tritt er doch hinter jenem großen Bischof zurück, der seiner geliebten Sekte den Stempel seines Geistes so tief einprägte, und den wohl die meisten Anglikaner neben Dixon den ersten Kleriker seiner Zeit nennen werden. Cranmer war so ungewöhnlich begabt, er war mit all den Eigenschaften, die ein Mann in jener Revolutionszeit brauchen konnte, so vollkommen ausgestattet, daß er sich mit einem Sprung aus dem Nichts zu der Stellung erhob, die damals einem Engländer als die höchste erscheinen mußte. Im Jahre 1529, als der Umschwung eintrat, war Gardiner schon Chefsekretär, als Cranmer noch ein armer Fellow des Jesus-Colleges in Cambridge war. Vier Jahre später wurde er zum Primas geweiht, und er erkaufte seine Würde, indem er dem Papste den Treueid leistete, obwohl er wußte, daß seine Beförderung zu einem Zwecke erfolgt war, der ihn zwingen mußte, seinen Eid zu verletzen; es handelte sich nämlich darum, die Scheidung auszusprechen, die England von Rom trennen sollte. Alle Zeitgenossen erkannten seine Vorzüge, seine Gewandtheit, seine Vertrauenswürdigkeit und Geschmeidigkeit an. „Ein Mann, der in solcher Weise zum Erzbischof ernannt und geweiht wurde, war das brauchbarste Werkzeug in den Händen des Königs.... wie ein Deckel, der auf den Krug paßte; kein Bärenführer konnte je seine Bären besser in Zucht halten, als der König seinen Bischof.“ [2]) Die englischen Kleriker sahen in diesem Urteil stets einen nicht geringen Lobestitel für Gardiner; so erkannte z. B. Burnet, selbst ein

---

[1]) Ambassades de messieurs de Noailles en Angleterre, rédigées par feu M. l'abbé de Vertot, 1763. t. V, p. 149—150, zitiert aus Dixon, History of the Church of England, vol. IV, p. 450.

[2]) Harpsfield, Pretended Divorce of Henry VIII, p. 291.

Bischof und ein eifriger Bewunderer seines großen Vorgängers, daß Cranmers Kraft in einer Mischung von Intelligenz und Servilität gelegen war, wodurch er sich denen, die ihn bezahlten, nützlich erweisen konnte. „Das große Ansehen, in dem Cranmer beim König stand, war hauptsächlich darauf zurückzuführen, daß er verschiedentlich die Ansicht aufstellte, die geistlichen Beamten seien ebenso dem König unterworfen wie alle Zivilbeamten..... Aber der Unterschied war der, daß Cranmer wohl einmal diese Meinung haben konnte, während Bonner sie gegen sein Gewissen (vorausgesetzt, daß er überhaupt ein Gewissen hatte) bedingungslos hinnahm.“ [1])

Wie groß das höfische Geschick des Erzbischofs gewesen sein muß, kann man ermessen, wenn man das Schicksal ins Auge faßt, dem seine Zeitgenossen zum Opfer fielen. Er war nach Cromwell, Norfolk und Wolsey der vierte große Minister Heinrichs. Wolsey wurde in Ungnade entlassen, ausgeraubt und zu Tode gehetzt, Cromwell wurde enthauptet, und Norfolk entging dem Schafott nur durch den Tod desjenigen, der ihn schon verurteilt hatte. Der Priester blieb immer im Sonnenschein der königlichen Gunst, als Lutheraner sowohl wie als Verehrer des Mirakels, das er später wieder leugnen sollte. Burnet erzählt, wie rasch er seinen Eid brach, als er an dem Versuche, die Thronfolge unter Eduard zu ändern, teilnehmen sollte. „Er blieb standhaft und sagte, er begehe einen Meineid, wenn er dies unterschreibe; er habe geschworen, den letzten Willen Heinrichs zu erfüllen..... Der König selbst bat ihn, sein Testamentszeuge zu sein.... Es kränkte ihn sehr; doch er war dem König so zugetan, daß er schließlich nachgab.“ [2]) Er suchte sich immer der Macht anzupassen, die ihn stützte, und wie ein Chamäleon änderte er jedesmal die Farbe. Unter Eduard IV. war er mit derselben Bereitwilligkeit ein Radikaler, wie er unter den „Sechs Artikeln“ die Messe gesungen hatte oder wie er unter Marie dafür eintrat, man möge ihm erlauben, wieder zum katholischen Glauben zurückzukehren. Und dabei handelte er nicht aus Feigheit; kein Märtyrer der Reformation bewies auf dem Scheiterhaufen größeren Mut als er. Mit kaum

---

[1]) Burnet, History of the Reformation, vol. I, p. 428.
[2]) Ibid., vol. III, p. 376.

einer Ausnahme mußten die Zeitgenossen Cranmers leiden, weil sie ihre Skrupel nicht gänzlich abzustreifen vermochten. Selbst Gardiners Überzeugungen waren so stark, daß sie ihn in den Tower brachten, und Bonner endete lieber seine Tage in dem Marshalsea, als daß er unter Elisabeth noch einmal abgeschworen hätte. Cranmer aber kannte keine solche Schwäche. In Oxford schwur er vor seiner Hinrichtung seinen Glauben mehrfach ab, und er hätte auch alles andere widerrufen, wenn er sich dadurch hätte retten können.

Im Gegensatz zu Gardiner hatte er evangelische Anschauungen, und er muß wohl schon frühzeitig den reformatorischen Prinzipien gehuldigt haben, da er während seines Aufenthaltes in Deutschland, ehe er noch Erzbischof war, die Nichte Osianders, jenes berühmten protestantischen Theologen, der einer der ersten Schüler Luthers war, zur Frau nahm. Es ist für ihn höchst charakteristisch, daß er Heinrich zu Gefallen für die „Sechs Artikel“ stimmte,[1]) obgleich im dritten Abschnitt des Gesetzes verfügt wurde, daß jeder Priester, der sich verheiraten würde, mit dem Tode bestraft und daß seine Güter eingezogen werden sollten. In der Folge mußte Cranmer seine Gattin verborgen halten und sie „in einem Koffer versteckt von Ort zu Ort“[2]) führen. Cranmer gab in seinem Prozesse an, daß er, was das Sakrament anlangt, orthodox gewesen sei, bis er nach Heinrichs Tode von Ridley bekehrt wurde. Doch ganz abgesehen davon, daß ein Mann von der Intelligenz Cranmers kaum durch Ridley beeinflußt worden sein kann, kommt für uns vor allem das Urteil Foxes in Betracht. Und Foxe hielt ihn in der Zeit des Prozesses gegen Lambert wohl für einen „Evangelisten“. Nichts kann uns zu einer so klaren Vorstellung von dem Charakter des wahren Anglikaners verhelfen wie die Schilderung, die er uns vom Märtyrertode des Sektierers gibt.

Lambert: „Ich antwortete mit dem heil. Augustin, daß es in einem gewissen Sinne der Leib des Herrn ist.

Der König: „Beziehe dich nicht auf den heil. Augustin oder sonst eine Autorität, sondern antworte klar und deutlich, ob du meinst, dies sei der Leib Christi oder nicht.....

---

[1]) Blunt, The Reformation of the Church of England, vol. I, p. 475.

[2]) Sander, Anglican Schism, p. 181, — S. auch Harpsfield, Pretended Divorce of Henry VIII, p. 290.

Lambert: „Dann leugne ich, daß dies der Leib des Herrn sei.

Der König: „Nimm dich in acht! denn in den eigenen Worten Christi liegt dein Urteil: Hoc est corpus meum.

„Dann befahl er dem Erzbischof von Canterbury, Thomas Cranmer, die Behauptungen Lamberts zu widerlegen; er hielt zuerst eine kurze Ansprache an die Versammelten und begann im bescheidensten Tone seine Auseinandersetzungen.... Dann huben wieder der König und die Bischöfe gegen Lambert zu wüten an, der so zum Schweigen verurteilt war und der wohl rasend geworden wäre, wenn seine Ohren nicht mit all den Schmähworten bereits vertraut gewesen wären.... Und da ist es gar merkwürdig, wie all dies sich ereignete, denn der Böse, (der oft den einen Bruder erhöht, um den anderen zu stürzen), ließ diesen Lambert durch Taylor, Barnes, Cranmer und Cromwell verurteilen, die selbst Evangelisten waren und die späterhin alle den gleichen Tod für das Evangelium starben; wovon wir, so Gott will, später des näheren sprechen werden... An dem festgesetzten Tage, an dem dieser heilige Mann den Märtyrertod sterben sollte, wurde er um acht Uhr früh aus dem Gefängnis geholt und in das Haus Lord Cromwells und in dessen Privatzimmer geführt, wo, wie vielfach erzählt wird, Cromwell ihn um Verzeihung bat.... Was den schrecklichen Feuertod des heiligen Märtyrers anlangt, ist zu erwähnen, daß keines von all den Opfern, die in Smithfield verbrannt wurden, so grausam und so unbarmherzig behandelt wurde wie er. Denn als seine Beine schon bis auf die Stumpfen verbrannt waren und die elenden Folterknechte und Feinde Gottes das Feuer von ihm entfernt hatten, so daß nur ein kleines Feuer und wenige Kohlen unter ihm blieben, da ergriffen zwei zu seinen Seiten stehende Männer ihre Hellebarden und warfen ihn wie einen Ball hin und her, soweit die Kette es erlaubte.... Da hob er seine Hände in dem Zustande, in dem sie waren, empor, — die Fingerspitzen waren noch im Feuer, — und rief der Menge zu: „Herr Jesus, Herr Jesus!", und da man die Hellebarden weggezogen hatte, fiel er in das Feuer hinab und endete so sein Leben." [1])

[1]) Acts and Monuments, vol. V, p. 230, 234, 236.

In einer Hierarchie wie der anglikanischen, deren Aufgabe darin bestand, den Mitgliedern einer reichen, von keiner höheren Leidenschaft beseelten Oligarchie passiven Gehorsam zu predigen, konnten sich die Idealisten nicht dauernd halten. Als die spanische Invasion drohte, mochte die nicht kriegstüchtige herrschende Klasse Seeleute wie Drake, oder Priester wie Latimer noch dulden, im allgemeinen aber war es in ihrem Interesse gelegen, das Reich von so gefährlichen Elementen zu säubern. Die Aristokratie suchte Männer, die sie in ihre Dienste nehmen konnte; diese käuflichen Individuen aber gehörten einem anderen Typus an als der achtzigjährige Latimer, der, als er auf den Scheiterhaufen festgebunden wurde, zu seinem Genossen sagte: „Seid guten Mutes, Meister Ridley, und zeiget Euch als einen Mann! So Gott will, werden wir heute in England eine Fackel anzünden, die, wie ich hoffen will, niemals erlöschen wird." Darauf „strich er mit den Händen über sein Antlitz und badete die Hände gewissermaßen im Feuer, und dann starb er." [1])

Solche Priester mußten sich auch den Anschauungen Knoxes anschließen, der die Behauptung aufstellte, „daß diejenigen, die den wilden Gelüsten der Fürsten Halt gebieten, nicht der Unbotmäßigkeit gegen die von Gott eingesetzte Autorität beschuldigt werden können".[2]) Und da die Interessen der Grundmagnaten an die Aufrechterhaltung der königlichen Prärogative geknüpft waren, mußten solche Männer beseitigt werden. Nach dem Tode der Marie Tudor lebte die Landgentry in der Furcht vor der spanischen Invasion und einem gleichzeitigen katholischen Aufstande, und es lag daher in der Politik der Staatsmänner von der Art Cecils, die Feindseligkeit gegen Rom zu schüren. Bis zum Untergange der Armada durften die Anglikaner radikale Kalvinisten sein, und noch im Jahre 1595 kam in den „Lambeth-Artikeln" der reine Kalvinismus zum Worte. Mit dem neuen Jahrhundert aber trat ein Umschwung ein; als Spaniens Macht sank, stiegen die Grundzinse, und unter den Landwirten zeigte sich genau in jenem Augenblicke eine erregte Stimmung, als man

---

[1]) Acts and Monuments, vol. VIII, p. 550.

[2]) „That sick as may and do brydill the inordinatt appetyteis of Princes, cannot be accusit of resistance to the aucthoratie, quhilk is Godis gud ordinance (Schottisch).

daranging, die dem heroischen Typus angehörigen Männer zu beseitigen. Raleigh wurde im Jahre 1603 in den Tower geschickt.

Nach Thorold Rogers „wurden für einen Morgen guten Ackerlandes, den man im letzten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts um weniger als 1 Shilling pachten konnte, am Ende des ersten Viertels des siebzehnten Jahrhunderts 5—6 Shillinge gefordert", während die Zinse für das Weideland um das Doppelte zunahmen.[1]) Unter der Erhöhung der Grundrente und der stationären Tendenz der Preisbildung hatte die ländliche Bevölkerung sehr zu leiden, und überall wurde die Unzufriedenheit laut. Die Mißvergnügtheit der ländlichen Bevölkerung wurde durch die in den Städten herrschende Unruhe genährt, denn unter der Regierung Elisabeths war der Handel infolge der spanischen Kriege neu belebt worden, und das merkantile Element empörte sich nun auch gegen die Gesetzgebung, die auf die Interessen der begünstigten Klasse Rücksicht nahm. Mehr als vierzig Jahre lang waren die Minister der Königin im Parlamente nie auf ernsten Widerstand gestoßen. Im Jahre 1681 wurde plötzlich ohne vorherige Warnung ihr Monopolsystem umgestoßen, und von nun an bis zur Revolution des Jahres 1688 ließ sich das Haus der Gemeinen nichts mehr von der Krone vorschreiben. Und seit der Thronbesteigung Jakob I. wurde der Kampf zwischen der Aristokratie und ihren Opfern mit jener Bitterkeit geführt, die immer das Anzeichen des drohenden Bürgerkrieges gewesen ist.

Wäre die Tudor-Aristokratie eine kriegerische Kaste gewesen, so hätte sie zweifelsohne eine Armee organisiert und mit dem Schwerte regiert; sie fühlte aber instinktiv, daß sie auf dem Schlachtfelde leicht den kürzeren ziehen könnte, und darum versuchte sie, durch den Klerus auf die Einbildungskraft des Volkes einzuwirken. So wurde das göttliche Recht von der Primogenitur zum kennzeichnenden Leitsatz der englischen Kirche. Jakob I. fühlte die Kraft der großen Bewegung und er charakterisierte die Situation in seinem berühmten Kernspruche: „No bishop, no king". „Ich will", sagte er, „eine Lehre, eine Disziplin und eine Religion, einig in ihrem Wesen und in ihren Zeremonien", und die Interessen, die er vertrat,

---

[1]) Agriculture and Prices, vol. V, p. 804.

fanden schon 1604 auf der Konferenz von Hampton Court ihre Darstellung.

Es handelte sich darum, dem Volke den passiven Gehorsam zu predigen, und die Kirche füllte sich mit Männern, auf die sich die Oligarchie unbedingt verlassen konnte. Sechs Wochen nach der Konferenz von Hampton Court starb Whitgift, und Bancroft, der Bischof von London, wurde nach Canterbury versetzt. Es verging kaum eine Woche und schon hatte er sich ans Werk gemacht. Er hatte ein „kanonisches Buch“ zur Prüfung des Klerus vorbereitet und es durch die vor seiner Weihung stattgefundene Kirchenversammlung ratifizieren lassen. In diesen Konzilsbeschlüssen wurde der Grundsatz vom göttlichen Ursprunge des Episkopates aufgestellt, wodurch man von der Lehre Cranmers in auffallender Weise abwich. Im Jahre 1605 schätzte man die Anzahl der puritanischen Geistlichen in England und in Wales auf ungefähr fünfzehnhundert; durch Bancroft wurden sofort dreihundert ausgeschlossen.

Unter diesen Puritanern gab es einen gewissen John Robinson, der Pastor einer kleinen Gruppe von Freibauern in Scrooby in Nottinghamshire war. Über seine Geburt wissen wir gar nichts, auch über die Umstände, in denen er seine Jugend verbrachte, ist uns nichts bekannt. Wie die Bauern, denen er predigte, war auch er von dem strengen düsteren Enthusiasmus beseelt, der in der Folge für die Sekte so charakteristisch war; der Druck, dem sie so lange ausgesetzt waren, der lange bittere Kampf, den sie gegen die feindliche Klasse führen mußten, hatte in ihnen jenes Gefühl zur Reife gebracht. Im Jahre 1607 konnten sich die Mitglieder dieser kleinen Kongregation in England nicht mehr halten und sie beschlossen, auszuwandern. Sie hatten gehört, daß in Holland Gewissensfreiheit herrsche, und sie gaben sich der Hoffnung hin, dort würde es ihnen möglich sein, in Frieden ihr tägliches Brot zu erwerben. In ihrem Fall war die Religion wohl nicht die Ursache, sondern die Folge ihrer peinlichen Lage, was aus den späteren Ereignissen hervorgeht.

Die armen Leute mußten noch mancherlei Prüfungen und manche Trübsal durchmachen, ehe sie in Amsterdam zusammenkamen; von dort zogen sie nach Leyden, woselbst sie ungefähr elf Jahre blieben. Aber der Kampf ums Dasein war für sie in den Niederlanden ebenso schwer wie früher in der Heimat, und die Auswanderer sehnten sich nach einem Lande, wo „sie Gott

besser loben, wo sie mehr für ihr Land und für ihre Nachkommen tun könnten, wo sie nach der Arbeit besser ruhen könnten als in Holland." [1]) Sie erwirkten sich eine Konzession von der Virginia-Kompanie, und im Jahre 1620 stachen sie auf der „Mayflower" in See, in der Absicht, sich in Neu-England niederzulassen. So legte England durch die Expropriation der Yeomen den Grund zu einer der großen Provinzen des britischen Kolonialreiches.

---

[1]) Edward Winslow, Briefe Narration of the true Grounds on Cause of the first Planting of New England, p. 91. — Siehe auch Palfrey History of New England, vol. I, 4. woselbst die Belege zusammengestellt sind.

XII. Kapitel.

# Spanien und Indien.

„Ehe das sechzehnte Jahrhundert zur Hälfte verflossen war,“ sagt Froude, „warf Spanien schon seinen Schatten bis über die Anden. Aus den Bergwerken von Peru und aus den Zollhäusern von Antwerpen flossen Ströme Goldes in den kaiserlichen Schatz; die Kronen von Aragonien und von Kastilien, von Burgund, von Mailand, Neapel und Sizilien häuften sich auf der Stirne der spanischen Könige.“ [1]) Doch bei ihrer hohen kriegerischen Veranlagung konnten die Spanier offenbar keine so rasche Bewegung erzielen wie die Völker, gegen die sie zu kämpfen hatten. Sie kamen nie über die imaginative Periode heraus, sie brachten niemals den ökonomischen Typus hervor, und sie brachten darum keine Zentralisation wie die Engländer zustande. Schon am Beginne des siebzehnten Jahrhunderts mußte dies klar hervorgetreten sein, denn der Sully meinte, „die Beine und die Arme (er spricht vom spanischen Reiche) sind groß und kräftig, das Herz aber ist außerordentlich schwach und matt.“

Kapitän Mahan hat die militärische Ohnmacht des mächtigen Reiches dargestellt, das über zwei Erdteile zerstreut war und nicht das Meer beherrschen konnte, und im siebzehnten Jahrhundert konnte ein Holländer mit Stolz den Ausspruch tun: „Die Spanier mieten jetzt ganz offen unsere Schiffe, um nach Indien zu segeln.... Denn es ist klar, daß Westindien, der Magen Spaniens, (von dort bezieht ja das Reich fast alle seine Einkünfte), durch eine starke Seemacht mit dem spanischen Haupte verbunden sein muß.“ [2]) Darum war es auch der größte

[1]) History of England, VIII, p. 436.
[2]) Influence of the Sea Power upon History, p. 41.

Ruhmestitel der Seeleute im Elisabethäischen Zeitalter, daß sie nicht nur diese Seemacht schlugen, sondern daß sie sich auch einen ziemlich beträchtlichen Teil der Nahrung aneigneten, die der amerikanische Magen dem spanischen Herzen geliefert hatte.

Da Spanien lange in der imaginativen Epoche verharrte, hatten der Priester und der Soldat im Lande die höchste Macht noch zu einer Zeit inne, als anderswo bereits der merkantile und der skeptische Typus zur Herrschaft gelangt war; und Priester und Soldat trachteten instinktiv immer danach, ihre Rivalen auszurotten, wenn der Wettkampf eine gewisse Heftigkeit erreicht hatte. Auf der spanischen Halbinsel wurde die Ketzerei bald durch die Inquisition unterdrückt; um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts aber waren die Niederlande eine Pflanzstätte des Protestantismus, und in Flandern fochten die beiden feindlichen Mächte einen Kampf auf Leben und Tod aus. Durch den Krieg, der Antwerpen ruinierte, wurde der Wohlstand Englands begründet.

Im Jahre 1576 wurde Antwerpen geplündert und in Brand gesteckt, und im Jahre 1585 wurde die Stadt durch den Herzog von Parma ausgehungert; infolge all dieser Unglücksschläge hatte sich der Handel zerstreut, ein Teil der Kaufleute wanderte nach Amsterdam aus, ein anderer suchte an der Themse Schutz. In London war der moderne Mensch durch das Meer vor jedem Angriffe geschützt, und die Krisis trat im Jahre 1588 ein, als die Spanier den Feind bis in seine letzte Festung verfolgen wollten und die Armada ins Verderben sandten. Nach dieser letzten, höchsten Kraftleistung begann die Lebenskraft des großen imaginativen Reiches abzunehmen, der Zerfallsprozeß setzte ein, und auf den Ruinen des spanischen Reiches erhob sich die rein ökonomische Zentralisation Großbritanniens.

Wie einst die Venezianer legten auch die Engländer den Grund zu ihrem großen Reichtum durch die Seeräuberei und den Sklavenhandel, und gegen Spanien waren sie nicht durch die größere Masse, sondern auch durch die höhere Energie im Vorteil, die ihnen eine raschere Bewegung erteilte. Drakes Geschwader, mit dem er um die Erde segelte, bestand aus fünf Schiffen, deren größtes 120, das kleinste gar nur 12 Tonnen hatte, und doch errang er mit diesen Schiffen große Erfolge, weil sie sehr rasch waren. So konnte er z. B. den „Cacafuego“

kapern, der als Ballast Silber und als Ladung Gold und Edelsteine führte. Den wahren Wert der Beute hat er nie bekanntgegeben, doch wurde in der Folge bekannt, daß die spanische Regierung einen Verlust von $1^1/_2$ Millionen Dukaten erlitten hatte, ganz abgesehen von dem Verluste der Privatleute. Und in derselben Weise wurde auch die Armada durch die kleinen Schiffe vernichtet, die den schwerfälligen Feind umringten und ihn kampfunfähig machten, ehe er zu seiner Verteidigung einen Schuß abfeuern konnte.

Die Epoche der spanischen Kriege war ein goldenes Zeitalter für die kriegerisch veranlagten Individuen, die ihr Land verloren hatten. Zu Tausenden schwärmten sie auf dem Meere herum und verwüsteten die spanischen Kolonien mit der Energie und Wildheit der alten Wikinger. Nahezu dreißig Jahre lang schwelgten sie im Golde, sie eroberten die reichsten Schätze an Silber und Edelgestein und plünderten die amerikanischen Städte. Der hervorragendste unter diesen Freibeutern war Sir Francis Drake. Noch 1800 wimmelte es in den südlichen Provinzen förmlich von Piraten, und als Drake im Jahre 1585 nach Westindien segelte, hatte er 2500 Freiwillige unter seinem Kommando. Er stand in niemandes Diensten, die Mannschaft seiner 2500 Schiffe diente ohne Löhnung, seine Soldaten hofften, als Seeräuber auf Kosten des spanischen Handels reich zu werden. Diese Expedition hatte aber einen finanziellen Mißerfolg, denn die Schatzflotte entrann den Verfolgern, und die Plünderung der drei Städte Santiago, San Domingo und Carthagena lieferte nur 60.000 Pfund, aber der dem spanischen Reiche zugefügte Schaden war unermeßlich.

Wie groß die Beute war, die man in jenen Jahren machte, kann man unmöglich berechnen; es wurden niemals darüber Protokolle aufgenommen, und die beteiligten Personen hatten das größte Interesse daran, ihre Handlungen möglichst in Dunkel zu hüllen. Manche Prisen aber waren zu glänzend, als daß man sie hätte geheim halten können. Und als Drake auf dem Isthmus drei aus neunzig Mauleseln bestehende Karawanen — jeder Maulesel trug 300 Pfund Silber — festnahm, wurde die Sache ruchbar. Unter diesen Umständen war es kein Wunder, daß Drake „aus reich vergoldetem, mit seinem eingravierten Wappen gezierten Silbergeschirr“ speiste, daß er „allen möglichen Luxus, sogar die teuersten Wohlgerüche“ hatte, daß er „bei den Klängen

der Violinen" tafelte und daß er die Gunst der Königin durch ein Diamantenkreuz und eine mit herrlichen Smaragden geschmückte Krone gewinnen und dem Lordkanzler ein Tafelservice aus Silber schenken konnte. Und was er im geheimen an Schätzen austeilte, hat niemand erfahren.

War Francis Drake das Ideal des englischen Seeräubers, so ist John Hawkins als der ideale Sklavenhändler zu betrachten. Die beiden Männer waren verwandte Naturen, sie gingen aus jener Rasse hervor, die am Ende des Mittelalters von ihrem Grund und Boden verjagt wurde und die dann siegreich über die ganze Erde zog. Natürlich waren die beiden Seefahrer „Evangelisten", und Froude zitiert eine interessante Stelle aus dem Manuskripte eines Jesuitenpaters, aus der hervorgeht, daß sich diese Klasse am Ende des sechzehnten Jahrhunderts allgemeiner Achtung erfreute: „Die einzige Partei, die für die Königin bis zum Tode kämpfen würde, die einzigen wahren Freunde, die sie hatte, waren die Puritaner, die Londoner Puritaner und die Puritaner der Seestädte." [1]) Der Jesuitenpater sah in ihnen verwegene, zu allem entschlossene Männer, doch ärgerten sie manchmal die Königin durch ihre Predigten. Man erzählt, daß, als einst Elisabeth einen Brief Hawkins an Burleigh las, sie ausrief: „Gott's Blitz! Der Narr ist als Soldat ausgezogen und als Prediger ist er zurückgekommen."

Wenn auch Drake sowohl als Hawkins einen räuberischen Charakter hatten, besaß doch Hawkins einen ausgeprägt merkantilen Instinkt und er befaßte sich angelegentlich mit Handelsgeschäften. Sein Vater war der alte William Hawkins, der erste englische Kapitän, der je nach Brasilien gekommen war, von wo er einen eingeborenen Häuptling mitbrachte, den er am Hofe Heinrichs VIII. aufführte. Hawkins hatte als junger Mann auf den kanarischen Inseln die Wahrnehmung gemacht, daß „die Neger auf San Domingo eine sehr gute Handelsware seien" [2]) und daß man sie leicht an der Küste von Guinea fangen könnte. So rüstete er denn im Jahre 1562 drei Schiffe aus, fuhr nach Sierra-Leone und erlangte „teils mit dem Schwerte, teils durch andere Mittel" eine Ladung Neger, „und mit dieser Beute segelte er über den Ozean" nach San Domingo, wo er

---

[1]) English Seamen of the sixteenth Century, p. 6.

[2]) Anderson, History of Commerce, vol. I, p. 400.

die Ware mit großem Gewinne verkaufte. Die westindischen Inseln können ebenso wie die Küstengegenden um den Meerbusen von Mexiko von weißen Arbeitern nicht in vorteilhafter Weise kultiviert werden; als daher die eingeborene Bevölkerung durch die schlechte Behandlung von seiten der Spanier zu einem Teile ausgerottet war, wurde die Einfuhr von neuen Landarbeitern notwendig, und diese konnte sich man leicht und billig an den afrikanischen Küsten verschaffen.

Zuerst suchten die Spanier die Fremden von diesem einträglichen Geschäfte auszuschließen, aber auch diesmal gingen die Engländer so rasch vor, daß man sie nicht mehr aufhalten konnte. Hawkins war jederzeit zum Kampfe gerüstet, und ließ man ihn seinen Handel nicht in Frieden betreiben, so griff er zu den Waffen. Bei seiner ersten Reise stieß er auf keinen Widerstand, später aber, es war in Burburata, wollte man den Verkauf seiner Sklaven verbieten. Darauf marschierte er ohne Zögern „mit hundert wohlbewaffneten Männern“ gegen die Stadt und zwang den Kommandanten zur Unterwerfung. Er lieferte der Hafenstadt alle nötigen Sklaven und zog darauf nach Rio de la Hacha, wo er „mit hundert Gewappneten“ und mit zwei kleinen Kanonen eine ähnliche Demonstration veranstaltete; in zehn Tagen hatte er sein ganzes Lager abgesetzt.

Da ein kräftiger Neger in jener Zeit in Westindien ungefähr 160 Pfund Sterling wert gewesen sein dürfte[1]), mußte eine Ladung von fünfhundert Negern einen Gewinn von 70.000 bis 80.000 Pfund abwerfen, denn die Kosten für den Raub der Neger kamen gar nicht in Betracht. Es ist daher nicht verwunderlich, daß der Sklavenhandel sich zu großer Blüte erhob und daß England in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts alljährlich nahezu 100.000 Schwarze aus Afrika nach den Kolonien exportierte. Der Orient konnte England nie einen so günstigen Markt bieten, und A d a m S m i t h hatte wohl recht, wenn er die Ansicht aussprach, daß der indische Handel nie so großen Nutzen abwarf wie der amerikanische.[2])

Die Sklavenhändler wie die Piraten brachten große Mengen Edelmetalles nach England, und indem große Quantitäten

---

[1]) State Papers Domestic Elizabeth, vol. LIII.

[2]) An Inquiry into the Nature and Causes of the Wealth of Nations, book IV, chap. 1.

Silber nach London strömten, wurde der Handelsverkehr mit dem Orient nicht unwesentlich gefördert. Die Orientalen hatten immer eine Vorliebe für Bargeld, und da das Silber als Ausfuhrware gewöhnlich einen größeren Gewinn abwarf als Gold, hatte jenes europäische Volk, das einen Überschuß an Silber besaß, einen Vorsprung vor allen Konkurrenten. Daher kam es auch, daß Spanien, solange es die Kommunikation mit seinen Bergwerken aufrecht erhalten konnte, den über das Kap der guten Hoffnung hinausgehenden Handel nahezu monopolisieren konnte. Als aber der Krieg fortgesetzt wurde und größere Mengen von Edelmetall nach dem Norden abflossen, begannen auch England und Holland ihr Silber nach Asien zu senden. Im Jahre 1595 wurde die ostindische Kompanie von den Holländern eingerichtet und eine zweite von den Engländern im Jahre 1599.

Sir Josiah Child, vielleicht der tüchtigste Kaufmann des siebzehnten Jahrhunderts, meinte, im Jahre 1545 „war der englische Handel unbedeutend und es gab nur wenige kleine Kaufleute.“ [1]) Die von Child angegebene Tatsache steht außer Zweifel, und der von ihm angegebene Zeitpunkt ist darum interessant, weil er mit dem Datum der Entdeckung Potosis zusammenfällt, von wo der größte Teil jenes Silbers kam, das den Seeräubern und den Sklavenhändlern in die Hände fiel. Vor 1545 gab es in London wenig Bargeld, als aber eine ganze Generation von Freibeutern die spanischen Schatzgallionen plünderte, besaßen sie soviel Bargeld, daß sie an die Eroberung von Indien denken konnten, und so wurde durch die Seeräuberei die Grundlage zur britischen Herrschaft in Asien gelegt.

Doch zunächst hatte die Plünderung Spaniens ein anderes, überraschenderes Resultat, denn wahrscheinlich wurde durch sie das Eintreten des Bürgerkrieges beschleunigt. Als die Bürgerschaft reicher wurde, empörte sie sich gegen die träge Aristokratie, die, immer vorsichtig und friedfertig, die Bürger in ihrer Entwicklung hemmte, indem sie die Kanäle sperrte, durch die die fremden Schätze ins Land kommen konnten. Und gerade zur selben Zeit, als die Yeomanry sich gegen die Steigerung der Grundzinse auflehnte, wurde in London jene Energie lebendig, die, als sie frei wurde, einen so großen Teil der Welt

---

[1]) Discourse of Trade, ed. 1775, p. 8.

unterwerfen sollte. Und man geht vielleicht mit der Behauptung nicht fehl, daß schon seit der Gründung der ostindischen Kompanie das merkantile Interesse in England vorherrschte. Nicht daß es allein maßgebend gewesen wäre, dazu war es auch während der nächsten hundert Jahre noch nicht stark genug; nach 1600 aber spielte das merkantile Interesse allezeit die entscheidende Rolle. Vor dem Long Parlamente waren die Kaufleute meist Presbyterianer oder gemäßigte Puritaner, die Landwirte Independenten oder Radikale, und als Winthrop nach Massachusets auswandern wollte, stand er nicht nur mit „Squires“ wie Hampden, sondern auch mit Citymagnaten wie Thomas Andrews, dem Oberbürgermeister, in Verbindung. Diese Verbindung der ländlichen und der städtischen Puritaner führte den großen Aufstand herbei, und wie ihre Koalition die Monarchie niederwarf, wurde diese infolge ihrer Trennung wieder aufgerichtet.

Sehr richtig bemerkt Macaulay, „ohne die Feindseligkeit der City wäre Karl I. nie unterlegen, und ohne die Unterstützung der City wäre Karl II. kaum zur Regierung gekommen.“ [1]) Nach dem Tode des Protektors trennten sich die Presbyterianer von den Landwirten, wohl weil sie sie fürchteten. In der Armee der Republik gab es unzählige Krieger wie Cromwell und Blake, entschlossene Männer, die im Kampf zu Lande und zur See unbesieglich waren und mit denen, wenn sie organisiert auftraten, die Bürger sich nicht messen konnten. So schüttelten sie diese Männer von sich ab, sie verbanden sich mit den Rittern und erhoben den König auf den Thron.

In dem der Restauration folgenden Menschenalter konnte sich kein Einzelinteresse geltend machen oder, mit anderen Worten, die Parteien hielten einander das Gleichgewicht; doch um die Mitte des Jahrhunderts begann der Strom mit großer Geschwindigkeit dahinzufließen. Es fand allmählich eine Kapitalsansammlung statt, und gleichzeitig errangen die Individuen, die den Interessen des Kapitales dienen konnten, eine herrschende Stellung. Sir Josiah Child tritt uns als die interessanteste Persönlichkeit seiner Periode entgegen. Seine Bekannten erinnerten sich noch daran, wie er als armer Lehr-

[1]) History of England, chap. III.

junge das Kontor kehrte, in dem er damals arbeitete, und mit fünfzig Jahren besaß er ein jährliches Einkommen von 20.000 Pfund, also fast das gleiche Einkommen wie der Herzog von Ormond, der reichste Pair des Landes. Er verheiratete seine Tochter an den ältesten Sohn des Herzogs von Beaufort und gab ihr 50.000 Pfund in die Ehe mit. Er besaß eine so außerordentliche geschäftliche Gewandtheit, daß er Jahre hindurch der absolute Herr der ostindischen Kompanie war, und mit seinen großen Einkünften konnte er das Parlament bestechen. In finanziellen Dingen besaß ein solcher Mann wohl ein unfehlbares Urteil, und er meinte, im Jahre 1635 „gab es auf der Börse mehr Kaufleute, die ein Vermögen von 1000 Pfund und darüber besaßen als früher, d. h. vor 1600, Besitzer von 100 Pfunden."

„Und heute.... findet man an der Börse mehr Leute mit einem Vermögen von 10.000 Pfund als früher mit 1000. Man braucht nur alte Leute zu fragen, ob man nicht vor sechzig Jahren eine Mitgift von 500 Pfund für viel größer hielt als heute eine solche von 2000 Pfund und ob sich nicht die Damen jener Zeit mit einem Sergekleide begnügten, dessen sich heute ein Kammermädchen schämen würde.... Wir haben heute fast hundert Kutschen, wo wir früher nur eine hatten. Wir zahlen heute in einem Jahre ganz leicht mehr Steuern als unsere Voreltern in zwanzig Jahren zahlten. Unsere Zolleinnahmen sind sehr gewachsen, u. zw., wie ich glaube, in einem höheren Verhältnis als in dem oben angeführten von 6 zu 1; und der Grund davon ist weniger in der Erhöhung der Tarife, als vielmehr in dem Anwachsen unseres Handels zu suchen....

„Ich kann mich selbst noch an die Zeit erinnern, als es in London noch nicht soviele Werften oder Warenkais gab, wohl um ein Drittel weniger, und doch wurden die damaligen Kais kaum zur Hälfte benützt; heute aber findet man mit ihnen in Friedenszeit nicht mehr das Auslangen, man kann nicht mehr alle in London eintreffenden Waren ablagern."[1]

Nach Childs Schätzung waren die Löhne im Laufe von zwanzig Jahren um ein Drittel gestiegen und die Zinse um 25 %, „während die neugebauten Häuser in London doppelt

[1]) Josiah Child, Discourse of Trade, p. 8, 9, 10.

soviel abwarfen wie vor dem großen Brande.“ [1]) Landgüter, die „ihre Großväter oder Väter (der englischen Edelleute) vor fünfzig Jahren gekauft oder verkauft haben, .... würden heute im Durchschnitt mindestens die dreifache, in manchen Fällen die sechsfache Summe einbringen.“ [2]) Macaulay schätzt die Bevölkerung Londons im Jahre 1685 auf eine halbe Million Einwohner und spricht die Meinung aus, London sei damals die größte Stadt Europas gewesen.

Solange die Aristokratie eine spanische Invasion zu befürchten hatte, mußte sie die Männer vom räuberischen Typus in ihrer Mitte dulden, nach dem Untergange der Armada aber erschienen ihnen diese Krieger gefährlich, und es war nur natürlich, daß die Oligarchie diese ihre Autorität bedrohende Klasse aus dem Lande treiben wollte. Zahlreiche Nonkonformisten wanderten unter dem Drucke der Verfolgung nach Amerika aus, und aus der Lebensgeschichte John Smiths geht hervor, wie die Gesellschaft damals die Klasse der Abenteurer verfolgte, auch wenn der harte Kampf in ihnen nicht den religiösen Enthusiasmus erweckte.

John Smith war um ein Menschenalter zu spät zur Welt gekommen. Er wurde im Jahre 1579 geboren, war also bei dem Untergange der Armada neun Jahre alt und erst sechzehn, als Drake und Hawkins starben. Sein Vater besaß einiges Vermögen; aber als der Vater starb, kümmerten sich die Personen, die die Vormundschaft führten, nicht um ihn, sie vernachlässigten seine Interessen und ließen ihn als fünfzehnjährigen Jungen mit zehn Shillingen in der Tasche in die Welt wandern. In der Heimat konnte er es zu nichts bringen, denn die Cecils waren eher geneigt, die kühnen Glücksritter einzukerkern und zu enthaupten als sie zu belohnen. So verließ er denn die Heimat, und als er sein fünfundzwanzigstes Lebensjahr vollendete, hatte er bereits in den meisten europäischen Ländern gedient. Er war in die Gefangenschaft der Türken geraten, war dann geflohen und in die Barbareskenländer gezogen, er hatte auf einem französischen Schiffe gegen die Spanier gekämpft und hatte schließlich erkannt, daß die Jugendträume hinter ihm lagen und daß er nun einen neuen Weg einschlagen

---

1) Josiah Child, Vorrede, p. XXXI.
2) Id., Ibid., p. 41.

müsse. Er schloß sich einer nach Virginia ziehenden Truppe an, und wie hart jene Zeit war, kann man aus dem Umstande entnehmen, daß in der Kompanie, die hundert Mann zählte, zweiundfünfzig glücksuchende Edelleute standen, die ebenso arm waren wie er und von denen kein einziger aus religiösen Rücksichten ins Exil ging.

Die amerikanischen Reisen brachten Smith nur Kummer und Unglück. Er kehrte nach England zurück und war in seinen letzten Jahren von allen vergessen und verlassen. Die folgenden Worte Smiths geben vielleicht die beste Schilderung von dem Lose, das die Soldaten unter Jakob I. erwartete. Er widmete dem Dienste in Virginia und in Neu-England fünf Jahre seines Lebens und opferte mehr als 500 Pfund; doch, sagte er, „nirgends habe ich einen Fußbreit Landes, nicht einmal das Haus, das ich gebaut habe, auch nicht den Grund und Boden, den ich mit meinen eigenen Händen umgegraben habe; ich habe kein Glück und keine Genugtuung, und ich muß es mit ansehen, wie diese Länder unter Menschen geteilt werden, die sie nur nach meinen Schilderungen kennen und besitzen.“ [1])

Solange die Tudor-Aristokratie mächtig war, konnten es die Menschen von dem Schlage Smiths in England zu nichts bringen. Der Aristokratie ging jede militärische Begabung und aller Wagemut völlig ab, und selten herrschten in irgendeinem europäischen Lande so traurige militärische Verhältnisse wie in England unter den Stuarts. Doch unter der trägen Masse des Adels glühte in den anderen Klassen eine Energie, die die Welt neu zentralisieren sollte, und als das Kapital sich in gewissem Umfange angesammelt hatte, konnten die Individuen, in denen die Macht des Kapitales zum Ausdruck kam, den Staat in ihre Macht bringen. Im Jahre 1688 konnten die ökonomischen Abenteurer das Königreich für sich erobern.

Nun trat ein grundstürzender Umschwung ein, u. zw. gleichzeitig auf sozialem wie auf dem politischen und religiösen Gebiete. Das große Bollwerk der Tories war die königliche Prärogative gewesen. Nun aber übertrugen die Sieger die Macht-

---

[1]) Sparks, American Biography, vol. II, p. 388.

vollkommenheit, die früher die Krone besessen hatte, einem aus dem Hause der Gemeinen gewählten Komitee. Damit war das Dogma vom Gottesgnadentum, damit waren alle den Anglikanismus kennzeichnenden Begriffe gestürzt. Der große Grundsatz der von Heinrich VIII. errichteten Kirche war, wenn er auch unter den Tudors entstellt wurde, wenigstens ein Überbleibsel aus dem imaginativen Zeitalter, und als er von den Kaufleuten hinweggefegt wurde, da schwand auch die letzte Spur des Idealismus, und die englische Zivilisation stellt sich hinfort als ein rein materialistisches Phänomen dar.

Mit der Beschleunigung der Bewegung konsolidiert sich die Gesellschaft, und indem die Gesellschaft sich konsolidiert, macht sie eine tiefgehende intellektuelle Veränderung durch. Die Energie findet ihren Ausdruck nicht mehr in der Einbildungskraft, sondern im Kapital; mit der vorschreitenden Zivilisation wird das imaginative Temperament immer mehr verschwinden, während der ökonomische Instinkt begünstigt wird, und so kommt im wesentlichen eine neue Gattung zur Herrschaft.

Diese so mysteriös eintretende und unaufhaltsam an Beschleunigung zunehmende Bewegung, die die Konkurrenzformen ändert und den Handel in immer neue Wege lenkt, entscheidet über die Geschicke der Menschheit, und niemand kann sich ihrem gewaltigen Einflusse entziehen. Durch sie werden ungezählte Millionen dem Glücke oder dem Elend geweiht, mit ebenso unvermeidlicher Gewißheit, wie die Tiere und die Bäume, die in der Wildnis gedeihen, verschwinden müssen, wenn der Mensch die Wälder ausrodet und urbar macht.

Die Römer erlangten den Schatz, mit dem sie ihr Reich verwalten konnten, indem sie alle Länder der Erde plünderten und ihre Bewohner zu Sklaven machten. Das durch diese Reichtümer zusammengehaltene Reich mußte zerfallen, als infolge ungünstiger Handelsverhältnisse der Metallschatz vom Tiber an die Gestade des Bosporus abfloß. Infolge der unter den Halbbarbaren des Westens eintretenden beschleunigten Bewegung fanden allmählich die Kreuzzüge ihr Ende, Konstantinopel fiel, und die italienischen Städte erhoben sich zu hoher Blüte, während andererseits Venedig und Genua und mit ihnen die ganze arabische Zivilisation ihren Glanz verloren, als die Portugiesen eine direkte Verbindung mit Indien herstellten.

Als der Ozean zu einer großen Handelsstraße wurde, wurde

die Reformation durchgeführt, und Antwerpen blühte zu einer reichen Stadt empor, während Spanien schließlich zugrunde ging, und nach der letzten großen Beschleunigung im Zeitalter des Dampfes, infolge der London zum Zentralisationspunkt der Welt wurde, wurde die ganze Erde vom Ganges bis zum Mississippi mit Blut gedüngt. So werden Religionen gepredigt und vergessen, große Reiche wachsen und stürzen, die Philosophien entstehen und verschwinden, Kunst und Poesie blühen und vergehen, wenn die Gesellschaft vom Zustande der Zerstreuung, wo die Einbildungskraft lebhaft glüht, in den Zustand der Konsolidation übergeht, deren Druck alles Lebende töten muß.

Als im Jahre 1688 die Bewegung in England eine plötzliche, rapide Beschleunigung erfuhr, trat ein so tiefgreifender Umschwung ein, daß man eigentlich sagen kann, die Insel wurde von einer neuen Rasse erobert. Großbritannien wuchs in der Familie der europäischen Nationen zu einer Stellung empor, wie sie kein Volk seit den punischen Kriegen eingenommen hatte. England trat fast sofort in eine Periode der Eroberungen, wie sie in der modernen Geschichte wohl beispiellos dasteht. Die Epoche von der Schlacht an der Boyne bis Waterloo umfaßte hundertundfünfzig Jahre, und etwa siebzig Jahre lang führte England kühne, wilde Kriege, aus denen es siegreich zu Wasser und zu Lande hervorging, im Besitze eines gewaltigen Reiches und unermeßlicher Reichtümer und als das finanzielle Zentrum der Erde. Und als der Höchstpunkt dieses Expansionszustandes erreicht war, trat, wie einst in Rom unter den Cäsaren, ganz allmählich und in kaum merklicher Weise die Anspannung ein.

Wohl erzeugt die Überfülle des Geldstandes nicht allein die merkantile Prosperität, aber diese Prosperität ist jedenfalls mit einem immer knapper werdenden Geldstande unvereinbar. Denn, wenn mit dem Einsetzen der Spannung die Preise sinken, werden die Produzenten und die Gläubiger ruiniert, wie dies einst in Italien in der späten Kaiserzeit der Fall war. Und gegen Ende des siebenten Jahrhunderts schien in Europa eine solche Kontraktion eintreten zu wollen. Wenn auch hundert Jahre früher reichlich Edelmetall aus Peru kam, floß doch soviel Metall nach Asien ab und der wachsende Handel stellte so große Anforderungen an die Umlaufmittel, daß die Münze im allgemeinen entwertet wurde. Seit Augustus' Zeiten hatte aus dem

Handel zwischen Europa und Asien immer Asien den größeren Vorteil gezogen, und namentlich war dies im siebzehnten Jahrhundert der Fall, als die Gold- und Silberpreise in Europa sanken und das Metall daher in geradezu verschwenderischer Weise nach dem Orient exportiert wurde, wo es seine Kaufkraft bewahrt hatte. „Die Banken von Venedig, von Genua, Amsterdam, Hamburg und Nürnberg dürften“, wie Adam Smith sagt, „ursprünglich zu dem Zwecke gegründet worden sein,“ um für ein ideales Umlaufsmittel zur Bezahlung der Wechsel zu sorgen, und „da das Geld dieser Banken besser war als das gewöhnliche, im Lande kursierende Geld, brachte es natürlich ein Agio ein, dessen Höhe von der größeren oder geringeren Entwertung der Münze in bezug auf die Münzeinheit des Staates abhängig war“.[1] Smith schätzte das Agio der Bank von Hamburg auf 14%, das der Amsterdamer Bank vor dem Jahre 1609 auf 9%. Kurz, alle europäischen Länder litten unter den bestehenden Mißständen, in England aber kam das Übel infolge der Trägheit der neuen Aristokratie am schärfsten zum Ausdruck.

In England war immer das Silber das Währungsmetall; etwa im dritten Regierungsjahre Elisabeths wurde die Münze auf ihr volles Feingewicht gebracht, und von da ab wurde sorgsam auf dessen Aufrechterhaltung geachtet. Doch wenn auch das Metall nicht durch die Regierung herabgesetzt wurde, so mußte doch der Metallschatz, wenn keine regelmäßigen Zuflüsse von außen her stattfanden, abnehmen, als sich das Land entwickelte und Bargeld in großen Mengen nach Asien exportiert wurde. Nach der Entdeckung Amerikas sank das Silber im Verhältnis zum Gold in Europa auf ungefähr 14 oder 15 zu 1 herab, während in China und in Indien das Verhältnis 10 oder 12 zu 1 konstant aufrecht erhalten blieb. Vom Jahre 1600 an war also Silber die beste Ware, die man um das Kap der guten Hoffnung senden konnte, und zum großen Nachteil für die englische Prosperität hörte die Seeräuberei im gleichen Augenblicke auf, als die ostindische Kompanie gegründet wurde. So war die Hauptquelle, aus der früher dem Lande das Edelmetall zuströmte, versiegt, und man mußte das für den Exporthandel nötige Silber dem Umlauf entnehmen; die Folge

[1] Wealth of Nations, bk. IV, chap. III, pt. 1.

davon war die im Laufe eines halben Jahrhunderts eintretende Verschlechterung des Kurantgeldes.

Wollte England seine Stellung als finanzielles Zentrum behaupten, so mußten die Mittel mit Gewalt herbeigeschafft werden. Cromwell erfaßte die Situation vollkommen, und kaum war er Protektor geworden, so beschloß er, dem Übel gründlich abzuhelfen, nämlich das spanische Amerika zu erobern und die Bergwerke zu plündern. Zu diesem Zwecke rüstete er die große Expedition nach San Domingo aus, wo er eine Operationsbasis erwerben wollte. Diesmal aber ließ ihn seine militärische Begabung im Stiche, seine Generale begingen manchen Schnitzer, der Angriff mißlang, und nur Jamaika wurde gewonnen.

Um jedoch bis zur Eroberung der Goldfelder nicht zuviel Zeit zu verlieren, beauftragte Cromwell Blake, die Galionen an der spanischen Küste abzufangen. Anfangs hatte Blake kein Glück. Im Jahre 1655 entging ihm die Schatzflotte, im folgenden Jahre aber detachierte er, als er selbst in den Hafen gehen mußte, um Provision zu nehmen, den Kapitän Stayner mit sechs Schiffen, um in der Gegend von Cadix zu kreuzen; und am 19. September konnte General Montague melden, er sei im Herzen erfreut über die wunderbare Vorsehung Gottes, denn Stayner sei auf „die westindische Flotte des spanischen Königs“ gestoßen, und habe unter anderem „eine Galione mit angeblich zwei Millionen Stück Silber“ [1]) gekapert. Wenn diese Stücke „Achter Stücke“ zu 4 Shilling 9 Pence waren, so repräsentierte die Ladung einen Wert von 475.000 Pfund, das heißt viel mehr, als die ganze jährliche Ausfuhr nach dem Orient am Beginne des achtzehnten Jahrhunderts betrug. Wäre der Protektor am Leben geblieben, so wäre es ihm sicherlich gelungen, durch derartige Mittel der britischen Volkswirtschaft aufzuhelfen und die Integrität der britischen Münze zu erhalten. Aber kaum zwei Jahre nach jenem glücklichen Fange war Cromwell nicht mehr am Leben, und infolge der Trägheit der Tories konnten die Kräfte der Nation ein Menschenalter lang nicht zur Entfaltung kommen. Man raubte nicht mehr fremdes Gold, und der Silberschatz im Lande wurde von Jahr zu Jahr kleiner, so daß in der Revolutionszeit die Goldguinee, die seit ihrer ersten Ausgabe im Jahre 1662 bis zur Regierung

---

[1]) Thurloe's, State Papers, vol. V, p. 431—434.

Wilhelms und Mariens einen Nennwert von 20 Shillingen gehabt hatte, auf dem Markte um 30 Shillinge des gewöhnlichen Geldes verkauft wurde.

„Die Geldverminderung und Fälschung war in jener Zeit so arg, daß das gute Silber kaum um die Hälfte seines wirklichen Wertes genommen wurde, während viele Münzen nur aus Eisen, Messing oder versilbertem Kupfer bestanden, und manche waren nur oberflächlich mit einer Metallschichte überzogen.“ [1])

Eine der ersten Amtshandlungen der neuen Regierung war die Umprägung des gesamten Barbestandes, die im Jahre 1699 vollendet wurde. Aber die Maßnahme mußte ihren Zweck verfehlen, denn die Silberausfuhr war regelmäßig größer als die Einfuhr.

Im Jahre 1717 studierte eine aus dem Hause der Lords gewählte Kommission die Geldverhältnisse, und Lord Stanhope setzte mit großer Klarheit den Grund der Silberknappheit auseinander. Er konnte unter anderem einen Bericht der Zollbehörde vorlegen, aus dem hervorging, daß im Jahre 1717 „die ostindische Kompanie fast drei Millionen Unzen Silber exportiert hatte, eine Summe, die den Import an Edelmetall in jenem Jahre bedeutend überstieg; die unausbleibliche Folge davon war, daß man große Mengen Silbergeldes einschmelzen mußte, um für die Bedürfnisse des Exportes und der Silberschmiede aufzukommen.“ [2]) In den Jahren 1711—1720 wurden durch die ostindische Kompanie jährlich durchschnittlich 434.000 Pfund an Edelmetallen ausgeführt. [3]) Im Jahre 1760, als Georg III. zur Regierung kam, hatten nach Lord Liverpools Schätzung der Shilling ein Sechstel und das 6-Pencestück ein Viertel von seinem ursprünglichen Gewichte verloren, während die Kronenstücke fast ganz aus dem Verkehr geschwunden waren. [4]) Auch Adam Smith gab zu, daß infolge des Silberabflusses eine Erhöhung des Silberwertes eingetreten war und daß man wohl mit derselben Summe Geldes „eine größere Arbeitsleistung und mehr Waren“ kaufen konnte, als früher. [5])

In dieser Not ersannen die englischen Kaufleute eines dieser

---

[1]) Ruding, Annals of the Coinage of Britain, vol. III, p. 378.

[2]) Id., Ibid., vol. III, p. 38.

[3]) W.-S. Jevons, Investigations in Currency and Finance, p. 140.

[4]) Ruding, Annals of the Coinage, vol. V, p. 26.

[5]) Wealth of Nations, bk. IV, chap. II.

für sie so charakteristischen Hilfsmittel; da sie nicht über genügende Barbestände verfügten, erleichterten sie die Geldspannung durch Ausgabe von Papiergeld. Im Mittelalter hatte man das Bankgeschäft darauf beschränkt, daß man Geldreserven sammelte, mit deren Hilfe der Abrechnungs- und Überweisungsverkehr ermöglicht wurde. Nun tat die englische Bank einen großen Schritt nach vorwärts; sie erteilte der Geldzirkulation eine neue Beschleunigung, indem sie die Reserve als Basis für den Umsatz von Papiergeld benützte, das nun in entsprechend großer Menge ausgegeben werden konnte. Die Bank von England wurde im Jahre 1694 errichtet, die Bank von Schottland im Jahre 1695, und der Effekt war fraglos ein bedeutender. Den Aufschwung, der sich in Glasgow vollzog, hat Adam Smith folgendermaßen beschrieben:

„Die Folge dieser Maßnahme war genau die oben beschriebene. Fast der ganze Geschäftsverkehr des Landes vollzieht sich mit Hilfe des von den verschiedenen Bankgesellschaften herausgegebenen Papiergeldes, das bei allen möglichen Käufen und zu Zahlungen verwendet wird. Das Silber kommt nur selten in den Verkehr, außer beim Wechseln von 20 Shilling-Banknoten, und das Gold noch seltener. Und trotzdem die Gesellschaften nicht vollkommen korrekt vorgegangen sind....., haben sie dem Lande große Dienste geleistet. Man hat mir versichert, daß in Glasgow der Handel in etwa fünfzehn Jahren nach der Gründung der ersten Banken einen doppelten Umfang gewonnen hatte und daß seit der Gründung der beiden öffentlichen Banken in Edinburg der schottische Handel einen mehr als vierfachen Umsatz hat.“ [1])

Wohl wurde durch diese Maßnahmen eine gewisse Erleichterung erzielt und die Preise zeigten in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts eine schwache Aufwärtsbewegung, aber im Grunde bestand das alte Übel fort. Es mangelte an Silber für die Ausfuhr, die Bilanz war eine ungünstige, und es fehlte jener Fonds an gemünztem Gelde, in dem in hochzivilisierten Staaten die Macht sich zu verkörpern pflegt. Und in welcher Weise England diesem Mißstande abhalf, davon erzählt eine der dramatischesten Seiten der Weltgeschichte.

---

[1]) Wealth of Nations, bk. II, chap. II.

Wie Jevons sehr richtig bemerkt hat, ist Asien immer „das große Reservoir und der Abzugskanal für die Edelmetalle" gewesen. Seit unvordenklichen Zeiten pflegten die Orientalen große Schätze zu sammeln, und jeder Hindu, vom Großmogul mit den blitzenden Golconda-Diamanten bis zum armen hungernden Bauern, hatte einst seinen Schatz für die schlimmen Tage. Seit Pizarro den Inka Atahualpa ermordet hatte, um seinen Schatz zu rauben, war in jedem Jahre ein neuer Strom von Edelmetallen von Amerika nach Europa und von da nach dem Oriente abgeflossen, wo er so vollständig aufgesogen wurde, als sei er wieder von der Goldgrube verschlungen worden. Diese Schätze, an denen Millionen Menschen Jahrhunderte lang gespart hatten, wurden von den Engländern geraubt und nach London gebracht, wie einst die Römer die Schätze Griechenlands und des Pontus nach Italien gebracht hatten. Welchen Wert das entführte Gut hatte, kann niemand sagen, aber dieser muß sich auf mehrere Millionen Pfund belaufen haben, — eine sehr große Summe im Verhältnis zu dem damals in europäischem Besitze befindlichen Stock an Edelmetallen. Burke schätzte die Beute auf 40 Millionen Pfund. Eine schwache Vorstellung von den Reichtümern, die damals den Siegern in die Hände fielen, gibt uns Macaulays Schilderung von dem ersten englischen Soldaten, der in die orientalische Schatzkammer eindrang.

„Clive konnte nehmen, soviel er wollte, und nur seine eigene Mäßigung konnte ihm Einhalt gebieten. Die Schätze Bengalens lagen offen vor ihm und er hatte nur zu wählen. Da lagen — wie dies bei den indischen Fürsten üblich war — ungeheure Haufen Geldes, in denen man nicht selten die Byzantiner finden konnte, mit denen einst die Venezianer die orientalischen Stoffe und Spezereien gekauft hatten, ehe noch ein europäisches Schiff das Kap der guten Hoffnung umsegelt hatte. Clive schritt zwischen Haufen Goldes und Silbers dahin, die mit Rubinen und Diamanten gekrönt waren, und er konnte nehmen, was ihm beliebte." [1])

Es hat wenig Menschen gegeben, deren Leben man so genau kennt, wie das Leben von Clive und Hastings, aber auch wenig

---

[1]) Macaulay, Critical and historical Essays, vol. IV, p. 53. Lord Clive.

Menschen, deren Einfluß auf das Los der Menschheit so unterschätzt worden ist. Man kann ohne Übertreibung sagen, daß die Eroberung Bengalens für die Geschicke Europas von entscheidender Bedeutung war. Robert Clive gehörte derselben Rasse an, wie Drake und Hawkins, wie Raleigh, Blake und Cromwell; er war der älteste Sohn eines jener kleinen Landwirte, deren Vorfahren seit der Eroberung auf ihrem Lande saßen, bis sie verdrängt und aufs Meer hinausgetrieben wurden. Siegreich hatten sie dann in allen Erdteilen und auf allen Meeren gekämpft. Und in der Schar dieser großen englischen Abenteurer ist keiner größer als Clive.

Clive, der im Jahre 1725 das Licht der Welt erblickte, zeigte schon als Kind all jene Eigenschaften, durch die er sich später auf dem Schlachtfelde vor allen anderen auszeichnete; er liebte den Kampf über alles und er besaß ein so stürmisches Wesen, daß seine Familie ihn nicht im Zaume zu halten vermochte. Als er achtzehn Jahre alt wurde, war sein Vater froh, ihn nach Madras senden zu können, wo er als Kommis in die Dienste der ostindischen Kompanie trat. In dem tropischen Klima wurde seine Gesundheit erschüttert; hilflos, arm und verlassen führte er ein einsames, kümmerliches Leben, und in seiner Melancholie wollte er zweimal seinem Leben ein Ende machen. Aber das Schicksal hatte entschieden, daß er ein großes Reich gründen sollte, und schließlich schlug auch für ihn die Stunde.

Als Clive nach Indien kam, war die Kompanie ein rein geschäftliches Unternehmen, sie besaß nur das für ihre Warenlager nötige Terrain und hatte eine kleine Anzahl schlecht disziplinierter Sepoys angeworben. Im Jahre 1746, als Clive sein einundzwanzigstes Lebensjahr erreichte, wütete der österreichische Erbfolgekrieg, und plötzlich erschien eine französische Flotte unter dem Kommando von La Bourdonnais vor Madras und griff das Fort Saint George an. Jeder Widerstand schien aussichtslos, der Platz ergab sich, und der Statthalter sowie die vornehmsten Einwohner wurden nach Pondichéry gebracht. Clive jedoch konnte flüchten, er meldete sich als Freiwilliger, erhielt ein Fähnrichspatent, und nun begann seine militärische Laufbahn.

Bald wurde in Europa der Friede wieder hergestellt, in Indien aber war der Kampf zwischen Franzosen und Engländern

unentschieden, und dem Sieger mußte die Halbinsel als Preis zufallen. Dupleix, der französische Statthalter von Pondichéry, war ein Mann von ungewöhnlicher Intelligenz, und er erkannte als erster, daß man in Hindustan ein europäisches Reich gründen könnte, wenn man die eingeborenen Fürsten beherrschte. Von diesen Plänen geleitet, mengte er sich in einen Erbfolgekrieg ein, es gelang ihm, einen Fürsten im Dekkan einzusetzen, und so beherrschte er das südliche Indien. Nizams Schatzkammer stand vor ihm offen, und es heißt, daß er sich nebst vielen wertvollen Edelsteinen 200.000 Pfund in Geld aneignete. Dies war der Mann, den Clive, damals noch ein fünfundzwanzigjähriger Kommis ohne militärische Ausbildung und Erfahrung, angriff und stürzte.

Clive begann seine Feldzüge mit der Einnahme und Verteidigung von Arcot, eine der kühnsten Waffentaten in einem Zeitalter, in dem der Krieg nie aufhörte. Die Franzosen hatten mit Unterstützung der verbündeten Eingeborenen Trichinopoly zu belagern begonnen, und Clive machte seine Vorgesetzten darauf aufmerksam, daß mit dem Schicksale von Trichinopoly auch das Schicksal der ganzen Halbinsel entschieden wäre. Er empfahl zunächst eine Diversion, nämlich die Belagerung von Arcot, der Hauptstadt des Carnatic. Sein Plan wurde gutgeheißen, und mit 200 Europäern und 300 Sepoys zog er aus, um den Kampf mit der größten Macht des Orients aufzunehmen. Es glückte ihm, die Stadt zu überraschen und sie ohne Verluste einzunehmen. Aber die Gefahr begann erst, als er in der Stadt war, denn Arcot hatte weder Gräben noch Verteidigungswälle, den Engländern drohte der Proviant auszugehen, und der Nabob entsandte in aller Eile 10.000 Mann zum Schutze seiner Hauptstadt. Mit vier Offizieren, mit 120 Engländern und 200 Sepoys konnte Clive die Stadt fünzig Tage lang halten, und als der Feind zum letzten Sturme anrückte, bediente er selbst seine Kanonen. Er gewann einen entscheidenden Sieg und zählte nun zu den glänzendsten Feldherren der Welt.

Die Feldzüge wurden fortgeführt, aber seine Gesundheit war durch das tropische Klima untergraben, und in seinem achtundzwanzigsten Lebensjahre kehrte er nach England zurück, um dort sein Geld zu vergeuden und sich um einen Sitz im Parlamente zu bewerben. Bald gingen ihm die Mittel aus, und kurz vor dem Ausbruche des siebenjährigen Krieges nahm er ein

Oberstleutnantspatent und fuhr nach Indien. Dort ernannte ihn die Kompanie zum Kommandanten des in der Nähe von Madras gelegenen Forts Saint David, und kaum hatte er sein Amt übernommen, so trat ein Ereignis ein, das die Eroberung Bengalens zur Folge haben sollte. Der Nabob von Bengalen eroberte Kalkutta und nahm 146 englische Residenten im „Black Hole" (im „Schwarzen Loch") gefangen, wo in einer Nacht 123 von ihnen den Tod fanden.

Nun wandte man sich an Clive, der mit gewohnter Energie einschritt. Er schlug die Armee des Nabob, nahm Kalkutta und hätte auch Rache an den Feinden genommen, hätten sich nicht die Zivilbeamten ins Mittel gelegt, die wieder ihre frühere Stellung erlangen wollten.

Die Verhandlungen, die sich sehr lange hinzogen und die Clive mit einer mehr als orientalischen Schlauheit und Falschheit führte, endeten mit dem Marsche Clives ins Innere des Landes und mit der Schlacht von Plassey. Mit 1000 Engländern und 2000 Sepoys vernichtete er die 60.000 Mann starke Armee des Nabob. Am 23. Juni 1757 lag eines der reichsten Länder Asiens wehrlos vor ihm und reif zur Plünderung. 800.000 Pfund wurden in einer Ladung auf dem Hooghly nach Kalkutta geschickt, Clive selbst nahm 200.000—300.000 Pfund für sich.

Wie Drake und Hawkins hatte auch Clive England große Dienste geleistet, aber er war ein militärischer Abenteurer, ein Mitglied jener Klasse, die die Aristokratie als ihren Feind betrachtete. Und wenn man ihm auch in London äußerlich mit einer gewissen Achtung begegnete und ihm den irischen Adel verlieh, haßten ihn doch die Grundbesitzer und die Vertreter ihrer Interessen, und sie suchten ihn zu stürzen, wie sie in der folgenden Generation Warren Hastings zu stürzen suchten.

In Fragen, die die Plünderung Indiens betreffen, gibt es keine bessere Autorität als M a c a u l a y, der in Kalkutta zu einer Zeit, als dort noch die Erinnerung an die Verwaltung Warren Hastings lebendig war, eine hohe Stellung bekleidete und der weniger als seine Nachfolger das Organ der offiziellen Kreise war.[1]) Er hat von dem „goldenen Regen" erzählt, der nach

---

[1]) Macaulays Essays sind in letzter Zeit vielfach zum Gegenstande abfälliger Kritik gemacht worden; in bezug auf die Plünderung Hindustans konnte man jedoch nichts Wesentliches gegen sie geltend machen.

Plassey auf England niederging, und über den Gewinn Clives sagt er: „Wir können wohl ruhig behaupten, daß nie noch ein Engländer, der ohne Kreuzer anfing, — welche Laufbahn er auch immer einschlug, — mit vierunddreißig Jahren ein solches Vermögen erwarb.“ [1]) Doch die Summen, die Clive für sich selbst oder für die Regierung in Beschlag nahm, sind geringfügig zu nennen, im Vergleich zu den Massenplünderungen, die später veranstaltet wurden, als Bengalen die wehrlose Beute einer Schar raubgieriger Beamten wurde. Diese Beamten waren unkontrolliert und unverantwortlich, und sie raubten die vom Volke gesammelten Schätze. Sie waren nur von dem einen Gedanken beseelt, von den Eingeborenen so rasch als möglich einige hunderttausend Pfund zu erpressen, um dann schleunigst wieder nach England zurückzukehren und den erbeuteten Reichtum dort zur Schau zu stellen.

„So wurden in Kalkutta in kurzer Zeit ungeheure Reichtümer gesammelt, während dreißig Millionen Menschen zum äußersten Elend verurteilt waren.... Die Mißwirtschaft der Engländer war so arg, daß man kaum begreift, wie sie sich halten konnten. Der römische Prokonsul, der in ein oder zwei Jahren seine Provinz so ausraubte, daß er an den Gestaden Kampaniens Marmorpaläste und Bäder erbauen konnte, der aus Bernsteinbechern trank und sich an Singvögeln gütlich tat, der sich ganze Heere von Gladiatoren und Giraffenherden halten konnte, — der spanische Vizekönig, der verfolgt von den Flüchen der geplünderten Mexikaner mit einem langen Zuge goldener Karossen und silberbeschlagener Pferde in Madrid seinen Einzug hielt, — sie alle waren nun in den Schatten gestellt.“ [2])

Auf diese Weise kamen durch Private Ströme Goldes nach England, in Indien aber gingen die Geschäfte der Kompanie immer schlechter. Infolge der schlechten Regierung verarmte das Volk, die Ersparnisse, die es in Jahren harter Arbeit zurückgelegt hatte, waren erschöpft, und als im Jahre 1770 infolge der Dürre eine Hungersnot eintrat, starben die mittellosen

---

Alle neueren historischen Arbeiten über Indien müssen mit Vorsicht aufgenommen werden. Denn es sind alle offiziellen Einflüsse aufgeboten worden, um die Wahrheit im Interesse der Regierung zu entstellen.

[1]) Macaulay, Lord Clive, p. 62—63.

[2]) Id., Ibid., p. 68, 66—67.

Einwohner zu Millionen dahin, „ja, die Straßen waren durch die Sterbenden und die Toten versperrt." Die enttäuschten Kapitalisten tobten, die Grundbesitzer benützten die Gelegenheit, um Clive im Parlamente anzugreifen, und die Kaufleute betrauten Hastings mit der Aufgabe, die Hilfsquellen Indiens zu entwickeln.

Die Kompanie „ging auch bei allen ihren späteren Unternehmungen nach denselben schmutzigen Grundsätzen vor, — sagte Sheridan, der Gegner Warren Hastings, in seiner berühmten Rede über die Begums — die sie seit jeher betätigt hatte; sie bekundete in ihrer Politik und selbst in ihren kühnsten Unternehmungen die Kleinlichkeit eines Hausierers und zugleich die Verworfenheit eines Seeräubers". In Warren Hastings fand die Kompanie die geeignete Persönlichkeit, einen Staatsmann, der die Fähigkeiten besaß, um ein großes Reich auf ökonomischer Basis zu organisieren. Er war ein sehr begabter, kühner Mann, eine kalte, unbarmherzige Natur, er verstand es, mit einem Blicke die Situation zu erfassen und ließ sich von dem einmal gefaßten Entschlusse nicht wieder abbringen. Wollte man die Eingeborenen noch mehr ausplündern, so mußte man die Gewalt systematisch zur Anwendung bringen. War auch Bengalen zugrunde gerichtet, so waren doch noch die Schätze der Nachbarfürsten intakt, und Hastings stellte es sich zur Aufgabe, ihnen diese Schätze zu entreißen. Seine Politik und die Motive, denen er gehorchte, hat Macaulay in folgender Weise dargelegt:

„Seine Diplomatie hatte damals nur ein Ziel, nämlich Geld zu erlangen. Die Finanzen seiner Regierung waren in arger Verwirrung, und diesen Zuständen wollte er durch irgendein Mittel, durch ein gutes oder ein schlechtes, ein Ende machen. Der Grundsatz, von dem er sich in seinen Beziehungen zu den Nebenmenschen leiten ließ, findet sich schon in dem Wahlspruch eines der alten Raubgeschlechter aus Teviotdale klar ausgedrückt: „Eher sollst du darben, als daß ich darbe." Er scheint es als einen unumstößlichen Leitsatz betrachtet zu haben, daß, wenn er die nötigen Laks Rupien, die er für die Verwaltung brauchte, nicht hatte, er sie irgendeinem, der sie besaß, wegnehmen mußte. Allerdings muß ein Umstand zu seiner Entschuldigung angeführt werden. Von seinen Vorgesetzten in der Heimat wurde nämlich eine solche Pression auf ihn ausgeübt,

daß nur ein Tugendheld zu widerstehen vermocht hätte. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als sehr böse Handlungen zu vollführen oder seine hohe Stellung und damit alle seine Hoffnungen auf Reichtum und Ehre aufzugeben." [1])

Im Prozesse sprach Burke in ebenso kräftigen Ausdrücken über die Erpressungen, die unter der Verwaltung von Warren Hastings verübt worden waren. „Ungeheure Reichtümer sind durch tausend Kanäle, durch öffentliche und geheime, in unser Land geflossen.... Eine Summe von mindestens vierzig Millionen ist in einer verhältnismäßig kurzen Zeitspanne von Indien nach England gekommen."

Wie Hastings zu diesem Gelde kam, welche Garantien er verletzte, wie viel Blut um dieses Goldes willen fließen mußte, darüber sind wir durch die Mitteilungen Macaulays und Burkes so genau informiert wie über wenige andere Punkte der Geschichte. Wie er dem Nabob von Bengalen die Hälfte des Einkommens stahl, das ihm von der Kompanie formell zugesagt worden war, wie er dem Mogul den Tribut verweigerte, den ihm die Regierung als Entschädigung für die abgetretenen Provinzen versprochen hatte, wie er um 400.000 Pfund eine Brigade aussandte, um die Rohillas niederzumetzeln, und ruhig „zusah, wie die Dörfer verbrannt, die Kinder ermordet und die Weiber geschändet wurden," ist in einem der bekanntesten englischen Essays geschildert worden. Die schwerste gegen Waren Hastings erhobene Anklage bezog sich auf sein Vorgehen gegen die Prinzessinnen von Oude, die von einer seiner Kreaturen, Asaph-ul-Dowlah, gefangen genommen und ausgehungert wurden, und deren Diener gefoltert wurden, bis er ihnen 1,200.000 Pfund als Blutpreis entriß. Durch diese Manöver gelangte der Schatz, der nach der Vernichtung der Peruvianer nach Europa geflossen war, nun durch die Plünderung der besiegten Hindus wieder nach England.

---

[1]) Critical and historical Essays, vol. IV, p. 236—237: Warren Hastings.

XIII. Kapitel.

# Die moderne Zivilisation.

Wenn die fortschreitende Zivilisation eine zunehmende soziale Konzentration hervorruft, so muß das Studium der Finanzgeschichte auf das moderne Leben das hellste Licht werfen, denn das Geld ist das stärkste Mittel zur Förderung jener Konzentration. Im Augenblicke aber, wo die Konzentration soweit vorgeschritten ist, daß ein vollständiges Kreditsystem zustande kommt, scheint die Natur neue Bahnen für ihre Energie suchen zu wollen, und infolge dieser Richtungsänderung kommt eine neue Aristokratie zur Macht, während zugleich ein neuer Kodex der Gesetze, der Moral und der Religion aufgestellt wird.

John Stuart Mill, der in einer hochzivilisierten Gesellschaft lebte, definierte im Laufe der Erörterung der in dieser Gesellschaft zutage tretenden Phänomene das Kapital als „den angesammelten Stock der menschlichen Arbeit". Mit anderen Worten, das Kapital kann als aufgehäufte Energie betrachtet werden. Aber diese Energie fließt zum größten Teil in festen Kanälen, nur das Geld kann sofort in jede beliebige Arbeitsform umgewandelt werden. Indem die Schätze Indiens nach England kamen, erfuhr das Barkapital der Nation eine beträchtliche Vermehrung, und nicht nur der Energievorrat, auch die Elastizität und die Beschleunigung der Bewegung wurden erhöht.

Gleich nach der Schlacht von Plassey begannen die Schätze Bengalens nach London zu fließen, und das neue Kapital scheint sich sofort fühlbar gemacht zu haben, denn alle Autoritäten sind darüber einig, daß die „industrielle Revolution", durch die sich das neunzehnte Jahrhundert von der ganzen Vergangenheit unterscheidet, mit dem Jahre 1760 einsetzte. Vor dieser

Zeit waren nach Baines die Maschinen zum Verspinnen der Baumwolle fast ebenso primitiv wie in Indien,[1]) während um 1750 die englische Eisenindustrie infolge der Verwüstung der Wälder völlig daniederlag. Vier Fünftel des in England zur Verwendung kommenden Eisens wurden damals aus Schweden importiert.

Die Schlacht von Plassey fand im Jahre 1557 statt, und der wirtschaftliche Umschwung scheint sich mit einer unerhörten Raschheit vollzogen zu haben. Im Jahre 1760 tauchte zum ersten Male der Schnellschütze auf, und beim Schmelzen des Erzes kam allmählich die Kohle statt des Holzes zur Verwendung. Im Jahre 1764 erfand Hargreaves die Jenny-Spinnmaschine, 1799 ersann Crompton die Mulemaschine, 1785 nahm Cartwright ein Patent auf den mechanischen Webstuhl, und im Jahre 1768 gelang es schließlich James Watt, die Dampfmaschine, dieses vollendetste Werkzeug der zentralisierenden Energie, zu vervollkommnen. In diesen Maschinen kam die beschleunigte Bewegung der Epoche zum Ausdruck, aber sie waren nicht die Ursache dieser Beschleunigung. Die Erfindungen an sich sind immer passiv; die bedeutendsten Erfindungen sind oft jahrhundertelang unbenützt geblieben, und es mußte erst eine genügende Kraftmenge angesammelt werden, um sie in Bewegung zu setzen. Und diese Kraft muß immer die Form des Geldes annehmen, u. zw. nicht des aufgehäuften, sondern des in Bewegung befindlichen Geldes.

So war die Buchdruckerkunst jahrhundertelang in China bekannt, ehe sie nach Europa kam. Wahrscheinlich kannten schon die Römer das Schießpulver, Revolver und Hinterladekanonen gab es schon im fünfzehnten und im sechzehnten Jahrhundert, und lange, ehe noch Watt auf der Welt war, hatte man schon mit der Dampfkraft Versuche angestellt. Daß er die Dampfmaschine ersann, war seine kleinste Leistung, dagegen mußte er die Arbeit seines ganzen Lebens darauf verwenden, um seine Erfindung in die Praxis einzuführen. Bevor die indischen Reichtümer nach England gelangten und vor der darauf eintretenden Ausbreitung des Kredites fehlte noch die nötige Kraft zur Betätigung seiner Erfindung, und hätte er fünfzig Jahre früher gelebt, so wäre er samt seiner Erfindung erfolglos untergegangen. Wenn man die Schwierigkeiten be-

---

[1]) History of the Cotton Manufacture, p. 115.

denkt, mit denen Matthew Boulton, der fähigste und energischeste Industrielle seiner Zeit, zu kämpfen hatte und denen er fast erlag, so erscheint es als zweifellos, daß ohne Boultons Fabriken in Birmingham die Dampfmaschine nicht in die Industrie eingeführt worden wäre; und vor dem Jahre 1760 war die Errichtung einer solchen Fabrik unmöglich. Das Fabrikssystem war ein Erzeugnis der „industriellen Revolution", und ehe nicht in hinreichendem Ausmaße Kapital angesammelt war, um die solide Ausgestaltung der großen Betriebe zu ermöglichen, wurde das Gewerbe von einzelnen Individuen betrieben, die zugleich Handwerker und Ackerbauer waren. Man kennt die reizende Beschreibung von Halifax und von den Zuständen, die dort herrschten, als Boulton noch sein Handwerk lernte.

„Je näher wir Halifax kamen, um so dichter standen in den Tälern die Häuser beieinander, und immer größere Ortschaften tauchten vor uns auf....; denn das Land war in kleine Felder von je zwei bis sechs oder sieben Morgen geteilt, selten mehr, und zu je drei oder vier Landstücken gehörte ein Haus.

„Als wir den dritten Hügel passiert hatten, fanden wir, daß die ganze Gegend ein großes Dorf bildete, wenn auch alle Straßen bergig waren, und wenn auch kaum ein Haus näher als in Rufweite von dem nächsten stand. Und als es heller wurde, sahen wir in jedem Hause einen Trockenrahmen, und fast auf jedem Rahmen war ein Stück Tuch, Kersey oder Chalon gespannt, welche drei Artikel in diesem Lande hergestellt werden....

„Der Gegend scheint von der Vorsehung dieses Los bestimmt zu sein....Und das fleißige Völkchen unterstützt nach Kräften das Werk der Natur. Wenn wir auch wenige Leute auf den Straßen trafen, so sahen wir doch in allen Häusern kräftige, junge Bursche an der Arbeit, die einen an der Färberküpe, die anderen am Webstuhl, wieder andere appretierten das Tuch; die Frauen und die Kinder waren mit Krempeln und Spinnen beschäftigt, kurz, alle, vom jüngsten bis zum ältesten, hatten irgendeine Arbeit. Es gab da kaum ein menschliches Wesen über vier Jahre, das nicht imstande war, sich mit seiner Hände Arbeit den Lebensunterhalt zu erwerben. Kein Bettler war in der Gegend zu treffen und keine müßige Person, außer hie und da in den Hospitälern, die man für die Alten und die

Arbeitsunfähigen gebaut hatte. Die Leute erreichen gewöhnlich ein hohes Alter, sie leben in guter Luft, und bei diesen Verhältnissen ist der Lohn der harten Arbeit Gesundheit, wenn nicht Reichtum." [1])

Die allgemeine Einführung der Dampfmaschine ist also eher dem Kapitalisten als dem Erfinder zuzuschreiben, und Matthew Boulton war eine der hervorragendsten Persönlichkeiten jener Fabrikantenklasse, deren Herrschaft bis Waterloo währte. Die Boultons waren, soweit man ihre Geschichte zurück verfolgen kann, Landwirte in Northamptonshiere, aber unter Wilhelm III. ging Matthews Großvater zugrunde, und er schickte seinen Sohn nach Birmingham, um in der Stadt sein Glück zu machen. Dort ließ sich der junge Glücksritter als Goldschmied nieder, und dort kam auch Matthew im Jahre 1728 zur Welt. Der junge Boulton zeigte schon frühzeitig Energie und Geschäftssinn und wurde bald der Teilhaber seines Vaters, dessen Geschäft er nunmehr selbständig leitete. Im Jahre 1759, zwei Jahre nach der Eroberung von Bengalen, starb der Vater, und Matthew, der im Jahre 1760 heiratete, hätte nun von dem Vermögen seiner Frau leben können, aber er zog es vor, sich mit geschäftlichen Unternehmungen in großem Maßstabe zu befassen. Er erweiterte seine Werke und baute die berühmten Werkstätten von Soho, die im Jahre 1762 beendet wurden und 20.000 Pfund kosteten; an dieser Schuld mußte er wohl bis an sein Lebensende tragen.

Boulton trat mit Watt im Jahre 1774 in Verbindung und befaßte sich nun mit der Herstellung der Dampfmaschine. Aber er hatte bei seinem Unternehmen mit ungeheuren Schwierigkeiten zu kämpfen. Ehe er einigen Gewinn erzielen konnte, hatte er soviele Auslagen, daß er beinahe zahlungsunfähig wurde, und einen Erfolg erzielte er erst, als alle seine Mittel und die Mittel seiner Freunde erschöpft waren.

„Er belastete alle seine Ländereien mit Hypotheken, er lieh bei seinen Freunden und nahm Gelder in Annuitäten auf,

---

[1]) A Tour tro' the whole Island of Great Britain, ed. 1753, vol. III, p. 136, 137.

er nahm bei Banken Vorschüsse, und er investierte 40.000 Pfund in dem Unternehmen, ehe dieses einigen Gewinn abwarf." [1])

Auf dem Gebiete der Agrikultur sowohl wie auf dem der Industrie machte sich die neue Kraft bald fühlbar. Arthur Young machte im Jahre 1770 die Bemerkung, daß im Laufe von zehn Jahren „auf dem Gebiete des Ackerbaues mehr Versuche angestellt und mehr Entdeckungen gemacht wurden, als in den vorausgegangenen hundert Jahren, und daß auch viel vernünftiger vorgegangen wurde", und der Grund dieser Bewegung ist leicht zu erkennen. Nach dem Jahre 1760 erstand auf der Basis des Metallschatzes ein kompliziertes Kreditsystem, und diejenigen Individuen, die Geld aufnehmen konnten, wurden instand gesetzt, Zuchtvieh zu importieren, verbesserte Methoden im Ackerbau zur Anwendung zu bringen oder Werke wie die von Soho einzurichten. Die Folge davon war eine rapid eintretende Zentralisation. Mit der Entwicklung der intensiven Ackerbaumethoden stieg wohl der Wert des Bodens, aber die Lage der Yeomanry wurde unhaltbar, und wie tiefgreifend die infolge der Schlacht von Plassey eingetretene soziale Revolution war, kann man aus der Rapidität entnehmen, mit der sich in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts die Beschlagnahme des Gemeindelandes vollzog. In der Periode von 1710—1760 wurden nur 335.000 Morgen von diesem Lande absorbiert, zwischen 1760 und 1842 dagegen nahezu 7 Millionen Morgen, und in achtzig Jahren starb die Yeomanry aus. Viele dieser kleinen Landwirte zogen in die Städte, wo die stärksten, wie der Ahne Sir Robert Peels, in der Industrie zu Reichtum gelangten, während die schwächeren zum Range von Fabriksarbeitern herabsanken. Die anderen, die auf dem Lande blieben, führten ein kümmerliches Dasein als Taglöhner.

Seit dem Bestehen der Welt hatte vielleicht nie noch eine Kapitalsanlage einen solchen Gewinn abgeworfen wie die Plünderung von Indien, denn fünfzig Jahre hindurch hatte Großbritannien gar keine Konkurrenten. Daß das Land so lange ein Monopol genießen konnte, scheint auf den ersten Blick rätselhaft, läßt sich jedoch aus den Verhältnissen erklären, die damals

[1]) Samuel Smiles, Lives of Boulton and Watt, p. 484.

in Europa herrschten. Seit Italien durch den Verlust des Orienthandels zugrunde gerichtet worden war, brachte das Land keine ökonomischen Typen mehr hervor, es konnte daher keine Klasse der Bevölkerung eine plötzliche, starke Beschleunigung der sozialen Bewegung herbeiführen. In Spanien war der Skeptiker vom Priester und vom Soldaten so gründlich ausgerottet worden, daß das Land sich nicht wie England und Frankreich während des siebzehnten Jahrhunderts zentralisierte, sondern zur Zeit der Revolution im Jahre 1688 schon kraftlos dahinsiechte. In Frankreich hatten sich die Ereignisse ähnlich, wenn auch nicht in dem gleichen Maße, entwickelt. Nach hundertundfünfzigjährigem Kampfe war die Kirche im Jahre 1685 so stark geworden, daß sie die Aufhebung des Ediktes von Nantes durchsetzen konnte. Infolgedessen wanderten viele Hugenotten ins Exil, und so wurden zahlreiche Mitglieder der ökonomischen Klasse über den Kanal getrieben, die unter anderen Verhältnissen England den wirksamsten Widerstand geleistet hätten und die nun die Energie der Engländer noch erhöhten. Deutschland wieder mangelte es an Kapital. Das Reich, das allseitig von Feinden eingeschlossen war und keine Seeküste besaß, konnte infolge seiner unvorteilhaften Lage keine Raubkriege führen; dementsprechend fand keine Kapitalsansammlung statt, und das Reich konnte sich nicht konsolidieren, bis es im Jahre 1870 von Frankreich einen Schatz erpreßte. So kam denn im Jahre 1760 nur Holland als Konkurrenzmacht in Betracht, ein an der See gelegenes, reiches Land mit protestantischer Einwohnerschaft. Aber Holland besaß kein so großes Reich wie England und hatte auch keine Bergwerke. Das Land konnte daher kein beschleunigtes Tempo im Fortschritte einschlagen, ja, es konnte nicht einmal seinen relativen Vorsprung wahren.

So beherrschte England, das eine ganz isolierte Lage einnahm und Kohlen und Erze hatte, zu einer Zeit, da infolge der Kriege an die Produktion die höchsten Anforderungen gestellt wurden, vollständig den europäischen und den amerikanischen Markt, ja, die Engländer konnten ihre Waren selbst in Kalkutta billiger als die Indier verkaufen. Man kann, wenn auch nur ganz annäherungsweise, den großen Gewinn Englands an der Zunahme der Staatsschuld messen, die die Ersparnisse des Landes darstellen mußte. Im Jahre 1756, als Clive nach Indien zog, belief

sich die Schuld auf 74,575.000 Pfund, für die 2,753.000 Pfund an Zinsen gezahlt wurden. Im Jahre 1815 war diese Schuld auf 861,000.000 Pfund gestiegen und die jährlichen Zinsen beliefen sich auf 32,645.000 Pfund. Im Jahre 1761 vollendete der Herzog von Bridgewater den Ausbau des ersten Kanales von dem geplanten Kanalnetze, und die Kosten dieses Unternehmens betrugen 50,000.000 Pfund, d. h. mehr als zwei Drittel jener Summe, auf die sich die Nationalschuld zur Zeit des Ausbruches des siebenjährigen Krieges belief. Indessen war die Dampfmaschine eingeführt worden, man hatte die Wege verbessert und Brücken aufgeführt, alles mit Hilfe des über das ganze Land reichenden Kreditsystems. In der zentralisierten Gesellschaft ist der Kredit der vornehmste Träger der Energie, und sobald das Kapital sich in London hinlänglich angesammelt hatte und eine Basis für den Kredit geschaffen wurde, entfaltete sich dieser auch im reichsten Maße.

Von 1694 bis zur Schlacht von Plassey war die Entwicklung ziemlich langsam vor sich gegangen. In der mehr als sechzigjährigen Periode nach der Gründung der Bank von England lautete die niedrigste von ihr herausgegebene Note auf 20 Pfund; solche Noten waren für die freie Zirkulation viel zu hoch und kamen nicht weit über den Bereich von Lombard Street hinaus. Burke erwähnte im Jahre 1790, daß es im Jahre 1750, als er nach England kam, in den Provinzen keine „zwölf Bankläden“ gab, obgleich, wie er sagt, in allen Marktstädten solche Banken bestanden.[1]) Durch das bengalische Silber wurde nicht nur die Menge des kursierenden Bargeldes erhöht, auch dessen Bewegung erfuhr eine wesentliche Beschleunigung, denn im Jahre 1759 schon gab die Bank Noten zu 10 und zu 15 Pfund heraus, und in der Provinz wurden durch die Privatfirmen Unmengen von Papiergeld auf den Markt geworfen. Beim Ausbruch der napoleonischen Kriege gab es nicht weniger als 400 Provinzbanken, darunter viele von mehr als zweifelhafter Solvenz. Macleod, der gemeinhin keine übertriebenen Behauptungen aufstellt, sagt, daß Krämer, Schneider und Tuchhändler das Land mit ihren elenden Papierfetzen überschwemmten.[2])

---

[1]) First Letter on a regicid Peace.
[2]) Theory and Practice of Banking, 5. Aufl., vol. I, p. 507.

Die Ursache der wirtschaftlichen Schwäche dieser Provinzbankiers war in der Habsucht der Bank von England zu suchen, welche die Bildung von Aktiengesellschaften, die ihr gegenüber als Konkurrenten hätten auftreten können, nicht zulassen wollte. Und da dies eine Periode großer industrieller und kommerzieller Expansion war und die unternehmungslustigen produktiven Klassen eine herrschende Stellung einnahmen, wurde eine ausreichende Menge von Kurantgeld verschiedener Art im Umlaufe erhalten, und der Preissturz auf dem Gütermarkte wurde vermieden. Die Kaufkraft der Umlaufmittel ist unter sonst gleichen Verhältnissen von ihrem Umfange abhängig. Nun ist, um Lockes Ausdruck zu gebrauchen, „der Wert des Geldes im allgemeinen aufzufassen als das Verhältnis der gesamten Geldmenge der Erde zum gesamten Handel.“ [1]) Am Ausgange des achtzehnten Jahrhunderts wirkten verschiedene Umstände auf eine Überfülle des Geldstandes hin, und der Geldwert mußte darum sinken. Infolge der Einfuhr aus Indien wuchs der Stock an Edelmetallen, und fast ein Menschenalter lang floß kein Silber mehr nach Asien ab. Die Bargeldausfuhr der ostindischen Kompanie, die sich zwischen 1740 und 1760 alljährlich auf 600.000 Pfund belaufen hatte, fiel in der Periode von 1760 bis 1780 auf 97.500 Pfund, und die Ausfuhr erreichte ihr früheres Niveau erst nach dem Scheiden Hastings aus der Verwaltung, als der Handel sich wieder in den alten Bahnen bewegte. Nach 1800 schwoll der Strom immer stärker an, und zwischen 1810 und 1820 betrugen die jährlichen Abflüsse 2,827.000 Pfund, d. h. ungefähr die Hälfte der von den Goldfeldern gelieferten Edelmetallmenge.

Von den Kreuzzügen bis zur Schlacht bei Waterloo herrschten in Europa die Produzenten, den Geldleihern dagegen wurde, wie aus der Behandlung der Juden hervorgeht, das Leben oft recht hart gemacht. Alle Menschen, vom höchsten bis zum geringsten, hatten irgend etwas zu verkaufen, der Landwirt seine Ernte, der Weber sein Tuch und der Krämer seine Waren, und alle hatten ein Interesse daran, daß der Wert ihrer Waren im Verhältnis zum Gelde aufrecht erhalten bliebe, denn der Preissturz bedeutete für sie einen empfindlichen Verlust. Als

---

[1]) Works. Ausg. 1823. vol. V. p. 49: Considerations on the Lowering of Interest.

nach der Reformation die Konkurrenz immer schärfer wurde, entwickelte sich ein neuer Typus, den man den Typus des kommerziellen Abenteurers nennen könnte; Menschen wie Child und Boulton, kühne, energische, verwegene Naturen, blieben die Sieger im Kampfe. Allmählich gelangte die Energie zu immer kräftigerem Ausdruck in diesen Kaufleuten, bis sie zur herrschenden Macht in England wurden; ihre Herrschaft währte von 1688 bis 1815. Schließlich fielen sie als Opfer ihres eigenen Genies. Der Reichtum, den sie so rapide zusammengehäuft hatten, sammelte sich in solchen Mengen an, daß er den Sieg über alle anderen Formen der Macht davontrug, und nun kam ein neuer Typus zur Macht: der moderne Bankier.

Mit dem Siege des Bankiers ging in der Zivilisation ein tiefer Umschwung vor sich, denn nun setzte die Spannung ein. Der Produzent hatte seit jeher erkannt, daß er nur dann prosperieren konnte, wenn der Wert seiner Ware im Verhältnis zum Geld eher eine steigende als eine sinkende Tendenz hatte. Der Wucherer hatte genau den entgegengesetzten Instinkt, er fand seinen Profit bei einer Erhöhung des Geldwertes, und sein Reichtum wuchs, wenn der Leiher am Verfallstage ihm mehr Güter abtreten mußte, als er am Tage, da das Geld entliehen wurde, mit dem verliehenen Betrage hätte kaufen können. Als am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts die großen in London angesammelten Reichtümer in den Besitz des genannten Typus gelangten, da kam die dritte und furchtbarste Gattung des ökonomischen Intellektes zur Herrschaft, eine Gattung, als deren hervorragendstes Beispiel die Familie Rothschild anzusehen ist.

In einem elenden, schmutzigen Hause des Judenviertels von Frankfurt erblickte Mayer Amschel im Jahre 1743 das Licht der Welt. Das Haus trug die Nummer 152 der Judengasse, war aber allgemeiner als das Haus zum roten Schilde bekannt, und nach diesem Hause wurde die Familie Amschel benannt. Die Eltern wollten Mayer zu einem Rabbiner erziehen, aber dieser meinte, seine Begabung liege auf dem Gebiete der Finanzen; er trat in das Geschäft eines hannoverschen Bankiers, namens Oppenheim, ein und blieb so lange bei ihm, bis er genug Geld erspart hatte, um selbständig zu werden. Einige

Jahre hindurch handelte er mit alten Münzen, Raritäten und Edelmetallen. Im Jahre 1770 heiratete er, kehrte nach Frankfurt zurück und ließ sich in dem Hause zum roten Schilde nieder, wo er bald großen Reichtum erwarb. Er gab den Raritätenhandel auf und befaßte sich nur noch mit dem Bankgeschäfte; den großen Schritt in seinem Leben machte er, als er Hofjude des Landgrafen von Hessen wurde. Im Jahre 1804 war er schon so reich, daß er mit der dänischen Regierung eine Anleihe von vier Millionen Talern abschließen konnte.

Mayer hatte fünf Söhne, denen er sein Haus und sein Vermögen hinterließ. Er starb im Jahre 1812, und die letzten Worte, die er auf seinem Totenbette zu seinen Söhnen sprach, waren: „Ihr werdet bald unter den Reichsten sein, und die Welt wird euch gehören.“ [1]) Seine Prophezeiung sollte in Erfüllung gehen. Die fünf Söhne faßten einen höchst originellen und kühnen Plan und brachten ihn auch zur Ausführung. Während der älteste in Frankfurt blieb und das väterliche Haus übernahm, wanderten die anderen nach vier verschiedenen Hauptstädten aus, u. zw. nach Neapel, Wien, Paris und London; indem sie stets gemeinsam vorgingen, beherrschten sie schließlich den ganzen europäischen Geldmarkt. Es war dies ein noch nicht dagewesenes Unternehmen, das ihnen großen Gewinn abwarf.

Von den fünf Brüdern zeichnete sich namentlich der dritte, Nathan, durch seine hervorragenden Fähigkeiten aus. Er ließ sich im Jahre 1798 in London nieder, heiratete im Jahre 1806 die Tochter eines der reichsten englischen Israeliten und war im Jahre 1815 der Alleinherrscher des Stock-Exchange. „Pairs und Prinzen von Geblüte saßen an seiner Tafel, Priester und Laien beugten sich vor ihm.“ Er hatte keinerlei Vorliebe für Kunst, Literatur oder Geselligkeit, „er trat so auf, daß es den Anschein hatte, als bereite es ihm Vergnügen, die Verachtung, die er für alle feine Sitte und für die Annehmlichkeiten des zivilisierten Lebens hatte, zur Schau zu tragen,“ und als er einmal gefragt wurde, welche Pläne er für seine Kinder habe, antwortete er: „Ich möchte, daß sie sich ausschließlich den Geschäften widmen, mit Geist und Seele, mit dem Herzen und

[1]) Reeves, The Rotschilds, p. 51.

mit dem Leibe. So kann man wahrhaft glücklich werden.“ [1]) Er war sehr schauliebend, doch mangelte es ihm an Delikatesse und feinem Geschmack; „seine Paläste waren vollgestopft mit Kunstwerken und mit den prunkvollsten Möbeln.“ In seiner Wohltätigkeit ließ er sich durch seine Laune leiten. So sagte er selbst: „Manchmal mache ich mir ein Vergnügen daraus, einem Bettler eine Guinee zuzuwerfen. Er meint dann, ich habe mich geirrt, und ergreift schleunigst die Flucht. Ich empfehle Ihnen, bei Gelegenheit einem Bettler eine Guinee zu schenken. Das ist immer sehr amüsant.“ [2])

Obgleich Nathan ein außerordentlich kühner und skrupelloser Spekulant war, erzielte er doch seine größten Erfolge durch geschicktes Geldleihen, und in diesem Geschäfte wurde er durch die Verhältnisse begünstigt. Infolge der langen Kriege war Europa in große Schulden verwickelt und es wurden große Anleihen in entwerteten Papieren oder in billigem Bargeld aufgenommen, denn infolge der Überfülle an Edelmetallen war die Münze beispiellos billig geworden.

Im Jahre 1809 stiegen die Preise auf das höchste Niveau, das sie je in der Neuzeit und vielleicht in der ganzen Geschichte erreichten. Es war eine merkwürdige, ereignisreiche Zeit und eine neue Ära schien heraufzuziehen. In den Augen der Zeitgenossen hatte Napoleon den Zenit seiner Laufbahn erklommen. Überall hatte er gesiegt, er hatte die Engländer in Spanien geschlagen, er hatte die Armee Moores in Coruña zur Einschiffung gezwungen, und bei Wagram hatte er Österreich niedergeworfen. Mit Cäsar schien er an Ruhm zu wetteifern, es schien, als sollte er ein militärisches Reich gründen, das alle Staaten des europäischen Festlandes konsolidieren würde. In Wirklichkeit aber drohte ein Umschwung einzutreten, eine jener langsam und unmerklich heraufziehenden Wandlungen, die die Bedingungen des Konkurrenzkampfes und die Zusammensetzung der Zivilisation ändern, eine Wandlung, die es mit sich brachte, daß im neunzehnten Jahrhundert der imaginative und kriegerische Geist überall zurückgedrängt wurde.

Im April 1810 errang Bolivar die Macht in Caracas, und

---

[1]) Reeves, The Rotschilds, p. 192, 199.
[2]) Id., Ibid., p. 200.

mit dem Ausbruche der südamerikanischen Revolutionen trat das gewaltige, aber imaginative spanische Reich in das Stadium der Auflösung. Am 19. Dezember des gleichen Jahres öffnete Alexander die russischen Häfen für den neutralen Handel. Dadurch hob er das napoleonische Kontinentalsystem auf, der Bruch mit Napoleon wurde unvermeidlich, es kam zum russischen Feldzug und zur Vernichtung der großen Armee, und auf der Höhe von Waterloo fand die Siegeslaufbahn Frankreichs ihr Ende. Vom Jahre 1810 an begünstigte die Natur den Wuchergeist, wie sie ihn einst nach dem Tode Augustus' in Rom begünstigt hatte.

Und im Altertum wie in der Neuzeit äußerte sich diese tiefgehende ökonomische und intellektuelle Revolution in ihren ersten Symptomen auf gleiche Weise. Wir kennen Tacitus' Schilderung jener Panik, die unmittelbar vor der Werterhöhung der Edelmetalle im ersten Jahrhundert eintrat, und eine ähnliche Panik bemächtigte sich der Londoner Bevölkerung im Jahre 1810, als plötzlich die Preise um 15 Prozent sanken[1]) und als der berühmteste Börsenmagnat ruiniert wurde und Selbstmord beging. Die großen Firmen Baring und Goldsmid hatten für die Regierung die Durchführung einer Anleihe von 14 Millionen Pfund Sterling übernommen. Zur großen Überraschung dieser Finanzmagnaten wichen allmählich die Werte, und im September trat infolge des Todes von Sir Francis Baring die Krise ein. Abraham Goldsmid, der vor der Insolvenz stand, beging in der Verzweiflung Selbstmord. Während die Schwachen fielen, behaupteten die klügsten Köpfe das Feld und nahmen sofort die Stellung der Gefallenen ein, und die Rothschilds blieben die Diktatoren auf dem Weltmarkte. Von jenem Tage angefangen bis zum heutigen Tage hat die langsame Spannung immerfort angehalten, sie hat nur während der kaum mehr als zwanzigjährigen Periode ausgesetzt, als die gewaltigen Goldzuflüsse aus Kalifornien und Australien nach Europa kamen; und seit jenem Tage sind dieselben Phänomene in Erscheinung getreten, die vor achtzehnhundert Jahren die Verfallsperiode Roms kennzeichneten.

---

[1]) Überall, wo von den relativen Güterpreisen die Rede ist, stützten wir uns auf die von W. S. Jevons in seinen „Investigations in Currency and finance" veröffentlichten Tabellen (p. 144).

Im Frieden wirkten mancherlei Umstände zu einer Erhöhung des Geldwertes zusammen. Die Metallabflüsse nach dem Orient erreichten fast den doppelten Umfang, in Amerika zeigte sich ein kräftiger Aufschwung, und die Arbeiten in den Minen erfuhren durch die Empörung der spanischen Kolonien eine Unterbrechung. Doch so günstig auch die Lage der Gläubigerklasse war, die Gesetzgebung konnte ihr noch weitere Vorteile gewähren, und das finanzpolitische Meisterstück, durch das Lombard-Street die Herrschaft über die Zahlungsmittel von Großbritannien erlangte, wurde mit einer wohl einzig dastehenden politischen Kunst erdacht und ausgeführt.

Unter der Herrschaft der Produzenten wurde die Ausgleichung der Werte beim Sinken der Güterpreise gewöhnlich durch Verbilligung des Geldpreises erzielt. Im vierzehnten, fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert hatte man den Penny systematisch entwertet, um dem wachsenden Geldmangel zu begegnen. Als im Jahre 1561 der peruvianische Goldzufluß das Maximum erreichte, erlangte die Münze wieder die gesetzmäßig vorgeschriebene Feinheit; im Jahre 1601 aber verlor der Penny ein halbes Gran an Gewicht, und obwohl die Münze nicht verschlechtert wurde, litt doch der ganze Geldstand so sehr unter der starken Abnützung, daß die Münze unter den Stuarts auf ungefähr zwei Drittel ihres Nennwertes sank. Eine Umprägung fand unter Wilhelm III. statt; da aber kam das Papier zu Hilfe, und die Entartung des im Umlaufe befindlichen Geldes schritt unaufhaltsam fort, da man nicht für die Einziehung der leichten Stücke vorgesorgt hatte. Im Jahre 1774 war auch die Entwertung der Guinee soweit vorgeschritten, daß das Parlament sich mit der Frage befassen mußte, und Lord North empfahl der Versammlung, „alle nicht vollwertigen Münzen einzuziehen und umzuprägen“; auch „möge die Goldzirkulation künftighin nach dem Gewichte wie nach dem Umfange geregelt werden.... und daß alle jene Stücke nicht mehr als gesetzliche Zahlungsmittel anerkannt werden sollten, die durch Abschleifung oder sonstwie entwertet und unter ein gewisses, durch königliche Verordnung festzulegendes Gewicht gesunken wären.“ [1])

Durch solche Maßnahmen wurde schließlich die Integrität

---

[1]) Ruding, Annals of the Coinage, vol. IV, p. 37.

der metallischen Zahlungsmittel gesichert, aber die Notenausgabe wurde in unbeschränktem Umfange vorgenommen, und im Jahre 1797 suspendierte die Bank von England sogar die Barzahlungen. Nun stiegen die Preise in unerhörter Weise, und in dem ersten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts erreichten die kommerziellen Abenteurer den Gipfelpunkt ihrer Macht. Vom Jahre 1810 angefangen nahm ihr Einfluß wieder ab, aber vorher bildeten sie einige Generationen hindurch eine wahre Aristokratie, und sie waren es, die die Sitten und Gesetze des Landes formten. Sie brauchten eine flüssige Zirkulation und sie erzielten sie mittels der Bank. Die Direktoren der Bank betrachteten es als ihre Hauptaufgabe, dieser Verpflichtung nachzukommen, und sie stellten es als einen Grundsatz für ihre Geschäftsgebarung auf, daß jedes rechtmäßige Geschäftspapier jederzeit eskomptiert werden müsse. Stiegen die Sätze, so schlossen sie daraus auf einen Geldmangel, und sie suchten diesem Mangel durch Ausgabe von Noten abzuhelfen.

Der Finanzmann Samuel Lloyd, der spätere Lord Overstone, hat das Wesen des Banksystems, das bis 1810 als allein richtig betrachtet wurde, folgendermaßen dargelegt: „Man hielt es für die Verpflichtung der Bank, den wirklichen Bedürfnissen des Handels entgegenzukommen und alle aus rechtmäßigen Geschäften hervorgegangenen Wechsel zu eskomptieren; nach diesem Prinzipe wurde der Umlauf geregelt.“ [1]) Und merkwürdigerweise gaben auch die Gegner des Systems zu, daß es gute Dienste leistete. Ein Mann von so entschiedenen Anschauungen wie Tooke, konnte sich nicht genug darüber wundern, daß „man trotz der falschen Grundsätze und der offenbar ganz schädlichen Tendenzen, denen die Gouverneure und manche Direktoren der Bank im Jahre 1810 folgten, eine solche Mäßigkeit bewahren konnte und ..... daß in jener bewegten Zeit, als auf dem politischen, wie auf dem kommerziellen Gebiete sich so unerhörte und tiefgreifende Veränderungen vollzogen, eine so regelmäßige Emission eingehalten wurde, daß das Gleichgewicht zwischen dem Golde und dem Notenkontingent ohne Zurückziehung des letzteren aus der Zirkulation in so spontaner Weise erfolgte.“ [2])

---

[1]) Overstone Tracts, p. 49.

[2]) Thomas Tooke, History of Prices, vol. I, p. 158.

In einem solchen Systeme mußte der Geldstand eher eine fallende als eine steigende Tendenz zeigen, und die Besitzer der großen Kapitalien befanden sich im Nachteile. Was die großen Wucherer, wie die Rothschilds, brauchten, war ein seinem Umfange nach beschränktes gesetzliches Zahlungsmittel, das sich nicht hinlänglich ausdehnen und dem wachsenden Geldbedarfe nicht genügen konnte und das daher im Preise steigen mußte. Weiters brauchten sie ein hinlänglich kompaktes Zirkulationsmittel, das von einer kleinen Anzahl Kapitalisten kontrolliert werden könnte, die also unter günstigen Umständen die ganze Schuldnergemeinde in ihrer Hand halten würden.

Nimmt man das Jahr 1810 als den Zeitpunkt an, wo die in den großen Kapitalien aufgehäufte Energie in England zu herrschen begann, so sieht man, daß die Revolution, die mit der Niederlage der Produzenten ihr Ende fand, unaufhaltsam mit kaum einer Unterbrechung fortschritt, bis sie im „Bank-Act" des Jahres 1844 ihre Lösung fand. Das erste Symptom des nahenden Umschwungs war das berühmte „Bullion-Commitee", das im Jahre 1810 auf den Antrag Francis Horners zusammentrat. Der Bericht dieses Komitees ist höchst interessant, denn er bezeichnet den Eintritt einer neuen Epoche, und der Kampf um die Vorherrschaft, der sich nun zwischen dem Leiher und dem Borger entspann, erscheint in jenem Berichte klar ins Licht gesetzt. Der Produzent betrachtete die Ware, der Bankier dagegen das Geld als den Wertmesser. Der Produzent suchte ein Zahlungsmittel, das ein gewisses gleichbleibendes Verhältnis zu allen Gütern — und das Gold war nur eines dieser Güter — bewahren sollte. Der Bankier wollte eine bestimmte Gewichtsmenge des Metalles, das er in seiner Hand hatte, zum allgemeinen unbestrittenen Einheitswertmesser erheben.

Ein hervorragender Kaufmann, namens Chambers, der von dem Komitee einvernommen wurde, faßte die Situation in wenigen Worten klar zusammen.

Frage: „Wieviel Gold — gemessen nach dem Preise des Münzgoldes — stellt eine Pfundnote der Bank von England dar?"

Antwort: „5 Penny-weights, 3 Grains."

Frage: „Wieviel Gold würden Sie nach dem gegenwärtigen Marktpreise des Goldes zu 4 Pfund 12 Schilling per Unze für eine Pfundnote der Bank von England erhalten?"

Antwort: „4 Penny-weights, 8 Grains."

Frage: „Sind Sie der Meinung, daß man eine Pfundnote der Bank von England gegenwärtig gegen die Goldmenge, die sie repräsentiert, eintauschen könnte?"

Antwort: „Nach meiner Ansicht stellt das Gold für die englischen Banknoten durchaus kein besseres Normalmaß dar, als etwa Indigo oder feines doppelbreites Tuch."

Obgleich das „Bullion-Commitee" ganz unter dem Einflusse der Bankiers stand, behaupteten sich im Parlamente die merkantilen Interessen, und die vom Präsidenten in seinem Berichte vorgeschlagenen Resolutionen wurden vom Unterhause etwa mit Zweidrittelmajorität abgewiesen. Doch der Strom floß jetzt in einer anderen Richtung, und die Änderung, die in den Machtverhältnissen eintrat, wird am besten durch die Laufbahn Peels gekennzeichnet. Unter allen Politikern seiner Zeit besaß er den sichersten Instinkt, und er verstand es am besten abzuschätzen, welche Partei die stärkste war. Sein Instinkt führte ihn selten oder nie irre, und darum trennte er sich nach dem Jahre 1812 von seinem Vater, wie er später in der Krise des Jahres 1845 seine Partei verließ. Der erste Sir Robert Peel, der große Fabrikant, der den Grund zu dem Reichtum des Geschlechtes legte, hatte den Instinkt des Produzenten und war entschieden gegen die Einengung der Zirkulation. Im Jahre 1811 stimmte er gegen den Bericht des „Bullion-Commitee", und damals stand der Sohn an seiner Seite. Nach dem Jahre 1816 aber wurde der junge Peel der Wortführer von Lombard Street, und es wird erzählt, daß nach der Annahme der Bill über die Barbezahlungen im Juli 1819 der Greis, der die große Rede seines Sohnes angehört hatte, schmerzlich ausrief: „Robert hat sein Vermögen verdoppelt, aber sein Land ruiniert!" [1])

Die neue Ära wurde wahrscheinlich mit der Schlacht von Waterloo endgültig eröffnet, denn nach Waterloo erlitten die Bankiers nie eine ernste Niederlage. Im Anfange stießen sie auf fast gar keinen Widerstand. Sie versuchten zunächst das Silber aus der Zirkulation auszuschalten. Im Jahre 1817 machte die Regierung die Gewichtsmenge von $123\,^{274}/_{1000}$ Gran Gold zur Münzeinheit, und die Münze, die um etwa ein halbes Gran

---

[1]) Doubleday, Political Life of Sir Robert Peel, vol. I, p. 218, Note.

zu leicht war, wurde nicht mehr als gesetzliches Zahlungsmittel anerkannt. Nachdem nun die Währung festgesetzt war, mußte man sie auch durchführen. Die Gläubigerklasse hatte damals Peel zu ihrem Repräsentanten gewählt, und im Jahre 1819 legte er eine Bill bezüglich der Barzahlungen vor. Er stieß nur auf geringen Widerstand und schlug das Jahr 1823 als Umsatzdatum vor, aber schon früher, vom 1. Mai 1821 an, wurden die Noten gegen Gold zurückgekauft. Was den Münzumlauf betrifft, so wurde das Werk durch diese Gesetze gänzlich durchgeführt, aber eine andere, weit wichtigere Frage war noch nicht berührt worden, nämlich die Frage der Eskompteeinschränkung. Denn solange die Bank alle Wechsel eskomptierte und immer, wenn die Sätze stiegen, Noten in unbegrenzter Menge in den Umlauf setzte, konnten die Schuldner ihren Verpflichtungen nachkommen, und der Wert des Geldes konnte eigentlich nie erhöht werden. Die Frage wurde durch die Panik des Jahres 1825 entschieden, die infolge des „Resumption-Act" eintrat.

Anläßlich der Suspension im Jahre 1797 hatte das Parlament die Bank ermächtigt, auf kleine Summen lautende Noten als Ersatz für die aus dem Verkehr schwindende Scheidemünze zu emittieren, aber diese Konzession lief zwei Jahre nach der Wiederaufnahme der Barzahlungen ab. Infolgedessen wurden allmählich die kleinen Noten eingezogen, und nach Macleod war im Jahre 1823 die Zirkulation in der Provinz um etwa 12% angespannt worden. Die Bank von England zog ferner eine sehr große Menge von Noten, die auf weniger als fünf Pfund lauteten, ein, und um die Lücke auszufüllen, wurden etwa 12 Millionen Sovereigns thesauriert, ein Goldquantum, das fast der ganzen Goldproduktion der vorausgegangenen sieben oder acht Jahre entsprach. Dieses Gold mußte der europäischen Zirkulation entzogen werden, und die plötzliche Goldknappheit machte sich in ganz Europa in der empfindlichsten Weise fühlbar.

In Frankreich wurde die Ausprägung von Goldmünzen fast gänzlich eingestellt, und die Preise sanken immer tiefer, von 1819 bis 1822 um 24%. Die beste Schilderung des Notstandes, den diese Goldabsorption zur Folge hatte, dürfte in den folgenden Zeilen enthalten sein, die M a c l e o d zu dem Zwecke schrieb, um zu beweisen, daß die Peels-Akte nichts mit der Katastrophe zu tun hatte.

„Es gab ein entscheidendes Argument gegen die Behaup-

tung, daß der Preissturz jenes Jahres mit der Akte von 1819 zusammenhing, nämlich daß auf dem Kontinent die Preise aller Ackerbauprodukte die gleiche Abwärtsbewegung zeigten. Ja, auf dem Kontinent war die Fluktuation noch viel heftiger als in England..... Dieselben Erscheinungen wurden auch in Italien beobachtet. Ein ähnlicher, wenn auch nicht so starker Preissturz fand in Lissabon statt. Wie konnte das Gesetz von 1819 die Lage in diesen Ländern beeinflussen?“ [1])

Die strenge, anhaltende Beengung des Geldmarktes, von der alle Produzenten getroffen wurden, lastete am schwersten auf der Gentry, deren Güter so sehr mit Hypotheken und sonstigen Schuldverpflichtungen belastet waren, daß häufig die Eigentümer ihre Besitzungen nicht mehr halten konnten und zu Bettlern wurden. Bei der Eröffnung des Parlamentes wurden beide Kammern mit Petitionen bestürmt, in denen um Hilfe gebeten wurde. Eine der bekanntesten dieser Petitionen, die im Februar 1823 von Charles Andrew Thomson aus Chiswick dem Unterhause vorgelegt wurde, ist ein sprechendes Dokument für die furchtbare Notlage, mit der die verschuldeten Landwirte zu kämpfen hatten.

Thomson gab im wesentlichen an, daß er und sein Vater — beide reiche Kaufleute, — im Jahre 1811 in Hertfordshire ein Gut zum Preise von 62.000 Pfund erworben hatten, in das sie weitere 10.000 Pfund in Ameliorationen investierten. Im Jahre 1812 schlossen sie einen Kontrakt bezüglich Ankaufes eines zweiten Gutes, dessen Kaufpreis 60.000 Pfund betrug; aber es war zu einem Prozeß gekommen, und ehe dieser ausgetragen wurde, hatten der Petent und sein Vater derartige Verluste erlitten, daß sie die Summe, die sie nach dem Spruche des Gerichtes zu bezahlen hatten, nicht aufbringen konnten. Sie nahmen daher auf beide Güter Hypotheken im Betrage von 65.000 Pfund auf. Im Juli 1822 wurden beide Grundstücke zum Verkaufe ausgeboten, aber die Verkaufsziffer erreichte nicht einmal die Höhe der Hypothekenschuld. In anderen Provinzen wurden Besitzungen, die früher 33.166 Pfund gekostet hatten, um 12.000 Pfund verkauft, und die allgemeine Depression hatte die Petenten zum Bankrott gedrängt. Im Jahre 1822, berichtete Thomson, war sein Vater gebrochenen Herzens gestorben, und

[1]) Theory and Practice of Banking, vol. II, p. 103.

er selbst blieb als ruinierter Mann mit sieben Kindern zurück und mußte auch für die zehn Kinder seines Bruders und für die sieben seiner Schwester sorgen.[1])

Es schien, als solle sich ein gewaltsamer Umschwung vollziehen, denn die Gentry verhehlte kaum ihre Absicht, einen Ausgleich der öffentlichen wie der privaten Schulden herbeizuführen. Alle Leidenschaften waren im Volke aufgewühlt, und im Juni 1822 führte der von Western gestellte Antrag, die Folgen der Wiederaufnahme der Barzahlungen in Untersuchung zu ziehen, eine große Debatte herbei. Der Antrag wurde abgewiesen, aber mit einer Konzession, die eine in Großbritannien noch nicht dagewesene Katastrophe im Gefolge hatte. Um die „Wiederaufnahmsakte" zu retten, brachte das Ministerium im Juli eine Bill ein, die darauf hinauslief, daß die kleinen Noten bis 1833 in Verkehr bleiben sollten. Sofort legte sich die Erregung, aber die Maßregel sollte die ernstesten und unerwartetsten Folgen nach sich ziehen.

Nach Francis stieg die Emission der Provinzbanken in der Zeit zwischen 1822 und 1825 um 50%,[2]) und dieser Notenzuwachs war nicht die einzige Form, in der die künstliche Preissteigerung zum Ausdruck kam. Der große Schatz an Sovereigns, den die Bank als Ersatz für die kleinen Noten angesammelt hatte, wurde jetzt überflüssig, und in einem dem Unterhause vorgelegten Memorandum stellten die Direktoren fest, daß infolge der neuen Politik nicht weniger als 14,200.000 Pfund zurückgeworfen worden waren.[3]) Die Folge davon war, daß der Markt im vereinigten Königreiche mit Gold geradezu überschwemmt wurde, und die Preise stiegen von 1824 bis 1825 in abnormaler Weise, nämlich um 15%.

Als die Aufwärtsbewegung eintrat, wurde das Volk, das so lange unter der scharfen Anspannung gelitten hatte, von der Spekulationswut ergriffen, und die Bank setzte indessen ihre alte Politik fort und eskomptierte bereitwillig alle präsentierten guten Wechsel. Im Jahre 1824 stiegen die Preise über das kontinentale Niveau, und das Gold, das in London billiger war als in Paris, begann nach dieser Stadt abzufließen. Die Reserve

---

[1]) Hansard, New Series, vol. VIII, p. 189.
[2]) History of the Bank of England, vol. I, p. 348.
[3]) Ibid., vol. I, p. 347.

der Bank fiel ohne Unterlaß. Im März 1825 erreichte das Fieber seinen Höhepunkt, es trat ein Rückschlag ein, und die Direktoren suchten die Notenausgaben einzuschränken. Die Folge davon war eine scharfe Anspannung, und im November kam der Krach. Huskisson berichtete im Unterhause, daß man achtundvierzig Stunden lang nicht einmal Staatspapiere in Bargeld umsetzen konnte. Die Schatzscheine waren ebenso unverkäuflich wie die Bankaktien und die ostindischen Papiere, und viele der reichsten Londoner Kaufleute gingen verzweifelt in den Straßen umher und fragten sich, ob sie morgen noch solvent sein würden? „Es heißt, daß selbst die Bank die Zahlungen einstellen mußte und daß wir ganz ohne Zahlungsmittel geblieben wären, hätte man nicht zufällig eine Kiste mit alten Ein- und Zweipfundnoten entdeckt.“ [1]) Was an jenem Tage im Sprechzimmer der Bank vorging, weiß man nicht. Der Druck der Handelsklasse war wohl zu stark geworden, man konnte ihr unmöglich Widerstand leisten; auch die stärksten Bankiers dürften damals in Unruhe gewesen sein, in jedem Falle wurde jetzt ein neuer Kurs eingeschlagen. Die Politik der Anspannung wurde aufgegeben, die Bank kehrte zum System von 1810 zurück, und sofort trat eine Erleichterung ein. „Wir liehen mit allen möglichen Mitteln, in einer Weise, wie wir nie noch vorgegangen waren.... wir eskomptierten nicht nur alle Papiere auf der Stelle, wir gewährten gegen Wechseldepots auch Vorschüsse im allergrößten Betrage.“ Die Bank gab in vier Tagen fünf Millionen in Noten aus, und „diese kühne Politik war von einem vollständigen Erfolge gekrönt, die Panik hörte fast sofort auf.“ [2])

Bei dem reichen Umlaufe, der die Mittel zur Zahlung der Schulden lieferte, schwand die Panik, aber die Katastrophe bot den Bankiers eine günstige Gelegenheit. Sie verstanden es, diese Gelegenheit auszunützen, und seither hielten sie die Gesellschaft immer mit gleicher Kraft unter ihrem Joche. Die Regierung wurde diskreditiert und wandte sich an jene Männer, die ihr wirklichen Schutz versprachen, nämlich an die Kapitalisten von Lombard Street; deren erste Sorge war es, ein Gesetz zu erwirken, nach dem die kleinen Banknoten, die, wie sie behaupteten, die Ursache der Katastrophe von 1825 waren, prohibiert

---

[1]) Maclaren, History of the Currency, p. 161.
[2]) Macleod, Theory and Practice of Banking, vol. II, p. 117—118.

werden sollten. Das Gesetz gelangte im Jahre 1826 zur Annahme, in jener Zeit, als Samuel Lloyd, vielleicht der größte Finanzmann der Neuzeit, eine hervorragende Stellung errang. Er war klug und scharfsinnig, griff aber dabei kühn und entschlossen zu. Lloyd, der mit erstaunlichem Scharfsinne die verwickelten Ursachen erkannte, die der modernen Konkurrenz zugrunde liegen, hatte alle Ministerien in seiner Hand und konnte die stärkste Opposition niederhalten. Er scheint seiner Sache immer sicher gewesen zu sein, und bis zu seiner letzten Stunde verspottete er die angsterfüllten Direktoren, die sich nur dadurch vor dem Bankrott retteten, daß sie sich zufällig „an ein Paket ausgestoßener Einpfundnoten erinnerten.... die sie aus einem Ausschußkeller zogen.“ [1])

Lloyds Vater nahm anfänglich eine ziemlich niedrige Stellung ein, er war nämlich Dissenterpriester in Wales, nach seiner Verehelichung aber trat er in ein Manchester Haus ein und gründete später in London die Firma Jones, Lloyd & Co., die dann in die „Londoner und Westminster Bank“, eine der größten Bankfirmen der Welt, überging. Samuel folgte eigentlich erst im Jahre 1844 seinem Vater, aber viel früher schon war er der anerkannte Führer der Kapitalistenklasse, und Sir Robert Peel war lange Zeit sein Stellvertreter. Lloyd war es, der die Bankakte vom Jahre 1844 entwarf und der die Hand auf die ganze Zirkulation des Reiches legte, und darum läßt sich die Politik der regierenden Klasse am besten mit seinen eigenen Worten zusammenfassen.

„Der Notenumlauf“, sagte er, „bedeutet ..... den Ersatz des Metalles durch das Papier. Umfang und Höhe des Notenumlaufes müssen sich also mit dem Umfange der entsprechenden Metallzirkulation decken, und das beste Maß der letzteren ist in dem zu- oder abfließenden Metallschatz gegeben.“ [2])

„Nach dieser Akte (vom Jahre 1844) darf die Bank Noten bis zum Betrage von 14,000.000 Pfund, wie früher, ausgeben, das heißt ohne daß für die Bezahlung dieser

---

[1]) Overstone Tracts, p. 325.
[2]) Ibid., p. 191.

Noten über die gesetzliche Verpflichtung hinaus garantiert wird. Aber alle Fluktuationen in dem Notenkontingent, das außer diesen 14,000.000 Pfund noch ausgegeben wird, müssen den parallelen Fluktuationen im Goldschatze direkt entsprechen.“ [1])

Nach Lloyds Grundsatz, den er in seinem Gesetzesantrag verkörperte, wurde die Zirkulation auf die Gewichtsmenge Goldes beschränkt, das für die Schuldenzahlung verfügbar war. „Wenn ...... man die Ausgabe von Noten gestattet, so muß die umlaufende Notenmenge immer genau der Menge an metallischen Zahlungsmitteln entsprechen, die in Zirkulation wären, wenn es keine Noten gäbe.“ [2]) Im Jahre 1845 wurde die Bank-Akte auch auf Schottland ausgedehnt, und zwar mit der Einschränkung, daß dort auch kleine Noten zirkulieren durften. Die Expansion der Provinznoten wurde prohibiert, und in England trat derselbe ökonomische Zustand ein, der einst in Byzanz geherrscht hatte, — ein Spannungszustand, in dem die Schuldnerklasse erdrückt wird, weil bei der Einengung der gesetzlichen Zahlungsmittel jede Zahlung unmöglich wird, wenn die Gläubiger die Anleihe zurückziehen.

Samuel Lloyd war vielleicht der tüchtigste Finanzier, der je gelebt hat. Jedenfalls hat er, wie nur wenige Menschen, auch der letzten Generationen, eingesehen, welch mächtiges Werkzeug die Goldwährung darstellt. Er hat klar erkannt, daß, wenn der Handel zunimmt, die nichtelastische Zirkulation im Werte steigen muß, er sah, daß seine Klasse, sofern sie über ausreichende Mittel gebot, eine solche Wertsteigerung fast willkürlich herbeiführen konnte, daß sie sie in jedem Falle durch Ausnützung der ausländischen Kursänderung lenken konnte, wenn sie einmal eintrat. Auch erkannte er, daß die Anspannung, sofern sie einmal herbeigeführt war, bis zum Extrem getrieben werden konnte, daß ferner, wenn der Geldpreis allzusehr stieg, wie im Jahre 1825, die Schuldner ihre Güter ausliefern müßten und daß die Gläubiger ihnen dann ihre Bedingungen diktieren könnten.

Auch sagte er sich, daß unter der dauernden Knappheit die Preise fallen und einen tieferen Punkt als bei den anderen Völkern erreichen müßten, daß dann das Gold vom Ausland zu-

---

[1]) Overstone Tracts, p. 318.

[2]) Theory and Practice of Banking, vol. II, p. 147.

fließen und so eine Erleichterung eintreten würde, auch wenn die Regierung nicht eingriffe; infolge der Goldeinflüsse würde der Umfang der Zirkulation wachsen und die Preise würden steigen, und dann könnte man die in der Panik verfallenen Pfänder in der Hausse zurückkaufen. Mit seiner gewohnten Klarheit setzte er das Prinzip dieser Auf- und Abwärtsbewegung vor einer aus dem Hause der Lords hervorgegangenen Kommission auseinander, die die Ursachen der Panik vom Jahre 1847 zu untersuchen hatte.

„Die Geldnot hat die Tendenz, ein Sinken der Güterpreise hervorzurufen; dieser Umstand fördert den Export, während der Import abnimmt, und infolgedessen wird schließlich der Einfluß von Metall begünstigt. Ich kann einen recht charakteristischen Fall anführen, aus dem hervorgeht, daß eine Einengung des Geldstandes die Wirkung hat, den Preis unserer Arbeitsprodukte herabzusetzen und dementsprechend unseren Export zu steigern." Er berichtete nun, er habe während der letzten Panik einen Brief „von einer sehr bedeutenden Persönlichkeit aus Lancashire" erhalten, in dem er gebeten wurde, seinen Einfluß beim Ministerium geltend zu machen, „damit das Gesetz entschieden gehandhabt werde und daß man allen Abschwächungsversuchen energisch Widerstand leisten möge, denn in Lancashire wehren sich die Industriellen gegen den übertrieben hohen Preis der Rohbaumwolle." „Diesen Brief erhielt ich am Morgen desselben Tages, an dem das Schreiben der Regierung (bezüglich der Aufhebung des Gesetzes) erschien, und fast augenblicklich stieg die Baumwolle im Preise."

Frage: „Der Schreiber jenes Briefes war wohl ein vermögender, ein sehr reicher Mann, dem für seine Geschäfte Kapital im Überfluß zur Verfügung stand?"

Antwort: „Er hatte sich eben von den Geschäften zurückgezogen. Ich kann noch einen anderen Fall anführen, der sich in London ereignete und der diese Resultate bestätigt. Eine halbe Stunde, nachdem die Mitteilung von der Einberufung des Direktorenrates sich verbreitet hatte, sandten die Parteien, die wohl den Schluß zogen......, daß nun die Banklage eine Erleichterung erfahren werde, Orders, um ihre Waren von dem Verkaufe zurückzuziehen." [1])

[1]) Overstone Tracts, p. 573—574.

Die Geschichte eines halben Jahrhunderts hat die Richtigkeit der Diagnose, die dieser große Finanzmann stellte, bekräftigt. Die Politik Lloyds, wie sie von seinen Nachfolgern fortgesetzt wurde, hatte nicht nur einen Preisfall in allen europäischen Ländern zur Folge, sie änderte auch den ganzen Aspekt der Zivilisation. In England begann die Katastrophe mit der Annahme des „Bank-Act".

Kaum kam dieses Gesetz zur Anwendung, so trat auch schon, wie dies nicht anders möglich war, eine Anspannung der Zirkulation ein, und dies zu einer Zeit, als infolge der kommerziellen Expansion der Goldpreis stieg. In der Zeit von 1839 bis 1849 sanken die Güterpreise um 28%, und so ernst dieser Preissturz auch war, erscheint er doch bei Berücksichtigung der damaligen Verhältnisse mäßig. Der von den Minen gelieferte Ertrag war ganz gering, und von diesem Ertrag absorbierte Indien jährlich durchschnittlich 2,308.000 Pfund oder etwas mehr als ein Sechstel des Gesamtertrages.

Amerika blühte mit beispielloser Kraft empor, mit dem Sinken der Preise wurde die industrielle Konkurrenz immer schärfer, und der „Bank-Act" wurde in jenem Jahre durchgeführt, in dem der Eisenbahnbau eine Art Manie zu werden begann.

Der Bauernstand ist immer der schwächste Teil der Bevölkerung, und die Preise der Ackerbauprodukte sind daher am empfindlichsten. Die Bauern verfügen selten über große Einkünfte, und in dem Maße, wie der Wert der Ernten sinkt, sinkt auch der Überschuß, von dem sie leben, bis sie schließlich in guten Jahren auf das strikte Existenzminimum beschränkt sind, während sie in bösen Jahren von der Hungersnot bedrängt werden. Die irischen Bauern waren der schwächste Teil der Bevölkerung von Großbritannien, als Lord Overstone den Gipfel der Macht erreichte, und sie mußten verhungern, als im Jahre 1845 die Kartoffelernte ausblieb.

Wenn auch die Grundbesitzer im Jahre 1688 ihre Herrschaft über die Nation verloren hatten, waren sie doch bis zum letzten Ministerium Robert Peels mächtig genug, um sich den Schutz des Parlamentes gegen die ausländische Konkurrenz zu erwirken. Im Jahre 1815 war die Yeomanry fast ganz verschwunden, und der Boden war im Besitze bloß einiger reichen Familien, deren Einkünfte die Grundrenten bildeten; und die Höhe derselben war von den Getreidepreisen abhängig. Es war daher

die Hauptaufgabe der Aristokratie, die Getreidepreise in der Höhe zu erhalten, und als im Frieden die Preise fielen, erwirkten sie ein Gesetz, durch das die Einfuhr prohibiert wurde, bis der Scheffel zehn Schilling im Lande kostete.

Dieses Gesetz, dem noch manches Amendement hinzugefügt wurde, um es wirksamer zu gestalten, verfehlte zum Teil seinen Zweck. Die immer stärkere Anspannung wirkte mit unwiderstehlicher Macht, die Preise fielen, die Pächter wurden bankrott, und je teuerer das Gold wurde, um so häufiger fielen die mit Hypotheken belasteten Güter in die Hände der Gläubiger. So kam es, daß, als im Jahre 1841 Robert Peel die Leitung der Staatsgeschäfte übernahm, die Gentry die Getreidegesetze als einzigen Rettungsanker betrachtete und Peel zu ihrem Vorkämpfer erwählte. Aber schon nach wenigen Jahren wurde es offenbar, daß die Politik, die in Lombard Street getrieben wurde, zu einem Kampf auf Tod und Leben zwischen den Fabrikanten und den Grundbesitzern führen mußte. Mit der Hungersnot des Jahres 1846 trat der entscheidende Augenblick ein, und als Peel, wie dies seine Art war, auch diesmal sich der stärkeren Partei anschloß und seine Anhänger ihrem Schicksal überließ, folgte er nur dem Triebe einer unwiderstehlichen Macht.

Die Grundbesitzer sowohl wie die Gewerbetreibenden waren, als Klasse betrachtet, in der Lage von Schuldnern, und im Jahre 1844 erschien den einen das billige Brot ebenso wichtig wie den anderen das teure Getreide. Bei dem ständig fallenden Markte mußte der Gewinnüberschuß des Fabrikanten immer kleiner werden, und schließlich glaubte man in Manchester und in Birmingham dem allgemeinen Ruin entgegenzugehen; man sah nur den Ausweg, die Löhne im gleichen Verhältnis herabzusetzen oder im internationalen Handelsverkehr neue Absatzmärkte zu finden. Durch das Korngesetz wurden beide Auswege gesperrt, und so mußten denn die Gewerbetreibenden mit der Aristokratie den Kampf auf Leben und Tod aufnehmen. Mit welcher Heftigkeit der Kampf geführt wurde, kann man aus der höhnischen Art erkennen, mit der Richard Cobden die Personen behandelte, die die Meinung vertraten, daß das freie Korn gleichbedeutend sei mit allgemeiner Zahlungsunfähigkeit.

„Sir Edward Knatchbull hätte für die Liga keine bessere

Rede halten können, selbst wenn er dafür bezahlt worden wäre. Ich brach in ein so schallendes Gelächter aus, daß er mir einen speziellen Ordnungsruf erteilte, und ich bat ihn um Verzeihung, denn ich wollte ihn am allerwenigsten verletzen; wir sind ihm ja alle sehr verpflichtet. Er meint, das Korngesetz sei unumgänglich nötig, denn, wenn man es abschaffe, könnten sie die auf ihren Gütern lastenden Leibgedinge nicht mehr bezahlen. Lord Mountcashel, der wohl kein überschlauer Kopf ist, sagte auch, daß das halbe Land mit Hypotheken belastet ist und daß man keinen Zins zahlen kann, wenn keine Brotsteuer eingeführt wird. Wenn in Lancashire eine Person in Schulden gerät und zahlungsunfähig wird, kommt sein Name in die Zeitung, und was für einen Gewerbetreibenden gut ist, muß auch für einen Grundbesitzer billig sein.“ [1])

Am 26. Juli 1846 erhielt das Korngesetz die königliche Sanktion. In diesem Streite war die Gentry unterlegen, denn sie war nur die erste Verkörperung des Strebens der Natur, die den ökonomischen Typus hervorzubringen suchte, und sie stand in entschiedenem Gegensatze zu den späteren Formen, hinter denen sie im Konkurrenzkampfe längst zurückgeblieben war. Bright und Cobden wie auch Lloyd und Peel gehörten einer Rasse an, die zum Handel gedrängt wurde, als ihre Besitzungen den glücklicheren Vorfahren jener Männer zufielen, die nun im Jahre 1846 ganz in ihrer Hand waren. Peel selbst war der Sohn eines Baumwollspinners und der Enkel eines Freibauern, der erst in der Mitte seines Lebens seinen Handwebstuhl verlassen hatte, um in der „industriellen Revolution“ sein Glück zu machen.

Wie einst in Italien, so mußte auch jetzt in England der Schwächste zuerst zugrunde gehen, und die Landgentry erlag fast ohne Widerstand den Manövern, die in Lombard-Street gegen sie ins Werk gesetzt wurden. Doch wenn auch die Gewerbetreibenden zu triumphieren schienen, sollte ihre Freude nicht lange währen, denn selbst in der Stunde ihres Sieges waren sie von dem Schicksal bedroht, das immer über dem Schuldner schwebt, wenn die Gläubigerklasse die Hand auf die Zirkulation legt. Der „Bank-Act“ machte die Wucherer allmächtig, und im

---

[1]) Ashworth, Cobden and the League, p. 171.

Jahre 1846 fiel die Kartoffelernte noch schlechter aus als im vorausgegangenen Jahre. Der Kredit ist in England immer empfindlicher als in Frankreich, weil er auf einer engeren Basis ruht, und damals war er durch die großen Eisenbahnanleihen aufs Äußerste angespannt. Als der Getreidehandel frei wurde, kamen große Mengen Weizen ins Land, die in Gold bezahlt wurden. Der Goldschatz der Bank wurde immer kleiner, und die Reserve wurde so schwach, daß am 2. Oktober 1847 die Direktoren keinen Eskompte mehr gewährten. Das Ereignis, das Lloyd vorausgesagt, trat drei Jahre nach der Votierung seines Gesetzantrages wirklich ein. Die Geldnot hatte eine Aufwärtsbewegung der Preise zur Folge. Der Entschluß der Direktoren, das Leihgeschäft einzustellen, rief „auf der Börse große Erregung hervor. Die Stadt- und Landbankiers verkauften eiligst die in ihrem Besitze befindlichen Staatspapiere, um bares Geld zu erlangen. Der Preisunterschied zwischen den gegen bares Geld verkauften Staatspapieren und den Preisen für den 14. Oktober wies ein Agio auf, das einem Satze von 50% pro Jahr entsprach. Schatzscheine wurden mit 35 Schilling Diskont verkauft...." „Der Privatdiskont war vollständig aufgehoben. Niemand wollte sich von seinem Gelde und den in seinem Besitze befindlichen Noten trennen. Die exorbitantesten Summen wurden den Kaufleuten vergeblich für die Indossierung von eigenen Wechseln angeboten." [1])

Das nötige Gold konnte nur aus dem Auslande beschafft werden, und da einige Zeit vergehen mußte, ehe Bargeld in genügender Menge ins Land kommen und eine Erleichterung des Geldstandes herbeiführen konnte, stellte vorläufig der Umlauf das einzige gesetzliche Zahlungsmittel dar. Es trachtete darum jedermann, möglichst viel Kapital zu thesaurieren, und, wie später der Schatzkanzler bemerkte, „der Umlauf, der unter normalen Verhältnissen für die Bedürfnisse des Verkehres ausgereicht hätte, erwies sich nun als unzulänglich." Kisten mit Gold und Banknoten zu „Tausenden und Zehntausenden von Pfunden" wurden „in den Banken deponiert". „Die Kaufleute", sagte der Kanzler, „bettelten um Noten." „Gebt uns Noten," sagten sie...., „wir fragen nicht nach dem Zinsfuß. Man sage

[1]) Macleod, Theory and Practice of Banking, vol. II, p. 169—170.

uns nur, daß wir Noten haben können, und sofort wird das Vertrauen wiederkehren." [1])

Nach dem 2. Oktober waren absolut keine Noten mehr zu haben, das Geld war ein unbezahlbarer Artikel, und wäre die bisherige Politik strikte fortgesetzt worden, so hätten die Schuldner, deren Verpflichtungen damals fällig wurden, ihre Güter verloren, denn es gab keinen Kredit mehr, und sie konnten nicht das nötige Geld auftreiben, um ihre Pfänder freizukaufen.

Doch der Wucherer, der immer seinem Instinkte folgt, ging nie darauf aus, die Gesellschaft mit einem Male zu ruinieren, nur ganz allmählich arbeitet er auf eine Erschöpfung der Lebenskraft des Volkes hin. Als daher die großen Kapitalisten ihre Gelüste befriedigt hatten, ließen sie eine Erleichterung in der Situation eintreten. Vom 2. bis zum 25. Oktober ließ man die Spannung wirken, dann legte sich Overstone ins Mittel, man gab der Regierung die nötigen Instruktionen für die Aufhebung des „Bank-Act" und man versprach der Gesellschaft alles Geld, das sie brauchen würde.

Die Wirkung war eine augenblickliche. Das von Lord Russel unterzeichnete Schreiben des Ministeriums, in dem den Direktoren der Bank die Ausdehnung des Eskomptes empfohlen wurde, „wurde Montag, den 25., gegen ein Uhr veröffentlicht, und sofort schwand die Panik wie ein schwerer Traum. Guerney behauptete, daß die Wirkung des Schreibens in zehn Minuten eintrat. Kaum wußte man, daß man Noten haben konnte, so war auch schon das Bedürfnis geschwunden." [2])

Große Pakete mit Noten wurden „in die Bank von England zurückgeschickt, noch in die Hälfte gebogen, wie man sie in die Provinz geschickt hatte."

Die Geschichte dieser Krise beweist, daß im Jahre 1844 die Geldleiher in London eine autokratische Machtstellung einnahmen. Das Ministerium war natürlich durchaus nicht geneigt, ein eben durchgeführtes Gesetz zu suspendieren, und der Schlag traf namentlich Peel sehr schwer, aber es gab für die Regierung keinen anderen Ausweg. Es wurde seinerzeit erzählt, die Privatbankiers hätten dem Schatzkanzler zu verstehen gegeben, sie würden, wenn er nicht im gewünschten Sinne einschreite, ihre

[1]) Hansard, Third Series, vol. XCV, p. 396.
[2]) Macleod, Theory and Practice of Banking, vol. II, p. 170.

Depots aus der Bank von England zurückziehen, und auf dieses Argument — das gleichbedeutend war mit dem drohenden Bankrott — gab es keine Antwort. Doch ob es wirklich zu einem solchen Schritte seitens der Bankiers kam oder nicht, soviel steht wohl außer Zweifel, daß das Ministerium auf Geheiß von Lombard-Street handelte; denn der Schatzkanzler erklärte, um seine Politik zu verteidigen, daß das Gesetz erst dann außer Kraft gesetzt worden war, als „die mit den Geschäften vertrauten Personen, die der schließlich von uns eingeschlagenen Politik am wenigsten günstig gesinnt waren," sich einstimmig dafür aussprachen, man müsse der Geschäftswelt zu Hilfe kommen." [1])

Im ganzen Lande herrschte ein außerordentlicher Notstand, der sich in all den bekannten Formen äußerte. Die Staatseinkünfte sanken, die Auswanderung nahm zu, der Weizen brachte nur ungefähr 5 Schilling per Scheffel ein, und in England und Wales gab es mehr als 900.000 Arme. Die herrschende Unzufriedenheit äußerte sich im Chartismus, und es drohte eine Revolution auszubrechen. Und nicht nur in Großbritannien herrschten diese Zustände, ganz Europa war bis in seine Grundfesten erschüttert, und alle Umstände schienen eine furchtbare Umwälzung zu prophezeien, als die Natur eingriff und einen so unermeßlichen Goldstrom über die Erde ergoß, daß die Länder all dies Gold kaum fassen konnten.

Im Jahre 1849 kam das erste kalifornische Gold nach Liverpool. In vier Jahren nahm der Metallschatz um das Dreifache zu, die Preise stiegen, die Ernten warfen beim Verkaufe wieder einen Gewinn ab. Als die Landwirte reicher wurden, nahm die Nachfrage nach den Fabrikaten zu, die Löhne stiegen, die Unzufriedenheit schwand, und wenn auch die Werte nie wieder bis zu den Kursen von 1809 stiegen, erreichten sie doch jenes Niveau der wirklichen Prosperität, wie sie vor der französischen Revolution geherrscht hatte. Doch trotzdem die Kaufkraft des Goldes fiel und somit den Schuldnern Gelegenheit geboten wurde, ihre Schulden zu bezahlen, erweckte dies nicht mehr jenen allgemeinen Jubel, der einst in Europa geherrscht hatte, als Potosi entdeckt wurde, denn in der Gesellschaft hatte sich eine tiefe Veränderung vollzogen seit der Zeit, da die

---

[1]) Hansard, Third Series, vol. XCV, p. 398.

Piraten die peruvianischen Gallionen geplündert und so den Grund zum Reichtum Englands gelegt hatten.

Dem Geistestypus, der nach 1810 zur Herrschaft kam, war die anhaltende Wertsteigerung der Güter im Verhältnisse zum Gelde unwillkommen, und fast seit den ersten Goldfunden schon wirkte eine unmerkliche, aber unwiderstehliche Kraft im Sinne der Anspannung, eine Kraft, die sich zuerst in dem Streben nach einer einheitlichen Goldwährung und dann im allgemeinen Goldmonometallismus äußerte. Dieser große Umschwung trat mit dem Siege Deutschlands über Frankreich ein. Bis nach der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts nahm Deutschland infolge seiner Armut im ökonomischen Systeme Europas eine untergeordnete Stellung ein. Das Land, das wenig Häfen besaß, hatte aus der Plünderung Amerikas und Indiens nur geringen Nutzen gezogen, der Handel hatte sich dort nie zentralisieren können und das angesammelte Kapital war nicht ausreichend gewesen, um eine hohe Konsolidation zu ermöglichen. All diese Verhältnisse erfuhren eine Änderung, als Frankreich von Deutschland besiegt wurde. Im Jahre 1871 erwarb Deutschland eine ungeheuere Beute, und die Wirkung war eine ähnliche, wie einst in England nach der Plünderung von Bengalen, mit dem großen Unterschiede jedoch, daß Deutschland fast augenblicklich in die Phase der Kontraktion trat.

Die Plünderung Indiens währte zwanzig Jahre, Frankreich dagegen wurde in einigen Monaten ausgeraubt, und während in England die „industrielle Revolution“ von der Schlacht bei Plassey bis zur Einführung der Goldwährung dauerte, kamen in Deutschland die Bankiers gleich von allem Anfang zur Herrschaft. Die Regierung lag in der Hand jener Klasse, die eine im Werte steigende Zirkulation wünschte, und im Jahre 1873 folgte das neue Reich dem Beispiele von Lombard-Street und das Silber wurde demonetisiert.

Das Vorgehen Deutschlands war von entscheidender Bedeutung. Das Münzsystem der Lateinischen Union und der Vereinigten Staaten erfuhr gewisse Einschränkungen, und so wurde das ganze Gewicht des Handels im Okzident von der alten ge-

mischten Währung ausschließlich auf das Gold übertragen. Auf diese Weise wurde nicht nur in den großen Handelsstaaten die Basis des Kredits geteilt, auch der jährliche Metallvorrat für die Ausprägung wurde vermindert. Das im Jahre 1893 von den Goldfeldern gelieferte Metall wies ein Defizit von ungefähr 9% gegenüber dem Gold- und Silberzufluß des Jahres 1865 auf, und doch mußte während dieser achtundzwanzig Jahre der Goldbedarf gewaltig gewachsen sein, sofern man annimmt, daß dieser Bedarf mit der Ausdehnung des Handels gleichen Schritt hält.

Nach der Einführung der Goldwährung traten genau jene Phänomene ein, die Lloyd vorausgesehen hatte. Lord Overstone hatte sie der früheren Generation erklärt. In einem seiner Briefe über die „Bank Charter" hatte er schon im Jahre 1855 die ganze Politik der Wucherer dargelegt:

„Wenn in einem Lande die Bevölkerung und der Reichtum wachsen und wenn auf allen Gebieten eine größere Tätigkeit entfaltet wird, wird auch ein größerer Umlauf nötig sein, um den erhöhten Anforderungen zu entsprechen. Dieser Bedarf nach einer weiteren Zirkulation wird eine Wertsteigerung des vorhandenen Umlaufes zur Folge haben, das Gold wird rarer und teurer werden.... mit anderen Worten, das Gold wird im Werte steigen." [1])

Durch das Eingreifen Deutschlands wurde Overstones Politik auf die ganze Welt des Westens ausgedehnt, und zwar mit dem von ihm vorausgesagten Resultate. Der Wert des Goldes wuchs, bis es eine seit den Zeiten des Mittelalters unerreichte Kaufkraft erlangte; und während in den Ländern, in denen das Silbergeld im Umlaufe war, die Preise im wesentlichen unverändert blieben, so daß die Produzenten prosperierten, trat in Europa, in den Vereinigten Staaten und in Australien eine allgemeine wirtschaftliche Schwächung ein. Wie gewöhnlich hatte auch diesmal die ländliche Bevölkerung am meisten zu leiden, und die englische Aristokratie, der die Goldfunde eine Pause der Erleichterung gewährt hatten, mußte zuerst erliegen. Denn sie zog nicht nur ihre Einkünfte aus dem Ackerlande, sie stand auch im Zentrum des Konkurrenzkampfes und sie war gleichzeitig dem amerikanischen und dem asiatischen Drucke aus-

[1]) Overstone Tracts, p. 319.

gesetzt. Die Ernte von 1879 war eine der schlechtesten des Jahrhunderts, der Boden verlor an Wert, so daß seine Besitzer alle Hoffnung verloren, und man kann wohl in dieses Jahr den Untergang einer Klasse verlegen, die dreieinhalb Jahrhunderte hindurch im Wohlstande gelebt hatte.

Das Emporkommen dieser Tudoraristokratie, die sich in der Reformationszeit zur Blüte erhob, war eine der ersten Folgen der beschleunigten Bewegung, infolge deren das Handelszentrum von Italien an die Nordsee verlegt wurde. Ihre Mitglieder nahmen an dem scharfen ökonomischen Konkurrenzkampfe teil, und sie siegten dank ihrer besonderen geistigen Begabung, weil sie imstande waren, die Ländereien der Priester und der Soldaten an sich zu reißen. Die Soldaten waren die Freibauern, die ihr Land verloren und dann Seeräuber, Sklavenhändler, kommerzielle Abenteurer, religiöse Kolonisten und Eroberer wurden, und sie lenkten jenen Strom von Reichtümern nach England, die in Bewegung umgesetzt wurden und so die „industrielle Revolution" erzeugten. Als am Beginne des neunzehnten Jahrhunderts dank ihren Bemühungen genügend große Energiemengen in Form von Geld aufgespeichert waren, erhob sich eine neue Rasse zur Macht, in der diese Kraft am besten zum Ausdruck kommen konnte — Männer wie Nathan Rothschild und Samuel Lloyd, die wohl einen feineren Intellekt und einen schärferen Blick besaßen als alle ihre Vorgänger, Finanzmänner, neben denen die Wucherer von Byzanz und die Anhänger Heinrichs VIII. sich wie Pygmäen ausnehmen.

Diese Männer ersannen eine ganz erstaunliche Politik, die sie zu Herren des ganzen Handels und des Gewerbes machte. Sie rissen den ganzen Goldschatz der Erde an sich und erhoben dann mit Hilfe der Gesetzgebung das Gold zum einzigen Wertmesser. Was Samuel Lloyd und seine Genossen im Jahre 1847 in England durchsetzten, konnten seine Nachfolger nach 1873 in allen Nationen tun, die die Goldwährung hatten. Als kein Silber mehr in die Münze kam, ermangelte die Zirkulation jeglicher Elastizität, der Goldwert konnte wie der Preis jedes anderen, nach seiner Quantität beschränkten Artikels entsprechend reguliert werden, und die menschliche Rasse wurde der neuen Aristokratie dienstbar, in der die aufgespeicherte Energie der Menschheit repräsentiert erschien.

Wenn diese Aristokratie einmal eine Politik wie die des

„Bank-Act“ eingeschlagen hat, können die Produzenten nur sehr schwer Widerstand leisten. Sie nehmen die Stellung von Schuldnern ein, und wenn ihnen der Kredit entzogen wird, werden sie ruiniert; beim ersten Anzeichen der Empörung ziehen die Bankiers ihr Gold zurück, sie stellen das Leihgeschäft soweit als möglich ein, und eine Panik ist unausbleiblich. Um dem drohenden Verderben zu entrinnen, müssen die Schuldner nachgeben.

Seit dem Jahre 1873 sind die Preise im allgemeinen gesunken, und die Hypothek zehrt immer mehr am Pfande; doch von Zeit zu Zeit hat die Kreditorenklasse das Bedürfnis, die Güter, die sie durch den Bankrott der Schuldner erworben hat, in Gold zu verwandeln, und dann tritt die Hausse ein, wie sie Overstone beschrieben hat. Man läßt die Schätze ins Land strömen, der Kredit wird in reichstem Maße gewährt, der Umlauf wächst, die Werte steigen, es werden viele Güter verkauft, und neue Glücksritter nehmen neue Verpflichtungen auf sich. Dann folgt auf diese Expansion eine neue Spannung, und die Liquidation wiederholt sich auf einer immer tiefer steigenden Skala.

Viele Jahre lang ist das Pachtland im Okzident im Werte gesunken, wie es einst zu Plinius d. J. Zeiten in Italien an Wert verlor. Überall leidet der Bauernstand Not, genau wie unter der Regierung Trajans, überall wandern die Bauern in die Städte, wie damals, als Rom den Denarius nicht mehr anerkannte. Bei der im Jahre 1891 im Vereinigten Königreiche vorgenommenen Volkszählung wurde festgestellt, daß über 71 % der Bevölkerung von England und Wales in den Städten leben, ja daß die Bevölkerung in den ausgesprochenen Ackerbaudistrikten zurückgegangen ist, während sie sich in den städtischen Distrikten seit der letzten Zählung um mehr als 15 % vermehrt hatte.[1])

Ferner ist im Laufe einer Generation die Fruchtbarkeit der reichlicher lebenden Rassen entschieden zurückgegangen, und die Bevölkerungszunahme wird immer geringer. In den Vereinigten Staaten ist man allgemein der Ansicht, daß die ursprünglichen amerikanischen Rassen sich kaum mehr fortpflanzen. Doch wie alle sozialen Phänomene in Frankreich mindestens ein Vierteljahrhundert früher als bei den anderen Nationen eintreten, so kann man auch das Abnehmen der

[1]) Journal of Royal Statistical Society, vol. LIV, p. 436—464.

Vitalität am deutlichsten in Frankreich erkennen. Im Jahre 1789 hatte die französische Familie im Durchschnitt 4·2 Kinder, im Jahre 1891 sank sie auf 2·1,[1]) und seit 1890 ist die Anzahl der Geburten und der Todesfälle fast übereinstimmend.[2]) Im Jahre 1889 bemühte man sich, mit Hilfe der Gesetzgebung die Entstehung großer Familien zu begünstigen, und den Eltern, die eine Familie von sieben Kindern hatten, wurden gewisse Steuern erlassen; aber dieser Versuch, auf dem Wege der Gesetzgebung die Produktivität zu fördern, mißlang. In seinem großen Werke über die Bevölkerung Frankreichs gebraucht Levasseur fast dieselben Worte wie Tacitus: „Seit dem siebzehnten Jahrhundert haben alle gesetzlichen Maßnahmen zu gar keinem Resultate geführt. Und sie werden auch in Zukunft nichts leisten, denn die Sitten sind stärker als die Gesetze.“ [3])

All diese Umstände deuten darauf hin, daß der Höhepunkt der Konsolidation erreicht ist. Und selbst das Emporkommen der Bankiers ist nicht die einzige, noch die sicherste Anzeige dafür, daß die Zentralisation ihren Endzustand erreicht hat. Die Vernichtung der minder widerstandsfähigen Organismen infolge der beschleunigten Bewegung tritt viel deutlicher in den unteren Schichten hervor, sie ist viel klarer in dem Überhandnehmen der billigen Arbeit als in der Entwicklung des Finanziers zu erkennen.

---

[1]) Émile Levasseur La population française, t. III, p. 150.
[2]) Dénombrement de 1896, p. 825—826.
[3]) La population française, t. III, p. 225.

## XIV. Kapitel.

# Die Dekadenz.

Betrachtet man die Entwicklung eines neuen Typus, so gewinnt man den Eindruck, als hätte die Natur zur Heranzüchtung eines solchen Typus ungefähr drei Generationen nötig. So kam es, daß nach der Katastrophe von Waterloo die Geldleiher nicht sofort die absolute Herrschaft an sich rissen. Während der folgenden, über etwa sechzig Jahre reichenden Periode hatten die Abenteurer einen großen Kampf zu bestehen, in dem ihnen die Goldfunde in der Mitte des Jahrhunderts zu Hilfe kamen. Scheinbar kam über sie die Katastrophe bei Sedan, denn der Verfall des Soldatentypus, der seit dem Sturze Napoleons immer mehr zum Ausdruck kam, trat nach dem Untergange des zweiten Kaiserreiches noch schärfer hervor, als seinerzeit nach der Konsolidation des römischen Reiches.

Von den Zeiten Alarichs bis auf Napoleon hatte sich die Energie im Soldaten freie Bahn gebrochen. Oft blieb er sogar trotz seiner feindseligen Haltung gegenüber der kapitalistischen Klasse siegreich, und in der Theorie wenigstens war das militärische Kommando die vornehmste Leistung eines Menschenlenkers. Der ideale Staatsmann war der, der wie Cromwell und Friedrich der Große, wie Heinrich IV., wie Wilhelm III. und Washington seine Anhänger in den Kampf führte, und auf dem Kontinent hatte sich die Aristokratie — und diese Verhältnisse dauerten bis 1789 — zu einer berufsmäßig militärischen Kaste herausgebildet. In Frankreich und in Deutschland erhielt sich die alte Tradition bis zur letzten Generation aufrecht. Nach dem Jahre 1871 erst begann die neue Ära, die durch so viele große soziale Wandlungen gekennzeichnet ist. Zum erstenmal trat in der Geschichte der Fall ein, daß die Lenker des französischen Volkes nicht mehr dem kriegerischen, sondern

dem kapitalistischen Typus angehörten, und überall trat dieselbe Erscheinung hervor: das ganze soziale Verwaltungswesen fiel in die Hände der Geldmänner. Ein so radikaler Umschwung war weder in Rom noch in Byzanz zu verzeichnen gewesen, denn dort erforderte es die stets drohende Barbarengefahr, daß an der Spitze des Staates ein Soldat stünde, ein Feldherr; in Europa dagegen verlor der Soldat seine Bedeutung. Seit der Kapitulation von Paris sinkt der Soldat immer mehr zur Rolle eines bezahlten Beamten herab. Die Geldmänner bezahlen und sie kommandieren; auch in den Fragen, die Krieg und Frieden betreffen, hat der Soldat kein Wort mitzusprechen. Dasselbe Schicksal hat die produzierenden Klassen getroffen, sie konnten sich nicht halten und sind den Besitzern des angesammelten Reichtums dienstbar geworden. Obgleich nach den Satzungen der Konstitution das Volk regiert, übt das Kapital zumindest eine ebenso absolute Herrschaft aus, wie unter den Cäsaren, und unter den Kapitalisten sind es wieder die Geldleiher, die eine eigene Aristokratie bilden. Die Schuldner sind in Wirklichkeit ganz machtlos, und zwar eben infolge jenes ausgedehnten Kreditsystemes, das sie zur Befriedigung ihrer eigenen Bedürfnisse ersonnen haben. Die Basis des Kredites ist trotz dessen gewaltigem Umfang so beschränkt, daß er von ganz wenigen kontrolliert werden kann. Diese Basis ist das Gold. Die Schulden müssen in Gold gezahlt werden; wenn daher das Gold der Zirkulation entzogen wird, gerät der Schuldner in die verzweifeltste Lage und muß gehorchen. Die Elastizität, die einst im Zeitalter der Expansion herrschte, existiert nicht mehr.

Die Aristokratie, die im Besitze dieser autokratischen Macht ist, ist unangreifbar, denn zu ihrer Verteidigung verfügt sie über eine besoldete Polizei, neben der die römischen Legionen sich wie ein Kinderspiel ausnehmen, eine so furchtbare Polizeimacht, daß zum ersten Male in der Geschichte eine Revolte ganz aussichtslos ist und nicht einmal versucht wird. Nur eines macht der regierenden Klasse Sorge, die Frage, was billiger ist: die Korruption oder die Unterdrückung.

Vertiefen wir uns in den Lauf der Geschichte, so können wir die Ursachen überblicken, die, fortwirkend, dieses Resultat gezeitigt haben. Zunächst waren es die Erfindungen des Orients,

die den Handelsverkehr erleichterten, dann wurde infolge der Vervollkommnung der Angriffswaffen die Einrichtung einer stehenden Wehrmacht möglich und der persönliche Mut wurde überflüssig; dazu kam noch die Herabsetzung des kriegerischen und die übertriebene Wertschätzung des ökonomischen Typus. Schließlich brachte das Maschinenzeitalter jene rapid beschleunigte Bewegung mit sich, die den Raum besiegt, und damit schwand der Vorsprung, den die reichlichlebenden Rassen in der Konkurrenz den einfachen Organismen gegenüber voraus hatten.

Die römische Zivilisation hatte ein weniger kompliziertes Gefüge als die moderne Zivilisation, und zwar wegen der verhältnismäßigen Starrheit des lateinischen Geistes. Der Italiener des Altertums, der keine Erfindungen machte und daher keine raschere Bewegung erzielen konnte, war auch nicht imstande, Amerika zu entdecken oder Indien seinem Reiche einzuverleiben. Und aus demselben Grunde mußte er dem tückischen Angriff der asiatischen und afrikanischen Arbeit erliegen. Der Zufluß von Edelmetall unter Cäsar war von keiner industriellen Expansion begleitet, und daher kam es, daß, als das Getreide im Werte sank, der Landwirt aus seinem Besitze vertrieben wurde oder in Sklaverei fiel, oder er mußte bei den hohen Senatsherren um Brot betteln. In der Neuzeit dagegen kam noch eine industrielle Zwischenperiode hinzu. Die Verdrängten fanden lange Zeit in den Städten und in den Fabriken Beschäftigung, und erst als infolge der Geldspannung die Nachfrage sank, was auch eine Schwächung der Kaufkraft der ländlichen Bevölkerung zur Folge hatte, entstand die schwere Stagnation; nun erst stößt man auf jene Mengen von Arbeitslosen, die genau dem Proletariat entsprechen. Aber wie jede spezielle Begabung, die es ihrem Träger eine Zeitlang möglich macht, die Konkurrenz zu schlagen, auch den Keim der künftigen Schwächung in sich trägt, so, scheint es auch, wird die Erfindungskraft, dank der die westlichen Völker früher billigere Waren erzeugen konnten als die Völker des Ostens, in Zukunft auf die Herstellung eines gemeinsamen ökonomischen Niveaus hinwirken, ähnlich wie Rom einst auf das Niveau Ägyptens herabsank.

Nahezu hundert Jahre lang konnte Lancashire dank der Erfindungen eines Hargreave, Crompton, Cartwright und Watt Bombay und Kalkutta mit Waren versorgen, sowie im siebzehnten Jahrhunderte Surate und Calicut London mit Waren versorgt

hatten. Doch dieser Vorsprung sollte nur so lange währen, bis die Völker des Ostens die zur Benützung der Maschinen nötige Raschheit erlangten. Infolge dieses Umschwunges trat in Europa auch ein rapides Anwachsen der in den Städten angehäuften Bevölkerung ein, welche in ihrer Abneigung für den Krieg eine entschiedene Ähnlichkeit mit den römischen „humiliores" aufweist. Die Abenteurer, die stets ihrem Instinkte gehorchten, wirkten auf eine immer neue Beschleunigung der Bewegung hin und erweiterten immer den Umkreis ihrer Unternehmungen, bis sie schließlich knapp vor dem Sturz des zweiten Kaiserreiches im Jahre 1869 den Suezkanal eröffneten.

Dieser große Triumph der Ingenieurkunst ist in seinen schwerwiegenden Folgen vielleicht mit der Einführung der Goldwährung zu vergleichen; freilich unterschieden sich diese beiden Ereignisse in einem wesentlichen Punkte. Die Produzenten erkannten die drohende Gefahr und leisteten der Einengung der Geldzirkulation aus allen Kräften Widerstand, während der Bau des Suezkanales einen Selbstmord bedeutete. Nun konnte das mit der billigsten Arbeitskraft erzielte Getreide in ungeheuren Mengen auf den europäischen Markt geworfen werden, und nach der landwirtschaftlichen Konkurrenz war die industrielle Konkurrenz nur mehr eine Frage der Zeit, denn durch den Suezkanal wurde es möglich, Maschinen um wohlfeilen Preis nach Asien zu bringen.

Als die Hindus mit den Engländern in Berührung kamen, empfingen sie, und dies geht vielleicht bis auf die Zeit Clives zurück, einen gewissen Antrieb; aber erst mit der Anlegung von Eisenbahnen unter Lord Dalhousie traten die Einwohner Indiens in die schärferen Phasen der Konkurrenz ein. Lord Dalhousie wurde im Jahre 1848 Generalgouverneur von Indien, und es erscheint als sicher, daß die Beschleunigung der neun folgenden Jahre zu einer Katastrophe führte, denn soviel ist klar, daß sich in dem Aufstande vom Jahre 1857 die Gefühle der kriegerischen mohammedanischen Bevölkerung, die unter einem unerträglichen Drucke zu leiden hatte, Bahn brachen. Schon wenn man den Sitz der Unruhen ins Auge faßt, erscheint diese Behauptung gerechtfertigt. Die letzte Regierungshandlung Lord Dalhousies war die Annexion des König-

reiches Oude. Die Hauptstadt dieser Provinz, Lucknow, war der eine Brennpunkt des Aufstandes; Delhi, die Hauptstadt des alten Mogulreiches, war der andere Brennpunkt. Als die alte moslemitische Aristokratie von den Engländern unterworfen und auf die gleiche ökonomische Stufe wie die geschäftsgewandteren Rassen hinabgedrückt wurde, mußte sie in rapider Weise aussterben. Seit dem Jahre 1857 sind sechs- und siebenhundert Jahre alte Geschlechter plötzlich zugrunde gegangen, und ihre Güter sind von ihren Gläubigern, von der emporkommenden Wuchererklasse, erworben worden.

Nach einer uralten einheimischen Tradition durfte der Geldleiher gemeinhin seine Schulden nicht mit Gewalt eintreiben, er mußte sich auf die Macht der öffentlichen Meinung verlassen, und gegen diese Gebräuche wagte sich niemand aufzulehnen. Andererseits gab es kein unbeschränktes Verkaufsrecht für den Grundbesitz, und der Tenant for life, wie ihn das englische Gesetz nennt, der lebenslängliche Besitzer, konnte nur seine Renten verpfänden, verkaufen konnte er die Nachfolge nicht. Mit der Zentralisation kam das volle Eigentumsrecht auf und damit ein summarisches Verfahren in Schuldfällen. Nach dem unabänderlichen Gesetz mußte die Natur, als die Form des Wettbewerbes verändert war, jenen geistigen Typus bevorzugen, der mit den neuen Existenzbedingungen im Einklang stand. Die Natur suchte vollkommener gestaltete Kanäle für ihre Energie. Unter dem Drucke der beschleunigten Bewegung und der fortschreitenden Konsolidation lockerte sich das Gefüge der alten Kasten, eine Standesmischung trat ein, und eine neue Aristokratie kam empor, in der sich die kräftigsten ökonomischen Typen aller in den Ebenen südlich vom Himalaja lebenden Völker vereinigten. Diese Aristokratie zeigt das Bild einer merkwürdigen Rassenmischung, ein Amalgam der verschiedenartigsten Elemente von Parsis, Brahminen, Bunniahs verschiedener Rassen mit einem Zusatz von begabten, anderen Kasten angehörigen Individuen, wie den Lederarbeitern oder Goldschmieden. Die unbarmherzigsten, die korruptesten und meistgehaßten, aber auch die erfolgreichsten, sind die Marwaris, die von einer englischen Kommission folgendermaßen geschildert worden sind:

„Der marwarische Geldleiher, wie er uns gewöhnlich entgegentritt, stellt sich als ein durchaus nicht angenehmer

Charakter dar: seine hervorstechendsten Züge sind die Erwerbgier und die Gleichgültigkeit für die Anschauungen und Gefühle seiner Nebenmenschen. Er besitzt ein ungeheures Selbstvertrauen und eine ganz außergewöhnliche Ausdauer, aber die Art seiner Geschäfte und die Methode seines Vorgehens müßte selbst einen von der Natur bevorzugten Typus, was hier nicht der Fall ist, verhärten und ihn seiner Würde berauben. Als Grundbesitzer zeigt er ausgesprochene Wucherinstinkte, er legt seinem Pächter, der auch sein Schuldner und oft nur sein Sklave ist, die härtesten Bedingungen auf." [1])

Wenn ein solcher Typus in der Selektion zur Rolle der herrschenden Klasse aufsteigt, so muß dies für eine kriegerische Bevölkerung, gleichviel ob dieselbe französisch oder englisch ist oder ob sie aus Mohammedanern oder Hindus besteht, vernichtende Folgen haben. Wir haben die soziale Revolution erwähnt, die in Oude nach der Annexion ausbrach. Aber das Schicksal des berühmten Mahratta-Volkes macht einen noch tragischeren Eindruck.

Als gegen Ende des letzten Jahrhunderts die Engländer in das Innere des Landes vordrangen, traten ihnen als furchtbarste Feinde die Mahratten entgegen; und die berühmteste Schlacht, in der je Europäer gegen Eingeborne kämpften, dürfte nach der Schlacht bei Plassey die Schlacht bei Assaye gewesen sein, wo Wellesly Sindhia im Jahre 1803 besiegte. Diese Mahratten waren ländliche Hindustämme, die die etwa hundert Meilen östlich von Bombay gelegene Gebirgsgegend bewohnten; als Hauptstadt dieses Gebietes hat man stets Poona betrachtet. Diese kühnen, kräftigen Lanzenreiter folgten auf ihren kleinen Bergpferden ohne Zögern ihren Führern in die Schlacht, sie waren im achtzehnten Jahrhundert der Schrecken der Mohammedaner von Dekkhan und selbst des Großmoguls von Delhi. Auch die Engländer betrachteten sie als ernste Feinde und fürchteten sie, und erst im Jahre 1818 gelang es ihnen, sie nach verzweifelten Kämpfen zu unterwerfen. Dann wurden sie entwaffnet und der vereinten Wirkung des Friedens und der englischen Gesetze ausgesetzt.

---

[1]) Report of the Commission appointed in India to inquire into the Causes of the Riots whicks took place in the year 1875, in the Poona and Ahmednagar Districts of the Bombay Residency, p. 12.

Bald nach dem Siege der Engländer begannen die Marwari ins Land zu strömen. Schon im Jahre 1854, während Dalhousie an der Spitze der Verwaltung stand, stellte Kapitän Anderson fest, daß „zwei Drittel der Ryots völlig in der Abhängigkeit der Marwaris waren und daß die mittlere Schuld pro Kopf sich auf nicht weniger als hundert Rupien belief".[1]) Es entwickelte sich nun eine schrankenlose, ökonomische Konkurrenz, und im Jahre 1875 kam es in manchen Ortschaften nahe bei Poona zu so ernsten Aufständen, daß die Regierung eine Untersuchungskommission einsetzte. Nach gründlichem Studium der Frage teilte die Kommission in ihrem Berichte mit, daß bis 1872 oder 1873 die Landbevölkerung sich eines verhältnismäßigen Wohlstandes erfreute, daß aber dann „ein rapider Preissturz eingetreten war" und daß dieser Preissturz von einer mehr als fünfzigprozentigen Erhöhung der Steuern begleitet war.[2]) Die Landleute, die diesem doppelten Drucke ausgesetzt waren, wurden fast sofort zahlungsunfähig, und der ganze Grundbesitz in Dekkhan ging an die Wucherer über, während die Landwirte den Boden, den sie früher als Herren besessen hatten, nun mühsam bearbeiten mußten, um eine ganz untilgbare Schuld zu bezahlen. Denn der Schuldner wurde genau wie der römische Colon nicht expropriiert; er blieb „dem Titel nach Besitzer seines Hofes und haftete für die Einkünfte, die derselbe nach der Schätzung abwerfen mußte; in Wirklichkeit aber nahm er infolge seiner Schuldenlast die Rolle eines freikündbaren Pächters ein.... den der Marwari aussaugte. Der Gläubiger kann ihn jeden Tag von seinem Hofe verjagen; ..... und wenn er ihm zu bleiben erlaubt, so muß er dafür alle Produkte, die nicht unbedingt für die Saat des folgenden Jahres und für seinen Unterhalt notwendig sind, abliefern. Seine Schuld beträgt im Durchschnitt das sechzehn- bis siebzehnfache der Regierungssteuer. Seine Lage ist hoffnungslos, er lebt in der ständigen Angst vor der drohenden Katastrophe."[3])

Seit der Schlacht bei Assaye sind drei Generationen dahingegangen und jene kühnen Lanzenreiter sind ausgestorben. In den westlichen Ghats wohnt und arbeitet jetzt ein träges Volk,

[1]) Report of the Commission etc., p. 159.
[2]) Report of the Commission etc. p. 25—26.
[3]) Ibid., p. 167.

das nach dem Urteile der englischen Offiziere mit jenen trefflichen Reitern gar nicht zu vergleichen ist. Und an die Stelle jener berühmten, kühnen Führer wie Sivaji und Holkar ist der Marwari getreten, unter dessen Herrschaft die Landleute nicht gedeihen können, außer etwa jene, die „eine gewisse Erziehung genossen haben und imstande sind, die Sowkars (Wucherer) mit ihren eigenen Waffen zu bekämpfen, mit Betrug, Schikanen und selbst mit Fälschungen.“ [1]) Und ein gleiches Schicksal scheint jedem Volke beschieden zu sein, das sich nicht mit dem Minimum an Nahrung begnügt oder das nicht ökonomisch begabt ist, [2]) denn „die Geldleiher rauben ihnen die Ernten, kaum daß sie geschnitten sind. Sie lassen den Ryots gerade nur soviel, daß sie bis zum nächsten Jahre knapp auskommen können.“ [3]) Diese Vergütung soll in Dekkhan monatlich ungefähr einen Dollar in Silber betragen, und selbst unter den Asiaten können nur die ausdauerndsten Organismen mit dieser Summe ihr Auslangen finden. Obgleich also die Bevölkerung in Indien rapide anwächst, betrifft diese Zunahme doch vor allem die ursprünglichen, eingeborenen Stämme, die die niederen Rassen bilden, mit anderen Worten die nicht kriegerischen, knechtischen Rassen. Es sind dies jene Rassen, die in der prähistorischen Zeit von den eindringenden Ariern unterworfen wurden, die allezeit der härtesten Behandlung ausgesetzt waren und die wie die ägyptischen Fellahs dank ihrer großen Zähigkeit alle Entbehrungen überstanden haben. [4])

So kann man auch in diesem Falle klar erkennen, wie verhängnisvoll das Vorgehen der Wucherer für die Bevölkerung wird, die ihnen untertan ist. Indem sie den Wert ihres eigenen Geldes erhöht haben, hat die asiatische Konkurrenz fast die doppelte Intensität erlangt. In Indien hat das Silber im großen und ganzen seine Kaufkraft behalten, die Ryots können also heute ebenso wie zu den Zeiten Captain Cunninghams mit zwei Rupien monatlich leben; aber diese Summe stellt auch ihr Existenzminimum dar. Es kann daher die Strenge der Konkurrenz gegen die

[1]) Report of the Commission, p. 268.
[2]) Thorburn, Musulmans and Money Lenders in the Punjab.
[3]) Report of the Commission etc., p. 168.
[4]) Hunter, Brief History of the Indian Peoples, p. 50.

Europäer an den Löhnen, die sie empfangen — und zwar nach der europäischen Wertskala berechnet — ermessen werden.

Im Jahre 1854 waren die zwei Rupien, die der Ryot empfing, ungefähr einen Dollar wert; heute, bei der Goldwährung, entsprechen sie ungefähr 60 Cents, und das Resultat ist das gleiche, als wäre die Arbeitskraft des Asiaten um vier Sechstel gestiegen. Es haben daher die Preise aller von chinesischen oder von indischen Händen hergestellten Produkte — der ackerbaulichen wie der gewerblichen — den westlichen Preisen gegenüber im Verhältnis von 6 zu 10 abgenommen.

Es wird in dieser Art die billigste Arbeitskraft zur Herstellung der verschiedenen Produkte in gigantischem Maßstabe benützt, und der entsprechende, beschleunigend wirkende industrielle Aufschwung wird durch die Enteignung der Landwirte gefördert, ebenso wie hundert und dreißig Jahre früher in England die „industrielle Revolution" gefördert wurde. Jahrelang konnten die Baumwollspinnereien in Bombay die gröberen Gewebe billiger auf den Markt bringen als die Fabriken von Lancashire, und wenn einst durch den pacifischen Kanal der billige Import der amerikanischen Baumwolle möglich sein wird, werden sie auch feinere Stoffe herstellen können. Außerdem gibt es in Hindustan sehr große Kohlen- und Eisenlager, die infolge des enormen Geschwindigkeitsunterschiedes zwischen der europäischen und der asiatischen Arbeit bisher nicht zur Verwendung herangezogen wurden. Doch infolge des anhaltenden Preissturzes in den westlichen Ländern werden schließlich die billigsten Produkte auf den Markt kommen, und wenn der Staat die indischen Eisenbahnen übernehmen wird und die Transportsätze billiger sein werden, dann wird eine neue Ära beginnen. In China und in Japan sind dieselben Faktoren am Werke, und unter genau den gleichen Umständen wurde vor sechzehnhundert Jahren das Handelszentrum vom Tiber an den Bosporus verschoben.

Solche durchwegs gleiche Züge in der Entwicklung, wie sie in den verschiedensten, zeitlich weit auseinander liegenden Epochen und bei den verschiedensten Völkerschaften zu finden sind, weisen auf ein progressives, in der Zivilisation erkennbares Gesetz hin, so zwar, daß jede Phase des Fortschrittes durch gewisse Veränderungen intellektueller, moralischer und physi-

scher Art gekennzeichnet ist. Wenn im Kriege der Angriff hervortritt und die defensive Kampfesweise auf den zweiten Platz rückt, wenn infolgedessen die kämpfenden Instinkte für die Erhaltung des individuellen Lebens überflüssig werden, tritt an die Stelle des kriegerischen Typus, der beim Erwerbe des Lebensunterhaltes im Nachteile ist, der ökonomische Typus. Und wenn dann die Bewegung wächst und die Konkurrenz an Intensität zunimmt, unterwirft die Natur die ökonomischen Typen selbst wieder einer neuen Sichtung, so daß die gierigsten und verschlagensten Typen als eine neue Aristokratie, als eine Art Lieblingsschöpfung der Natur, hervortreten, so z. B. der Armenier in Byzanz, der Marwari in Indien und der Jude in London. Und umgekehrt: wenn allmählich der in hohem Grade anspruchsvolle Organismus des Soldaten gegenüber jenen Typen zurücktritt, deren Unterhalt ein weniger kostspieliger ist, so werden diese leichter zu ernährenden Organismen in fortwährender Auslese einander so lange verdrängen, bis die mögliche Grenze erreicht ist. So haben die Slawen in Thrazien und Mazedonien die Griechen ausgerottet, in Indien müssen die Mahrattas und die Mohammedaner vor den tieferstehenden Kasten verschwinden, und darum gehorchen die weißen Rassen endlich auch dem Selbsterhaltungstrieb und setzen sich gegen die drohende Invasion seitens der Chinesen zur Wehre. Wenn die Natur diese doppelte Aufgabe zu Ende gebracht hat, hat die Zivilisation ihren Zenit erreicht. Höher kann die Menschheit nicht steigen.

Angesichts dieser drohenden Möglichkeit, daß die kriegerischen Organismen in den vorgerückten Phasen der Zivilisation ausgetilgt werden und verschwinden müssen, werden wir natürlich unsere ganze Aufmerksamkeit jenem Faktor zuzuwenden haben, der den wesentlichsten Unterschied zwischen der antiken und der modernen Gesellschaft ausmacht, nämlich dem verfügbaren Vorrat an Barbarenblut. Es geht aus allen erhaltenen Zeugnissen hervor, daß das neue Blut, das dem römischen Reiche aus den jenseits der Grenzen gelegenen Gebieten zuströmte, die Ursache seiner großen Kraft wie seiner langen Lebensdauer war. Wäre diese Hilfe nicht gekommen, Rom hätte nie die ganze Welt in den Bann der Konsolidation zu schlagen vermocht. Andererseits war der Mangel an einer solchen Hilfskraft die große Schwäche der modernen Nationen. Sie alle haben im Laufe der Geschichte

von der Weltherrschaft geträumt, und sie sind alle infolge der Erschöpfung des kriegerischen Blutes unterlegen.

Spanien hatte niemals einen Soldaten in Amerika ausgehoben; die Kolonien waren für das Land nur eine Quelle der Schwächung, indem sie nämlich dem Lande die jungen Kräfte entzogen. Wären die Römer in derselben Lage gewesen, so hätten sie ihre Feldzeichen nie über den Bosporus und über die Alpen hinaus getragen. Cäsars Armee war vielleicht die beste, die je ein Feldherr des Altertums ins Feld stellen konnte, und in seiner Armee standen sehr viele Barbaren. Alle seine Legionen wurden nördlich vom Po ausgehoben, und die meisten — darunter die berühmte zehnte, — sogar aus den Gebieten nördlich der Alpen.[1]) Als diese Truppen den Italienern entgegentraten, da flohen sie alle; eine der lebendigsten Seiten Plutarchs schildert ja, wie Pompeius allmählich die Erkenntnis von der Ohnmacht, von der Schwäche der Römer aufging. Und Pompeius war ein sehr tüchtiger Feldherr, und bis zu jener Stunde, da seine Macht an dem Felsen des rein kriegerischen Blutes zerschellte, war Kämpfen und Siegen für ihn immer gleichbedeutend gewesen.

Er war anfangs von einem solchen Vertrauen durchdrungen, daß der Gedanke an einen möglichen Angriff ihm nur lächerlich schien; mit der Überzeugung des alten Siegers soll er ausgerufen haben: „Wo immer ich in Italien mit dem Fuße auf den Boden stampfen werde, da werden die Legionen aus dem Boden steigen.“[2]) Aber als er die Barbaren des Nordens kennen lernte, kam sehr bald die Ernüchterung über ihn. Obgleich in Cäsars Armee nur 22.000 Mann standen und in der seinigen zweimal soviel, lehnte er nicht nur das Treffen ab, er mußte seine Soldaten vor den bösen Galliern schützen, denn seine Soldaten „waren mutlos, die wilde Zuversicht der Feinde, die sie gewissermaßen als wilde Tiere betrachteten, flößte ihnen Angst und Schrecken ein.“[3]) Die Katastrophe von Pharsalos traf ihn wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Als die zehnte Legion seinen linken Flügel in die Flucht geschlagen hatte, eilte er in sein Zelt und saß schweigend dort, bis das ganze Lager vom Feind bezogen war; dann ging er langsam von hinnen, versunken in die Gedan-

[1]) Merivale, History of the Romans, 1852, vol. II, p. 81. Daselbst finden sich alle Quellenangaben verzeichnet.

[2]) Plutarch, Pompeius, LVII.

[3]) Id., Julius Cäsar, XXXIX.

ken, die wohl dem Manne kommen mußten, der dreißig Jahre lang immer nur geherrscht und gesiegt hatte und der nun in seinen alten Tagen erfahren mußte, was Flucht und Niederlage bedeuten". [1]) So waren es in Wirklichkeit die Barbaren, die die Konsolidation der alten Welt besorgten, und diese Macht, die das Kaiserreich gründete, war in der Folge auch dessen größte Stütze.

Im Laufe der Jahrhunderte nahm die zentralisierte Gesellschaft immer mehr von dem jungen Barbarenblute, das ihr aus den Gebieten jenseits der Donau und des Rheines zuströmte, in sich auf; doch dieses Blut war im Überfluß vorhanden. Und als die westlichen Provinzen zerfielen, breitete sich eine neue imaginative Rasse über Italien und über Frankreich aus, sie schuf eine neue Religion, eine neue Kunst, eine neue Literatur und neue Sitten. Unter den modernen Nationen ist nur den Russen diese Fähigkeit zu eigen, die unterworfenen Völker zu absorbieren; und doch hätte Napoleon seine Schlachten unter ganz anderen Verhältnissen liefern und ihnen vielleicht einen anderen Ausgang geben können, wäre ihm wie Cäsar ein unerschöpfliches Reservoir der besten Soldaten — ganz unabhängig von der Bevölkerung Frankreichs selbst — zur Verfügung gestanden.

Von diesem Standpunkte aus werden auch die Phänomene im Kreise der Religion erklärlich. Es ist wohl unbestreitbar, daß seit 1789 der Skeptizismus in Paris ebenso seine Herrschaft behauptet, wie je in Rom, und doch ist keine neue Religion erstanden. Wenn man dagegen annähme, daß alljährlich eine hochgradig emotionelle Völkerwelle über Frankreich sich verbreitete, so böte das Leben selbst einen ganz anderen Aspekt. Die Väter der christlichen Heiligen und Märtyrer sind nicht unter den römischen oder byzantinischen Wucherern zu suchen, sondern unter den barbarischen Soldaten oder unter den asiatischen Hörigen, und hätte die Gesellschaft die Zusammensetzung, die sie unter Trajan hatte, bewahrt, so wäre das Christentum kaum je zur Staatsreligion geworden. Selbst unter Justinian noch pflegte die Aristokratie über den Glauben zu spotten, und die byzantinische Architektur erreichte ihre Blüte erst nach den Einfällen Alarichs und Attilas.

---

[1]) Plutarch, Pompeius, LXXIII.

Wenn die Natur auch nie ihre Phänomene in vollkommen gleicher Weise hervorbringt, wirkt sie doch auf den Menschen nach unwandelbaren Gesetzen, und es müßte demnach beim Vergleiche einer lebenden und einer abgestorbenen Zivilisation möglich sein, in einem gewissen Grade wenigstens eine Schätzung des durchlaufenen Weges zu treffen. Man könnte zu diesem Zwecke unendlich viele Unterscheidungs- und Vergleichungsgründe annehmen, doch wird sich wohl kaum ein passenderer finden als derjenige, der die auf die Fortpflanzung der Rasse basierten Familienverhältnisse betrifft.

In einem kriegerischen oder imaginativen Zeitalter, wo die Energie ihren Ausdruck in der Angst findet und wo jeder Mann Soldat ist, bildet die Familie gewöhnlich eine Einheit. Die Frauen und die Kinder sind der Autorität des Vaters unterworfen, wie sie in der biblischen Zeit der Autorität des Patriarchen oder in Rom der des Paterfamilias unterworfen waren. In solchen Zeiten wird das Weib vom Manne geschätzt, und es wird für dasselbe eine große Summe Geldes gefordert. „Sichem sprach also zu dem Vater und zu den Brüdern des Mädchens: ..... Fordert jede Gabe und jedes Geschenk, das euch genehm ist, und ich werde es geben, also wie ihr saget; und gebet mir das Mädchen zum Weibe.“ [1]) Die homerischen Helden pflegten ihre Frauen zu kaufen und liebten sie dabei sehr, und diese Liebe wurde von den hellenischen Gattinnen erwidert; es gibt in der ganzen klassischen Literatur wenige so reizende Episoden, wie die von Odysseus und Penelope. Hektor und Agamemnon, Odysseus und Achilles, sie alle dachten nie an eine Scheidung von ihrem Weibe. In den primitiven Epochen ist die Ehe gewöhnlich ein Ritus halb religiöser, halb kriegerischer Art. Als Abrahams Diener Rebekka am Brunnen traf, da neigte er sein Haupt und segnete den Gott seines Herrn Abraham, der ihm den rechten Weg gewiesen hatte. Die römische Vermählung war eine religiöse Feierlichkeit, bei der man betete und den Göttern Opfer darbrachte; dann wurde die junge Frau in das Haus ihres Gemahls geführt, wo man sie gewaltsam aus den Armen ihrer Mutter riß.

Aristoteles macht mit seiner gewohnten unfehlbaren Scharfsichtigkeit die Bemerkung, „bei den energischen, kriegerischen

[1]) Genesis XXXIV. 9 u. 12.

Rassen zeigen die Männer gewöhnlich die Disposition, sich von den Frauen beherrschen zu lassen," und „alle Krieger haben einen natürlichen Hang zur Liebe".[1]) Das ist wohl zweifellos der natürliche Trieb des Soldatentypus, und darum wird im kriegerischen Zeitalter das Weib idealisiert. Als einst ein Fremder die Gattin des Leonidas fragte: „Warum regieren die lacedämonischen Frauen ihre Gatten, während in anderen Ländern das umgekehrte Verhältnis besteht?" — gab sie ihm zur Antwort: „Weil nur wir die Mütter von Männern sind." Als in Rom Tiberius Gracchus, der Gatte der Cornelia, der Vater der Gracchen, die männliche Schlange tötete und sich so selbst dem Tode weihte, um seine Gattin zu retten, bemerkt Plutarch, der diese Geschichte erzählt: „Tiberius schien ganz vernünftig gehandelt zu haben, als er den eigenen Tod dem Tode seiner Gattin vollzog. Als der König Ptolemäus ihr den Vorschlag machte, seinen Thron mit ihm zu teilen, lehnte sie das Anerbieten ab und blieb lieber im Witwenstande."[2])

Im Mittelalter, in dem der kriegerische und imaginative Typus am meisten blühte, nahm die Vermählung den Charakter des feierlichsten Sakramentes an, und der Frauenkultus wurde zur populären Religion. Namentlich in Frankreich, im Zentrum des Geistes, des Enthusiasmus und des Krieges, waren alle Kirchen von Notre-Dame de Paris bis hinab zur kleinsten Dorfkapelle der heiligen Jungfrau gewidmet, und der Ritter legte das Gelübde ab, zu kämpfen für Gott und für seine Dame:

„It has been through all ages ever seene,
That with the praise of armes and chevalrie,
The prize of beautie still hath joyned been."[3])

Man kann fast die Behauptung aussprechen, daß die Geschicke Frankreichs durch die Liebe der Männer für die Frauen bestimmt wurden und daß dieser Einfluß bis zur Heraufkunft des Wuchertypus infolge der Schlacht von Waterloo fortwährte. Andererseits schuf die Natur auch einen Frauentypus, der dem

[1]) „Ἄλλως τε κἂν τυγχάνωσι γυναικοκρατούμενοι καθάπερ τὰ πολλὰ τῶν στρατιωτικῶν καὶ πολεμικῶν γενῶν . . . ἢ γὰρ πρὸς τὴν τῶν ἀῤῥένων ὁμιλίαν ἢ πρὸς τὴν τῶν γυναικῶν φαίνονται κατακώχιμοι πάντες οἱ τοιοῦτοι," Politik, II, VI.

[2]) Plutarch, Tiberius Gracchus, I.

[3]) „Es ist zu allen Zeiten so gewesen, daß mit dem Lob der Waffen und des Rittertums der Preis der Schönheit stets verbunden war." Edmond Spenser, The Faerie Queene, bk. IV, 5, I.

imaginativen Mannestypus entsprach. Die Verehrung der heiligen Klara für Franz v. Assisi bildet eine der köstlichsten lyrischen Seiten im Bilderbuche der Kirche, und sechs Jahrhunderte lang blieb Heloise das Ideal des Abendlandes. Die dem Geiste des Mittelalters eigentümliche Mischung von Zärtlichkeit und Enthusiasmus hat vielleicht nirgend sonst einen so feinen und exaltierten Ausdruck gefunden, wie ihn jener schlichten Hymne, die Heloise gedichtet und am Grabe Abélards gesungen haben soll:

„Tecum fata sum perpessa;
Tecum dormiam defessa,
Et in Sion veniam.
Solve crucem,
Duc ad lucem
Degravatam animam."

In den primitiven Epochen sind die Kinder nicht nur eine Quelle der Macht, sondern auch des Reichtums, und die höchste Tugend des Weibes ist demzufolge ihre Fruchtbarkeit. „Und sie segneten Rebekka und sprachen zu ihr: ‚Wachse in viel tausendmal Tausend.'" [1]) In diesen Zeiten ist die Mutterschaft ein Ruhmestitel und die Unfruchtbarkeit eine Schande; „und Rachel sprach zu Jakob: ‚Schaffe mir Kinder; wo nicht, so sterbe ich.'" [2]) Um sich ganz ihren Söhnen widmen zu können, schlug Cornelia eine Krone aus; und als sie heranwuchsen, warf sie ihnen oft vor, „die Römer nannten sie immer noch Scipios Tochter und nicht die Mutter der Gracchen." [3]) Aber Cornelias Vater war der Besieger Hannibals, und ihr Sohn war ein Agrarreformer und ein Agitator, den die kapitalistische Oligarchie in den Tod trieb, weil er die licinischen Gesetze einführen wollte. Eines der ersten Zeichen der aufsteigenden Zivilisation scheint sich in dem geringeren Werte, den die Frauen in den Augen der Männer haben, nachweisen zu lassen. Bald nach der Belagerung von Troja, scheint es, zahlten die Ehemänner nicht mehr für die Frauen, denn in einer verhältnismäßig sehr weit zurückreichenden Zeit schon verlangten die Männer bei der Eheschließung die Erlegung einer Geldsumme. Euripides, der im

[1]) Genesis XXIV, 60.
[2]) Ibid., XXX, 1.
[3]) Plutarch, Tiberius Gracchus, VIII.

Jahre 480 vor Chr. G. geboren wurde, legt der Medäa eine Klage über die großen Summen in den Mund, mit denen die Frauen sich die Männer erkaufen müssen. Das heißt mit anderen Worten, der Brauch der Mitgift war damals schon allgemein herrschend.

Wenn nun allmählich der ökonomische Konkurrenzkampf auf die soziale Konsolidation Einfluß zu nehmen beginnt, so tritt regelmäßig eine Auflösung der Familie ein. Die Kinder streifen die Autorität der Eltern immer früher ab, die Bevölkerung geht in eine kompakte Masse über, in der alle Individuen vor dem Gesetze gleich sind, und alle müssen miteinander in den Kampf um die Existenz treten. Wenn schließlich der Reichtum sich so weit angesammelt hat, daß der Ackerbau und das Gewerbe kapitalistisch betrieben werden, verlieren die Kinder allen Wert, denn dann ist die gemietete Arbeit immer billiger als das Aufziehen der Nachkommenschaft. Ist dieser Zustand erreicht, so tritt bei den verschwenderischen Rassen eine Beschränkung der Familie ein, wie im alten Rom und im modernen Frankreich, die Ehe wird ein Luxus und ihre Institution gerät in Verfall. Überdies hat der ökonomische Trieb zur Folge, daß die Eltern die Zahl der möglichen Erben einzuschränken suchen, damit das hinterlassene Vermögen nicht geteilt werde.

Auf die Frauen üben diese veränderten Verhältnisse einen ganz merkwürdigen Einfluß aus. Ihre ganze Stellung gegenüber der Gesellschaft wird eine andere. Die Ehe, die früher ein religiöses Sakrament war, wird nun zu einem Zivilkontrakt von zivilem Charakter, der wie alle anderen Verträge bei gemeinsamem Einverständnis frei gelöst werden kann. Und indem die Verpflichtungen der Mutterschaft kleiner werden, nimmt das Verhältnis von Ehemann und Eheweib etwa den Charakter einer Geschäftsverbindung an, welche Verbindung immer ephemerer wird. Und so häufig heute die Ehescheidungen sind, unter den Antoninen waren sie noch häufiger.

Auf die Männer übt die natürliche Auslese eine zumindest ebenso große Wirkung aus. Die Veränderung, die der römische Charakter im Laufe von etwa drei Jahrhunderten erfuhr, bildete stets eines der großen Probleme der Geschichtsforschung. Der primitive Römer war, um Aristoteles' Ausdruck zu gebrauchen, „natürlich zur Frauenliebe geneigt." Von starken Leidenschaften, streng in seiner Lebensführung und wild in seiner Eifersucht,

sah er den unbestrittenen Besitz des Weibes als sein höchstes Glück an. Virginius tötete seine Tochter, um sie dem Appius Claudius zu entreißen, und seine Kampfgenossen tilgten den ihm angetanen Schimpf im Blute der Dezemviren. Und von den Liedern der Vorzeit, die man am Herde zu singen pflegte, machte keines auf die Hörer einen solchen Eindruck, wie die Erzählung von der blutigen Rache, die wegen Lucrecias Tode an Tarquinius geübt wurde. Nun vergleiche man diese so männliche Rasse mit der Aristokratie der mittleren Kaiserzeit. Im zweiten Jahrhundert zählte die Reinheit der Frau im Vergleich zum Gelde sehr wenig; Marc-Aurel soll ja den ganzen ökonomischen Moralkodex in einem kurzen Satze ausgedrückt haben. Die öffentliche Meinung nannte seine Gattin Faustina das verdorbenste Geschöpf ihrer Zeit, ihr Ruf war schlimmer noch als der Messalinas. Als man nun in ihn drang, dieses Weib zu verstoßen, antwortete der Philosoph: „Da müßte ich ja ihre Mitgift zurückgeben!" (das Reich nämlich). Und er lebte nicht nur weiter mit ihr zusammen, er baute auch einen Tempel zu ihrem Andenken. Ist diese Anekdote auch falsch, so spiegelt sie doch getreulich die Geistesrichtung jener Zeit wider.

Die Römer des dritten und des vierten Jahrhunderts erwarben einen Charakter, der unter dem gleichen Impulse ganz anders reagierte als der ihrer primitiven Vorfahren; es gingen ihnen der kriegerische Instinkt und der Liebesinstinkt ab. Einer der hervorstechendsten Züge jener Zeit ist ja die sexuelle Erschöpfung, die die stärksten Stimulantien nötig hatte. Die gleiche Erscheinung war bei den Franzosen am Ende des zweiten Kaiserreiches zu beobachten, und seither sind ähnliche Symptome auch in London konstatiert worden.

Bei einem Blick auf die Geschichte in ihrer Gesamtheit scheint die Behauptung wohl berechtigt, daß der sinnliche Eindruck der Frauen auf den Mann des ökonomischen Typus immer nur schwach ist. Die Finanzmagnaten ruinieren sich selten um der Liebe willen, und das Rittertum war dem römischen Senator unter Diokletian ebenso fremd wie heute einem Bankier von Lombard Street. Ist aber der Einfluß der Frauen gesunken, sofern man ihre Macht auf die Männer als Maßstab annimmt, so ist er anderseits im ökonomischen Sinne bedeutend gewachsen. In mehr als einem Punkte scheint das Weib ebenso wie der Mann ein Ausdrucksmittel für die Energie des Kapi-

tales geworden zu sein; in den vorgerückten Zivilisationsphasen besitzt das Weib ihr Vermögen als Privateigentum, und dank dem Gelde spielt es eine ähnliche Rolle wie seinerzeit Faustina. Das unverehelichte Weib des ökonomischen Typus kann unter fast gleichen Bedingungen mit dem Manne in den Wettkampf treten, und überall und in jeder Epoche ist das Resultat das gleiche. Die am reichsten begabten und vom Glücke begünstigtesten Frauen haben immer Reichtum erworben und konnten sich soziale und politische Macht erkaufen. Unter Septimius Severus und unter Caracalla lag die römische Politik zum großen Teile in den Händen der Frauen, und Julia Maesa, die Besitzerin eines ungeheuren Vermögens, konnte für ihren Enkel Heliogabal den Thron erkaufen.

Doch gab es in Rom stets noch eine starke Beimengung von Barbarenblut, und bei den Barbaren war in der Eheschließung immerfort die Liebe der entscheidende Faktor. Ein Beispiel hiefür bietet Justinian. Dieser Abkömmling einer obskuren Rasse, die in dem wilden Bulgarien hauste, verliebte sich sterblich in Theodora, die selbst in den Theatern von Konstantinopel Ärgernis erregte. Seine Mutter starb vor Scham. Aber Justinian wollte von dem Weibe nicht ablassen, und solange sie lebte, betete er sie an.

In Rom und in Byzanz waren die Frauen dieser Art die begabtesten und die glücklichsten; und in allen ökonomischen Zeitaltern werden sich Gegenstücke zu ihnen finden lassen. Die schwächsten Frauen gerieten in den Städten in die Sklaverei. Heute wirft sie der Konkurrenzkampf in die tieferstehenden arbeitenden Schichten — ein Los, das nicht viel besser zu nennen ist.

Klarer jedoch als im Kreise der Religion, der Liebe und des Krieges ist die fortschreitende Konsolidation in der Kunst wahrzunehmen. Denn in der Kunst spiegeln sich mit der subtilsten Deutlichkeit jene neuen Formen der Konkurrenz wider, infolge deren die Einbildungskraft verfällt oder zu neuer Glut entfacht wird. Wir brauchen über die griechische Kunst und die Höhe, die sie gewann, kein Wort zu verlieren; was in ihr erreicht wurde, ist ja allgemein anerkannt. Wir wollen nur darauf hinweisen, daß diese Kunst von Grund aus wahr und

ehrlich war, daß sie ein ebenso getreues Ausdrucksmittel, ein Träger für den Geist jener Epoche war, wie die Sprache selbst. Ein Tempel, der wie ein Marmortempel aussah, war auch aus Marmor, und ein Säulengang, der einen Portikus zu stützen schien, stützte ihn auch in Wirklichkeit. Und die dekorativen Teile, die einen wesentlichen Bestandteil des Baues und der ganzen Anlage ausmachten, waren dem Volke nach ihrem inneren Sinne so klar verständlich, wie die Gesänge Homers. In Rom dagegen blühte niemals eine solche Kunst.

Den Römern gingen im Gegensatze zu den Griechen alle Eigenschaften der künstlerischen Empfänglichkeit und der Imagination ab. Im Grunde genommen fehlte ihnen ja zur künstlerischen Darstellung der Gegenstand, das eigentliche Sujet. Sie waren von jeher ein Utilitariervolk, und ihre Architektur bildete sich zu dem gründlichsten materialistischen Systeme aller Zeiten heraus. Es ist klar, daß ein solches System nur in einer kapitalistischen Gesellschaft seinen vollendetsten Ausdruck finden konnte, und demzufolge gelangte die römische Baukunst erst ziemlich spät, vielleicht erst gegen Ende des ersten Jahrhunderts, zu ihrem Abschlusse.

Aber wenn auch die Römer den vulgären Prunk liebten, besaßen sie doch ein gewisses gesundes Verständnis. So gelang es ihnen, die Ökonomie und selbst die Solidität mit dem Prunke zu vereinigen. „Sie waren reich und wollten, daß man es ihnen auch ansehe,“ [1]) wie Viollet le Duc sagt; dabei aber suchten sie dieses Ziel ohne wahnsinnige Verschwendung zu erreichen. So erstanden sie zunächst um billiges Geld eine gewisse Menge von Bausteinen, Ziegeln und Mörtel, und die rohe Arbeit konnte von den Sklaven unter der Aufsicht eines Baumeisters und einiger Aufseher besorgt werden. Dann verkleideten sie dieses elende Bauwerk mit Marmorplatten und klebten zum Schmucke griechische Säulen reihenweise an die Mauern. Dieses glänzende Außenwerk hatte mit dem Gebäude selbst gar nichts zu schaffen und konnte ohne Nachteil für dasselbe auch ganz wegfallen. Vom griechischen Standpunkte läßt sich gar nichts Falscheres und die Vernunft Beleidigenderes, nichts Plutokratischeres mit einem Worte, denken, aber immerhin war der Bau standfest und dauerhaft, und in einem gewissen Grade wirkte er durch

---

[1]) Entretiens sur l'architecture, t. I, p. 102.

seine massige Anlage imponierend. Dies System setzte sich in seinem wesentlichen Prinzipe sogar bis zu den Zeiten Konstantins oder bis zur Übertragung der Hauptstadt an den Bosporus fort. Der einzige Unterschied zwischen den Bauwerken des vierten und denen des ersten Jahrhunderts ist der, daß letztere eine bedeutende Vergröberung aufweisen, genau wie die Münzen Diokletians minder fein sind als die Münzen aus der Zeit Neros.

Obgleich jedoch die kapitalistische Aristokratie bis zum endgültigen Verfall des westlichen Reiches ihre Macht bewahrte, erfuhr die Gesellschaft infolge der Auswanderung schon sehr früh eine tiefgehende Modifizierung durch das Eindringen zahlreicher imaginativer Typen; und unter Claudius schon fand diese neue Energie ihren Ausdruck im Christentum. Allerdings waren die neuen Christen geradezu die Antipoden der herrschenden Klasse. Sie waren nur humiliores, ein armer Pöbel, und ein reicher Mann wie Tacitus schenkte diesen „Leuten … die man im Volke Christen nennt", [1]) gar keine Aufmerksamkeit.

Diese Christen nahmen in der Gesellschaft eine ähnliche Stellung ein, wie unsere Nihilisten, mit denen sie — wenn man von den Gewalttaten der letzteren absieht — viele Ähnlichkeit aufweisen. Sie waren Sozialisten unter der Herrschaft des kapitalistischen Despotismus und sie sehnten, wie sie offen bekannten, das Ende der Welt herbei; daher betrachtete man sie auch als „Hasser des Menschengeschlechtes" [2]), und sie waren dem Gesetze verfallen. Das Urchristentum war mit der Existenz der römischen Gesellschaft absolut unvereinbar, die Christen waren ein lebender Protest gegen diese Gesellschaft, denn „sie bekannten sich ohne Einschränkung zu dem Glauben, daß der Reiche, der seinen Überfluß nicht den Armen gibt, das Gut der Anderen vorenthält". [3]) Dem Reichen mußte das Himmelreich verschlossen bleiben.

Es ist mit Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß es unter diesen ersten Christen nur sehr wenige Italier gab. Die meisten stammten aus dem Morgenlande; ihre Liebe zum Märtyrertod beweist, daß sie in hohem Grade emotiv veranlagt waren, zum Ruhme Gottes gingen sie gerne in den Tod. Als Arrius

---

[1]) „Quos. . . . vulgus Christianos appellabat." Annales, XV.
[2]) Annales, XV, 44.
[3]) J. E. Renan, Marc Aurèle et la fin du monde antique, p. 600.

Antonius, Prokonsul von Asien, einst einige Christen verhaften ließ, kamen alle Gläubigen der Stadt herbei und baten ihn, das Los der für den Märtyrertod Auserwählten teilen zu dürfen. Er trieb sie zornig von dannen und meinte, wenn ihnen so sehr am Tode läge, so sollten sie Selbstmord begehen;[1]) und was Renan von den Christenverfolgungen unter Nero erzählt, weist auf die unglaubliche Exaltation hin, von der die Gläubigen beseelt waren.[2])

Und dieses neue emotive Temperament trat fast augenblicklich in Erscheinung. Über die Katakomben, vielleicht die ältesten Beispiele christlicher Kunst, hat sich einst L. Vitet folgendermaßen geäußert:

„Diese dekorativen Arbeiten, die mit erhobener Hand, im geheimen und in größter Eile hergestellt wurden, und bei denen weit mehr das religiöse als das künstlerische Empfinden eine Rolle spielte, machen selbst auf den widerstrebendsten Betrachter trotz manchen sonderbaren Nachlässigkeiten und Ungenauigkeiten den Eindruck von etwas Jungem, Frischem, Belebtem; sie stellen, wie man wohl sagen darf, eine gründliche Wandlung in jener Kunst dar, die damals im Dienste des Heidentums stand und, wie man allgemein anerkennt, an Erschöpfung dahinzusterben schien.“ [3])

Als nun jene Gesellschaft zerfiel, als die Imagination allenthalben kräftiger blühte und mit der Macht auch den Reichtum und die nötigen Ausdrucksmittel erwarb, erstand im Orient eine ganz neue Baukunst, und zwar folgte sie den Invasionen der Barbaren auf dem Fuße, als die Erschlaffung des römischen Blutes immer weitere Fortschritte machte. Das System der Bauten war asiatisch, doch traten durch griechische Einflüsse verschiedene Modifikationen zu dieser Konstruktionsweise hinzu[4]), und die neue Bauweise hatte auch eine neue Dekorationsweise zur Folge, die sich wiederum als geistiges Ausdrucksmittel erwies.

Die Mosaikkunst kannte und übte man schon seit langer Zeit. Die Glasmosaik aber, die den Domen einen so wunder-

---

[1]) Tertullian, Ad Scapulam V.
[2]) L'Antéchrist, p. 163 et suiv.
[3]) Etudes sur l'histoire de l'art, 1864, t. I, p. 200.
[4]) Choisy, L'art de bâtir chez les Byzantins, p. 56.

baren Glanz verleihen, wurde von levantinischen Christen erfunden, und es scheint, daß sie am Beginne des fünften Jahrhunderts allgemeiner benützt wurde. Aber in dieses Jahrhundert fielen ja die großen Züge Alarichs, Attilas und Theodorichs, und während dieser Zeit machte die Bevölkerung Italiens, Mazedoniens und Thraziens zweifellos tiefgehende Veränderungen durch. In Italien fiel der ganze Bau der konsolidierten Gesellschaft in Trümmer; in den Gebieten südwärts der Donau konnte sich die Gesellschaft halten, sie erfuhr jedoch infolge der genannten Wanderungen in ihrer Zusammensetzung eine unbestreitbare Veränderung. Galla Placidia, die erste große Schutzherrin der rein byzantinischen Schule, starb nach einem ereignisreichen, zum großen Teil unter Barbaren verbrachten Leben im Jahre 450; einer dieser Barbaren wurde auch ihr Gatte. Ihr sind die Bauten von Ravenna zuzuschreiben, und bei einem Vergleiche derselben mit den Bauwerken von Frankreich und von Italien, so weit sie aus dem elften, zwölften und dreizehnten Jahrhundert stammen, tritt der Unterschied hervor zwischen den Kräften, die diesen verschiedenen Zivilisationen zugrunde lagen.

Das charakteristische Element in den Bauwerken von Ravenna — wie anmutig und fein dieselben auch ausgeführt sind — ist nicht die religiöse Ekstase, sondern vielmehr das gänzliche Fehlen der Angst vor dem Unbekannten und die Achtung vor dem Reichtum. An diesen reizenden Bauten, die sich viel eher als eine Glorifikation des byzantinischen als des himmlischen Reiches darstellen, fällt der Mangel von mysteriösen oder furchterregenden Elementen auf.

In San Vitale sieht man Justinian mit einem Glorienscheine um das Haupt, umgeben von der Schar der Höflinge, die am Altar ein Opfer bringen, oder Theodora im strahlenden Schmucke ihrer Kleinodien, mit dem Gefolge ihrer prunkvollen Hofdamen. In San Apollinare sieht man eine lange Prozession von Heiligen in prächtiger Gewandung mit Kronen auf dem Haupte, während die heilige Jungfrau, verehrt wie eine Kaiserin, fern von der Menge thront, gleichwie Theodora selbst. „Nach der byzantinischen Etikette darf man ihr nicht ganz nahe treten; vier Engel umgeben sie und trennen sie von der gemeinen Menschheit.“ [1])

[1]) Charles Bayet, Recherches pour servir à l'histoire de la peinture et de la sculpture chrétiennes en Orient avant la querelle des Iconoclastes, 1876, p. 99.

Mit peinlicher Sorgfalt ist alles ausgeschieden, was Grauen erregen könnte. „Aus einem gleichfalls sehr bedeutsamen Skrupel hat es der Künstler, der dort mehrere Episoden der Passionsgeschichte dargestellt hat, vermieden, die schmerzlichste derselben, nämlich die Kreuzigungsszene, vorzuführen.“ [1])

Bei der Konstruktion der Sophienkirche scheint ausschließlich e i n Gesichtspunkt maßgebend gewesen zu sein: man wollte nämlich die nötige Lichtmenge für die Zeremonien haben, wie sie in San Vitale dargestellt sind; und was Prokopius über den Bau der Kirche erzählt, gibt dieser Anschauung recht. Nach ihm war die Sophienkirche eine Laune Justinians; er wählte nicht nur den Architekten Anthemius Trallianus, weil er der tüchtigste Fachmann seiner Zeit war, er stellte ihm auch die nötigen Mittel zur Verfügung und „stand ihm mit seinem Rate und mit seinen Ideen zur Seite“. [2]) Vom Dome heißt es, „infolge seiner leichten Bauweise .... hat es den Anschein, als ruhe er nicht auf festen Fundamenten, sondern als sei er nur eine Überdeckung für den unterhalb befindlichen Raum, als hänge er vom Himmelsgewölbe herab an jener goldenen Kette, von der die Sage erzählt;“ der Raum „ist durchflutet vom Sonnenlichte, was einen eigentümlichen Eindruck macht. Man hat die Empfindung, als sei der Raum nicht vom äußeren Sonnenlicht beleuchtet, sondern als hätten die Strahlen in ihm selbst ihren Ursprung, so reich flutet das Licht durch die Kirche“. [3]) Über die dekorativen Arbeiten kann man sich nicht mit Bestimmtheit äußern, da die heute noch vorhandenen Mosaiken wahrscheinlich aus einer späteren Zeit stammen.

Der bedeutsamste Zug dieser Kirche aber ist vielleicht ihre isolierte Lage; nirgendwo sonst ist eine ähnliche Anlage zu treffen, und der Grund hievon ist ziemlich klar. Nur ein kaiserlicher Hof hatte einen solchen Prachtbau nötig, und nur ein Kaiser konnte ihn bezahlen. Und hierauf beruht der Grundunterschied zwischen dem Morgen- und dem Abendlande. Das große Gotteshaus in Konstantinopel steht einsam da, weil es den Reichtum, den Pomp verkörpert, den Gedanken des Barbarenhirten, den der Zufall zum Herrscher jener Stadt gemacht hatte,

[1]) Charles Bayet, Recherches etc., p. 99—100.
[2]) De aedificiis Justiniani, I, 1.
[3]) Ibid., I, 1.

die den Reichtum der ganzen Welt zentralisierte. In Frankreich besaß jede Diözese eine prächtige, im Verhältnis zu ihren Mitteln stehende Kirche, und manche dieser Kirchen übertrafen an Pracht selbst die Dome von Paris. Der Grund ist der, daß die künstlerische und imaginative Kaste in Frankreich eine Theokratie bildete, die nicht im Dienste eines Königs oder eines Kaisers stand, sondern selbst die stärkste Kraft des Landes war. Im Orient war der Zufluß an imaginativen Elementen nicht groß genug, um die Auflösung herbeizuführen, und die Künstler blieben immer besoldete Dienstleute. Im Okzident dagegen schien die Gesellschaft tausend Jahre jünger zu sein, und die Konsolidation mußte von neuem beginnen. Sechs Jahrhunderte verflossen zwischen dem Tode der Galla Placidia und dem berühmten Traume des Mönches Gauzon, in dem er den Plan zur Abtei von Cluny schaute; doch der Abgrund, der die Franken und die Burgunden vom altrömischen Reiche trennte, selbst als dieses unter Heraklius seinen Tiefstand erreichte, ist mit sechs Jahrhunderten nicht ausgefüllt, er reicht viel tiefer. Für Justinian war der Bau der Sophienkirche nur eine Geld- und Zeitfrage; dem heiligen Hugo war die Kirche von Cluny ein Wunder.

In Frankreich galten die Kirchen lange Zeit als Wunder. Alle Chroniken wissen von den göttlichen Offenbarungen zu erzählen, die den Mönchen zuteil wurden; und kein Mensch kann die Schwelle dieser edlen Bauten überschreiten, ohne sich ihrer Bedeutung klar bewußt zu werden. Die Kirchen sind in Frankreich der stärkste Ausdruck der Angst vor dem Unbekannten. Der gotische Baumeister nahm auf die lebenden Herrscher keine Rücksicht, er verachtete die Könige, und in seinen Darstellungen zeigte er sie öfter in der Hölle als auf dem Throne. Dem Feinde, der im Dunkeln lauerte, konnten nur die Heiligen standhalten, und nur sie idealisierte er in seinem Werke. Es läßt sich kein grauenhafteres Bildwerk finden, als die Dämonen der Kathedrale von Rheims, und keines macht einen so majestätischen und pathetischen Eindruck wie das Tor der Jungfrau in Notre-Dame de Paris; und die Farbenpracht der Glasfenster in Saint-Denis und Chartres ist nie wieder erreicht worden.

Mit dem dreizehnten Jahrhundert kam der Orienthandel ins Land, und in dieser Zeit erhoben sich die Gemeinden zu hoher Blüte. Die unmittelbare Folge davon war, daß die Gotik verblaßte. Unter Ludwig dem Heiligen schon verlor sie ihren schönsten Glanz und unter Philipp dem Schönen verfiel sie ganz und gar. Die Menschen, die tote Katzen in die Reliquienschreine legten, konnten sich für die religiöse Bildnerei kaum begeistern. An den Kirchenfenstern und an ihren wechselnden Farben kann man den Verfall klar verfolgen.

Die Mönche, die im zwölften Jahrhundert die Kirchenfenster bemalten und die Heiligen mit dem Pinsel darstellten, wollten einfach ihre Empfindung in einem konventionellen, allen verständlichen Symbole niederlegen. Sie verwendeten dementsprechend wunderbare Farbenkombinationen, in denen das Blau vorherrschte, und sie stellten den harmonischen Ausgleich dieser Farben durch Benützung von Gold her. Viollet-le-Duc hat den Vorgang ausführlich auseinandergesetzt.[1]) Diesem System aber ging alles Pretentiöse ab, es vertrug sich auch nicht mit der Perspektive. Der Bürger des Mittelalters war reich, und wie der Römer wollte er, daß man es ihm auch ansehe. Für sein Geld wollte er mehr haben als ein feierliches Heiligenbild. Er brauchte sein Porträt oder ein Bildnis seiner Korporation, und vor allem verlangte er eine gewisse Prachtentfaltung. So kam es, daß im vierzehnten Jahrhundert an die Stelle der blauen Farbentöne die roten und die gelben Farben traten, und die Empfindung für die Bedingung der Harmonie ging nun verloren. Ferner war der Bürger realistisch, er wollte die Welt, in der er sich bewegte, dargestellt sehen. So kam die Perspektive in Gebrauch, das Gold wurde nicht mehr benützt, und die Farbenkunst verfiel schließlich gänzlich und geriet in Vergessenheit. Jahrhundertelang ist man nicht imstande gewesen, die Arbeiten der Mönche von Saint-Denis nachzuahmen. In Italien traten die ökonomischen Phänomene noch auffallender hervor. Denn die italienische Gesellschaft war immer, selbst im Mittelalter, kommerziell geartet, und sie sah die Kunst aus dem ökonomischen Gesichtswinkel. Wir brauchen nur auf ein Beispiel hinzuweisen, nämlich auf den Dombau.

---

[1]) Dictionaire raisonné de l'architecture, article Peinture.

Der florentinische Bankier, der in die Mitte zwischen die Meisterwerke des Abend- und des Morgenlandes gestellt war und der selbst nur eine schwache Einbildungskraft besaß, verfiel auf die Idee, die beiden Systeme zu kombinieren und sie in pompöser und gleichzeitig wenig kostspieliger Weise zu verzieren. Er setzte dem gotischen Bogen eine orientalische Kuppel auf, und statt diese mit Mosaiken, die viel Geld kosten, zu zieren, ließ er den Bau mit Bildern schmücken, was dreimal billiger war. Dieser Ersatz des Mosaiks durch die Freske ist eine der charakteristischesten Ideen der neueren Zeit.

Vor dem Anbruche des ökonomischen Zeitalters, in jener Epoche, als die Einbildungskraft entflammt war vom religiösen Enthusiasmus, hatten sich die Mönche, die die Klöster von Cluny und Saint-Denis bauten, um Geldfragen nicht zu kümmern. Sie hatten in den Klöstern eine sichere Existenz, sie hatten eine Behausung, das tägliche Brot und die Gewandung, sie brauchten keinen Schutzherrn und sie brauchten auch niemandem zu schmeicheln. Ihre Kunst war nicht käuflich, sondern eine heilige, begeisterte Sprache, in der sie mit Gott verkehrten, in der sie das Volk unterwiesen, und in die Steine, aus denen sie ihre Bildwerke schufen, wußten sie einen poetischen Ausdruck hineinzulegen, den die Worte nicht erreichen konnten. Das ist der Grund, warum die Gotik in ihrer Blütezeit jenen erhabenen Schwung voll Reinheit und Würde hatte.

Die Entwicklung des Porträts pflegt man meist als Vorzeichen der nahenden Dekadenz aufzufassen, und dies mit Recht, denn im Porträt kommt die Herrschaft des Reichtums zum Ausdruck. Der Enthusiast kann im Porträt unmöglich ein Ideal erblicken, wie in dem Bildnis seines Gottes, denn das Porträt ist ein käuflicher Handelsartikel, und bei seiner Erzeugung wird auf den Geschmack des Bestellers Rücksicht genommen; der Künstler, der nur seinem eigenen Geschmacke folgt, würde vielleicht keinen Käufer finden. Wenn die Porträts in Mode kommen, so ist das immer ein Anzeichen dafür, daß die ökonomische Periode weit vorgeschritten sein muß. Wie viele andere ökonomische Produkte, erreichte auch die Porträtmalerei ihre Blütezeit in der Renaissance; damals sah sich der Künstler, der nicht mehr unter dem Schutze des Klosters oder seiner Korporation stand, genötigt, seine Arbeiten zu verkaufen, um sein Leben fristen zu können, gerade so wie die veneziani-

schen Kaufleute auf dem Rialto, deren eitlen Gelüsten er dienen, deren Paläste er mit seiner Kunst schmücken mußte. Der imaginative Mensch kann mit seinem Werke dem ökonomischen Typus nicht mehr gefallen, und nach dem sechzehnten Jahrhundert ist er dem Hungertode gewidmet.

Dieses Dienstbarkeitsverhältnis ist ein Beweis für den tiefen Abgrund, der die Kunst des Mittelalters von der Kunst der Neuzeit trennte, ein Abgrund, der nie überbrückt werden konnte und der mit jedem Jahrhundert tiefer wurde, bis schließlich der Künstler wie jedes andere Mitglied der Gesellschaft zum Gegenstande eines Handels wurde, in ähnlicher Art wie der römische Plutokrat sich griechische Sklaven kaufte. Mit jeder neuen Erfindung und mit der beschleunigten Bewegung ist die Poesie immer mehr durch die Prosa verdrängt worden, und immer strenger trat die ökonomische Anschauungsweise der kleinsten Abweichung von jener Naturbetrachtung entgegen, die im Lauf der Generationen die kapitalistische Aristokratie lieb gewonnen hatte. Daher auch die absolute Herrschaft des modernen Realismus.

So verläuft also die Geschichte der Kunst parallel mit der Geschichte aller anderen Lebensäußerungen, denn die Erfahrung hat gezeigt, daß seit der Reformation eine baukünstlerische Schule wie die griechische oder die gotische Schule unmöglich geworden ist. In einer Gesellschaft, wo die Einbildungskraft gänzlich in Verfall geraten ist, war eine solche Schule natürlich unmöglich, denn die griechischen Künstler wie die Künstler der Gotik vertraten ein imaginatives Ideal. In einer ökonomischen Periode dagegen, wie zum Beispiel in der Epoche, die auf die Reformation folgte, ist die Form, in der die Energie ihren Ausdruck sucht, der Reichtum. Darum spiegelt sich seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in der Architektur der Einfluß des Geldes wider.

Viollet-le-Duc meinte von den Römern — und das gilt von allen Emporkömmlingen —, ihre Kunst habe ihren wahrsten Ausdruck vor allem in einer reichen Dekoration gefunden und weniger in der reinen Form,[1]) und das gleiche kann man auch vom neunzehnten Jahrhundert sagen. Der Typus, der Charakter

[1]) Entretiens sur l'architecture, t. I, p. 102.

ist heute der gleiche, und seine Äußerungsweise muß eine ähnliche sein; der ökonomische Mensch, der sparsam ist und dabei seinen Reichtum zur Schau stellen will, führt miserable Bauten auf, die er dann in einer phantastischen Weise ausschmückt. Die Römer klebten an den Giebel einer Badeanstalt oder eines Amphitheaters die Parodie einer griechischen Säulenreihe, und die Engländer, die den schwächeren Völkern die Meisterwerke ihres imaginativen Genius geraubt haben, schmücken ihre Banken und Kaufhäuser an den Außenwänden mit groben Imitationen der alten Kunst.

Doch trotz diesen ähnlichen Zügen ist unsere Baukunst von der römischen durch eine tiefe Kluft geschieden; die Römer verloren sich niemals völlig an den Geiz, und die Knauserei war ihnen fremd. Führten sie Mauern auf, so waren es ehrliche, solide Mauern, und nicht bemalte Eisenbalken. Und selbst bis auf Konstantins Zeiten blieb ein gewisses Ideal ungetrübt erhalten. Mochten auch die Wucherer im Senate thronen, in den Legionen standen die Reihen der Barbaren, und solange noch der Triumphator im Gepränge durch das Forum zog, wurden dem Sieger prächtige Triumphbogen errichtet. Im ganzen Lauf der Geschichte ist vielleicht nie einem Soldaten ein würdigeres und majestätischeres Denkmal errichtet worden, als die Trajanssäule, die unser Jahrhundert kopieren wollte.

Eine Nachahmung dieser Trophäe ist in Paris dem größten französischen Feldherrn zu Ehren aufgerichtet worden, und unter dieser Säule auf der Place Vendôme liegt der Kriegertypus der Neuzeit begraben. Die Säule wurde im Jahre 1810 errichtet, fast zur gleichen Zeit, da Nathan Rothschild der Herr der Londoner Börse wurde. Nun setzte die Strömung rapide ein, und seit Sedan hat die letzte Generation den Becher des Realismus bis auf die Neige geleert.

Auf dem dürren Boden der modernen Zeit kann keine Poesie mehr erblühen; das Drama ist ausgestorben, und die Schutzherren der Kunst empfinden nicht einmal mehr Scham darüber, wenn die heiligsten Ideale profaniert werden. Der ekstatische Traum, den der Mönch des zwölften Jahrhunderts in den Steinen seines gotterfüllten Heiligtums nachbildete, wird heute zur Verzierung eines Kaufhauses benützt, und der Plan eines Klosters, das vielleicht der heilige Hugo geweiht hat, wird für einen Bahnhof adaptiert.

Im Laufe von vier Jahrhunderten sind diese Erscheinungen immer stärker in Europa hervorgetreten, und je mehr sich die Konsolidation ihrem Ziel und Ende nähert, umso deutlicher werden in der Kunst die Anzeichen des drohenden Verfalles sichtbar. Vergleicht man die Architektur, die Skulptur und die Münze in London am Ende des neunzehnten Jahrhunderts mit der Kunst, die einst in der Zeit Ludwig des Heiligen in Paris blühte, so wird man an das Rom Caracallas im Vergleich zur perikläischen Athenerstadt erinnert, nur daß heute das Barbarenblut fehlt, das einst das Mittelalter schuf.

